UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crueger, Prof. Dr. H. Duntzer, Prof. Dr. A. Frey, Cand. A. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici, Prof. Dr. H. Kamel, Prof. Dr. C. Kemcke, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Merrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

73. Band

Fabeldichter, Satiriker und Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

36665

Fabeldichter,

Satiriker und Popularphilosophen

des 18. Jahrhunderts

(Lichtwer, Pfeffel, Kästner, Göckingk, Mendelssohn und Zimmermann)

Herausgegeben

von

Dr. J. Minor

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten

23273
6/6/92

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Vorwort.

Der vorliegende Band der deutschen Nationallitteratur schließt sich unter den früher veröffentlichten am nächsten an den 52. und 72. an: an den ersteren durch die in ihm enthaltenen Fabeldichter und Epigrammatiker; an den letzteren durch die Charakteristik Mendelssohns, welche das Bild von Lessings Jugendfreunden vervollständigt.

Sechs Schriftsteller, worunter die meisten ein oder mehrere Dutzende von Bänden veröffentlicht haben, sind in diesem Bande vereinigt. Ein Unternehmen wie die Deutsche Nationallitteratur wäre eine Unmöglichkeit, wenn man das Verlangen stellte, Schriftsteller ersten und zweiten, und dritten und vierten Ranges in der gleichen Breite und Ausführlichkeit wiedergegeben zu sehen. Der Schriftsteller, welcher in unserer Nationallitteratur eine zweite und dritte Stelle einnimmt, darf auch in unserer Sammlung auf keine erste Stelle Anspruch machen. Wohl aber darf der Leser beanspruchen, ein Bild seiner Persönlichkeit und derjenigen Schriften, welche wiederzugeben der Raum verbietet, in der Einleitung zu finden.

Auf die Einleitungen ist daher auch hier wieder ein Hauptgewicht gelegt worden. Man findet in denselben außer biographischen und kritischen Angaben reichliche Auszüge aus Schriften, welche in extenso mitzuteilen

eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Nach Abrundung dieser heterogenen Bestandteile wurde auch hier gestrebt; die Form des Referates aber an andern Stellen, z. B. im Streite Mendelssohns mit Jakobi, absichtlich aufrecht erhalten.

Die Auswahl der mitgeteilten Stücke rechtfertigt sich wohl von selbst. Daß von den Fabeldichtern verhältnismäßig wenig abgedruckt wurde, wird nicht auffallen: jedes Stück ist hier ein Werk für sich und aus zwei Dutzenden kann man bei glücklicher Auswahl auch die Physiognomie des Schriftstellers erkennen. Daß Pfeffel nicht stärker hervortritt, ist gleichfalls überlegt: zu der Zeit, in welcher er dichtete, hatte die Fabel und Erzählung ihre Bedeutung verloren und unsere Nationallitteratur hatte sich größere Aufgaben gestellt. Von den übrigen Dichtern sind umfängliche und ganze Stücke mitgeteilt; auch die Schrift Zimmermanns „über die Einsamkeit" wird man mit Zuhilfenahme der in der Einleitung gegebenen Disposition leicht in Gedanken ergänzen können.

J. Minor.

Fabeldichter.

M. G. Lichtwer.

Einleitung.

Unter den Fabeldichtern, welche ziemlich gleichzeitig mit Lessing auftraten, nimmt Magnus Gottfried Lichtwer ohne Zweifel die hervorragendste Stelle ein. Er stammt aus dem Meißnischen (geb. 30. Januar 1719), wo sein Vater zu Wurzen als königl. polnischer und churfürstl. sächsischer wirklicher Appellationsrat und Stiftsrat während der frühesten Kindheit seines Sohnes starb. Glücklicherweise war auch die Mutter aus guter Familie und einsichtig genug, auf die tüchtige Erziehung ihres Kindes den größeren Teil der Hinterlassenschaft ihres Mannes zu verwenden. Nach ihrem Tode (1737) bezog Lichtwer, welcher schon auf der Stadtschule seiner Vaterstadt Zeichen einer dichterischen Begabung gegeben hatte, die Universität Leipzig, auf welcher ihn neben dem eifrigen Studium der Rechte die Lektüre der Klassiker und von den neuern Sprachen besonders französisch und italienisch beschäftigte. Auch an ihm erfüllte Leipzig die Aufgabe der weltmännischen Erziehung: von hier nahm er nicht nur gesellschaftliche Kenntnisse und Fähigkeiten, sondern auch die peinliche Sorgfalt für äußere Eleganz mit ins Leben, welche er fortan immer beibehalten hat. Nachdem er sich seit 1741 mehrere Jahre bei Verwandten in Dresden aufgehalten hatte, ohne der gehofften Anstellung teilhaft zu werden, begab er sich 1743 zu neuen juridischen Studien nach Wittenberg, wo er sich fast zu gleicher Zeit den juristischen Doktorgrad und die philosophische Magisterwürde erwarb. Die Jahre 1745 und 1746 verbrachte Lichtwer, durch einen Erbschaftsprozeß abberufen, zum Teile in Quedlinburg, wo er durch einen Zufall fast sein Augenlicht eingebüßt hätte, zum Teile in Halberstadt. Erst 1747 kehrte er wieder nach Wittenberg zurück, wo er über Wolffs Vernunftlehre und über die justinianischen Institutionen, also zugleich juridische und philosophische Vorlesungen hielt. Der Beifall, welchen dieselben fanden, munterte ihn im nächsten Jahre zur Fortsetzung auf und er las nun auch über Wolffs Moral, bis ihn noch in demselben Jahre ein Blutsturz zum Aufgeben der akademischen Laufbahn nötigte. Um diese Zeit erschien die erste Auflage seiner äsopischen Fabeln, deren erster Entwurf schon in Dresden entstanden war. Noch in Wittenberg verheiratete er sich auch mit einer Tochter aus gelehrter Familie und siedelte 1749 nach Halberstadt über, wo er nicht nur das ihm in Quedlinburg zugefallene

Vermögen besser verwalten zu können glaubte, sondern auch von mütterlicher Seite (sie war die Tochter eines Halberstädtischen Regierungsrates, ihr Bruder damals noch Dechant des Domkapitels) einflußreiche Verwandte hatte. Hier fiel ihm zunächst (wie man sagt, durch einen Verehrer der Dichtkunst, den Generalmajor von Stille) eine Präbende am Stift des

Magnus Gottfr. Lichtwer.

hl. Bonifaz und Moritz zu. Um in dem Genuß derselben der Beschäftigung nicht zu entbehren, bewarb er sich um die Stelle eines Referendars bei der preußischen Regierung in Halberstadt, welche ihm anfangs ohne Gehalt zugestanden wurde, schon 1752 aber, nachdem man sich von seinem Fleiße und seiner Leistungsfähigkeit überzeugt hatte, die Ernennung zum wirklichen Regierungsrate, bald darauf auch zum Mitglied der Landesdeputation eintrug.

Der Dichtung, welcher er eigentlich nie angehört hatte, starb Lichtwer in seiner folgenden amtlichen Periode nahezu völlig ab. Die zweite Ausgabe seiner Fabeln, welche im Jahre 1758 erschien, entschuldigte das Unterbleiben der als notwendig erkannten eingreifenden Verbesserungen mit Mangel an Zeit und Lust; und die auf Ramlers Umarbeitung hin 1762 erschienene „neue verbesserte" Auflage war mehr eine Eingebung des Widerspruches, als der dichterischen Stimmung. Am wenigsten verriet sich poetischer Geist in dem langweiligen Lehrgedicht: „Das Recht der Vernunft in fünf Büchern", welches 1758 bei Breitkopf in Leipzig erschien und sicher nicht ohne Grund und ohne frommen Wunsch für die weitere Laufbahn von dem Verfasser dem Könige von Preußen gewidmet wurde. Der Titel rührt von Gottsched her, mit welchem Lichtwer durch die Anzeige seiner äsopischen Fabeln im „Neuesten" in Korrespondenz geraten war; der Verfasser wollte sein Gedicht ursprünglich „Recht der Menschheit" oder „Recht der Natur" überschreiben. Seine Absicht war, die Hauptlehren des natürlichen Rechts und der Sittenlehre nach Wolffs Grundsätzen in der Sprache der Dichter, d. h. in Alexandrinern vorzutragen. Drei Jahre vorher hatte Lessing in „Pope ein Metaphysiker" die Verteidiger des Lucrez, dessen Poesie das System des Epikur enthält, mit den Worten abgewiesen: „Nicht daß man ein System in ein Silbenmaß oder auch in Reime bringen könne, wird geleugnet, sondern daß dies in ein Silbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein wird." Das gilt genau auch von Lichtwers Lehrgedicht und ist von Mendelssohn, dem Rezensenten desselben in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, sogleich nach dem Erscheinen gegen dasselbe eingewendet worden. In der That wurden hier bloß Wolffs Paragraphen in Verse umgesetzt, die Lehrsätze des Philosophen in ermüdender Breite nacheinander vorgetragen. Die dem Gedichte vorangeschickte Inhaltsangabe gestaltete sich notwendig zu einem summarischen Überblick über das Wolffische System und auch der Gedankengang Wolffs war so genau eingehalten worden, daß man, um nicht den Faden des Gedichtes zu verlieren, immer wieder auf diese Inhaltsangabe zurückblicken mußte. Auch die Terminologie des Systemes kehrt allerorten wieder und sticht von dem trockenen und frostigen Tone, in dem sich das ganze Gedicht bewegt, kaum ab. Auf die Phantasie und das Gefühl wird nirgends Rücksicht genommen und auch gegen den poetischen Verstand fast in jeder Zeile gefehlt. Gottsched ausgenommen, begegneten sich die Kritiker in der Verurteilung dieses Lehrgedichtes ziemlich allgemein und es war nur eine Grille aus Herders späterer Zeit, wenn er in den Humanitätsbriefen ein Wort zu dessen Gunsten fallen ließ.

J. J. 1763 veröffentlichte Lichtwer in Berlin anonym eine von gelehrten Anmerkungen begleitete Übersetzung von „Des Minutius Felix: Oktavius oder Gespräch zwischen einem Heiden und Christen von der Religion; aus dem Lateinischen übersetzt von einem Mitgliede der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg." Ihr

hatte er es wohl zu verdanken, daß er noch in demselben Jahre mit Beibehaltung seiner früheren Ämter zum weltlichen Konsistorialrat ernannt wurde. Noch 1763 erhielt er auch die Ernennung zum Kriminalrat, zwei Jahre später wurde er noch dem Pupillenkollegium als Vormundschaftsrat zugeteilt. Seit dieser Zeit wurde Lichtwer immer mehr bloßer Beamter und wußte auch nur die Dienstpflicht zu schätzen. Schon 1760 hatte er auf einer Reise, welche er mit Frau und Familie nach Braunschweig und Wolfenbüttel unternahm, die dort ansässigen Dichter Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt vollkommen ignoriert; auch mit dem Kreise der Dichter, welche sich in Halberstadt selbst um Gleim versammelten, mied er jede Berührung. Nur der kalte und förmliche Amtsverkehr und ein Kreis unbedingter Verehrer, welche seinem Dünkel und seiner Eitelkeit frönten, behagte ihm in der letzten Zeit. Argwohn, Geiz und Pedanterie isolierten ihn jetzt noch mehr, als es zeitlebens sein Fall gewesen war. Dabei machte ihn sein peinlicher Diensteifer immer redseliger und weitschweifiger und ein Verweis, den ihm ein Vorgesetzter in Gegenwart des ganzen Kollegiums und seiner Untergebenen wegen endloser Breite erteilte, soll den Anlaß zu seinem Tode gegeben haben, welchen ein andauerndes Hämorrhoidalleiden seit einigen Jahren vorbereitet hatte (gestorben 7. Juli 1783).

* * *

Die erste Auflage der Lichtwerschen Fabeln erschien ohne den Namen des Dichters unter dem Titel: Vier Bücher äsopischer Fabeln, in gebundener Schreibart Leipzig 1748 bei einem ganz unbedeutenden Verleger, Namens Wolfgang Dürr. Es waren 100 Fabeln, ganz regelmäßig in vier Bücher abgeteilt, deren jedes also 25 Stücke enthielt. Vor jedem Buche wendet sich der Autor in einem kurzen Einleitungsgedicht an den Leser, mit welchem er sich, aber nur ganz allgemein und ohne grundsätzliche Erörterung, über das Wesen der Fabel unterhält. Gutes und Schlechtes war, nach des Autors späterem Eingeständnisse, in dieser Sammlung gemischt, welche denn auch lange unbeachtet blieb, bis Gottsched in seinem „Neusten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ (1751 Weinmonat) als ihr Lobredner auftrat. Ja noch 1754 in seinem Auszug aus Batteux' Einleitung in die schönen Wissenschaften stellte Gottsched unseren Lichtwer als den originellsten und besten deutschen Fabeldichter hin; sehr gegen dessen eigene Überzeugung, welche in diesem Urteile aus bloßer Animosität die besten Dichter der Zeit, Haller, Gellert, Hagedorn, übergangen fand. Diese Lobpreisungen Gottscheds hatten zur Folge, daß schon im Jahre 1758 eine zweite Ausgabe notwendig wurde, auf welcher sich Lichtwer mit vollem Amtstitel als Verfasser einführte: „Vier Bücher äsopischer Fabeln von M. G. Lichtwer, königl. preuß. Regierungsrathe im Fürstenthum Halberstadt, des Stifts S.S. Bonifacii und Mauritii daselbst, wie auch zu Wurzen Canonico. Zweite Auflage, nebst einem Anhange.“ (Berlin 1758.) Nur wenig Änderungen

hatte der Verfasser Zeit und Gelegenheit gefunden anzubringen. Eine Fabel war mit einer andern vertauscht worden, anderen wurde eine neue Wendung gegeben und am Ende des vierten Buches eine neue hinzugefügt. Den Anhang von Oden und Liedern hat der Verfasser, in der richtigen Erkenntnis, daß sie von keinem poetischen Talent Zeugnis geben, in den folgenden Ausgaben selber kassiert. Wieder trat Gottsched in seinem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (1758 Wintermonat), aber auch Ramler in seiner Übersetzung des Batteux, die noch in demselben Jahre erschien, für Lichtwers Fabeldichtung ein, während Mendelssohn in der Bibliothek der Wissenschaften ihr Lob auf das richtige Maß einzuschränken suchte, auf den ungleichen Wert der verschiedenen in dieser Sammlung enthaltenen Stücke hinwies und sein Bedauern aussprach, daß Lichtwer in dieser neuen Auflage die schlechten nicht ausgemerzt oder verbessert habe. Zu dieser Ansicht bekehrte sich, offenbar unter dem Einflusse Lessings, später auch Ramler und dokumentierte dieselbe durch einen höchst eigenmächtigen Eingriff in Lichtwers Autorrechte. 1761 erschien zu Greifswalde und Leipzig, sogar mit königl. poln. und kurfürstl. sächs. Privilegium gedruckt, eine unrechtmäßige Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln unter dem Titel: „Herrn M. G. Lichtwers, königl. preuß. Hof- und Regierungsraths im Fürstenthum Halberstadt, auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweien Büchern." Der Titel zeigt zur Genüge, in welchem Punkt die Meinung des anonymen Herausgebers, welche er in der Vorrede auseinandersetzt, von der Lichtwers abweicht. Er läßt „äsopische" weg, weil ihm Lichtwers Fabeln mehr in der Manier des Lafontaine oder Phädrus gehalten zu sein schienen; er setzt „Erzählungen" hinzu, weil ihm einige mehr zu dieser Dichtungsgattung als zur Fabel im strengen Sinne des Wortes zu gehören schienen. Er behält ferner, indem er die schlechten von den guten aussondert, aus der Zahl der Hundert nur 65 und drei Fragmente bei: wir dürfen hier nicht verhehlen, daß wahrscheinlich Lessing der Ungenannte war, welchem Ramler die Auswahl verdankte. Aber auch von den ausgewählten Meisterstücken sollten die Flecken abgewischt, besonders „verächtlich gewordene Ausdrücke getilgt werden"; und diese Verbesserungen hatte Ramler auf sich genommen, der denn auch die so verbesserten Stücke mit einer für den Verfasser höchst schmeichelhaften, alle Ehre allein dem Herrn Lichtwer vindizierenden Vorrede in die Welt schickte. Dieser aber war weit entfernt, durch Ramlers Schmeicheleien über die Ungebühr des Unternehmens sich täuschen zu lassen. Er sprach sich derb und rückhaltlos in den Hamburgischen und andern Zeitungen gegen den Nachdruck aus und kündigte eine rechtmäßige verbesserte Auflage an, welche im folgenden Jahre unter dem Titel erschien: „M. G. Lichtwers, königl. Regierungsrathes im Fürstenthum Halberstadt, Fabeln in vier Büchern, von dem Verfasser selbst herausgegeben. Dritte Auflage" (Berlin 1762) und auch der folgenden vierten Ausgabe zu Grunde liegt (Berlin 1775), die sich nur durch eine am Schlusse veränderte

und eine neu hinzugefügte Fabel von der dritten unterscheidet und als die letzte bei Lichtwers Lebzeiten erschienene Ausgabe die Basis aller nach seinem Tode erschienenen Drucke bildet.

Diese dritte Auflage unterscheidet sich wesentlich von den beiden vorigen. Lichtwer hatte zunächst einige ungenügende Stücke weggelassen, umgeschmolzen oder durch andere ersetzt; wobei er wohl Ramlers kritischen Fingerzeigen folgte, aber keine seiner Änderungen annahm. Unter den neu hinzugekommenen Stücken, welche den Umfang der Sammlung um vier Nummern vermehrten, fand Mendelssohn einige sehr gute, einige mittelmäßige und nicht wenige sehr schlechte Stücke. Der Anhang von Oden und Liedern wurde weggelassen; dagegen trat Lichtwer hier zum erstenmale mit einer Vorrede vor den Leser. Und über was anders hätte sich diese auslassen können, als über sein Verhältnis zu dem unrechtmäßigen Herausgeber? Lichtwer giebt also gerne zu, daß der erste, noch in die Dresdner Zeit fallende Entwurf der Fabeln Fehler hatte, welche zu ändern es ihm an Lust und Muße gefehlt habe. Den unrechtmäßigen Bearbeiter aber erklärt er nach aller Form Rechtens und mit Citierung juridischer Quellen für einen Plagiarius, einen Verfälscher und gelehrten Dieb, seine Handlungsweise als niederträchtig und strafbar. Er sucht nachzuweisen, daß sein Verbesserer meistens seine Absicht gar nicht verstanden habe, daß er in andern Fällen ohne Grund geändert und so eigentlich alles verschlechtert habe. Eine ironische Wendung Ramlers mißverstehend, spricht er dem Herausgeber Witz und Kenntnis zur Beurteilung und Verbesserung der Gedichte anderer ab, weil er die Erfindung, welche beim Fabeldichter die Hauptsache sei, nur so nebenbei erwähne. Mit Recht fand auch Mendelssohn im 233. Litteraturbriefe das Beginnen des Überarbeiters ebenso unbillig und unerhört; und die Dialektik seines Freundes G. (Lessing ist gemeint, dessen Urteil in dem Litteraturbriefe mitgeteilt wird) vermochte ihn nicht von seiner Meinung abzubringen. Aber auch Mendelssohn mußte es beklagen, daß sich Lichtwer in seiner Entgegnung gar zu ungelenkig gestellt und dadurch fast sein gutes Recht verloren habe — wie denn die Bibliothek der Wissenschaften aus demselben Grunde offen für Ramler Partei ergreift und von Lichtwer geradezu fordert, daß er sich dem Verbesserer für diesen Freundschaftsdienst dankbar erweise. Namentlich weist Mendelssohn den Vorwurf der Unkenntnis und des Unverstandes von ihm zurück: da doch Lichtwer selbst, wenn er auch seine Änderungen ignoriere, sich die Kritik derselben zu Nutze gemacht und sich die Stellen, wo Verbesserung nötig war, recht gut gemerkt habe. Er nimmt Ramler auch gegen die Beschuldigungen des Plagiums, der Verfälschung und des Diebstahls in Schutz: keine dieser Beschuldigungen sei angebracht, weil Ramler nirgends die Lichtwerschen Fabeln für sein oder Lichtwers alleiniges Eigentum ausgegeben habe. Auch Nachdrucker dürfe man ihn nicht schelten, weil er dafür zu viel aus seinem eigenen in die Lichtwerschen Fabeln hineingesteckt habe. Aber er bleibt dabei: das Vergehen des Verbesserers

sei nicht zu entschuldigen und die Begründung, welche er hinzufügt, ist schlagend. Wir wollen, sagt er, den Schriftsteller samt seinen Fehlern in seinen Werken wiederfinden; eine fremde Hand aber verändere immer auch seinen Charakter. Verändern und verbessern sei Sache des Kunstrichters und gehöre in eine Kritik. Wenn der Verbesserer daher immerhin seinen Geschmack, geschickte Versifikation und die Gabe, sich in die Denkungsart eines fremden Dichters zu versetzen, bewiesen habe: so habe ihn in letzterer Hinsicht Lichtwer selber freilich immer übertreffen müssen, „der mehr Lichtwer ist" als sein Verbesserer, und es sei daher nur vorauszusehen gewesen, daß Lichtwers Änderungen mehr in der ihm eigenen Manier als die Ramlerschen sein würden. An einzelnen Stellen sucht der Kritiker nun nachzuweisen, wo immer der eine mit seinen Verbesserungen hinter dem andern zurücksteht oder ihn übertrifft. Ramler freilich ließ sich dadurch nicht abschrecken, an den in seine Fabellese aufgenommenen Stücken neuerdings den Korrektor zu spielen.

Die Urteile, welche Mendelssohn in der Bibliothek der Wissenschaften und in den Litteraturbriefen über Lichtwers Fabeln gefällt hat, besitzen auch heute noch Kraft. Schon Ramler hatte den Zusatz „äsopische" auf dem Titelblatte der unrechtmäßigen Ausgabe gestrichen, weil ihm Lichtwers Fabeln mehr in der Art des Phädrus zu sein schienen, mit dem sie auch die gebundene Schreibart gemein hätten. Wenn er ihm aber auch den Namen eines deutschen Äsopus nicht zuerkennen wollte, so gab er ihm doch bereitwillig den Namen eines deutschen Lafontaine. Dieselbe Leichtigkeit; dieselbe feurige, muntre, kurze, der gemeinen Rede nahe kommende Ausdrucksweise; dieselbe Ungezwungenheit der Reime; dieselbe Mannigfaltigkeit in der Anlage und in der Wendung; dieselbe Gabe, durch die dargestellte Moral niemals zu ermüden — fand er bei beiden wieder. Ja in der Originalität der Erfindung setzte er den Franzosen sogar mit einer geschickten Wendung, welche Lichtwer allerdings mißverstand und sich erst von Mendelssohn mußte deutlich machen lassen, tief unter den Deutschen herunter, indem er es nicht nötig findet, bei diesem Punkte seine Vergleichung weiter fortzusetzen. Und schon in der Übersetzung des Batteux hatte Ramler die Besprechung der Lichtwerschen Fabeln mit den Worten geschlossen: „Man findet in ihnen mehrentheils eine nachdrückliche kurze, eine vortreffliche und mannigfaltige Moral, schöne und nicht geborgte Erfindungen, viel Phädrische Zierlichkeit und Lafontainische Lustigkeit." Diesen Worten beistimmend, zugleich aber das in ihnen enthaltene Lob in allen Punkten außer in dem der Originalität der Erfindung einschränkend, fährt Mendelssohn im dritten Bande der Bibliothek der Wissenschaften fort, daß man in sehr vielen Fabeln unseres Dichters auf der andern Seite gerade wieder eine unangenehme Länge, eine gemeine Moral und ein niedrig possierliches Wesen finde, welches von der edlen Lafontainischen Lustigkeit eben so sehr entfernt sei als von der Phädrischen Zierlichkeit. „Denn wenn Herr Lichtwer in einigen seiner Fabeln nachdrücklich, edel und sogar

erhaben, in andern unnachahmlich und meisterhaft lustig ist, so findet man auch einige, in welchen er, ehe man es sich versieht, ganz unglücklicher Weise bis zur Niedrigkeit eines Stoppe hinuntersinkt... Ohne diese schlechten Stücke würde er ohnstreitig unter die größten Dichter Deutschlands gezählt werden müssen." Und dieses wohlbegründete Urteil über den ungleichen Wert der Lichtwerschen Fabeln hält Mendelssohn auch in den Litteraturbriefen aufrecht: manche, heißt es hier, seien in Erfindung, Anordnung, im Vortrage, sogar bis in ihre äußeren Nebenzieraten unverbesserlich, sie verrieten nicht bloß Genie, sondern auch kunstmäßige Meisterschaft, dagegen sinke der Verfasser in andern wieder so tief, daß man ihn gar nicht wiedererkenne.

Dasselbe Urteil ergiebt sich auch, wenn wir Lichtwers Fabeln mit Lessings Definition zusammenhalten. Auch hier hätte Lichtwer neben manchem Treffer viele Nieten aufzuweisen. Der allgemeine Satz, welcher auf die Wirklichkeit zurückgeführt werden soll, wird oft nur von den handelnden Personen der Fabel, als welche Lichtwer wiederholt auch Allegorieen verwendet, vorgetragen und nicht anschaulich dargestellt. Wiederholt fehlt es auch an dem von Lessing so streng geforderten „anschauenden erkennen", indem die Anwendung, welche von der Fabel gemacht wird, eine schiefe oder bloß halbe ist. Daß Lichtwers Fabeln natürlich durchaus mit dem Maßstabe des vorigen Jahrhunderts gemessen werden müssen und unseren neueren Anschauungen durchaus nicht entsprechen, versteht sich von selbst. Der Fabeltheorie ihrer Zeit entsprechend ist ihnen die moralische Tendenz das Erste und Höchste: die liebevolle Beobachtung der Geheimnisse des Tierlebens ist erst das Zweite und bringt es nirgends zur Darstellung der feineren und poetischen Züge desselben. Den Wert, welchen sie in ihrer der Prosa verwandten Art haben, beweisen nicht bloß die Übersetzungen ins Französische, Dänische, Russische, Lateinische, sondern auch der Umstand, daß sich einige derselben bis heute im Munde des Volks erhalten haben und fast sprichwörtlich geworden sind.

Nachrichten über Lichtwers Leben und Schriften findet man in „Magnus Gottfr. Lichtwers, königl. Regierungsraths im Fürstenthum Halberstadt ꝛc. Leben und Verdienste, nebst einigen Beilagen, aus Licht gestellt von Frdr. Wilh. Eichholz". (Halberstadt 1784). Früher noch in Christian Heinrich Schmids Biographie der Dichter (II, 474—78, nach Lichtwers eigenen Mitteilungen). In Fördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (III, 365—392). Neuerdings in der Allgemeinen Deutschen Biographie XVIII, 558 ff. (Franz Muncker). Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften, welche auch das Lehrgedicht enthält, erschien unter dem Titel: „M. G. Lichtwers Schriften. Herausgegeben von seinem Enkel E. L. M. von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwers von Fr. Cramer." (Halberstadt 1828.) Wir geben im folgenden eine Auswahl aus Lichtwers Fabeln nach der Ausgabe von 1758.

J. Minor.

Lichtwers Aesopische Fabeln.

1. Die beraubte Fabel.

Es zog die Göttinn aller Dichter,
Die Fabel, in ein fremdes Land,
Wo eine Rotte Bösewichter
Sie einsam auf der Straße fand.

Ihr Beutel, den sie liefern müssen,
Befand sich leer; sie soll die Schuld
Mit dem Verlust der Kleider büssen,
Die Göttinn litt es mit Geduld.

Hier wies sich eine Fürstenbeute,
Ein Kleid umschloß das andre Kleid;
Man fand verschiedner Thiere Häute,
Bald die, bald jene Kostbarkeit.

Hilf Himmel, Kleider und kein Ende!
Ihr Götter! schrien sie, habet Dank;
Ihr gebt ein Weib in unsre Hände,
Die mehr trägt, als ein Kleiderschrank.

Sie fuhren fort, noch mancher Plunder
Ward preis; doch eh man sichs versah,
Da sie noch schrien, so stund, o Wunder!
Die helle Wahrheit nackend da.

Die beraubte Fabel. Zu den aus der zweyten Auflage von Lichtwers Vier Büchern Aesopischer Fabeln (Berlin, bei Gottlieb Augustus Lange 1758) auf Grund der Mendelssohnschen Rezension ausgewählten Fabeln setze ich Mendelssohns Urteil hinzu, welches uns zugleich eine Probe von Mendelssohns Kritik geben soll. Die Nummern 1. 2. 3. 4. 5. 10. 12. 13. 14. 15. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 30. bezeichnet er als „sehr schöne Fabeln, darunter einige nicht von allem Tadel frei, aber dennoch dem Dichter Ehre bringend, die übrigen derselben aber vortrefflich, daß sie den berühmtesten Fabeln eines Gellerts an die Seite zu setzen sind".

Die Räuberschaar sah vor sich nieder,
Und sprach: Geschehen ist geschehn,
Man geb ihr ihre Kleider wieder,
Wer kann die Wahrheit nackend sehn?

2. Phyllis und der Vogel.

Es trug Damoet vor wenig Wochen,
Zu Phyllis, seiner Schäferinn,
Ein Thier, das er ihr längst versprochen,
Ein abgerichtet Vöglein, hin.
Ach! sagte Phyllis, mein Damoet,
Es ist recht schön, kann es auch singen?
Ja! Kind, es singt wie ein Poet,
Ich werde dir nichts schlechtes bringen.

Wie freundlich dankte sie Damoeten!
Wer wünschte nicht Damoet zu seyn?
Sie schloß den fliegenden Poeten
In ein vergittert Häuschen ein.
Sie knackt ihm Hanf, sie gab ihm Brod,
Das sie zuvor in Milch erweichte,
Es hieß: der Vogel leidet Noth,
So oft sie ihm das Futter reichte.

Der Vogel, dem dergleichen Fülle
Nie vor den Schnabel kommen war,
Genoß sein Futter in der Stille,
Und unterließ das Singen gar.
Ey, sagte Phyllis, sing auch nun;
Sieh, was ich dir für Guts erzeiget!
Der Vogel hatte mehr zu thun,
Sie häuft sein Futter. Nichts; er schweiget.

Damoet, das will ich nicht vergessen,
Rief Phyllis, daß ich dir geglaubt,

Der Vogel hat so viel zu fressen,
Und singt doch nicht. Ist das erlaubt?
Es blieb dabey. Hört, was geschah,
Die Schäferinn gieng einst zum Schmause,
Und blieb bis an den Abend da,
Der Vogel hungerte zu Hause.

Ergötzt er gleich nicht Phyllis Ohren,
So war er dennoch werth bey ihr,
Sie schätzt ihn dießmal für verloren,
Ach! sagte sie, du armes Thier!
Indem ich hier getanzt, wirst du
Vielleicht schon mit dem Tode ringen.
Sie eilt nach ihrer Wohnung zu,
Da höret sie den Vogel singen.

So! rief die Phyllis, kam dein Schweigen
Von allzuvielem Futter her,
So wird der Hanf im Preise steigen;
Sie hält ihn knap: Nun singet er.
Des Schicksals Weisheit zeiget sich,
Vom kleinsten Wesen bis zum größten,
Sie nährt die Dichter kümmerlich:
Warum? da singen sie am besten.

---

3. Der Fuchs.

Es fand der Fuchs ein Buch im Grase;
Ein Buch im Grase? sagest du.
Wie kam das Buch ins Gras? Mein Freund! laß mich in Ruh
Ich sag, er fand es da, trotz deiner spitzen Nase.
So lautet, sag ich, der Bericht.
Und fand er es im Grase nicht,
Wo hätt er es denn sonst gefunden?
Das Buch in Leder eingebunden,
Das Meister Fuchs im Grase fand,
War, o beweinenswürdger Schade!

Die weltberühmte Vulpiade,
Sonst Reinecke der Fuchs genannt.
Es steckte zwar der Fuchs die Nase tief hinein,
Es schien, als hätt er Lust zu lesen,
Allein, wie konnt es möglich seyn?
Er war auf Schulen nie gewesen.
Der gute Schlucker suchte hier
Ein Pflaster für den leeren Magen,
Er suchte Fleisch, und fand Papier.
Er wollte schon den Band zernagen,
Als er im Buche selbst sein Bildniß hier und da
Nicht ohne Schrecken glänzen sah.
Sofort ward es von ihm durchbildert,
Sein liebreich Angesicht befand sich überall,
Bey manchem Glücks- und Unglücks-Fall,
Recht nach dem Leben abgeschildert.
Besonders rührt ihn die Gefahr,
Die ihn bis untern Galgen brachte,
Und gar zum armen Sünder machte,
Weil alles so natürlich war.
Man sprach das Urtheil über ihn,
Der weiße Stab lag ihm zu Füssen,
Der Galgen stunde da, und schien
Ihn schon als Hauswirth zu begrüssen.
Der Kater, Hinz, hielt einen Strick,
Und hieß ihn auf die Leiter treten,
Der Bär hub an mit ihm zu beten;
So nahe schien allhier sein letzter Augenblick!
Hier schimpft und sprach der Hünerdieb,
Entweder mein Gedächtnißkasten,
Hat so viel Löcher als ein Sieb,
Wo nicht, so lügen die Phantasten,
Die dieß gemalt, mit allem Fleiß:
Denn nach der Bilder Sinn zu rathen,

23. durchbildern, gesammelte Bilder durchsehen, ein Bilderbuch durchblättern; im Grimmischen Wörterbuch auch aus Thümmels Reisen und in uneigentlicher Bedeutung aus Hippels Lebensläufen belegt. — 37. In der Rostocker Ausgabe von 1662. pag. 151. steht der Bär in Holzschnitt gestochen, und hat ein großes Buch in den Pfoten, der Fuchs aber begehrt zu beichten. Anm Lichtwers. — Über die Rostocker Ausgabe des Reineke Fuchs vgl. Goedeke I, 292 und Koberstein II, 167 Anm. 2.

So stehn hier viel von meinen Thaten,
Davon ich keine Sylbe weis.

* * *

Was da der Fuchs spricht, würden wir
Von hundert alten Helden hören,
Wenn sie der Bücher, die wir hier
Von ihnen lesen, kundig wären.

4. Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderwärts sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild;
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Sie kamen nah zu einer Brücke,
Da wandten sie sich ohngefähr,
Und sieh! es hinkte mit der Krücke
Die Strafe hinter ihnen her.

Du holst uns dießmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein; doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immerfort zu laufen,
Ich komm oft spät, doch richtig nach.

5. Der Löwe und Wolf.

Am Fuß der wüsten Parthen Felder
Schlug König Löw, und Meister Bär,
Den Richtstuhl auf; das Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst, und klagte
Mit heißen Thränen, wie man glaubt,
Ihr Kind, das Kalb, hab, eh es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sah umher, zu hören,
Wem sonst davon was wissend sey:
Ich, sprach der Wolf, kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabey.

Und wer verklagt dich? sprach der König:
Verläumder, fiel ihm jener ein,
Ich bin itzt krank und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen seyn.

Schweig, rief der Löwe; das Gewissen
Läßt einen Buben nirgends ruhn,
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir desgleichen thun.

So starb der Wolf, und, wie man saget,
Verrieth sein Bauch, was er gethan.
Wer sich entschuldigt, eh man klaget,
Der giebt sich selbst zum Thäter an.

6. Der Mohr und der Weiße.

Ein Mohr und Weißer zankten sich,
Der Weiße sprach zu dem Bengalen:
Wär ich wie du, ich ließe mich
Zeit meines Lebens niemals malen.

Der Mohr und der Weiße. Mendelssohn: „Die Erfindung ist gemein. Wenn diese Fabel einiges Verdienst hätte haben sollen, so hätte es in der Ausführung bestehen müssen. Wir wollen sehen, wie diese dem Dichter gelungen ist. Die erste Strophe ist schön. Der Einfall wär ich wie du ꝛc. ist beißend und vermag das Gelächter der Anwesenden auf die Seite des Weißen zu ziehen. Der Europäer fährt fort seinen Gegner durch Einfälle zu Boden zu schlagen (Str. 2). Die Ausdrücke Pechgesichte, schwarzes Wesen sind burlesk, aber dennoch eben nicht zu tadeln. Der Mohr will Einfall mit Einfall bezahlen; aber der Poet scheint seinem Landsmann gewogener gewesen zu sein. Die Einfälle des Afrikaners verfallen in das niedrig Possierliche, welches allzusehr unter dem Horizont des Schönen ist. Unausgebratener Naseweis ist pöbelhaft und kindisch — Er scheinet die Welt nur deswegen mit einem ungeheuren Baume zu vergleichen, damit er den läppischen Scherz vorbringen könne, der Weiße sei eine unreife Pflaume. Der Streit bleibt am Ende der Fabel noch unentschieden. Der kluge Richter, an welchen sie appelliren, fällt dem Weißen bei. Dieses kömmt ziemlich unvermuthet. Wir sind vorher nicht unterrichtet worden, ob der Richter ein Weißer oder ein Mohr sei und in welchem Theile der Welt sich die Geschichte ereignet. Wär es nicht vernünftiger gewesen, dem Richter die unparteiische Antwort in den Mund zu legen:

Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an,
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

Der Knoten würde auf diese Art entwickelt, und die Fabel hätte ihr gehöriges Ende."

Besieh dein Pechgesichte nur,
Und sage mir, du schwarzes Wesen,
Ob dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?

Gut, sprach der Mohr, hat denn ihr Fleiß
Sich deiner besser angenommen?
Unausgebratner Naseweis,
Du bist noch ziemlich unvollkommen.

Die Welt, in der wir Menschen sind,
Gleicht einem ungeheuren Baume,
Darauf bist du, mein liebes Kind,
Die noch nicht reif gewordne Pflaume.

Sie zankten sich noch lange Zeit;
Und weil sich keiner geben wollte,
Beschlossen sie, daß ihren Streit
Ein kluger Richter schlichten sollte.

Als nun der Weiße Recht behielt,
Da sprach das schwarze Kind der Mohren:
Du siegst; ich habe hier verspielt,
In Tunis hättest du verloren.

* * *

So manches Land, so mancher Wahn,
Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an,
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

7. Phöbus und sein Sohn.

Der Mond trat zwischen Sonn und Erde,
Sein Schatten deckte Wald und Gras,
Und auch die Trift, wo bey der Heerde
Ein Hirt und Sohn des Phöbus saß.

Phöbus und sein Sohn. Mendelssohn: „Will man eine philosophische Wahrheit in eine Fabel eingekleidet? Hier ist eine."

Der Hirte rief voll Furcht und Zagen,
Mein Vater, du verlierst den Schein;
Wie kann der heitern Gottheit Wagen
Des Lichtes Quell und dunkel seyn?

Du irrst, sprach Phöbus, deine Hürden
Sind bloß der Ort, der dunkel ist,
Du suchst mir Fehler aufzubürden,
Womit du selbst umnebelt bist.

* * *

Zwischen Gott und unsern Sinnen
Steht die Menschheit mitten innen,
Und verbirgt vor uns sein Licht,
Wir sind dunkel, und Gott nicht.

8. Der Riese und der Zwerg.

Es traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an,
Und sprach: ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Der Riese und der Zwerg. Mendelssohn: „Die Erfindung ist vortrefflich, und macht der berühmten Fabel des Phädrus von dem Wolf und dem Schafe fast den Vorzug streitig. Die nichts verschonende Gewaltthätigkeit der mächtigen wird in beyden Apologen auf das lebhafteste geschildert. Der Charakter des Riesen und des Zwerges stechen hier ebenso schön gegen einander ab, als dort des Wolfs und des Schafs, außer, daß das Schaf gewissermaßen unschuldiger ist, als hier das Zwerglein, welches durch eine List zu entkommen sucht. Die Katastrophe ist in beyden blutig und die Fabel einem kleinen Trauerspiele ähnlich. — Wie unvergleichlich wird (in Str. 1) die Scene eröffnet und der Vorwurf auseinandergesetzt. Wir sind sogleich in der Mitte des Trauerspiels. Es traf das Zwerglein auf seinem Gange, gleichsam von ungefähr. Er würde es nicht bemerkt haben; der Hunger trieb ihn auch nicht allzusehr an, sich etwas zu suchen. Da er es aber trifft, so spricht er: ich suchte lange so was für meinen Zahn. Dieses verächtliche so was ist sehr poetisch und drückt den Charakter aus. Die folgenden beiden Strophen sind hingegen so niedrig, so unanständig, daß sie das ganze Gedicht schänden. Man muß sich verwundern, wie ein so schöner Geist auf einmal so kriechend denken kann. In der Sammlung von Oden und Liedern, die Herr Rammler herausgegeben, hat dieser Dichter die beyden Strophen folgendergestalt verändert:

„Fürwahr, du bist mir besser
Als jenes fette Schaf.
Heut mag ich dich nicht größer,
Sonst fürcht ich mir den Schlaf.

Indem er dieses sagte,
Hascht er und würgt ihn schier;
Da schrie der Zwerg und fragte:
Was willst du denn von mir."

Dieß soll zu Fingerlecken,
So wahr ich fromm und keusch,
Auch ohne Tunke schmecken,
Denn es ist frisches Fleisch.

Er fieng den Zwerg so leichte,
Als Doris sonst ein Thier,
Der Zwerg schrie, daß er keichte,
Was willst du denn von mir?

Du sollst, so mußt er hören,
Nach meinem Magen gehn:
So! sprach der Zwerg, der Ehren
Hätt ich mich nicht versehn.

Doch eh ich armer Knabe
Dein Abendessen sey,
So stelle mir zur Gabe
Nur eine Bitte frey;

Und schwör, sie zu erfüllen.
Er schwört; der Kleine spricht:
So höre meinen Willen,
Ich bitte, friß mich nicht.

Diese Verbesserung ist so vollkommen in dem Sinn des Verfassers gedacht, und den übrigen Strophen so sehr gemäß, daß wir wünschten, der Herr Lichtwer wollte sich diesen Dichter zu seinem poetischen Freunde wählen, woran es ihm, wie man aus mehreren Stellen dieser Gedichte abnehmen kann, zu fehlen scheinet. Du sollst, so mußt er hören, nach meinem Magen gehn: Welcher Stolz! welche Geringschätzung! Wie schön erhebt dieser Trotz die poßierliche Antwort: So! sprach der Zwerg, ꝛc. Er fährt fort (Str. 5). Wie demüthig, wie ehrfurchtsvoll spricht der Zwerg. Jedoch er verbirgt eine kleine List. Der Riese läßt sich betrügen. Verschlagenheit ist sein Vorzug nicht. Er schwört, der Kleine spricht; welche unvergleichliche Kürze. So höre meinen Willen: Ich bitte, friß mich nicht. Ein glücklicher Einfall! Der Riese stehet betroffen: der Zwerg macht sich den Augenblick zu Nutze; er floh, und eilte durch das Land ꝛc. (Str. 7). Welch ein Gemählde und in wie wenig Worten! Man glaubt den Riesen zu sehen, wie er den langen Arm ausstreckt, und den Zwerg seine Faust an dem Genicke empfinden läßt. Die Klagen des Zwergs sind rührend und voller Natur. In dem hülflosen Zustande, in welchem er sich befindet, klagt er seine Noth dem Walde und der Wiese. Hier schwur ꝛc. (Str. 8). Der Dichter beschließt diese Handlung und die ganze Fabel, indem er die Moral der lasterhaften Person selbst in den Mund legt: Der Riese ꝛc. (Str. 9). Diese beiden Worte, schlimmer Spötter, bezeichnen den ganzen Charakter des Riesen und machen es wahrscheinlich, daß der Gottlose, gleichsam im Scherz, seine abscheulichen Gesinnungen offenbaret: Der fürchtet ꝛc. (Str. 9). Man versuche es in der ganzen Fabel, außer den beiden getadelten Strophen ein einziges Wort wegzulassen, hinzu zu thun, oder nur zu versetzen!“

Der Zwerg gieng schon zurücke,
Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

Ach! schrie er, Wald und Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth,
Hier schwur mir dieser Riese,
Hier giebt er mir den Tod.

Der Ries', ein schlimmer Spötter,
Sprach: das bin ich gewohnt;
Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

9. Die Katzen und der Hausherr.

Murner, eine Cyperkatze,
Gab unlängst den Güldeschmaus,
Und er sahe sich zum Platze
Eines Bürgers Wohnung aus.

Mensch und Thiere schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

Murner kömmt, sie zu begrüssen,
Führt sie drauf in einen Saal,
Und setzt jeden auf ein Küssen
Von dem feinsten Katzenzahl.

Sechzig feiste Mäusezimmel
Machten die Versammlung satt,
Ob gespickt, das weis der Himmel,
Jeder giebt, so gut ers hat.

Die Katzen und der Hausherr. Diese so bekannt gewordene Fabel führt Mendelssohn als das erste beste Beispiel der ganz schlechten an: „Welch ein Geschwätze! Wie platt, wie niedrig, wie unverständlich wird hier ein Katzenfest in sieben Strophen beschrieben und dennoch gehet die Fabel erst mit der siebenten Strophe an. Ja die Moral wäre ebenso gut gefolgt, wenn nur eine einzige Katze im Hause geheulet hätte. Wozu treibt man denn den ganzen Schwarm geschwänzter Gäste von den Dächern zusammen?" — 2 Güldeschmaus, der mit den Versammlungen der Zünfte, Innungen u. dgl. verbundene Schmaus. — 12. Katzenzahl, mundartliche Entstellung aus Katzenzagel = Kannenkraut. — 13. Mäusezimmel = Mäusezieмer.

Von der Mahlzeit giengs zum Tanze,
Wo der Wirth sich hören ließ,
Und auf einem Rattenschwanze
Manch verliebtes Stückchen blies.

Hinz, des ersten Schwiegervater,
Sang darein erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beyzustehn.

Itzo tanzen alle Katzen,
Poltern, lermen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Stecken
In den finstern Saal hinein,
Schlägt um sich, sie zu erschrecken,
Schmeißet einen Spiegel ein.

Stolpert über einge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne;
Blinder Eifer schadet nur!

10. Der Adler und Molkendieb.

Ein Sonnenadler, den sein Flug
Bis an die höchsten Wolken trug,
Ward durch den Wald von Alt und Jungen
Als aller Vögel Fürst besungen.

Lob zeigt den Neid: ein Schmetterling,
Ein kleines, aber stolzes, Ding,
Vermaß sich ohne Scheu, dem Adler gleich zu fliegen,
Wo nicht ihm annoch obzusiegen.
Der Adler hub zu lächeln an,
Als man ihm solches kund gethan,
Und ließ dem Molkendiebe sagen,
Auf Morgen eins mit ihm zu wagen.

Sobald das Morgenroth am Himmelskrays erschien,
So sah man Schaaren Vögel ziehn,
Die alle nach dem Berge wollten,
Von dem die Käfer sich zum Wolken schwingen sollten.

Es war der Berg, der Trojens Held
Drey bloße Schönen vorgestellt,
Die nach dem Zwietrachtsapfel rungen;
Ein Ding, wovon sich längst die Dichter heisch gesungen!
Der Adler war schon lange da,
Eh sein Bestreiter kam, der auf der ganzen Reise
Auf jedes Blümchen flog, und da und dorthin sah,
Nach aller Schmetterlinge Weise.

So kam er an; und gleich darauf
Erhob der Adler sich von Idens stolzen Höhen,
Der kleine Harlekin rafft sich denn gleichfalls auf,
Und läßt die bunten Flügel gehen.
Allein er war nicht weit, als schon ein Nordwind kam,
Der ihn vor Aller Augen nahm,
Und rücklings mit herunter brachte,
Es war kein Vogel, der nicht lachte.

* * *

Ihr kleinen Dichter, merkts, und wagt euch nicht zu viel!
Gebietet eurer Eigenliebe,
Sonst geht euchs wie dem Molkendiebe;
Aus einem Bav wird kein Virgil.

11. Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Aeltern Neste trug,
Hub an die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb, denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

36. Bav: typischer Name für einen schlechten Dichter. — Der Hänfling. Von Mendelssohn als die erste der erhabnern Fabeln angeführt: „Es wird nicht nöthig sein, die Moral anzuführen, die der Dichter aus dieser Fabel zieht. Sie scheinet aus der ganzen Geschichte, wie der Grund eines klaren Flusses durch. Setzet statt des Hänflings einen

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn ich, sprach er, wie ein König,
Dergleichen Nester giebt es wenig;
Kaum stund das Nest, so wards verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert;
Da sah er mit Bestürzung ein;
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrten Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut in niedriges Gesträuche;
So scheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmale wegzuziehn.

Da baut er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschgen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe.
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

* * *

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht bey dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sey dein eigner Herr, und Knecht;
Dieß bleibt des Mittelstandes Recht.

---

jungen Menschen, der Verdienste hat, statt des Eichbaumes die hohen Ehrenstellen, und statt des niedern Gesträuchs die Einsamkeit und die Verläugnung der Welt, in welche sich dieser junge Mensch mit umgekehrten Eigensinn begiebt, nachdem ihm einige Versuche mislungen; so leset ihr die Geschichte eines Nebenmenschen und vielleicht eure eigene. Der Vortrag ist kurz, edel und doch natürlich. Jeder Vers hält die strengste Kritik aus. Die Fabel würde einem Gellert Ehre machen."

12. Der Hünerhund.

Des kranken Mopses gutes Leben
Begehrt der neidische Bellin;
Bellin, vor dem die Hasen beben,
Das Rebhun fällt, die Füchse fliehn.
Da sieht man, wem das Glücke grünet!
Seht, spricht er, diesen Tagedieb,
Er ist so sichtig, als ein Sieb,
Doch wird er wie ein Abt bedienet!

Das Brod vom schönsten Weizenkorne
Und Lerchenbrüste nähren ihn,
Seht, wie sich Herr und Frau bemühn,
Da ist Mops hinten, Möpschen vorne.
Ich bin gesund. Was ist mein Dank,
Wenn ich Feld, Busch, und Thal durchkrochen?
Des Tages Prügel, Abends Knochen,
Warum bin ich nicht gleichfalls krank?

Es hat, nach des Fontaine Lehren,
Das Glücke zu gewisser Zeit
Die grausame Gefälligkeit,
Der Narren Wünsche zu erhören.
Bellin ward krank, als Mops genaß;
Sobald der Hausherr es vernommen,
So ließ er seinen Jäger kommen,
Und sprach: Erschießt das Rabenaß!

Der Hünerhund erschrack sich heftig,
Als er den Todesspruch empfieng,
Und dieser Schrecken war so kräftig,
Daß alles Böse von ihm gieng.
Er säumte nicht davon zu scheiden,
Und läuft wohl noch: Nur ists betrübt,
Daß es vernünft'ge Hunde giebt,
Die uns im Elend noch beneiden.

7. Er ist so sichtig als ein Sieb: Sprichwort, welches auf der doppelten Bedeutung von sichtig („krank" und „durchsichtig") beruht.

13. Die zween Jupiter.

Ein reicher Heyde sah sich Herr
Von einem töpfernen und göldnen Jupiter.
Der töpferne hub an sich heftig zu beschweren,
Man woll ihn nicht genug verehren.

So lang ich in dem Hause bin,
So hab ich, prüfe dein Gewissen,
Von kalter Küche zehren müssen,
Ein Bischen Salz und Mehl ist alle mein Gewinn.

Hingegen jenes Heerd wird fett vom Opferblute,
Die Rosen schmücken ihn, der Wein fließt um ihn her,
Mir aber thust du nichts zu gute,
Bin ich nicht Jupiter wie er?

Ein Fürst der Sterblichen und Vater aller Götter?
Hab ich nicht ebenfalls den Donner in der Hand,
Weswegen wird der Kern dem stolzen göldnen Vetter
Und mir die Hülse zugewandt?
Herr Thongott haltet mirs zu Gnaden,
Versetzt der Heyde drauf, was habt ihr mir genützt,
Verhütet ihr den kleinsten Schaden?
So lang ihr auf dem Heerde sitzt?
Hat denn der göldne mehr gethan?
Hub hier der Götze wieder an:
Gar wenig, sprach der Mann, allein das Gold ist theuer,
Sein Werth ist groß und bleibet mir;
Doch eures gleichen kauf ich hier,
Herr Thongott, zween um einen Dreyer.
Es ward der arme Zevs hierdurch so aufgebracht,
Daß die Glassur an ihm zerborste.
O wer doch sein Verdienst erforschte,
Eh er durch Bettelstolz sich zum Gelächter macht!

14. Der Vogel Platea, und die Reiger.

Der Vogel Platea, nach Andern Pelican,
Nach Andern Löffelgans, (das Thier hat viele Namen)
Griff einsmals zweene Reiger an,
Die aus dem nächsten Wasser kamen,

Und jagte diesen Herrn die Fische wieder ab,
Die sie im Teiche weggefangen;
Und strafte sie dabey, daß sie den Raub begangen,
Da denn ein Wort das andre gab.
O, rief ein Reiger, das ist schnöde!
Wir fangen unsre Kost mit Müh,
Ein fauler Schlemmer speiset sie!
Hier fiel der Platea ihm trotzig in die Rede:
Wie? du begehrst noch ungescheut
Gestohlne Sachen zu behalten?
Eh soll man euch die Köpfe spalten!
Es lebe die Gerechtigkeit!
Es ward der Raub hierauf von ihm sofort verzehret.
Dergleichen Vögel wohnt noch itzt in mancher Stadt,
Der ebenfalls, wie der, verschiedne Namen hat,
Und die Gerechtigkeit zu seinem Vortheil ehret.
Man klagt darüber hier und da;
Wer zweifelt, frage nur die Leute.
Er straft die Dieberey, und nehrt sich von der Beute,
Als wie der Vogel Platea.

15. Der Esel und die Dohle.

Ein Esel mochte lüstern seyn,
Und wollt' auf öffentlichen Gassen
Sein lieblich Stimmchen hören lassen,
Er hub erbärmlich an zu schreyn.
Die, so damals vorüber giengen,
Verwünschten, schimpften ihn dafür.
Pfui, sagte man, das garst'ge Thier,
Es brüllt, daß uns die Ohren klingen.
Nur eine Dohle saß dabey,
Die das ertönende Geschrey,
Das alle kluge Welt verfluchte,
Mit Fleiß bewunderte, und nachzumachen suchte.

* * *

Ein Narr trifft allemal noch einen Grössern an,
Der ihn nicht gnug bewundern kann.

16. Die Fische.

Der Hochmuth kam einmal ins Meer,
Und fuhr den Fischen in die Köpfe;
Es war vom Blackfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeschöpfe,
Es wünschte was zu seyn. Des Fischmonarchen Haus
War damals voller Supplicanten;
Die Meisten wirkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Krampfisch kam der Rang zu allerletzt in Sinn,
Er schwamm zum Wallfisch hin, und klagte nach der Länge,
Daß Krampfisch schlechtweg künftighin
Ein bißchen zu verächtlich klänge;
Drum möcht' er gern was mehrers seyn.
Der König willigt auch darein;
Doch daß der Fisch die Ursach sage,
Warum ihn dieser Ehrgeiz plage,
Das ist, versetzt der Fisch, nicht schwer.
Wenn Ihro Majestät mich auch zu was ernennen,
So werd ich künftighin, gleich Andern in dem Meer,
Mit Ehren müßig gehen können.

17. Des Vulkanus drey Ehen.

Vulkanus traf den Mars daselbst vom neuen an,
Wo er ihn ehedem in einem Netze haschte,
Als er verbotne Früchte naschte;
Nie hatt' ihm, wie man sagt, der Kopf so weh gethan.
Beym Styx, rief er aus, ich will das Ding nicht leiden!
Man stellt' ihm Höll und Himmel vor,
Umsonst, der Grimm verschloß sein Ohr,
Er ließ sich von der Venus scheiden.

Die Fische. Mendelssohn: „Diese Fabel ist sonst nicht übel erzählet, aber warum hat der Dichter eben Fische zu dieser Erdichtung gewählt und warum ließ sich der König der Fische eben mit dem Krampffische, welchem der Ehrgeiz erst zu allerletzt einfiel, in dieses Gespräch ein! Was hatte der Krampffisch vorher zu thun, daß er sich so sehr sehnet mit Ehren müßig gehen zu können?" — 3. Blackfisch, Tintenfisch.

Ein Gott der Schmiede kann nicht lange Witwer seyn;
Die Eris trat an Venus Stelle;
Vulkanus fiel zu seiner Pein
Aus Fegefeuer in die Hölle.

Der Eris Antwort fieng sich stets von Aber an,
Nein, war das Schlußwort ihrer Rede,
Aus ihrem Munde wuchs der Zwietracht und die Fehde,
Nichts war ihr möglich zu bejahn.

Er hatte kaum geredt, so strafte sie ihn Lügen;
Er schwur, daß ers gesehn, sie sprach, die Sinne trügen;
Er sagte Ja, sie Nein; das schadet, immerhin.
Das war ein rechter Eigensinn!
Vulkanus ward des Dinges müde.
Und als sie ihm das Widerspiel
Einst allzuheftig hielt, nahm er den Hammerstiel,
Und prügelte sie aus der Schmiede.
Er zog zum dritten mal die Freyerhosen an,
Bis er das Echo sich zur dritten Frau erlesen,
Die ihrer Jungferschaft schon lange gram gewesen;
Wer war vergnügter, als Vulkan!
Was er für gut befand, das lobte sie zur Stunde,
Sie sagte so, wie ihr Gemahl;
Kein Aber kam aus ihrem Munde,
Sie wiederholte nur, was ihr Vulkan befahl.
Er pfiff, sie auch; er flucht, sie fluchte;
Ich dächte, sprach der Mann, ich dächte, rief sie nach;
Ja, rief er, ja, rief sie; kurz, wie ers auch versuchte,
So sprach die Echo doch, was ihr Narcissus sprach.
O! seufzt Vulkan zuletzt, Kind, sprichst du denn zu Allem
Sonst weiter nichts, als ja? Ja, fiel die Antwort, ja.
Hilf Himmel! sitzt der Knoten da!
Das heißt vom Schnee in Koth gefallen.
Die Eris quälte mich mit Nein,
Und die will mich mit Ja vergeben;
Geh fort, du Affe, du! ich will alleine leben.
Du Affe! sagte sie, und ließ den Mann allein.

* * *

So fügt das Glücke nicht den Männern überall;
Der zeugt mit seiner Frau nicht Kinder seines Leibes;
Der freyt ein böses Weib, und Mancher statt des Weibes
Nur einen schönen Widerhall.

18. Die Zauberinn.

O! Fotis, lebe wohl, ich sterbe!
Mein Schatz ist dieses Zauberbuch,
Das ist mein Gut, du bist der Erbe,
Du bist es ohne Widerspruch,
Nimm es, und lis: die Welt wird zittern,
Der Abgrund fliehn, der Himmel wittern,
Sprach Pamphile, die Zauberinn,
Zu ihrer Magd, und fuhr dahin.

Die Fotis nahm die Zauberschriften,
Und ward dadurch recht fürchterlich;
Sie rief die Leichen aus den Grüften,
Sie trieb die Ströme hinter sich;
Durch ihren Spruch versetzt sie Berge,
Macht Stein aus Volk, aus Riesen Zwerge,
Thessalien sang ohne Scheu,
Daß Fotis gleichen nirgends sey.

Der Ruf erhebt sie zur Sibylle;
Man glaubt, vor ihr sey nichts versteckt;
Der Menschen Thun, der Götter Wille,
Sey vor ihr klar und aufgedeckt;
Drum sah man Volk von beyden Polen
Sich bey der Fotis Raths erholen.
Der Stuhl, darauf die Weise sprach,
Gab Delphis Dreyfuß wenig nach.

Was ganze Völker göttlich nannten,
Schien einem einzgen Schäfer nichts,
Olint, den sieben Heerden kannten,
Hielt es für Blendwerk des Gesichts.

Die Zauberinn. Mendelssohn: „Man sagt Shakespeare habe für die erdichteten Charaktere der Hexen und Geister auch eine solche Sprache erdichtet, die mit dem Begriffe völlig übereinstimme, den wir uns von ihnen machen. Kann man dies nicht mit Grund auch von diesen beiden Strophen (Str. 1. 2) behaupten?"

Verwegner Schäfer, bleich in Schranken,
Die Fotis straft auch die Gedanken,
Die ihrer Ehre schädlich sind!
Schlägst du der Zaubrer Zorn in Wind?

Umsonst, Olint ist nicht zu zwingen,
Der Fotis Langmuth macht ihn kühn;
Er will sie um die Ehre bringen,
Und es gelingt ihm sein Bemühn.
Es sey nun ein betrübt Geschicke,
Es sey, daß dieses Schäfers Tücke
In Fotis Buch vergessen war,
Die Kunst ward endlich offenbar.

Dort, wo in Tempe Lustgehölzen
Zwölf Bäche sich, in gleicher Eil,
Von Pelions Gebürgen wälzen,
Entdeckt sich einer Höhle Theil,
Die Felsen stützen sie wie Mauren,
Sie war des Klügsten der Centauren,
Des weisen Chirons, Aufenthalt,
Und viel Olympiaden alt.

Hier lag und schlief in dunkler Stille
Die allzusichre Zauberinn;
Ihr Buch, das Leibbuch der Sibylle,
Warf sie unachtsam bey sich hin.
Sie schläft, Olint wacht ihr zum Schaden,
Kömmt im Gesicht der Dreaden,
Durchsucht der Fotis ödes Haus,
Und holt das Zauberbuch heraus.

Es sammlen sich der Hirten Töchter
Aus Neugier All' um den Olint,
Und dieser zeigt mit Hohngelächter,
Wie eitel Fotis Künste sind.
Man machte mit dem Zauberbuche
Sofort selbst allerley Versuche,
Und fand, daß es theils Gaukeley,
Theils Wirkung der Naturkunst sey.

Die Wahrheit besser zu ergründen,
Wird Fotis endlich selbst besucht;
Man siehet sie die Hände winden,
Man hört, daß sie dem Glücke flucht.
Man lacht, und sie beschwört die Götter
Umsonst, zu Tilgung ihrer Spötter;
Sie ward der Kinder Zeitvertreib,
Ein Spott des Volks, ein schwaches Weib.

* * *

Das sag ich allen kleinen Geistern!
Auch ihr sucht durch gelehrten Dunst
Der Welt die Augen zu verkleistern,
Als wärt ihr Zaubrer in der Kunst.
Excerpta, Lexica, Register,
Die Concordanz bey manchem Priester,
Das ist der Quell des großen Lichts;
Nimmt man euch die, so könnt ihr nichts.

19. Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise,
Die Freunde liefen Schaaren weise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn,
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn, und nun: Erzähle!
Was ward da nicht erzählt? Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist,
Eilf hundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beysammen fest, auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund nicht naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwey Heer' im Kampfe stehn, sollt auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen;

Denn sie sind taub und stumm, doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserey,
Boshafte Freud und Angst dabey,
Die wechselten in den Gesichtern,
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
An Wut den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern, gleich.
Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde;
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! so suchen sie der Weisen Stein? ihr irrt,
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?
Nein; so bereun sie alte Sünden?
Das ist es Alles nicht! So sind sie gar verwirrt,
Wenn sie nicht hören, fühlen,
Noch sehn. Was thun sie denn? sie spielen.

20. Der Fuchs und Adler.

Es lebt aus Reineckens Geschlechte
Ein jung und eitler Abkömmling,
Der oft mit mehrerm Glück als Rechte
Der schnellen Hunde Spur entgieng.

Da lag er nun vor seinem Loche
Und lachte bey sich der Gefahr,
Der er, noch in vergangner Woche,
Durch einen Sprung entronnen war.

Sagt, rief er, Höfe, Wiesen, Ställe,
Ihr Zeugen meiner Tapferkeit,
Wer stielt wie ich? wer sieht so helle?
Wer läuft so schnell? wer riecht so weit?

Wem ist sein Thun, wie mir gelungen?
Der Elephante, Löw und Bär
Sind gegen mich nur kleine Jungen,
Und gehn mit leerem Bauch einher.

Vertieft in solchen Wunderdingen,
Bemerkt er eines Adlers Flug
Wie ihn mit ausgestreckten Schwingen
Das stille Meer der Lüfte trug.

O könnt ich fliegen, wie die Vögel!
Den Neid, erseufzt er, macht ich stumm,
Euch aber kahl, ihr Baurenflegel,
Mit Lust gäb ich ein Ohr darum.

Er bot, den Adler anzukörnen,
Ihm einen frisch gewürgten Hahn,
Doch Freund! ihr müßt mir fliegen lernen,
Was meynt ihr, geht das Ding wohl an?

Nichts ist so leicht, seht jenen Hügel,
Versezt der Adler, wenn ihr wollt,
So lern ich euch, auch ohne Flügel
Wie ihr herunter fahren sollt.

Sobald sie auf dem Gipfel waren,
So rief der Adler, schwingt den Schwanz
Und rührt die Pfoten frisch im Fahren!
Was gilts, ihr lernt das Kunststück ganz?

Der Fuchs fuhr wie ein Sack herunter
Und fiel die Lenden fast entzwey
Jedoch der Schmerz erhielt ihn munter
Der Adler flog nunmehr herbey.

Wie ging es Rothkopf? wollt ihr wieder?
Nein, sprach der Fuchs, der Flug ist gut,
Nur allzuhart sezt man sich nieder;
Der Fall folgt auf den Uebermuth.

---

25. ankörnen: durch ausgestreute Körner (dann überhaurt durch eine Lockspeise) die Vögel oder das Wild anlocken.

21. Der Affe und die Uhr.

Der Affe kam zu einer Uhr.
Auf was für Art, ist nicht zu sagen,
Die Chroniken berichten nur,
Daß er mit Petzen sich aufs Blut darum geschlagen.
Er machte sie mit einer Binde
Sich um den Leib, und gleich darauf
Sah er darnach, und sprach: die Uhr geht zu geschwinde.
Er zog sie gleich vom neuen auf,
Eröffnete das Glas, und stellte sie zurücke.
Doch in dem andern Augenblicke
Zog er sie nochmals vor; seht, spricht das kluge Thier,
Sie will nunmehr zu langsam gehen.
Das wäre recht! wie helf ich ihr?
Er rückt am kleinen Zifferblättchen,
Hält sie sodann etwas ans Ohr.
Der ganze Schlag ist falsch, er nimmt sie wieder vor,
Und künstelt oben an dem Kettchen,
Stößt in die Räderchen. Hans Affe rückt und dreht,
Bis daß das Uhrchen stille steht.

* * *

Ach großer Gott, behüt uns nur
Vor unerfahrner Praler Stricken,
Die so an unsern Körpern rücken,
Als wie der Aff' an dieser Uhr!

22. Der Aepfelbaum und Nelkenstock.

Ein großer Aepfelbaum, der immer Durst empfand,
Ward einem Nelkenstock, der ihm zur Seiten blühte,
Gar aus der Weise gram, weil ihm des Gärtners Hand
Bisweilen Wasser gab, wenn er vor Hitze glühte.
Nein! sprach der Neidhard einst mit Hohn,
Du bist wohl eines Junkers Sohn,
Den Andre Tag vor Tag aus Pflicht bedienen sollen,
Doch glaub' es mir nur sicher zu,

Es läßt recht lächerlich, wenn kleine Herrn, wie du,
Als große Fürsten leben wollen.
Ich dächte wohl, mein Stamm, den stets die Sonne sengt,
Sey zehnmal eher werth, daß er einmal besprengt,
Und aus des Gärtners Krug vor dir getränket werde.
O! sprach der Nelkenstock, dich tränkt ja schon die Erde,
Dich tränkt die feuchte Witterung,
Die geben dir genug zu deiner Sättigung.
Was mir Erquickung giebt, das würde dich verderben,
Die viele Feuchtigkeit nützt deiner Wurzel nicht;
Genug, wenn sie ihr nicht gebricht,
Von Mehrerm würde sie ersterben.

* * *

So strebt der Neid nach fremder Ehre,
Die öfters sein Verderben wäre.

23. Die Rehe.

Mein Kind, du wageſt dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tyger um uns wohne,
Erſieht er dich, so biſt du kalt;
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.
Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was iſt der Tyger für ein Thier?
O Sohn! das iſt ein Ungeheuer,
Ein Scheuſal von Geſtalt, sein blitzend Angeſicht
Verräth den Mörder gleich, sein Rachen raucht vom Blute,
Der Bär iſt so erſchrecklich nicht,
Und bey dem Löwen iſt mir nicht so ſchlimm zu Muthe.
Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn ich dieſen Herrn.
Er gieng hinweg, sein Unglückſtern
Trieb ihn zum Tyger hin, der in dem Graſe ruhte.
Der Rehbock ſtutzte zwar, doch er erholte ſich,
Und ſprach, das iſt er nicht; der Tyger raucht vom Blute,
Und ſieht abſcheulich fürchterlich;
Hingegen dieſes Thier iſt ſchön, geputzt, und freundlich,
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich;

O! solchen Tygern geh ich nach,
Hub er mit Kühnheit an zu schreyen;
Doch mocht es ihm zu spät gereuen,
Als ihm das Tygerthier drauf das Genicke brach.

* * *

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
Jedoch man zeig' ihr auch den falschen Schein von Tugend,
Das schön und süße Gift, das in den Lastern steckt,
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

24. Das Pferd und der Esel.

Ein faites Pferd gieng von der Krippe
Und fiel für Wollust auf die Streu,
Ein dürrer Esel stand dabey,
Kein Esel, sondern ein Gerippe.
Den redete der Hengst mit diesen Worten an:
Wie geht es, guter Greis, du scheinst mir ziemlich hager,
Bist du nicht recht gesund? macht dich der Gram so mager?
Ach sprach das Müllerthier, das hat es nicht gethan,
Der Hunger und das viele Tragen,
Des Treibers Fluchen, Stoßen, Schlagen;
Mit einem Wort, mein Herr, die Noth ist Schuld daran.
O käme nur der Tod, das Ende meiner Plagen!
Ob es dir schon so elend geht,
Erwiederte der Gaul, so sollst du doch nicht klagen,
Ein Weiser trägt die Noth, die nicht zu ändern steht,
Du leidest nicht allein, und kurz, was willst du machen?
Das Schicksal thut, was ihm gefällt,
Dem schmeckt des Lebens Lust, und dem wird sie vergällt,
Das Weinen nutzt oft mehr als Lachen.
Da sprach der graue Herr, dein Bauch ist voll und satt,
Und deine Weisheit stammt aus dem gefüllten Magen.

* * *

Der hat gut predigen und von Verleugnung sagen,
Der selber keine Sorgen hat.

25. Die Flinte und der Hase.

Ein Jäger schlief im Haferschwaden,
Und stützte sich auf seine Hand.
Sein Rohr mit groben Schrot geladen,
Lag ihm zun Füßen aufgespannt.
Ihn sah und floh ein blöder Hase,
Der doch die Furcht bald fallen ließ,
Bald näher kam, bald mit der Nase,
An die geladne Flinte stieß.
Verwegner, geh! hub hier die Flinte
Mit drohenden Geberden an,
Wie? weist du nicht, daß ich noch hinte
Dich nach der Hölle schicken kann?
Vor meinem Blitz erschrickt der Tyger,
Der Löwe, Bär, das Schwein und Rind,
Die Alle muthiger und klüger
Als ein verzagter Hase, sind.
Mein Freund, du irrst in deinem Satze,
Warf ihm der Langohr lachend ein,
Vor deinem Drohn läuft keine Katze,
Dein Herr ists, den wir Alle scheun.
So lange dessen Augen wachen,
So fürchtet dich auch jedes Thier,
Allein, wenn sie sich dunkel machen,
So hat es keine Noth allhier.

* * *

Was hilft Gesetz, was helfen Strafen,
Wenn Obrigkeit und Fürsten schlafen?

26. Die Mäuse.

Es sprach ohnlängst im Rath der Mäuse
Ein junger Rathsherr von der Reise,
Die er gethan, und was dabey
Im selber zugestoßen sey.

Die Flinte und der Hase. — 1. Haferschwaden: Haufe gemähten Hafers.

Was unter finstrer Dächerhölen
Er hörte, schmeckte, sah, und roch,
Berührte, speiste, fand, bekroch,
Das wußt er deutlich zu erzählen.

Ja, fuhr er fort, auf manchen Böden
Sind Thiere, die wie Mäuse reden,
Sie sehn uns gleich vom Kopf zum Bauch,
Sie sind geöhrt, wie wir, und rauch.
Doch hört, ich sage keine Lügen,
Sie hüllen sich, so groß als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen sie wie Vögel fliegen.

Da riefen zween erfahrne Greise,
Du Narr, das waren Fledermäuse,
Die man hier täglich sehen kann,
Um dieser willen durfte man,
Dich nicht in fremde Länder senden.
Und so verreisen Viel ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu sehn,
Das sie umsonst zu Hause fänden.

27. Charon und Mercur.

Der Fährmann jener Unterwelt,
Herr Charon, war sehr reich. In vier fünf tausend Jahren,
Kann sich ein Fährmann schon was sparen,
Zumal ein Wirth, wie er, der kein Gesinde hält,
Der weder ißt noch trinkt, nicht spielt, noch auswärts gehet,
Und keinen Rock gebraucht, seit er im Amte stehet.
Es faßte Charon den Entschluß,
Sich in Elysien ein Grundstück anzukaufen,
Wozu man gut Geld haben muß,
Hingegen war sein Sold in Kupfer eingelaufen.
Einst als er auf dem Styx nach frischen Seelen fuhr,
So wandt' er sich zu dem Mercur
Und bat ihn, einen Theil von seinen großen Schätzen
Auf unsrer Oberwelt in Silber umzusetzen.

Der Gott des Handels und der Diebe,
That es dem Charon auch zu Liebe,
Er nahm den Plunder an, und wandte seinen Flug
Nach Deutschlands Grenzen hin, woselbst er einst bey Nachte
Den Scheidemünzen-Wust in die Gewölber trug,
Und lauter Silbergeld dafür dem Charon brachte.
Seit dieser schlimmen Nacht hat sich das Kupfergeld,
Nebst allen Batzen eingefunden,
Die Drittel aber sind verschwunden,
Und wuchern in der Unterwelt.

28. Die blinde Kuh.

Thoms, Merten, Görge, Hans, vier abgefeimte Jungen,
Des Unfugs Vorlauf, tanzten, sprungen
In einem Bauerhof. Thoms rief den Andern zu:
Kommt her, und spielet blinde Kuh!
Man warf das Loß, das Loß traf Görgen,
Und Görge wird sogleich verbunden ausgeführt,
Und sucht die Andern auf, die sich geschwind verbergen.
Hört, rief die blinde Kuh, thut auch, was euch gebührt,
Sobald mein Fußwerk irre gehet,
Und sich dem Pfeiler naht, der bey der Thüre stehet,
So ruft mir zu: Es brennt! Ja, riefen Alle, ja,
Und Görge taumelt fort, ruft endlich, hört, ihr Brüder,
Und sagt: bin ich dem Pfeiler nah?
Du bist noch weit davon, erschallt die Antwort wieder.
Der Görge haspelt sich im Traume weiter fort,
Geht rückwärts wie ein Krebs, und nahet schon dem Ort,
Allwo der Pfeiler stund: er fragt' ist hier der Pfeiler?
Noch nicht, schreyn die verlognen Mäuler.
Und Görge der betrogne Tropf
Springt zu, bardutz da stößt der Kopf
Schon an den Pfeiler an, daß ihm die Ohren klungen.
Die Peitsche lohn euch falschen Jungen!
Rief Görge mit gebläutem Haupt,
Ein Narre, der euch weiter glaubt.

* * *

23. Drittel, Münze, der dritte Teil eines Thalers. — Die blinde Kuh. — 2. Vorlauf: Vorboten, Vergnügen, Ankündiger.

Mensch! dieser Görge hier bist du,
Du spielst mit dir selbst blinde Kuh,
Du bist, und weist es nicht, auf deinem Todesgange,
Itzt ruft der Geiz, du lebst noch lange,
Itzt stimmt die Ehrsucht ein: du stirbst so bald noch nicht,
Noch lange, lange nicht, hörst du die Wollust singen,
Du traust dem fälschlichen Bericht,
Läufst blindlings in den Tod, und oft in vollen Sprüngen,
Wenn Wollust, Ehr, und Geiz noch ruft,
So stürzest du schon in die Gruft.

29. Die Wespe und der Knabe.

Ein kühne Wespe stach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, daß Alles krachte.
Hänschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Gnade! rief die Thäterinn,
Weil ich gar nicht strafbar bin,
Willst du Blutschuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt,
Und ich muß gezwungen schaden.

Mußt du? fragt der kleine Mann.
Ja, da ichs nicht ändern kann.
Eben drum, versetzt der Knabe,
Weil dir das unmöglich fällt,
Schaff ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede vor dir habe.

Die Wespe und der Knabe. Mendelssohn: „Nehmet hier den tadelhaften Ausdruck, daß Alles krachte weg, so ist die Fabel ein Meisterstück. Die Erfindung ist eine der glücklichsten. Die Wespe, der die Natur den Stachel, sowie dem Tyrannen die Macht gegeben, wird itzt vor Gericht gezogen. Gnade! rief die Thäterinn ꝛc. (Str. 2). Wie lebhaft, wie pathetisch sucht sie, ehe sie ihre vermeinte Entschuldigung vorbringt, den erzürnten Richter auf ihre Vorstellungen aufmerksam zu machen. Willst du Blutschuld auf dich laden? — Der Beleidigte läßt ihr Zeit sich zu vertheidigen. Er ist begierig, was sie vorbringen werde. Sie sagt: Meinen Stachel ꝛc. (Str. 2). Welche gedrungene

30. Die Schnecke und die Grille.

Recht langsam, Schritt vor Schritt, mit viel Behutsamkeit,
Kroch eine wohl beladne Schnecke
Zu einer nahgelegnen Hecke.
Der Weg, so kurz er war, war für die Schnecke weit,
Ein Zeiger an der Uhr kann nicht so sachte gehen,
Itzt zieht sie Hörner ein, itzt streckt sie Hörner aus,
Itzt bleibt sie eine Weile stehen.
So drückte sie das Schneckenhaus.
Hier pries sie das Geschick der Grille,
Die an dem Wege saß und sang:
Wie leicht ist sie, wie schnell ihr Gang!
Sie hüpft, und singt in edler Stille,
Ein Sprung setzt sie in Sicherheit,
Wenn meine Wohnung mich verbindet auszuhalten,
Und in der Sorge zu veralten.
Die Grille nahm sich hier die Zeit,
Die Schnecke heimlich zu belauschen,
Drauf zwitscherte sie ihr zum Trost die Worte zu:
Wie gerne wollt ich mit dir tauschen?
Wenn mich die Wittrung quält, so liegst und ruhest du
Bequemlich, zugedeckt, verschlossen.
Oft such ich in der Nacht, kalt, hungrig und verdrossen,
Die Ruhe, die dich längst mit sanften Flügeln deckt,
Wenn mich der Winterschnee mit Tod und Krankheit schreckt,
Wenn ich mich mit dem Hunger zause,
So nährst du dich in deinem Hause.
Hier ist die Grille fortgehüpft,
Ich schließe so aus ihrer Klage:
Wer ledig ist, hat seine Plage,
Und eine Haushaltung ist auch mit Noth verknüpft.

Kürze! Welcher Nachdruck! Die Entschuldigung ist sinnreich, aber sie scheinet gegründet. Der Knabe selbst scheinet verlegen. Mußt du ꝛc. (Str. 5). Der Knoten ist geschürzt. Wir sind nun voller Erwartung, was der kleine Mann für ein Urtheil sprechen werde. Und siehe! Was kann gründlicher, lehrreicher und zugleich scharfsinniger sein, als die Antwort: Eben drum ꝛc." (Str. 3).

G. K. Pfeffel.

Einleitung.

Der Fabeldichter, welchen die folgenden Zeilen besprechen, ist durch die Schule Lichtwers gegangen: er hat auch eine prosaische Übersetzung der Lichtwerschen Fabeln ins Französische abgefaßt, welche selbst den Beifall seines Meisters hatte. Auch in seinem Leben finden wir seltsame Übereinstimmungen mit Lichtwers Verhältnissen. Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. den 28. Juni 1736 zu Kolmar im Elsaß) stammt wie dieser aus einer vornehmen Beamtenfamilie: sein Vater, den er wie Lichtwer früh verlor, war kgl. französischer Hofkonsulent bei der Staatskanzlei der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris gewesen und starb als Stettmeister zu Kolmar. Auch Pfeffel wuchs unter der Leitung einer fürsorgenden Mutter heran und erhielt im protestantischen Gymnasium seiner Vaterstadt seine erste Ausbildung. Wiederum wie Lichtwer wird er dann im Hause eines Verwandten von mütterlicher Seite (des späteren Kirchenrates und Superintendenten Sander zu Könderingen bei Emmendingen) für die Universität vorbereitet und zum erstenmale auf jene Frühzeit der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts aufmerksam gemacht, in welcher die Fabel und die Erzählung unter den Händen der Hagedorn und Gellert leicht zur vornehmsten Dichtungsgattung geworden war und nur an Hallers

E. Henne sculp. 1787.

Nach dem Stich von der Allg. Deutschen Bibliothek Bd. 82.

pathetischer Lehrdichtung ein Gegengewicht fand. Schon im Herbst 1751 bezog Pfeffel die Universität Halle, um Jurisprudenz und Staatsrecht zu studieren; aber, was in Lichtwers Leben nur eine vorübergehende Episode bildete, wird bei Pfeffel der traurige Inhalt eines ganzen Lebens: die Gefahr zu erblinden zwingt ihn seine Studien zu unterbrechen. Nachdem er seit 1753 ein Jahr im Hause seines Bruders, der als Legationsrat in Dresden lebte, zugebracht hatte, kehrte er 1754, als dieser mit dem Hofe nach Polen ging, in die Heimat zurück, wo er abwechselnd auf Reisen oder in Kolmar und Straßburg bei Verwandten lebte. 1759 verheiratete er sich mit der Tochter eines verwandten Kaufmanns, Dlle. Divoux, der Doris seiner Gedichte, welcher er bei seiner gänzlichen Erblindung während des Brautstandes vergebens ihr Wort zurückgegeben hatte.

In die folgende Zeit fällt seine energische litterarische Thätigkeit, welche anfangs nur mit seinen beiden Lieblingsstudien, der Taktik und Kriegswissenschaft, abwechselte. Erst seit dem Jahre 1773 beschäftigte ihn vorwiegend die Pädagogik: mit Erlaubnis des Königs Ludwig XV. gründete er unter dem Namen einer Académie militaire ein Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar, welches anfänglich nur für diejenigen französischen Protestanten bestimmt war, welche später in die Armee eintreten wollten, bald aber Schüler aus allen Ländern unter Anwendung militärischer Disciplin und Erziehungsformen, wie sie im vorigen Jahrhundert auch in anderen Anstalten beliebt waren, für jeden beliebigen Beruf vorbereitete. Goethes Jugendfreund, der im Götz verewigte Lerse, stand Pfeffel in der Fortführung dieses Unternehmens emsig zur Seite, bis die französische Revolution im Jahre 1792 zur Aufhebung der Schule und ihren Stifter zu neuer litterarischer Thätigkeit führte. Napoleon setzte ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt von 1200 Livres aus. Als Übersetzer der Präfektur des Oberrheins zeichnete er sich durch glückliche Wiedergabe von Wörtern der französischen Kanzleisprache aus. Im Jahre 1803 wurde Pfeffel zum Präsidenten des neu errichteten Konsistoriums zu Kolmar ernannt; später wurde er auch zum Mitglied des Generalkonsistoriums und innerhalb dieses wieder zum Mitglied des Direktoriums des höchsten kirchlichen Verwaltungsrates gewählt. Er starb am 1. Mai 1809.

Pfeffels poetische Laufbahn beginnt mit einigen dramatischen Versuchen, welche heute zum Teil fast ganz verschollen sind und auch langjährigen Suchern nicht zugänglich waren. Der erste derselben: „Der Schatz, ein Schäferspiel" soll 1761 in Frankfurt erschienen sein und sich durch den Mangel jeder Frauenrolle ausgezeichnet haben: der Gegenstand war vermutlich derselbe, wie in der unten abgedruckten Erzählung gleichen Namens. Dem zweiten: „Der Einsiedler, ein Trauerspiel" in einem Akt und in Versen, wird eine sentimentale, überschwengliche, oft an Geßners Idyllen erinnernde Sprache nachgerühmt. Der Inhalt

ist dürftig: Der Einsiedler ist mit Weib und Tochter vor dem Zorne eines Tyrannen, den er entthronen wollte, geflüchtet; die Frau ist tot, die Tochter als elternlose Waise erzogen worden; der Einsiedler vermag ihr nicht zu enthüllen, daß sie sein Kind sei. Erst als ihr der ausgesandte Diener einen Bräutigam zuführt, gewinnt der Vater Kraft zu dieser Enthüllung, welche den Hauptmoment des Stückes ausmacht. Wir haben über diese beiden Erstlingswerke ein Urteil Lessings in der Dramaturgie (14. Stück) erhalten, welches eine willkommene Ergänzung dieser Nachrichten bildet: „Pfeffel hat sich außer dem Schäferspiele: der Schatz auch noch durch ein anderes Stück: der Eremit nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Interesse zu legen gesucht, als gemeiniglich unsere Schäferspiele zu haben pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe ist. Sein Ausdruck ist nur öfters ein wenig zu gesucht und kostbar, wodurch die ohnedem schon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchst studiertes Ansehen bekommen, und zu nichts als frostigen Spielwerken des Witzes werden. Dies gilt besonders von seinem Eremiten, welches ein kleines Trauerspiel sein soll, das man, anstatt der allzulustigen Nachspiele, auf rührende Stücke folgen lassen könnte. Die Absicht ist recht gut; aber wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen, als zum Gähnen übergehen." Ähnlich reserviert urteilt Gellert, dessen Bekanntschaft Pfeffel vor der Rückkehr in den Elsaß gemacht und dem er das Stück gewidmet hatte: „Die Erfindung des Stücks, wenn sie nicht mit einigen Unwahrscheinlichkeiten zu streiten hätte, würde Ihrer Absicht, durch ein Nachspiel zu rühren und zu bewegen (eine recht nötige und rührende Absicht!) sehr gemäß sein. Vielleicht hätten Sie den Charakter des Schäferlebens hin und wieder noch mehr schonen, noch feiner bilden, und doch die Findung und Zurückgebung des bürgerlichen Schatzes dabei können stattfinden lassen. Der Tod des alten Damons gefällt mir nicht. Die Sprache ist in Ihrem Schatze oft zu dialogisch und nicht selten hebt sie sich wieder zu sehr." Über ein drittes, im Jahre 1763 zu Straßburg erschienenes Schauspiel „Philemon und Baucis" fehlen uns weitere Nachrichten ganz. Eine reifere Fortsetzung der auf diesem Gebiete unternommenen Versuche bedeuteten die „theatralischen Belustigungen nach französischen Mustern" (fünf Sammlungen; Frankfurt und Leipzig 1765—1774). Pfeffel zeigt sich darin als einen der tüchtigsten Übersetzer des vorigen Jahrhunderts. Er liefert nicht buchstäbliche Übertragungen, sondern übersetzt seine französischen Vorlagen frei nach dem Sinne; ja er nimmt auch förmliche Bearbeitungen vor, indem er dem Original mit Rücksicht auf seine deutschen Leser entweder durch Striche und Kürzungen, die er mit Einsicht und Geschmack anbringt, nachzuhelfen sucht, oder indem er alles, was den Deutschen in Sitten, Anschauungen und Gebräuchen des Originals zu fremdartig berühren könnte, vermeidet und in das entsprechende deutsche Kostüm umsetzt. Zu einer solchen Operation war freilich ein Elsässer, welchem dieselbe im Leben eine gewohnte Übung

geworden war, wie kein anderer geschickt und berufen. So tauft er zum Beispiel die Titelheldin eines französischen bürgerlichen Trauerspiels aus Silvie in Serena um, weil der erste Name für ein bürgerliches Stück zu arkadisch klinge. In der Sklaveninsel von Marivaux verlegt er die Handlung aus dem alten Griechenland in die Neuzeit, macht aus den griechischen Sklaven Amerikaner und läßt statt eines jungen Athenienfers und einer Athenienferin einen jungen Lord und eine junge Lady nach Boston segeln. Sogar den Harlekin tauft er um; freilich nur um ihn auf eine andere und noch dazu fremdartige Weise wieder einzuführen, indem er einem Bedienten den Namen Pantalon giebt. Auf die möglichste Buntheit in der Auswahl ist Pfeffel, trotzdem nur die bisher unübersetzten Stücke in sein Programm gehörten, glücklich bedacht gewesen: bürgerliche Trauerspiele in Prosa wechseln mit Lustspielen, Singspielen und versifizierten Tragödien ab. In kurzen Epilogen giebt der Übersetzer dem Leser die wünschenswerten historischen Umsichten über die Originale und ihre Verfasser und zugleich auch eine Rechtfertigung der an ihnen vorgenommenen Änderungen . . . Weil Pfeffel mit seinen eigenen dramatischen Arbeiten bei dem großen Publikum wenig Erfolg hatte, wandte er sich später an ein kleines, indem er für seine eigene und einige befreundete Familien „Dramatische Kinderspiele" (Straßburg 1769) verfaßte. Er wurde hiermit einer der ersten, wenn nicht der erste Begründer der dramatischen Kinderlitteratur, welche später durch Weiße, Houwald und so viele andere ergiebig vertreten wurde.

Seinen eigentlichen Ruhm erntete Pfeffel, nachdem er sich auch ohne nachhaltigen Erfolg als Herausgeber von Magazinen und Allgemeinen Bibliotheken versucht hatte, auf dem Gebiete der kleineren erzählenden Dichtungen; schon in früher Jugend hatte er auch hier seine Versuche angestellt und, je mehr seine zunehmende Erblindung ihn von der Außenwelt abschnitt und in sich selbst zurückdrängte, mit um so größerer Liebe dichtete er in einsamen Stunden ein Lied, eine Fabel, ein Epigramm. Das Heft, in welches er seit dem Jahre 1754 seine Dichtungen einschrieb, wurde ihm von einem Schulfreunde entwendet und andern mitgeteilt. Plötzlich fand Pfeffel im Jahre 1759 einen Teil derselben in der Straßburgischen Wochenschrift „Der Sammler" stückweise veröffentlicht. Dieser unrechtmäßige Nachdruck veranlaßte ihn, im Jahre 1761 zu Frankfurt bei Garbe zum erstenmale mit seinen „poetischen Versuchen, in drei Büchern" hervorzutreten. Trotzdem Pfeffel diesen Stücken später selber nur zum Teil einen höheren Wert zuerkannte und in die nachfolgenden Ausgaben daher auch nur eine Auswahl aufnahm, fanden dieselben bei der Kritik reichlichen Beifall, so daß der Verfasser schon 1766, gewissermaßen als Nachlese, ein halbes Hundert anderer Gedichte, von einer launigen Vorrede begleitet und mit einem scherzhaften Register versehen, unter dem drastischen Titel nachfolgen ließ: „Neue Beiträge zur deutschen Makulatur. Erster und letzter Band", ein Titel, der

nicht ohne Zutreffen auf den Wert der Sammlung, aus welcher sich nur wenige Epigramme herausheben, gewählt war. Seine in den poetischen Versuchen von 1761 und in verschiedenen Musenalmanachen zerstreuten Fabeln gab Pfeffel im Jahre 1783 unter dem Titel gesammelt heraus: „Fabeln, der Helvetischen Gesellschaft gewidmet" (Basel 1783); womit er der auf dem Titel genannten Gesellschaft die Aufnahme vergalt. Dieser Sammlung ließ Pfeffel, nachdem inzwischen (1784) eine unechte Ausgabe seiner Gedichte zu Gießen erschienen war, einen zweiten und 1790 einen dritten Teil vermischter Gedichte, teils ungedruckter, teils verbesserter alter Stücke, folgen. Alle diese drei Teile erschienen noch einmal in den: „Poetischen Versuchen von Gottlieb Konrad Pfeffel, Hessen-Darmstädtischem Hofrath, der Helvetischen Gesellschaft und der Königlich Preußischen Akademie der Künste Mitgliede". (3 Teile, Basel 1789, 1790). Mit dieser Sammlung, welche seinen Ruhm als Fabeldichter begründete, wollte Pfeffel seine poetische Laufbahn beschließen. Erst als die Revolution durch Zertrümmerung seiner Anstalt ihm eine unfreiwillige und ungewünschte Muße verschaffte, wandte sich Pfeffel mit neuer Liebe der Fabeldichtung zu: wie Goethe suchte er im Umgange mit den Tieren Trost und Zerstreuung gegen die Greuel, welche die Menschheit entehrten. Auswärtige Muster gaben ihm neuen Stoff: Die Fabeln Florians waren erschienen, er versuchte die besten derselben auf deutschen Boden zu verpflanzen und dehnte diese Arbeit nach und nach auch auf andere französische Fabeldichter aus: La Motte, Desbillons, Aubert, Imbert, Dorat, Vitalis, Nivernois lieferten ihm mehr oder weniger, andere wie Cazotte du Bellay nur selten etwas. In dieser Zeit waren Pfeffels Fabeln in allen deutschen Musenalmanachen und Taschenbüchern zu Hause; er selbst gab in den Jahren 1799–1809 gemeinschaftlich mit Huber und Lafontaine den Taschenkalender (Taschenbuch) für Damen heraus. Die Zeitschrift „Flora" enthielt Pfeffelsche Erzählungen in Prosa, welche er mit dem unpassenden Titel „romantische Erzählungen" benannte, als einen ständigen Artikel. So entschloß sich Pfeffel endlich zu einer neuen, um mehr als das Doppelte vermehrten Sammlung seiner Dichtungen, welche im Verlage von Cotta unter dem Titel erschien: „Poetische Versuche von Gottlieb Konrad Pfeffel, der Königl. Preußischen Akademie der Künste und der freien litterarischen Gesellschaften des Ober- und Niederrheins Mitgliede. Vierte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage" (10 Bände. Tübingen 1802—1810), welcher nach Pfeffels Tode eine Sammlung seiner prosaischen Versuche (1810—1812; 10 Bände) folgte. Die erstgenannte Sammlung enthält eine Auswahl des Besten, was Pfeffel seit 1754 in Versen gedichtet hatte. Die unvollkommenen älteren Stücke, welche in der früheren Ausgabe durch alle drei Bände zerstreut waren, sind hier im ersten Bande vorausgeschickt und überhaupt neben der möglichsten Abwechslung nach Materie und Silbenmaß auch die

zeitliche Anordnung ins Auge gefaßt, welche durch ein chronologisches Register gesichert wird. Aber trotzdem macht diese Sammlung einen wenig geordneten, fast chaotischen Eindruck. Es ist ein wahrer Wust höchst verschiedenartiger und verschiedenwertiger Dichtungen, größtenteils aus Gattungen, von welchen der Leser nur eine geringe und exquisite Dosis verträgt. Zehn Bände voll Fabeln, poetischen Erzählungen, Epigrammen — man wünschte eine Reduzierung auf den dritten oder vierten Teil! Wenig Abwechslung gewähren die eingeschobenen Lieder: sie sind unbedeutend oder satirische Gedichte mit Refrain in der veralteten Art, wie wir sie bei Gleim und den sächsischen Dichtern finden. Veraltet, aber immer noch von größerem Interesse sind die Balladen und Romanzen: nach Art der alten englischen Balladen wird die Geschichte von Emma und Eginhart besungen; eine Romanze von Aurora und Tithon, welche ganz in dem Tone gehalten ist, in welchem Bürger später die Sage von der Prinzessin Europa sang, weist das chronologische Verzeichnis, welches sie als Übersetzung bezeichnet, in das Jahr 1765. Am wichtigsten sind außer den Fabeln die Episteln: hier hält sich Pfeffel an das Muster Göckingks. Wie dieser wendet sich Pfeffel an seine Freunde (Sarasin, Graf Brühl, Hofrath Ring, auch an Göckingk selbst); wie dieser und noch viel mehr ist Pfeffel ein Freund der Unabhängigkeit, ein Feind der Tyrannen und Schmeichler. Aber der Fabulist kann sich auch hier nicht vergessen und mit besonderer Vorliebe bringt Pfeffel auch in seinen Episteln eine Allegorie, eine Fabel oder ein Märchen an. Die bedeutendste unter seinen Episteln: „An Phöbe", welche wie die Göckingkschen zuerst (1778) im Einzeldrucke erschienen ist, schildert die Gefahren, welche den jungen Mädchen von Seite der Empfindsamkeit heuchelnden Männer drohen, in Form eines Märchens, in welchem der Teufel ein tugendhaftes Mädchen in den verschiedensten Gestalten versucht, aber erst in der eines Empfindsamen verführt.

Pfeffels Fabeln und Erzählungen unterscheiden sich von denen Lichtwers zunächst schon durch eine vielseitigere und feinere Moral. Der allgemeine Satz, den sie anschauend zur Erkenntnis bringen wollen, gehört nicht bloß mehr wie bei Lichtwer den Katechismuslehren der Moral an: auch feinere Züge — wie die Würde der Freundschaft, das Glück der Freiheit und Unschuld, die Freuden eines stillen und unbemerkten Lebens, der Wert der Kunst sich in sein Schicksal zu finden — werden uns eingeschärft. Ja, nicht bloß auf die allgemeinen Schwächen der Menschheit, welche ihr zu allen Zeiten anhaften, auch auf besondere Verkehrtheiten der Zeit, auf die Verirrungen der französischen Revolution und der kantischen Philosophie zum Beispiel, wird Rücksicht genommen. Seit jeher aber und lange bevor er in der französischen Revolution die Befreiung Europas begrüßte, um bald darauf bitter enttäuscht zu werden: seit jeher war es Pfeffels Lieblingsthema, gegen den Unterdrückungsgeist der Großen und die Sklaverei der Kleinen anzukämpfen. Dabei eiferte er aber nicht

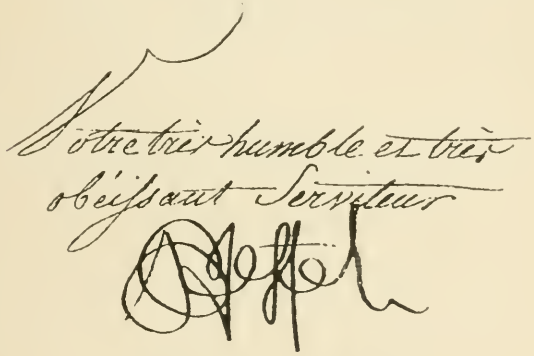
bloß gegen die Despoten und Tyrannen unter den Fürsten, sondern er griff bald in den ihnen durch eine lange und geheiligte Tradition zukommenden Vorrechten den Stand der Fürsten überhaupt an. Nicht ohne Grund führt Pfeffel, der seine Fabeln in ein orientalisches oder möglichst fremdländisches Kostüm zu hüllen pflegt, den Löwen jedesmal als Sultan oder Großsultan der Tiere ein; und mancher seiner Fabeln muß man geradezu einen aufreizenden, die Königsmacht untergrabenden Inhalt zuschreiben. Es wird zu verstehen gegeben, daß diese überhaupt nur auf der Thorheit der Unterthanen beruhe: diese dürften nur anfangen, an dem Rechte der Könige, nach Willkür mit ihnen zu schalten, Zweifel zu hegen — und ihre Macht ist aus. Wenn die Völker klug sind und nach Hause ziehen, hören die verderblichen Kriege, in welchen die Könige nur um ihrer Privathändel willen das Blut der Unterthanen fließen lassen, von selber auf.

Auch in dem Vortrage hat Pfeffel nicht geringe Vorzüge. Auch ihm ist ein leichter, der Prosa nahestehender Stil, eine einfache, aber des individuellen Charakters, einer gewissen Wärme und Innigkeit nicht entbehrende Sprache eigen. Lafontaineartige Ausdrucksweise und Abschweifungen vermeidet er meistens; sein Ausdruck ist fast durchgängig ernsthaft und edel, und das Komische mißlingt ihm, wo er es versucht. Ohne viel Abschweifungen gehen seine Fabeln raschen Ganges auf das Ziel los und lassen nur selten die Prägnanz der dargestellten Handlung vermissen.

Aber freilich, bei der ungeheuren Anzahl Pfeffelscher Fabeln werden wir uns nicht wundern, neben vielem Vortrefflichen und einigem Guten auch manches Mittelmäßige und etliches ganz Schlechte zu finden. Auch Pfeffel hat sich, ganz abgesehen von dem Vorwurfe der Vielschreiberei, der sie alle trifft, von den allgemeinen Fehlern der neueren Fabeldichter nicht immer frei gehalten. Am einsichtigsten findet man dieselben in der Rezension, welche sie in der Neuen Bibliothek der Wissenschaften (41. Band) erfuhren, bis ins einzelne aufgezeigt. Auch bei Pfeffel fehlt es nicht selten an richtiger Beobachtung des Tierlebens und des poetischen Charakters der Tiere. Die dargestellten Handlungen sind oft nicht notwendig im Charakter der handelnden Personen begründet oder widersprechen denselben geradezu. Wir finden rein menschliche Handlungen den Tieren beigelegt und Vorgänge, die sich erst erklären, indem wir die entsprechenden menschlichen Wesen, welche der Dichter im Sinne hat, an ihre Stelle setzen. Wir erkennen ein gewisses poetisches Gemütsleben der Tiere an, von welchem wir aber einen Kreis bloß menschlicher Seelenregungen deutlich unterscheiden. Wahrheiten, die sich auf solche bloß der menschlichen Seele erreichbare Empfindungen gründen, sollte der Fabeldichter billig ganz vermeiden: Pfeffel aber legt seinen Tieren sogar die weichliche Großmut in die Seele, welche die Helden der Kotzebueschen Dramen damals auf dem Theater flunkern ließen . . . In allen diesen Dingen vergißt Pfeffel über der Moral die Handlung, aus welcher diese anschauend erkannt werden

soll. Die Handlung wird nicht zur Fabel, indem man die Tiernamen oder allegorische Personen oder mythologische und historische Namen an die Stelle der wirklich gemeinten setzt; denn sie gewinnt dadurch nicht an Notwendigkeit und die Moral wird dadurch weder anschaulich noch überzeugend. Oft aber liegt der Fehler umgekehrt auch wieder an der aus der dargestellten Handlung gezogenen Moral: diese ist wiederholt ganz äußerlich angebracht, indem sie nicht in der dargestellten Handlung selbst enthalten ist und aus derselben notwendig hervorgeht, sondern einer der handelnden Tiergestalten, die nichts anderes als ein verkappter Mensch ist, in den Mund gelegt oder uns auch bloß vom Dichter vorbuchstabiert werden muß.

Das gilt natürlich zunächst von denjenigen Fabeln, welche Pfeffel originell erfunden hat. Eine noch größere Anzahl hat er nach fremden oder einheimischen Mustern (z. B. nach Hagedorn) bearbeitet. Schon Lessing hatte, um die Erfindung zu erleichtern, den Vorschlag gemacht, den Stoff aus älteren Fabeln herzunehmen, indem man diese bald eher abbreche,



Faksimile Gottlieb Konrad Pfeffels.

bald weiter fortführe, bald in den Umständen mehr oder weniger verändere. Dieses Vorschlages bedient sich Pfeffel gleichfalls in verschiedener Weise: einmal ist er in der Bearbeitung glücklich gewesen, ein anderes Mal aber mißlingt es ihm auch wieder.

* * *

Über Pfeffels Leben haben wir folgende Schriften: Ehrenfried Stöber, Blätter dem Andenken Pfeffels geweiht (Straßburg und Paris 1809); J. J. Rieder, G. K. Pfeffel. Ein biographischer Entwurf (Stuttgart und Tübingen 1820); August Stöber, in den Elsässischen Neujahrsblättern

1843; die Urgroßtochter des Dichters, Madame Lina Beck-Bernard: Théophile-Conrad Pfeffel de Colmar (Lausanne 1866, deutsch von R. Kaufmann in R. Webers Helvetia, Jahrgang 1882). Fünf Briefe an G. K. Pfeffel, mitgeteilt von Jakob Keller in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte XII. Band, S. 288 ff. Über Pfeffels „Verdienste um Erziehung und Schule" handelt August Stöber in einer zu Straßburg 1878 erschienenen Schrift. Wir geben in dem Folgenden eine Auswahl aus Pfeffels poetischen Fabeln und Erzählungen, wobei wir die Ausgabe von 1789 zu Grunde legen.

J. Minor.

G. K. Pfeffels Fabeln.

1. An den Leser.

Ein Gärtnermädchen von Athen
Saß auf dem Markt mit ihrem bunten Krame;
Ein Körbchen wars voll Rosen, Tausendschön,
Jesmin und Nelken. Eine hagre Dame,
Sie war histerisch, trat zu ihr:
Pfui, sprach sie, mit dem Tand, ich gebe nichts dafür:
Kaum bricht der Abend ein, so werden deine Nelken,
Jesmin und Tausendschön verwelken.
Gestrenge Frau, versetzt das arme Kind,
Der Käufer wird ja nicht von mir betrogen;
Ich sage nicht, daß sie unsterblich sind.
So, Leser, denk ich auch von diesen Apologen.

2. Der kranke Löwe.

Der Thiere Großsultan lag auf dem Krankenbette;
Er war vom Kopf bis auf den Schwanz
So dürr als Bruder Hein im Basler Todtentanz.
Da war kein Vieh, das ihm nicht was gerathen hätte.
Der Schwindsucht sichre Cur, die ein Franzos erfand,
Die Cur im Ochsenstall war damals unbekannt.
Die Gerste, sprach das Pferd, ist treflich für die Lunge,
Sie kühlet das Geblüt und reiniget die Zunge.
Nicht doch, versetzt der Bär, der wilde Honigseim
Ist Balsam für die Brust und löst den zähen Schleim.

Der kranke Löwe. 1773. — 3. Todtentanz hießen Bilderbücher mit Versen aus dem 15. Jahrhundert, in welchen der Tod zum Tanz aufziehend dargestellt wurde. Über die Basler Todtentänze vgl. die Monographie von Maßmann (Stuttgart 1847).

Freund, rief ein weiser Wolf, ich wette hundert Kronen,
Mein sympathetisches Arcan
Erhält den Preis: Neun frische Ziegenbohnen
Im Vollmond angehängt ziehn alle Seuchen an.
Pfui, sprach der Leopard, man möchte flugs purgieren
Der Henker brauche diesen Quark:
Ich lobe mir das Menschenmark
Um einen Fürsten zu curieren.
Ein Pfund des Tags in Thränen aufgelöst
Hilft ganz gewis, probatum est.
Dies Vetter will ich gleich probieren,
Versetzt der Patient, dein Rath ist Goldes werth:
Ich selber habe längst gehört,
Daß viele große Herrn auf Erden
Durch dieses Mittel fett als wie die Dachse werden.

3. Der Fakir.

Ein Fakir lag auf seinem Bauch
Und lies, die Sünder zu erbauen,
Sich nach dem alten Ordensbrauch
Bis auf das Blut mit Ruthen hauen.
Der Pöbel sah den Wundermann
Mit heiligem Erstaunen an.
Ihr Götter, hört er einen sagen,
Welch eine Selbstverleugnung! Was!
Versetzt der Schwärmer, glaubt ihr das?
Kein Fakir läßt umsonst sich schlagen;
Geduld! das Blättchen wendet sich;
Der Tod verwandelt euch in Pferde,
Und wehe dem, auf welchem ich
Im Paradiese reiten werde!

12. Arcan, Geheimmittel. — 13. Ziegenbohnen, die rundlichen Excremente der Ziegen, welche den Bohnen an Gestalt ähnlich sind. — Der Fakir. 1772. — Fakire oder Santons hießen in Indien Leute, die der Welt entsagen.

4. Der Wolf und der Löwe.

Aus eines Sultans Park entkam
Ein Löwe, der mit raschem Schritte,
Voll edlen Trotzes, wie ein Britte,
Den Weg nach einer Wildniß nahm.
Ihn lud ein Wolf in seine Höhle
Auf einen feißten Hammel ein,
Und rief bey Tische: Freund erzähle,
Wie lebt man in des Fürsten Hain?
Man wird, sprach er, mit Fleisch gefüttert,
Man schläft auf einer Streu von Moos;
Der Wald ist tausend Ruthen gros,
Allein mit starkem Erz vergittert.
Wie glücklich, Vetter, war dein Loos,
Versetzt der Wolf; bey meinem Leben,
Will man ein Schaf mir täglich geben,
So sperre man mich in den Hain
Des Sultans diese Nacht noch ein.
Der Gast fuhr auf und rief entrüstet:
Den pisse Haas und Esel an,
Der die Despoten fliehen kan
Und sich mit ihren Fesseln brüstet.

5. Der Affe am Hofe.

Ein Affe machte so viel Streiche,
So manchen ausgelernten Spaß,
Daß man im ganzen Königreiche,
In jeder Zeitung von ihm las:
Und selbst des Löwen Hofpoeten
Erhoben ihn auf ihren Flöten.

Ein Fürst liebt eines Narren Possen
Oft mehr als des Ministers Rath,
Und bey dem Löwen ward beschlossen,
Den Pavian in vollem Staat,
Mit sechs geschmückten Pantherthieren
In seine Hofburg einzuführen.

Der Wolf und der Löwe. 1775. — Der Affe am Hofe. 1765. „Nach einer fremden Fabel."

Der Löwe wollte fast zerplatzen,
Sobald der Gaukler vor ihm stand;
Mit tausend Schwänken, tausend Fratzen
War er beständig bey der Hand:
Und dann war in dem Kabinette
Kein Vieh, das nicht gelachet hätte.

Im Anfang trafen die Satyren
Den Schöps, den Esel und das Rind,
Drey Narren, die nach Standsgebühren
Das erste Ziel des Spottes sind;
Doch diese schwiegen und bewiesen,
Daß sie mit Unrecht Narren hiesen.

Der Beyfall, der ihn warnen sollte,
Des Königs Gunst berauschet ihn;
Indem er mehr sich zeigen wollte,
Ward unser Witzling allzukühn,
Und äffte mit verwegnen Possen
Den Tieger, Wolf und andre Grossen.

Nach einer Zeit von sieben Tagen
War Meister Affe so beherzt,
Sich an den Löwen selbst zu wagen,
Und nun war seine Gunst verscherzt.
Die Majestät, anstatt zu lachen,
Befahl, ihm den Proceß zu machen.

Bey Niedern die dem Spotte weichen,
Ist er verblümte Tyranney:
Bey denen, die an Stand sich gleichen,
Ist er ein Quell der Zänkerey:
Bey Grossen ist er ein Verbrechen,
Das sie mit ihren Blitzen rächen.

6. Der Floh.

Ein Floh stach jüngst ein altes Weib
Gerade da sie beten wollte:
Sie fuhr ihm nach, packt ihn beym Leib
Und schwur ihm, daß er sterben sollte.

Ach! fieng der arme Sünder an,
Gestrenge Mutter, Gnade! Gnade!
Ich habe dir ja nichts gethan;
Ein Flohstich ist ein kleiner Schade.

Nein, sprach sie, hoffe nichts von mir!
Das Unglück ist zwar klein zu nennen;
Allein die Schuld lag nicht an dir,
Du hast mir mehr nicht schaden können.

7. Der Adler und der Papagey.

Ein naseweiser Papagey
Aus unsern aufgeklärten Zeiten,
Da stolzer Wahn und Spötterey
Pygmäisch das Verdienst bestreiten,
Sah einen Adler, den sein Flug
Aus dem Revier der Sonne trug,
Auf einem Baum sich niederlassen,
Und kriegte Lust mit ihm zu spassen.
Er flattert auf den Weisen zu,
Der die gesenkte Stirne kühlte
Und in dem Heiligthum der Ruh
Die Wonne seines Daseyns fühlte.
„Herr Vetter, sprach der Papagey,
Mich dünkt, die Zeiten sind vorbey,
Da man dich als Monarch verehrte;
Die Zeiten, da des Dichters Witz
Dich mit dem schreckenvollen Blitz
Des wilden Donnergotts bewehrte:

Der Floh. 1764. „Nach einer ausländischen Fabel." — Der Adler ꝛc. 1765.

Und gleichwohl bist du schlau genug,
Noch itzt den Pöbel zu bethören,
Und lenkest deinen stolzen Flug
Nach mystischen erhabnen Sphären,
Als wär es, wie der Gimpel glaubt,
Nur deiner Majestät erlaubt,
Auf des Olymps lazurnen Hügeln
Sich in dem Quell des Lichts zu spiegeln."
Der lose Vogel schweigt und lacht,
So wie es jeder Spötter macht,
Wenn sein bescheidner Gegner gähnet.
„Dem Adler ist es einerley,
Sprach jener, was ein Papagey
Und was ein Gimpel von ihm wähnet.
Sein Wesen sagt ihm was er ist,
Der kühne Geist, der ihn belebet,
Das Auge, das die Sonne grüßt,
Sobald es nur die Wimper hebet,
Der ehrne Fittich, den er trägt,
Der kaum bekleit die Hüfte schlägt,
Um aus dem Nest sich aufzuraffen,
Verkündigt ihm das stolze Glück,
Er sey vom gütigen Geschick
Zum Bürger des Olymps erschaffen."

---

8. Der Ochs und der Esel.

Ochs und Esel zankten sich
Beym Spatziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte:
Keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte;
Und was konnte klüger seyn?

Der Ochs und der Esel. 1765.

Beyde reden tief gebückt
Vor des Thierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar herunter blickt.

Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
Ihr seyd alle beyde Narren.
Jeder gafft ihn an und geht.

9. Der Retter.

Von einem Weyh verfolgt, entrann
Ein Haselhuhn in eine Höhle;
Da sprang ein schlimmerer Tyrann,
Ein rascher Fuchs, ihm an die Kehle.

Doch schnell macht es ein Jäger frey:
Sein Hund, der ihm die Spur verrathen,
Zerriß den Fuchs, er schoß den Weyh
Und ließ das gute Hühnchen — braten.

10. Recept wider den Krieg.

Die Löwen fielen mit den Bären
In einen fürchterlichen Krieg;
Wie Wasser floß in beyden Heeren
Das Blut. Der flatterhafte Sieg
Wand diesem bald, bald jenem Kronen.
Der Kern der beyden Nationen
Lag schon im trunknen Sand verscharrt.
Schach Löwe rief den Leopard
Um Beystand an. Die fernen Zonen
Der Tobolskiten und Huronen
Verstärkten des Czaar Bären Macht.
Der junge Petz, ein weißer Lappe,
Ward just beym Anfang einer Schlacht

Der Retter. 1776. — Recept wider den Krieg 1777. — 10. Tobolskiten, die Einwohner in Tobolsk, der Hauptstadt in Sibirien. — Huronen, nordamerikanischer Indianerstamm.

Zum Heer der Bären eingebracht:
He! Warum kriegt man, Oheim Rappe?
Sprach er zu einem Granadier
Aus Polen. „Weil der Fürst der Leuen
Den unsern foppte.“ Läppereyen!
Rief Petz, ha, Brüder, ihr seyd dumm
Wie Menschen! Laßt die Narrn sich schlagen
Und kehrt in eure Höhlen um,
Was gilts, sie werden sich vertragen!
Die Nachbarn brummten Petzens Rath
Von Glied zu Glied. Im Hui erfuhren
Die Gegner ihn durch die Panduren
Der Vorwacht. Hauptmann und Soldat
Zog ab, bis auf die zween Monarchen.
Sie mochten bitten, brüllen, schnarchen:
Umsonst! Man lies sie flehn und drohn,
Und weil sie unter beyden Schaaren
Zum Glück die feigsten Memmen waren,
So schlichen sie sich auch davon.

11. Das Johanneswürmchen.

Ein Johanneswürmchen saß
Seines Demantscheins
Unbewußt in weichem Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

Ach was hab ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ey, fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?

Das Johanneswürmchen. 1775.

12. Der Schmetterling und die Biene.

Die Biene ließ den Schmetterling
Einst ihre fetten Speicher sehen.
Schön, rief der bunte Gast; doch muß ich dir gestehen
Ich tauschte nicht mit dir. „Warum nicht dummes Ding,
Was hast denn du? Laß sehn, wir wollen inventieren:
Ich hab ein volles Haus“ . . . und ich — nichts zu verlieren.

13. Der Affe und der Löwe.

Ein Affe der bey einem Biographen
Als Famulus gedient, zerbrach sein Joch,
Kam an des Löwen Hof und ward was alle Sclaven
Ein Schmeichler, der im Staube kroch.
Herr König, sprach er einst im Ton des Patrioten,
Wie kömmt es, daß kein Annalist,
Kein Sammler großer Anecdoten,
In deinem Reich bestellet ist?
Wie manchen schönen Zug von Tapferkeit und Treue,
Von Weisheit, Großmuth, edler Reue,
Von Mutterpflicht, Geduld und stiller Frömmigkeit
Verschlingt der Ocean der Zeit!
Auf deinen Wink bin ich bereit,
Die hohen Tugenden, die Krieg und Frieden
In unserm Staat erzeugt, vom libyschen Alciden,
(Hier bückte sich der Biograph)
Bis zum bescheidnen, frommen Schaf,
In thierischen Ephemeriden,
Der grauen Ewigkeit zu weyhn.
Kerl, fiel der Großsultan ihm ein,
Du schwatzest, wie ein Mensch aus den polierten Staaten
Des Occidents, wo gute Thaten
So selten sind, daß man sie zählen kan;
Rührt deine Faust hier nur den Griffel an,
So laß ich dich lebendig braten.

Der Schmetterling und die Biene. 1781. — Der Affe und der Löwe. 1781.

14. Der Adler und der Weyh.

Beym Adler ward ein Weyh verklagt,
Daß er vom Straßenraube lebe.
Beklagter wird citiert und hart befragt,
Was er hierauf zur Antwort gebe?
Herr König, ich bekenne frey,
Versetzt der Inquisit und strich die Segel,
Daß ich ein großer Freund vom Wildpret sey.
Wie unverschämt! rief der Monarch der Vögel.
Das Compliment verdroß den Weyh:
Was soll, sprach er, die todte Ringeltaube
In deinem Nest? Die Curialien
Bey Seite, Sir, lebst du nicht auch vom Raube?
Ha Bösewicht! das sind Regalien,
Versetzt der Chan, die mir allein gebühren,
Und hieß den Wilddieb strangulieren.

15. Die Bärin.

In Samogitien genas
Der Ehschatz eines edeln Bären,
Der mit im Parlamente sas,
Von einem Sohn. Die Jäger lehren:
Ein Bär, der aus der Mutter Schos
Hervorkriecht, sey ein roher Klos,
Der erst durch lecken Form und Schöne
Bekömmt. Das wußte die Mama
Noch besser als wir Menschensöhne
Und schwur, als sie das Bübchen sah,
Von Lust berauscht beym großen Petze
Des Firmaments, ihr kleiner Götze
Sollt ein Adonis seyn. Sie feilt,
Sie hobelt mit der rauhen Zunge
Ihn bis aufs Blut. Der arme Junge!
Er brummt, er windet sich, er heult;
Umsonst, sie bleibt bey ihrer Mode
Und leckt ihn endlich gar zu todte.

Der Adler und der Weyh. 1780. — 11. Curialien, Eigentümlichkeiten der Hof- und Kanzleisprache. — Regalien, königliche Vorrechte. — Die Bärin. 1780 — 1. Samogitien, der an der Ostsee liegende Teil Litauens.

16. Das Pferd und das Maulthier.

Wer bist du? sprach ein stolzes Maul
Zu einem braven Ackergaul:
Der dürre Hengst, aus dessen Samen
Du stammst, lief mit dem plumpsten Karrn
Bald vor dem Pfluge, bald im Karrn.
Mein Vater trug Achillens Namen
Und war Achill, das Lieblingspferd
Des Kaisers tausend Kronen werth.
Nur an der Spitze seiner Heere,
Nur bey Triumphen ritt er ihn ...
Doch deine Mutter, sprach die Mähre,
War die nicht Fräulein Eselin?

17. Der Pfau.

Der Juno stolzer Vogel bat
Den Jupiter im Götterrath,
Ihn zum Monarchen zu erheben:
Ein Pfau, sprach er, was meinest du,
Schickt noch so gut, bey meinem Leben,
Als jener Adler sich dazu;
Selbst die Natur hat mich erkohren,
Von Gold und Purpur und Saphyr
Glänzt mein Gewand, und — sieh nur hier,
Ein Krönchen ist mir angebohren.
Wohlan, sprach Zevs, der oft die Thoren
Zum Spaß erhört, magst König seyn.
Er sprachs. Mit rauschendem Gefieder
Fuhr plötzlich in den Cedernhayn
Der neue Großsultan hernieder
Und nahm den Thron des Adlers ein.
Der Gimpel und der Staar hofieret
Ihm in gereimten Schmeicheleyn.
Minervens Kautz philosophieret
Ob der Verwandlung. Aber schnell

Das Pferd und das Maulthier. 1778. „Nach einer ausländischen Fabel." — Der Pfau. 1779. — 19. Minervens Kautz, die Eule.

Erhascht der Geyer ihn beym Fell
Und schleudert ihn von seinem Throne
In einen Sumpf. Der plumpe Straus
Kömmt auch und reißt aus seiner Krone
Ein ganzes Büschel Federn aus.
Respect, ihr Schurken, rief erbittert
Der Opernschach, vernehmts und zittert:
Ich bin ... „Ein eitler Narr bist du"
Der König Pfau von Gottes Gnaden.
„Ho, ho, wer machte dich dazu?"
Chronion .... Possen! Gaskonaden!
Versetzt die wilde Schaar und lacht:
Es ist schon lange nicht mehr Mode,
Daß Jupiter Monarchen macht ...
Und hackt nun vollends ihn zu Tode.

18. Die Tobakspfeife.

„Gott grüß euch, Alter! — schmeckt das Pfeifchen?
Weißt her! — Ein Blumentopf
Von rothem Ton, mit goldnen Reifchen! —
Was wollt ihr für den Kopf?"

O Herr, den Kopf kan ich nicht lassen!
Er kömmt vom brävsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bey Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn. —

„Ein andermal von euren Thaten,
Hier, Alter, seyd kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euern Pfeifenkopf."

Die Tobakspfeife. 1782. — 7. Bassen = Pascha; türkischer Heerführer oder Statthalter. — 11. Grummet. Sanders: das Nachgras, das auf einer Wiese nach der ersten „Mahd" nachgewachsene Gras und das daraus gewonnene Heu.

Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Das schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich heb ihn flugs auf meinen Schimmel,
Er hätt es auch gethan,
Und trag ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken
Der dreymal Plündrung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß.

„Ihr rührt mich, Freund, bis zu den Zähren.
O sagt, wie hies der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kan."

Man hies ihn nur den tapfern Walter:
Dort lag sein Gut am Rhein ....
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

„Kommt, Freund, ihr sollt bey mir nun leben!
Vergesset eure Noth,
Kommt trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brod."

Nun, top! Ihr seyd sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife seyn.

19. Der Fund.

An Lerse.

Ein Enkel Theuts von modischem Gefühle,
Ein Genius mit Namen Legion,
(Denn ihrer, Freund, sind nun in Deutschland viele)
That einen Ritterzug nach Albion,
Um, wie es Göthen einst gelungen,
Die Muse Shakespears auszuspähn
Und des Kothurns Begeisterungen
Mit kühnem Aug ihr abzusehn.
Er kömmt nach Stratford, küßt mit Wonneschauer
Den Maulbeerbaum vom großen Mann gepflanzt
Und tritt ins Heiligthum, um dessen fahle Mauer
Noch oft um Mitternacht ein Chor von Elfen tanzt.
Der Finkenritter sucht in allen Ecken
Den fronen Schatten auf; allein sein Adlersblick
Entdecket nichts; er flucht auf sein Geschick

60. „Dieses romantische Lied wurde veranlaßt durch eine Tobackspfeife, die der, wenige Zeit vor dem Dichter, dessen Freund er war, verstorbene unvergeßliche Luce zum Geschenk erhalten hatte. Die Familie Luce besitzt noch diese litterarische Reliquie. Sonderbar genug steht dies Lied im Wunderhorn als fliegendes Blatt. Sollten die Herrn Wunderhornisten den Verfaßer desselben nicht gekannt haben? Ey! ey!" — (Ehrenfried Stöber in den Blättern dem Andenken Pfeffels gewidmet S. 50). — Der Fund. 1778. — 9. Stratford, Geburtsort Shakespeares. — 14. fronen, frohn, veraltet: auf den Herrn bezüglich, hehr, heilig. Bei Pfeffel heißt es ein andermal: „Umringt von einem fronen Chor verklärter Geister."

Und zog schon seinen Dolch, als er mit süßem Schrecken
Noch unverfiegt des Dichters Nachttopf fand.
Er bringt ihn im Triumph ins deutsche Vaterland.
So prangte Manchas Held mit seinem Wunderbecken.
Itzt schüttet er ihn aus ... das war ein Wetterguß!
Kopf weg, ihr Deutschen! Was darin gewesen,
Könnt ihr im Meßkatalogus,
Artikel Trauerspiele, lesen.

20. Die Exegeten.

Auf einer brittischen Fregatte,
Die Wanderer aus jedem Land
Auf ihrer Fahrt vom Indusstrand
Nach Canton eingenommen hatte,
Gerieth ein Sohn des alten Theut
Mit einem Gallier in Streit
Des oft verwünschten Apfels wegen,
Der Pestilenz und theure Zeit,
Symbole, Galgen, Kronen, Degen
Und Schürzen in die Welt gebracht.
Der Deutsche sprach: auf unsern Höhen
Bey Borstdorf ist sie noch zu sehen
Die Frucht. Der weise Franzmann lacht:
Pardon, wir nennen sie Renette
Und Frankreich ist ihr Vaterland.
Die Kämpfer schrien um die Wette,
Bis man zuletzt für dienlich fand,
Dem Ausspruch zweener Jesuiten
Aus Porto sich zu unterziehn.
Ey Freunde, rief der Lojoliten
Gelehrtes Paar, wo denkt ihr hin?
Ihr irrt, es war die Apfelsine,
Das schwören wir beym Escobar.

19. Manchas Held, Don Quixote. — Die Exegeten. 1782. — 13. Borstorf, Borstorfer Apfel, eine der edelsten deutschen Kernobstsorten, der echte deutsche Nationalapfel, um dessen Vaterlandsrecht sich mehrere Orte streiten; in Frankreich nennt man sie Reinettes d'Allemagne. — 20. Lojoliten, Jesuiten, nach dem Begründer ihres Ordens Ignatius von Loyola. — 23. Escobar, der berühmte spanische Jesuit Antonius de Escobar y Mendoza (158.—1669), dessen Name durch viele kasuistische Schriften sprichwörtlich geworden ist, ist

Ihr Herrn, sprach mit bescheidner Mine
Ein Proselyt aus Tranquebar,
Mich dünkt, ich habe wo gelesen,
Es sey die Kokosnuß gewesen.
Hier biß der alte Schifskaplan
Vom Punsch erhitzt, mit wilden Blicken,
Sein krummes Pfeifenrohr in Stücken
Und spie es in den Ocean
Nein! länger ists nicht auszustehen,
Wer wird die Bibel so verdrehen?
Rief er: es ist ja sonnenklar,
God damn, daß es ein Pudding war.

21. Der Esel.

Der Esel trat als Suplicant
Zum Löwen. Sir, darf ich es wagen,
Sprach er, ein Wort dir vorzutragen?
Die Polizei in jedem Land
Hat Männer von Talent ernannt
Des Nachts die Stunden anzusagen:
Nun wissen Berge, Thal und Wald
Wie mächtig meine Töne schallen,
Drum bitt ich, Sir, laß dir gefallen
Mit einem mäßigen Gehalt
Von Rocken, Haber oder Kleien
Das Wächteramt mir zu verleihen.
Er senkt das Ohr und schweigt. Alsbald
Wird seine Bitte placitieret,
Der Esel wird durch Stab und Horn
Zum Stundenrufer investieret
Und ein Gehalt von Heidekorn
Wird ihm in Gnaden assignieret.
Die Nacht bricht ein. Wie Boreas
Ruft er: ihr Herren laßt euch sagen ....

gemeint. Nach dem französischen Dictionaire de l'Academie bezeichnet der Name „un adroit hypocrite, qui sait resoudre dans le sens convenable à ses intérêts les cas de conscience les plus subtils". — 25. Tranquebar, kleine Stadt in der indobrittischen Präsidentschaft Madras. — Der Esel. 1782.

Dem Hof gefiel der neue Spaß;
Doch als der Zeiger Eins geschlagen
Und er noch rief, da fieng der Chan
Den Schreyer zu verwünschen an;
Und Luna gieng noch nicht zur Neige,
So bot er durch ein Windspiel ihn
Auf seine Burg. Das Thier erschien.
Geh friß dein Korn daheim und schweige.
So sprach der Fürst und ließ ihn ziehn;
Und so entstunden in dem Staate
Die fetten Hofkanonikate
Für Esel, die auf Polstern ruhn
Und Sold beziehn um nichts zu thun.

22. Die Krücken.

An Lavater.

Ein grauer Fakir, welcher zwar
Noch frisch und stark von Gliedern war,
Allein von Jugend auf an Krücken
Zu gehn gewohnt, itzt ohne sie
Nicht fähig war, vom Fleck zu rücken,
Warf sich am Ganges auf sein Knie,
Um einsam sein Gebet zu halten.
Ein Europäer sah ihn da
Voll Andacht seine Hände falten:
Es war ein kleiner Attila
Vom neuen Philosophenorden:
Ihm war das Rauben und das Morden,
Nur nicht der Aberglaube recht.
Er schlich versteckt sich durch die Hecken,
Und lachend nahm der Henkersknecht
Dem Beter seine beyden Stecken.
Der Fakir rafft sich auf und fällt:
Er fleht, er weint; allein vergebens.
Der Räuber hüpfte durch das Feld;
Und trug die Stützen seines Lebens
Als Siegeszeichen vor sich her.

Die Krücken. 1787.

Ein weiser Brame, welcher mehr
Als was das Vedam lehrt, gelernet,
Und das Geräusch der Welt zu fliehn,
Sich in die Einsamkeit entfernet,
Eilt zum verlassnen Pilger hin,
Trägt liebreich ihn auf seinem Rücken
In seine Hütte, tröstet ihn,
Und schenkt ihm ein Paar neue Krücken.
Hier, Freund, sprach er; indessen sie
Des Armen Hände gierig fassen:
Auch dieses ist Philosophie,
Dem, der sie brauchet, sie zu lassen.

Das thust du, Freund, und wirst miskannt,
Und wirst der Toleranz zur Ehre,
Für diese ketzerische Lehre,
Wohl gar ein Jesuit genannt.
Sey mir gegrüßt, mein lieber Pater!
Du heiligst Loyolas Gewand.
Ein Glück ists, daß der heilge Vater,
Als er die schwarze Zunft verbannt,
Den Bruder Caspar nicht gekannt;
Es wäre sonst Dein ganzer Orden
Blos Dir zu lieb verschonet worden.

23. Das Elixir
an Stilling.

Der Derwisch Aladin lag in Buchara krank:
Sein Fuß berührte schon des Grabes jähe Stufen.
Man liess den Avicenna rufen.
Er kam: Du must in deinem Trank
Von diesem Elixir, sprach er nach reifen Schlüssen,
Des Tags drey Löffel voll geniessen;
Es stärkt das Haupt und heilt die Brust.
Der Patient nahm es mit Lust

22. Brame, Brahmana im Indischen, d. h. Söhne des Brahma, indische Gottesgelehrte. Die durchstehenden deutschen Formen sind Brahman, Brahmane; „Brame" wie bei Pfeffel findet sich, soviel ich sehe, sonst nirgends. — 23. Vedam, die Vedas, die heiligen Bücher der Indier. — 42. Caspar, Eben Lavater, welcher Johann Caspar hieß. — Das Elixir. 1786. — 3. Avicenna, eigentlich Ibn-Sina, berühmter arabischer Philosoph und Arzt (geb. 980).

Und fieng schon an, die Wunderkraft zu spüren.
Gut! denkt er bey sich selbst, nehm ich den Balsam pur
Und recht nach Appetit, so wird das meine Cur
Weit eher noch zum frohen Ziele führen.
Gesagt, gethan. Er leeret die Tinctur
Mit einem Zug bis auf den letzten Tropfen.
Sie fährt ihm wie ein Blitz durch Adern und Gebein:
Der Schwindel dreht sein Haupt, das Herz fängt an zu klopfen
Und bald verkalkt es sich zum Kieselstein.
Er taumelt durch die Stadt, steigt auf die Minareen,
Ruft alles Volk mit bacchischem Gebrüll
Zum Beiramstanz, und wer nicht tanzen will,
Den schleppet er in die Moscheen
Und stößt ihm einen Dolch ins Herz.
Man lief, den Arzt um Rath zu fragen.
Er ließ nicht ohne Frucht ihm ein paar Adern schlagen;
Doch er gestand mit edlem Schmerz,
Er werde schwerlich ganz genesen.

Was meinst du, Freund, gleicht die Religion
Nicht diesem Elixir? Braucht sie der Erdensohn
Wie grobe Kost und als ein fremdes Wesen;
So macht sie krank, erzeuget Schwärmerey
Und Pharisäerstolz: doch mischt er als Arzney
Von ihrem Geist, von ihrem Freudenöle,
In jede Nahrung seiner Seele;
So mehrt es ihren Lebenssaft
Und füllet sie mit Gotteskraft.

24. Der Schatz.

Im fernen Königreich Leon
Liegt eine Wunderhöhle,
Von der man tausend Jahre schon
Erzählt was ich erzähle.
Es heißt: ein Zauberer verschloß
Einst einen Schatz in ihren Schoos
Von einer Tonne Goldes.

20. Beiramstanz, der persische Name zweier großer Feste des Islams: der große und der kleine Beiramstanz. — Der Schatz. 1786. „Nach einer ausländischen Fabel.“ Vgl. die Einleitung, oben S. 49.

Ihn hätte mancher gern geraubt;
Jedoch ein schwarzer Drache,
Ein Bastart Satans, wie man glaubt,
Hielt vor der Höhle Wache,
Und wollte sich ein Kämpfer nahn,
So ward er stracks an seinen Zahn
Wie ein Kapaun gespießet.

Dieß hörte Junker Theogan
Aus Rhätiens Gebirgen
Und warb zweyhundert Reuter an,
Das Unthier zu erwürgen.
Mit diesem Heere trabt der Held
Drey Monden lang durch Thal und Feld
Und wechselt manchen Gulden.

Der letzte war bereits verzehrt,
Als er den Ort erblickte
Und mit den Seinen, wohl bewehrt,
Sich froh zum Kampfe schickte.
Sie fielen mit vereintem Muth
Den Lindwurm an, der Höllenwuth
Aus seinen Augen sprühte.

Doch manches Schwert und mancher Spieß
Zerbrach auf seinem Rücken,
Und manchen tapfern Knappen riß
Der Cerberus in Stücken.
Schon war ein Schock des Todes Raub,
Und vierzig ächzten lahm im Staub,
Als Theogan ihn fällte.

Von Blute triefend hob der Held
Den Schatz von seinem Posten:
Er fand an schönem baarem Geld
Just seine Reisekosten,
Und überdieß in einem Schrein
Ein kleines Faß mit Brandtewein,
Die Wunden zu verbinden.

25. Die Reichsgeschichte der Thiere.

Die Thiere lebten viele Jahre
In friedlicher Demokratie;
Doch endlich kamen sie einander in die Haare,
Und ihre Republik versank in Anarchie.
Der Löwe machte sich den innern Streit zu Nutze
Und bot sich ohne Sold dem kleinern Vieh,
Als dem gedrückten Theil, zum Schutze,
Zum Retter seiner Freyheit an.
Er wollte blos des Volkes Diener heißen,
Und brauchte weislich seinen Zahn
Im Anfang nur die Räuber zu zerreißen.
Als dies die frohen Bürger sahn,
Ernannten sie zum wohlverdienten Lohne
Den Diener feyerlich zum Chan,
Versicherten die Würde seinem Sohne,
Und gaben ihm die Macht die Ämter zu verleihn,
Um kräftiger beschützt zu seyn.
Nun sprach der neue Fürst aus einem andern Tone:
Er gürtete sein Haupt mit einer Eichenkrone,
Enthob Tribut, und wer ihm widerstand,
Fiel als Rebell in seine Pranke.
Der Tieger und der Fuchs, der Wolf, der Elephant
Ergaben sich aus List, und jeder ward zum Danke
Zum königlichen Rath ernannt.
Jetzt halfen sie dem Chan die schwächern Thiere hetzen,
Bekamen ihren Theil an den erpreßten Schätzen,
Und raubten endlich trotz dem Chan.
Ha, rief das arme Volk mit tiefgesenkten Ohren
Und mit geschundner Haut, was haben wir gethan! —
Allein der Freyheit Kranz war nun einmal verloren.
Der Löwe war und blieb Tyrann;
Er ließ von jedem Thier sich stolz die Pfote lecken,
Und wer nicht kroch, der mußte sich verstecken.

Die Reichsgeschichte der Thiere. 1787. — 11. Auch hier also der Löwe mit dem Titel der mongolischen oder tartarischen Herrscher belehnt.

26. Die Schwalbe und der Storch.

Die Schwalbe.

Freund, klappre nicht, und laß uns fliehn
Sieh dort am schwarzen Kirchhofthore
Den Jäger mit gespanntem Rohre,
Ein leiser Druck, so sind wir hin!

Der Storch.

Ich flöhe, wär ich eine Lerche,
Ein Rebhuhn oder ein Fasan;
Allein die Jäger sehn uns Störche,
Von alters her, als heilig an.
Mit uns wird, wie das Sprüchwort saget,
Die Freyheit aus dem Land gejaget.

Die Schwalbe.

Verlaß dich nicht auf diesen Wahn,
Mein guter Freund, sonst hieß es immer
Wir Schwalben brächten Glück ins Haus;
Der Junker selbst litt uns im Zimmer,
Und nun hat kaum die Fledermaus
Ein härters Loos. Ich flog beym Küster
Schon sieben Sommer ein und aus;
Da kam sein Enkel, ein Magister,
Von hohen Schulen jüngst zurück,
Und fluchte, trotz Minervens Eule
Mit so viel Kunst und so viel Glück
Auf Barbarey und Vorurtheile,
Daß ihm der Alte Vollmacht gab,
Mein Nest, um die Vernunft zu rächen,
Mit sieben Eyern auszustechen,
Und kaum entrann ich selbst dem Grab.

Der Storch.

Heißt das die Menschheit aufgeklärer?
Ha! besser für das Glück der Welt
Ist frommer Irrthum, der erhält,
Als kalte Weisheit, die zerstöret.

Die Schwalbe und der Storch. 1786.

Satiriker.

A. G. Käſtner.

Einleitung.

Mit Bezug auf Käſtner hat noch Leſſing geſchrieben: „Selten werden ſich der Gelehrte und der Philoſoph, noch ſeltner der Philoſoph und der Meßkünſtler (Mathematiker), am allerſeltenſten der Meßkünſtler und der ſchöne Geiſt in einer Perſon beiſammen finden.“ Wir halten Käſtner heute für kein Genie mehr, wie Leſſing zur Verbindung ſo widerſprechender Eigenſchaften anzunehmen für nötig findet. Die Erklärung ergiebt ſich uns ungezwungen aus dem Charakter der Gottſchedſchen Dichtung und Dichtungslehre, von welcher Käſtner ausgeht. Gottſched ſelbſt knüpft ja an die Wolffiſche Philoſophie, deren mathematiſche Methode er auf das Gebiet der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften überträgt. Seine Poetik war Algebra, für welche die Dichter nur die beſtimmten Zahlen einzuſetzen hatten, um etwas Großes zu produzieren. Die Dichtungen ſeiner Anhänger waren Rechenexempel, deren Methode ſie in Gottſcheds Schule gelernt hatten. Ein Anhänger Gottſcheds, ſo ſehr er es auch ſpäter in Abrede ſtellte und ſo ſehr er auch in einzelnen Anſchauungen von ſeinem Lehrer abweichen mochte, war — wie wir noch hören werden — auch Käſtner und der Ausſpruch von Gauß: „Käſtner ſei unter den Dichtern ſeiner Zeit der beſte Mathematiker, unter den Mathematikern ſeiner Zeit der beſte Dichter geweſen“, enthielt auf dieſe Weiſe allerdings eine Wahrheit.

Es iſt kein Dichterleben, welches uns die Biographen Käſtners vor Augen führen: vielmehr iſt noch ſelten eine gelehrte Ausbildung auf ſo ſyſtematiſchem, planmäßigem Wege zu ſtande gekommen. Abraham Gotthelf Käſtner iſt am 27. September 1719 als der einzige Sohn eines Profeſſors der juridiſchen Fakultät in Leipzig geboren, der ſich denn auch unter Beihilfe ſeines Schwagers die Erziehung desſelben recht am Herzen liegen ließ. Ohne Mitſchüler und Geſpielen, höchſtens ab und zu einem Studenten zur geiſtigen Pflege überantwortet, wuchs Käſtner unter ſorgfältigem häuslichen Unterrichte auf: es war kein Wunder, daß er, von dem Umgange mit ſeinesgleichen eher entwöhnt als dazu angehalten, ſich und ſeine

Nach dem Porträt in der Ausgabe der gesammelten Werke.

Bildung als die einzige Angelegenheit betrachtend, für seine Nebenmenschen auch späterhin nur den Spott in Bereitschaft hatte. So konzentrierten Bestrebungen fehlte nicht der Erfolg: schon mit zehn Jahren konnte der Vater sein frühreifes Söhnlein mit sich ins Kolleg führen und an seinem zwölften Geburtstage wurde Gotthelf bereits an der juridischen Fakultät seiner Vaterstadt immatrikuliert. Jetzt erst recht griffen seine Studien in das Weite aus: er hörte Vorlesungen an allen Fakultäten der Leipziger Universität, neben juristischen aus eigener Neigung mathematische, physikalische, historische, philosophische, mit besonderer Vorliebe (das brachte die enge Verbindung der Leibniz'schen Metaphysik mit der Mathematik mit sich) auch metaphysische Kollegien. Unter Gottscheds Leitung übte er sich gleichzeitig auf dem Gebiete der Poesie und Beredsamkeit und trat auf diese Weise auch den sogenannten schönen Wissenschaften näher. Trotzdem er 1733 als Notar angeschrieben wurde, zogen ihn in der folgenden Zeit die Philosophie und Mathematik, seine Lieblingswissenschaften, fast gänzlich von der Rechtsgelehrsamkeit ab. Aber immer noch drängte es den Wissensdurstigen ins Weite: noch nachdem er 1735 Baccalaureus, 1737 Magister an der philosophischen Fakultät geworden war, hörte er — zum Teil freilich aus bloßer logischer Neugier — Vorlesungen aus den verschiedensten Gebieten: über Anatomie, gerichtliche Arzneikunde, Botanik, Chemie. Daneben trieb er, wie in Leipzig üblich, die körperlichen Fertigkeiten: Fechten und Tanzen, während die Musik, welcher sein unrhythmisches Ohr widerstrebte, ihm erst von der mathematischen Seite größeres Interesse abgewann. Noch als Dozent (seit 1739) tummelte sich Kästners reger Geist im weiten Felde herum: neben seinem Hauptgegenstande, der Mathematik, hielt er auch Vorlesungen über Logik und Naturrecht, sowie praktische logische Übungen. Als außerordentlicher Professor der Mathematik (seit 1746) mußte er seines kärglichen Gehaltes wegen, von welchem er nun auch seine Mutter zu ernähren hatte, zu Übersetzungen seine Zuflucht nehmen, wobei er die Sprachen, aus welchen er übersetzen sollte, zum Teil erst zu diesem Behufe erlernte. Erst als Kästner zu Ostern 1756 als ordentlicher Professor der Mathematik an die Georgia Augusta berufen wurde, gestalteten sich seine Verhältnisse freundlicher. Er konnte sogar eine Frau mit nach Göttingen nehmen, welche ihm durch ihr Interesse für seine wissenschaftlichen Studien wert geworden war, und, als ihm der Tod dieselbe schon nach zwei Jahren entriß, sich in späteren Jahren mit der Witwe eines französischen Offiziers zum zweiten Male verheiraten. Er beschränkte sich ferner jetzt ganz auf sein eigentliches Gebiet, die Naturlehre und Meßkunst (Mathematik), und nur ein collegium disputatorium über philosophische Sätze behielt er aus den übrigen Wissensgebieten bei. In den sechziger und siebziger Jahren gehörte Kästner zu den Zierden der Göttinger Universität und seine Schüler, zu denen auch Carsten Niebuhr gehört, verkündeten den Ruhm ihres Lehrers durch ganz Deutschland. Kästners mathematische Lehrbücher ver-

drängten allenthalben die Wolffischen, und seine wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik und ihrer Geschichte wurden damals ebenso überschätzt, als einige Jahrzehnte später unterschätzt. Für den höheren mathematischen Unterricht an den deutschen Universitäten hat Kästner jedenfalls bahnbrechend gewirkt: das ist ein Verdienst, welches ihm unbestritten bleibt. Seine Zeit hat ihm als Gelehrten und Dichter übervolle Gerechtigkeit zuteil werden lassen und die äußeren Zeichen blieben nicht aus: Kästner starb (20. Juni 1800) als Hofrat und Mitglied unzähliger gelehrter Gesellschaften.

Früh beschäftigte sich Kästner neben mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien auch mit den sogenannten schönen Wissenschaften. Unter Gottscheds Leitung übte er sich in der Poesie und Beredsamkeit; er war ein Mitglied von dessen vertrauter Rednergesellschaft, seit 1741 der Leipziger deutschen Gesellschaft. Die prosaischen Reden und Abhandlungen sowie die Lehrgedichte, welche er in der Zeit seines Leipziger Aufenthaltes und größtenteils im Namen der Leipziger deutschen Gesellschaft verfaßte, sind ganz in Gottscheds Geiste, wenn auch mit größerem Geschmacke abgefaßt. Mit Gottsched eifert er gegen die Zurücksetzung der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen und französischen; mit Gottsched verteidigt er den Reim gegen die Schweizer; mit Gottsched ist er bestrebt, Philosophie und schöne Wissenschaften zu verbinden und die Möglichkeit eines gefälligen Vortrages auch bei ernsten philosophischen Materien zu zeigen. An Gottscheds „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit", an Schwabes, die Gottschedsche Partei haltenden „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" beteiligt er sich eifrig, den von Gottsched abgefallenen Bremer Beiträgern steht er ferne. Eine Differenz, welche zwischen ihm und dem Lehrer über den Dichterwert Hallers, den Kästner als Lieblingsdichter verehrt, entstanden zu sein scheint, war jedenfalls bald wieder beigelegt. Schon bald nach seiner Übersiedlung nach Göttingen (1756) steht Kästner wieder mit Gottsched in Korrespondenz. Wenn er auch mit Gottscheds hartnäckigem Stillestehen auf dem mit Mühe erworbenen Standpunkte nicht zufrieden war und es an Epigrammen gegen Gottsched und seinen Günstling Schönaich nicht fehlen ließ, so trat er doch bald nach Gottscheds Tode in der Göttinger deutschen Gesellschaft als Apologet seines Lehrers gegenüber den Schweizern auf. Seine „Betrachtungen über Gottscheds Charakter" (zuerst Neue Bibliothek der Wissenschaften, 6. Band. 1. Stück; dann vermischte Schriften II, 76 ff.) waren die ersten öffentlichen Urteile, welche sich objektiv über Gottsched vernehmen ließen. Kästner war ein nüchterner, klarer Verstand, für den Parteifanatismus ein für allemal verloren und wohl im stande, sich ein Ding von zwei Seiten anzusehen. Er war der einzige von Lessings Leipziger Lehrern, mit dem Lessing auch späterhin in Verkehr blieb, den er gelegentlich bei einer Durchreise durch Göttingen besucht, dem er einen Bogen der antiquarischen Briefe zur Verbesserung überschickt.

Bald nach seiner Ankunft in Göttingen wurde Käſtner (1762) zum Vorſtande der nach dem Muſter der Leipziger 1739 von Geßner geſtifteten Göttingiſchen deutſchen Geſellſchaft gewählt, für welche er mit demſelben Eifer wie ehemals für die Leipziger (beſonders von 1770 an) eine Reihe von populären Vorträgen über verſchiedene Themen ausarbeitete. Der Schwerpunkt fiel hier freilich ganz auf die populäre Wiſſenſchaft; die Dichtung wurde im gelehrten Göttingen kaum gefördert. Käſtner rezenſierte für die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen; lieferte einige Aufſätze in die Neue Bibliothek der Wiſſenſchaft (außer dem citierten vgl. N. Bibl. 8. Bd. 1. St. und 13. Bd. 1. St.) und beteiligte ſich als einer der erſten an Nicolais Allgemeiner deutſcher Bibliothek (er rezenſierte über Phyſik und Mathematik; ſeine Beiträge und Chiffren bei [Parthey]: „Die Mitarbeiter an Nicolais A. d. B. Berlin 1842). Wenn er auch der fortſchreitenden Entwicklung, welche unſere Litteratur gerade ſeit den Bremer Beiträgen nahm, nicht zu folgen vermochte, ſo ließ er dieſelbe doch nicht unbeachtet und zeigte ſich den jüngeren Dichtern des Göttinger Bundes, denen er kein Führer und Leiter werden konnte, wenigſtens perſönlich liebreich und gefällig. Für Boies Deutſches Muſeum lieferte er manchen Aufſatz, und in die Göttinger Muſenalmanache bis ans Ende des Jahrhunderts ſeine Epigramme.

Käſtner darf als Proſaiker nicht, wie es bisher immer geſchehen iſt, übergangen werden. Unzweifelhaft lag ſeiner verſtandesmäßigen Begabung die Proſa weit näher als der Vers. Der weitaus größere Teil ſeiner „Vermiſchten Schriften“ (2 Bde.; Altenburg 1755 und 1772), ſeine „Vorleſungen“ (zwei Sammlungen. Altenburg 1768. 1773) ſind faſt ganz in Proſa abgefaßt. Sein proſaiſches Talent entfaltet ſich viel reicher als ſein poetiſches. Die Form von Briefen, Reden, Vorträgen, Aufſätzen iſt ihm ebenſo lieb und geläufig wie die Anekdote, Miscelle, das Epigramm in Proſa, die kurze Erzählung. Sein Streben geht dahin, das Lob zu verdienen, welches vom Beginne ſeiner Laufbahn faſt nur den Schriftſtellern Frankreichs gezollt wurde: „tiefe und gründliche Betrachtungen durch eine lebhafte und zierliche Schreibart deutlich und rührend vorgetragen zu haben“. Sein klarer, deutlicher, im guten Sinne breiter Vortrag wird durch reiche Exemplifikation, in Beiſpielen aus den Naturwiſſenſchaften nur anſchaulicher und iſt nicht ohne Anmut. Auf populäre Verſtändlichkeit iſt es auch dort abgeſehen, wo Käſtner als Mann der Wiſſenſchaft redet; wie er denn den Begriff eines Philoſophen gelegentlich ganz populär als eines jeden, der ſich am Erkenntniſſe der Wahrheiten vergnügt, genommen wiſſen will. Der praktiſche Einfluß der Wiſſenſchaften auf das Leben und ihr Verhältnis zu dem Leben wird wiederholt ins Auge gefaßt. Allgemein intereſſierende Themen aus den verſchiedenſten Gebieten behandelt Käſtner auf dieſe Weiſe: Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Philoſophie, Sprache, Geſchichte und Litteraturgeſchichte weiß er zu verwerten.

Auch der Dichter Käſtner pflegt beſonders diejenigen Gattungen, welche der Proſa und dem Verſtande am nächſten liegen: alſo das Lehrgedicht und das Epigramm. Für die eigentliche Poeſie iſt er ſchon rhythmiſch zu beſchränkt. Herder und A. W. Schlegel haben es auch ſpäter ausgeſprochen, daß Jamben und Trochäen die der deutſchen Sprache angemeſſenſten Versfüße ſeien. Käſtner kennt überhaupt nur zweifüßige Versfüße, faſt nur Jamben. Der einzige Wechſel und die einzige Kunſt, die in den deutſchen Vers (als ſolcher gilt natürlich der Alexandriner) zu bringen ſei, ſei die Freiheit, lange Silben zu kürzen und kurze zu dehnen. Der Daktylus ſei nur ſelten. Dieſer engen Anſicht, welche Käſtner von der Theorie des deutſchen Verſes hat, entſpricht ſeine Praxis aufs genaueſte: faſt nur Jamben, überwiegend der Alexandriner. Zeitlebens war das Metrum für Käſtner ein Zwang, ſo daß er es am Ende ſeiner dichteriſchen Thätigkeit ganz aufgab und ſeine Epigramme in Proſa ſchrieb.

Am unglücklichſten iſt er in den ſogenannten Oden, d. h. in ſtrophiſchen Gedichten, welche durch den eintönig jambiſchen oder trochäiſchen Rhythmus, ſowie durch die linkiſche Reimſtellung ermüden. Die ernſten Gedichte dieſer Art ſind ſchwunglos und nüchtern wie Rechenexempel, meiſtens erzwungene Gelegenheitsgedichte. Von dieſen ernſten Oden heben ſich die in Nachahmung Hagedorns gedichteten anakreontiſchen vorteilhaft ab. Der ſpäteren Anakreontik dagegen wird nur die Ehre einer Parodie zuteil, welche Leſſing in das „Neueſte aus dem Reiche des Witzes“ aufgenommen hat. Mehr Empfindung und Schwung zeigen die Elegieen, deren Thema die Klage um Tod oder Abſchied von Freunden und Verwandten oder die Sehnſucht nach Zufriedenheit bildet. Hier wendet Käſtner eine ſich der Stanze nähernde Strophenform an, indem er das den erſten vier Zeilen zu Grunde liegende Syſtem ſich zweimal oder dreimal wiederholen läßt. Auch die Fabeln Käſtners ſind unbedeutend, wenig zahlreich und in Hagedorns Manier.

Auch die Lehrgedichte ſind eigentlich nur in Alexandriner gebrachte Proſa. Auch hier wie in den proſaiſchen Aufſätzen das mathematiſche quod erat demonstrandum: Beweis und Gegenbeweis, Einwand und Zurückweiſung. Bezeichnender Weiſe fallen ſie alle in die Leipziger Zeit und ſind größtenteils im Namen der Leipziger deutſchen Geſellſchaft abgefaßt. Weder die künſtleriſche noch die äußere Form (abwechſelnd weiblich und männlich reimende Alexandrinerpaare) bieten ein bemerkenswertes Moment; wohl aber die Themen. Die Gottſchedſche Doktrin iſt hier gewiſſermaßen in Verſe gebracht; die Quinteſſenz der Gottſchedſchen „Beiträge“ in poetiſcher Form abgezogen. Zunächſt wird über Gegenſtände der Dichtung und Sprache gehandelt. „Über einige Pflichten des Dichters“ und „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſein“: in beiden wird der Dichter gewarnt, ſich durch das Lob des Pöbels verführen zu laſſen. Das Lehrgedicht „Über die Reime“ beginnt in (paro-

distisch gemeinten) reimlosen Alexandrinern. Käſtner ergreift für den Reim Partei, alſo für Gottſched gegen die Schweizer, wie er auch praktiſch den Reim überall anwendet und nur in Parodieen reimlos dichtet, wohl auch in dieſen gelegentlich den Schweizern zum Trotz gereimte Hexameter parodiert. Ziemlich deutlich iſt es, daß Käſtner zunächſt als Mathematiker für den Reim Intereſſe hatte, wenn es in dem Lehrgedicht heißt:

„Dies weiß man, daß es ſtets dem Geiſte Luſt erweckt,
Wenn er was neues ſieht, was ähnliches entdeckt,
Das Maß im Sinne trägt, die Größen zu vergleichen.
Was ihn vergnügen ſoll, muß Stoff zum Wirken reichen,
Zum Sprechen eben nicht. Was iſt es, das man ſpürt,
Wenn uns ein gleicher Klang das Ohr gedoppelt rührt?
Nur Ordnung, Ähnlichkeit, zwar einfach, bald zu fühlen,
Doch zu was edlerm gut, als nur zu Kinderſpielen."

Die Dichtung, fährt er weiter fort, müſſe nicht nur den Verſtand, ſondern auch das Ohr ergötzen. Der Reim mache freilich noch nicht den Dichter, aber die muſikaliſche Wirkung gehöre zum Gedicht. Ein andermal ſucht er unter einem an einen ſpäteren Aufſatz Schillers anklingenden Titel den „Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften beim Vortrag philoſophiſcher Lehren" nachzuweiſen; alſo die Forderung eines gefälligen Vortrages, welche er an ſich ſelbſt zu ſtellen gewohnt war. Bei ſeinem Eintritt in die deutſche Geſellſchaft las Käſtner ein andres Lehrgedicht vor: „Ob eine Geſellſchaft die Sprache zu verbeſſern durch öffentliches Anſehen müſſe berechtigt werden". Schon die Gelegenheit und der Titel weiſen auf engen Anſchluß an Gottſched. Käſtner nimmt ſich hier der Meißniſchen Mundart gegen die lettres germaniques (des älteren Mauvillon) an, welche das Joch, das die Meißniſche Mundart den übrigen Stämmen und Ländern Deutſchlands auferlegte, abgeſchüttelt wiſſen wollten. Ein Volk (ſagt Käſtner dagegen) wird noch nicht als Oberherr verehrt, wenn es ein gleiches Volk der Sprache Schönheit lehrt. Hatten ſich die lettres auf Frankreich berufen, wo der König die vierzig Akademiſten einſetze, welche der Sprache ihre Geſetze zu geben hätten: ſo nennt Käſtner dagegen Brauch, Urſprung, Ähnlichkeit (alſo ſehr richtig Sprachgebrauch, Etymologie und Analogie) als die Quellen der deutſchen Sprachkunſt, welche von dem Gebot keines Fürſten abhängig ſei. Auch die Vierzig in Frankreich fänden nicht allgemeine Anerkennung. Gefühl, nicht Gebot regiert des Deutſchen Ohr; er zieht die Meißniſche Mundart nicht als die unfehlbare, aber doch als die am meiſten richtige vor. In einem andern Lehrgedicht: „Über die gegenſeitige Verachtung der Philoſophen und Kritico-rum" entwirft Käſtner wenigſtens Bilder der einander entgegenſtehenden Parteien, welche zugleich die damaligen Gegenſätze der Univerſitäten Jena und Leipzig repräſentieren: der Afterphiloloqe, der nur aus Eitelkeit die Wiſſenſchaft betreibt und über die Wortkrämerei nicht hinauskommt, wird

den Afterphilosophen, den Nachbetern ihrer Lehrer, entgegengesetzt. Das berühmteste von Käſtners Lehrgedichten: „Philosophisches Gedichte von den Kometen“ (zuerſt in den Belustigungen 1744, März) gehört wie Hallers Alpen der beschreibenden Lehrdichtung an und ist eingestandenermaßen durch Opitz' Gedicht „Vesuv“ angeregt. Einen äußeren Anlaß, der bei Käſtner selten fehlt, bot die Erscheinung eines merkwürdigen Kometen. Zur Belehrung und Ergötzung (das alte Horazische Motto der Belustigungen) wird die ganze astronomische Lehre von den Kometen vorgetragen:

„Zwar nicht an Rechnung voll, nicht in Beweisen scharf,
Doch gründlich, wie man es in Versen werden darf.“

Die Entstehung, Gesetze, Bahnen u. s. w. der Kometen werden beschrieben; die abweichenden Ansichten der Gelehrten, die namentlich aufgeführt werden, neben einander gestellt und beurteilt; die beliebte moralische Ausdeutung der Naturerscheinungen fehlt nicht; moralische Sentenzen werden auch nebenbei eingeflochten. Das Ganze also eine in Verse gebrachte Astronomie; die notwendigen Noten dazu hat Käſtner später noch vermehrt.

Wenn wir die lange Zeit, während welcher Käſtner dichtete, ins Auge fassen, erscheinen uns seine Epigramme wenig zahlreich. Von nahezu 400 sind überdies kaum die Hälfte in der Zeit, wo Käſtners Name etwas galt, veröffentlicht worden. Die erste Sammlung der vermischten Schriften brachte an 60, die zweite etwa 100 Epigramme. Die übrigen wurden erst 1781 und 1800 (nach Käſtners Tode) gesammelt und waren vorher zum Teil in Zeitschriften zerstreut. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß viele Epigramme auf Personen seiner Umgebung nicht gedruckt wurden; sie liefen als Witzworte in der Göttinger Gesellschaft umher und erhielten sich bloß in mündlicher Tradition. Auch hier wendet Käſtner gereimte jambische Versmaße an, in welche er selten (und nur hier) hüpfende (anapästische) Versfüße einmischt. Einige Male finden wir parodierende „Zyrcherische“ Hexameter; ganz selten mehrstrophige Epigramme. Neben der ältesten Form des Epigramms, der Inschrift auf Örtlichkeiten, sind weitaus die meisten an Personen gerichtet. Ein bestimmter äußerer Anlaß ist fast immer anzunehmen, wenn ihn Käſtner oft auch erst in den späteren Ausgaben, wo er die * und ** durch Namen ersetzt, deutlich gemacht hat (vgl. darüber auch Schnorrs Archiv f. Litt.-Gesch. IX, 582 f.). Nur selten hängt sich Käſtners Witz an vergangene geschichtliche Ereignisse; die alltäglichen Vorkommnisse des privaten und litterarischen Lebens begleitet er mit seiner Satire. Das was der Tag bringt und worüber sich die Gesellschaft in Prosa moquiert, bewitzelt er in Versen. Das öffentliche Leben, die Politik wird kaum gestreift; höchstens den Franzosen bis zum Überdrusse des Lesers der Name Roßbach eingegeißelt. Die typischen Charaktere der Stutzer und Schönen, die Kandidaten, irrenden Marquis, die Helden, die das Maul voll nehmen, aber davon laufen, wenn es auf Mut ankommt, sind seiner Satire verfallen;

sie werden auch mit den typischen, zum Teil der lateinischen Satire entnommenen Namen Mendax, Star, Bav u. s. w. bezeichnet. Satire gegen die gelehrten Stände: Dichter, Philosophen, Rechtsgelehrte, Ärzte schließt sich daran. Im ganzen aber ist Käſtners Satire eine fast ausschließlich litterarische. Das bornierte Gelehrtenwesen, das er in Göttingen leicht mit Händen greifen konnte und oft auch gegriffen hat, und die schöne Litteratur bilden das Hauptthema seiner Epigramme. Die Hahnreischaft der Gelehrten, alle Arten schlechter Autoren und Dichter, die „Zyrcherischen" Heldengedichte und auch die Meißnischen Reime (also gegen Gottsched und seine Anhänger), die philosophische, absichtlich verhüllende Sprache der Poetiken u. s. w. sind beliebte Motive. Käſtners Satire ist nicht scharf und beißend, noch weniger züchtigend, sondern mit Behagen witzelnd und spöttelnd: Einfälle und Witze, wie sie der gesunde Menschenverstand hat, und die dem, den sie trafen, wohl lästig werden konnten, eine höhere sittliche Wirkung aber weder bezweckten noch ausübten. Nicht selten wird Käſtner, besonders in späteren Epigrammen, anstößig, derb, fast cynisch und vergiebt dadurch seiner Satire noch mehr.

Käſtners Hauptschaden war, daß er nicht zur rechten Zeit zu enden wußte. Witz und Humor laufen bei andauerndem Ruhme am leichtesten Gefahr, sich abzunutzen: die Grenze, wo Käſtner nur noch Epigramme schrieb, weil man seinen Witz in der Gesellschaft und in den Almanachen einmal gewohnt geworden war, hatte er bald erreicht. Bis ans Ende des Jahrhunderts witzelte er fort; auch noch dann, als sein Standpunkt lange schon veraltet war. Über Goethes Werther, Fichtes Ichlehre, die französische Revolution u. s. w. läßt sich Käſtner epigrammatisch vernehmen. Den neuen Zeiten gegenüber stimmt er das Lob der früheren an, über die er sich einstmals ebenso mopuiert hatte. Endlich wurde ihm das Silbenmaß, das ihm nie eine leichte Sache gewesen war, ein unerträglicher Zwang; er griff am Abend seines Lebens zur Prosa und eiferte nun sogar gegen das gotische Gesetz des Reimes, den er einstmals selbst in Schutz genommen hatte. Zwar die Xenien ignorierten seinen unschädlichen Witz. Weniger duldsam war die junge Generation der Romantiker. A. W. Schlegel (s. Werke X, 356 f.) ließ schon in der Allgemeinen Litteraturzeitung 1797 gelegentlich ein Wort fallen, daß die epigrammatische Dichtart, welcher Käſtner immer noch getreu blieb, ihm zuweilen untreu zu werden scheine. Käſtners Hinweis auf Batteux wird als veraltet, seine Angriffe auf die moderne Philosophie werden als inkompetent zurückgewiesen; schonend zwar, aber man läßt ihn die Schonung fühlen. Solche Rücksichten kannte der „Litterarische Reichsanzeiger" (Athenäum 1799, II, 2, 335) nicht mehr. Hier erhält Käſtner in Erwägung: daß niemand sich mit Erfolg über das Zeitalter lustig machen könne, als wer auf der Höhe desselben stehe; daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn sie sich herausnehme, über die Philosophie zu spotten; daß, wenn jemand nach den neuen französischen Kriegen immer noch nicht von

Faksimile der Handschrift Käſtners.

der Schlacht bei Roßbach aufhören könne, von ihm keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen seien; daß man von dem Satiriker und Epigrammatisten auch scharfe Selbstkritik und Unterdrückung unnützer Papierschnitzeln erwarten dürfe; daß endlich nichts trauriger sei als ein halbwitziger Einfall, der wegen Abgang der zum Versifizieren nötigen Geschmeidigkeit auf demselben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibe: — in Erwägung all dieser Punkte erhält Käſtner hier seine förmliche litterarische Dienstentlassung und wird sein Witz unter Anerkennung der vieljährigen geleisteten Dienste und Beibehaltung aller Titel und Besoldungen gnädigst in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt. Gleichzeitig mit seinem physischen Tode war Käſtner hier auch für die Litteratur tot gemacht worden. Eine Sammlung seiner „gesammelten poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werke", welche im Jahre 1841 in Berlin herausgegeben wurde, konnte kein größeres Publikum mehr gewinnen. Dieselbe enthält das Bildnis des Verfassers nach Tischbein,*) welches schon den späteren Auflagen der vermischten Schriften beigegeben war und mit den Schilderungen der Zeitgenossen durchaus in Übereinstimmung steht: Käſtner soll klein von Statur und dabei von großer Beweglichkeit gewesen sein, der Kopf durch eine stark vorwärts gewölbte Stirn den Denker ankündigend. Die Biographie am Schlusse des vierten Bandes beruht zum größten Teile auf Käſtners eigenen Mitteilungen in autobiographischen Skizzen und Briefen. Über die wissenschaftliche und litterarische Bedeutung Käſtners orientiert am besten der Artikel von M. Cantor und J. Minor in der Allgemeinen deutschen Biographie, dessen zweiter Teil der obigen Darstellung zu Grunde gelegt wurde.

J. Minor.

*) Dieses Bild ist in einer Nachbildung der Einleitung vorgesetzt worden.

Sinngedichte

aus

Kästners vermischten Schriften.

[1755.]

1. Auf Keplern.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — — — und starb in Hungersnoth.
Er wuste nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

2. An Herrn Christlob Mylius.

Bey der Uebersendung von Keplers Harmoniae Mundi.

Freund, da dein zärtlich Ohr der Tonkunst Reiz empfindet,
Des Weltbaus Harmonie dein tiefer Geist ergründet,
Lis, was von beyden. hier der Lehrer Newtons schreibt,
Den Deutschland hungern ließ, und seiner unwerth bleibt.

3. An die untergehende Sonne.

Licht, das, indem es uns verschwindet,
Auf Surinam schön blendend fällt.
O mache, daß mein Freund empfindet,
Man nenn ihn in der Morgenwelt.

Auf Keplern. 2. starb in H. Auf einer Reise, die er thun mußte, um allergnädigste Auszahlung rückständiger Besoldung allerunterthänigst anzuhalten. Anm. Kästners — Kepler begab sich von Rostock nach Regensburg, um den dort versammelten Reichstag um Auszahlung seiner rückständigen kaiserlichen Pension zu bitten, und starb kurz, nachdem er in Regensburg angekommen war, infolge der Anstrengung und des erlittenen Kummers. — An Herrn Christlob Mylius, Lessings Jugendfreund. Vgl. über ihn Einleitung zu Band 71 von Kürschners deutschen Nat.-Litt. — An die untergehende Sonne. Ward im Vorrathe auf die Zeit gemacht, da sich Herr Christlob Mylius in Amerika befinden würde. Anm. Kästners. — Mit dem Naturforscher und Astronomen Mylius stand Kästner in enger Verbindung. Eine „Lebensbeschreibung Herrn Christlob Mylius" aus Kästners Feder steht in der „Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig" (1755. 2. Bd. S. 406 ff.; vgl. ges. Schriften III, 156 ff.). Einige Gönner streckten ihm die Mittel zu einer Reise nach Amerika vor; Mylius kam aber nur bis London, wo er starb.

4. Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Luſt kann ſie uns nicht gewähren,
Was giebt die Weisheit uns? Den Geiſt, das zu entbehren.

Contemtae dominus splendidior rei. HORATIVS.

5. Die veränderlichen Triebe der menſchlichen Alter.

Nach Puppen wird das Kind ſich ſehnen,
Der muntre Jüngling nach der Schönen,
Der Ruhm erhitzt des Mannes Fleiß,
Und Gold begehrt der matte Greis.
Bey ſo veränderlichen Trieben,
Wer wird ſein wahres Glücke lieben?
Nur der, der Schönen, Ruhm und Geld
Für Puppen der Erwachſnen hält.

6. Auf die Begräbniſſe des Pompejiſchen Geſchlechts.

Nach Martials 75. Sinnged. des V. B.

Den Sohn deckt Aſiens, und den Europens Sand,
Ihn ſelbſten Afrika, wenn er ein Grab noch fand;
Es faßt kein enger Raum des großen Stamms Ruinen,
Und die bewohnte Welt muß ihm zur Grabſtatt dienen.

7. Das Todtenopfer, an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis

Mein Kroneck, Maros Geiſt ſchwebt noch um ſeine Gruft,
Wenn du dort Lorbern brichſt, ſo hör auch, was er ruft:

Auf die Begräbniſſe ꝛc. 4. Dr. Shaw erwähnt im I. Th. ſeiner Reiſen eine zu Maniana von ihm bemerkte Grabſchrift zweener Pompejorum, die vielleicht durch die Zerſtreuung des Pompejiſchen Geſchlechts dieſes Sinngedichte erläutert.

Martial.

Pompeios iuuenes Asia atque Europa, sed ipsum
Terra tegit Lybiae, si tamen vlla tegit:
Quid mirum, toto si spargitur orbe, teneri
Non vno poterat tanta ruina loco. Anm. K.S.

Das Todtenopfer. 2. Lorbern. Virgils Grab iſt mit Lorbern, Epheu und Myrthen bedeckt. St. Sarnelli guida de' forestieri curiosi di vedere e d'intendere le cose piu

Zu Ehren hat mir sonst ein Martial gelodert,
Vor dir, o Deutscher, wird ein *** jetzt gefodert.

8. Von dem Verfasser des Buches: des livres difficiles à trouver.

Vorrathsreich zu hundert Bänden,
Zeigt er mit bemühten Händen
Ungezählte Bücher an,
Die man schwerlich finden kann:
Käm er nur in meine Kammer,
Wo zu meinem großen Jammer
Bücherhaufen in den Ecken
Unter Bücherhaufen stecken;
O wie manches träf er an,
Das man schwerlich finden kann.

9. Das seltene Buch.

An Herrn F. G. *

Mein * dieses Buch ist rar,
Du hast davon ein Exemplar,
Und auser dir noch sechs bis sieben;
Wo sind die andern denn geblieben?
Freund, so viel schenkt ich weg, und ließ sie meist noch binden,
Den Rest wirst du bey Hollen finden.

notabili della Regal Città di Napoli etc. p. 344. Anm. K.S. — 3. Martial, Andreas Ranger verbrannte bey Feyerung seines Geburtsfestes einen Martial . . . addebatque, eo incendio litare se musis manibusque Virgilii, cuius imitatorem cultoremque praestare se melius haud posset, quam si vilia poetarum capita per vndas insequntus et flammas perpetuo perdidisset. Fam. Strada in Eloqu. Lib II. Prolus V. p. 322. ap. Schelhorn Amoen. Litterar. T. VII. art. II. §. 30. Anm. K.S. — 4. *** Ich stelle jedem meiner reimenden und reimfreyen Landsleute, wenn er einen zweysylbigen Namen hat, in sein Belieben, ob er selbigen hieher setzen will. Mein eigner geht ja selbst hinein, und dererjenigen, denen noch viel zu viel Ehre wiederfährt, wenn man ihre Werke bis nach Neapel brächte, daselbst verbrannt zu werden, ist eine solche Menge, daß man dem Virgil von ihnen Hekatomben bringen könnte. Anm. K.S. — Von dem Verfasser ꝛc. 1. hundert Bände. Der V. Band endigt den Buchstaben B. Anm. K.S. — Das seltene Buch. Cadwallader Coldens Erklärung der Ursache von Newtons allgemeiner Schwere, übersetzt von A. G. Kästner. Anm. K.S. — 6. Holl. Der Verleger. Anm. K.S. An Stelle des Sternchens ist in der Auflage von 1773 der Name „Freytag" gesetzt worden. — „Ich übersetzte das Buch, nicht weil es mir gefiel, sondern weil es der Graf Mantenfel zu lesen verlangte, der kein Englisch verstand. Ich habe meine Gedanken über des B. Meynungen in Zusätzen der Uebersetzung geäußert." (Anmerkung zur Auflage von 1773).

10. Ποδας ὠκυς Ἀχιλλευς.

Homer hat deines Zornes Toben,
Schnellfüßiger Achill, erhoben;
Erstaunt hört ihm die Nachwelt zu:
Den Grimm von tausend unsrer Helden
Will kein Homer der Nachwelt melden,
Sie liefen schneller doch, als du.

11. Das deutsche Kriegswesen.

Mit Riesengleicher Kraft, doch ohne Kunst regiert,
Hat einst des Deutschen Arm das breite Schwert geführt;
An Muskeln nicht so stark, doch mit geübterm Witze
Lenkt jetzt des Franzen Hand des leichten Degens Spitze;
Wir fühlen, daß uns längst der Ahnen Kraft gebricht,
Und um der Nachbarn Kunst bemühn wir uns noch nicht.

* * *

Mars schrie, wie tausend Männer schreyn,
Und fochte schlechter noch, als einer solte streiten,
Reicht dieses zu ein Mars zu seyn,
Wie manchen Mars sehn unsre Zeiten.

12. Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn.

Bemüht des Feuers Glut zu dämpfen,
Ist Bauer plötzlich hingestürzt,
So wie ein Held, dem im erhitzten Kämpfen,
Ein zischend Bley den Siegerlauf verkürzt.
Das Gleichniß scheint vielleicht euch allzuviel gewagt.
Stirbt ein Gerichtsfrohn so, wie Weltbezwinger sterben?
Nein! Völker jauchzen dort, errettet vom Verderben,
Wenn Bauern Rath und Bürger klagt.

Ποδας ωκυς Ἀχιλλευς. — 2. Der „schnellfüßige Achill"; das stehende Beiwort des Helden bei Homer. — Das deutsche Kriegswesen. 7. Beym Homer. Anm. K.S. — Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn. — Seine Geschicklichkeit und Redlichkeit machten ihn ehrlichen Leuten so beliebt, so gefährlich er dadurch Verbrechern war. Er starb plötzlich, als er bey einer Feuersbrunst zu Hülfe eilte. Anm. K.S.

Oft stünden, wenn sie nicht nur Rang und Macht bedeckte,
Die Helden in der Zahl, die Bauers Namen schreckte.

13. Auf eines Reisenden Urtheil vom — — — Weine.

Warum pflanzt man bey — — — Reben?
Der Wein ist ja abscheulich schlecht.
Fragt — — —; Hat der Tadler Recht?
Da wag ich nicht Bescheid zu geben;
Doch bey der Frage fällt mir ein:
Warum muß er ein Autor seyn?

14. Eben desselben Klage über — — — Wein.

Als mein Geschick mich einst nach — — — brachte,
So war für mich der schlechtste Wein bestellt;
Und was den Wein erst recht abscheulich machte:
So trank ich ihn gar für mein eigen Geld.

15. Auf Grühiers Buch von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes.

Den, der nicht lebt, halb zweifelnd todt zu nennen,
Hat sich zum Schutz der Aerzte List erdacht.
Denn ist mein Tod nicht sicher zu erkennen,
So straft man nicht den, der mich umgebracht.

16. Nachahmung aus dem Horaz.

Non sum, qualis eram bonae
Sub regno Cynarae.

Ich bin nicht mehr, der in beglückten Jahren,
Eh Sorg und Ruhm zu ernstern Fleiße zwang,
Von Minchens Huld, von Chloris stolzen Haaren,
Von Hannchens Reiz, und Chloens Kühnheit sang.

Auf eines Reisenden ꝛc. „Es sind überall Weinberge um — — —. Ich weiß nicht warum, denn der Wein ist abscheulich;“ — — — Reisen. Anm. K.S. — In der Ausgabe von 1773 hier und unten Nr. 14 an Stelle der drei Striche „Naumburger“ und „Naumburg“. — 3. Statt der Striche 1773: Pöllnitz. — Eben desselben Klage ꝛc. — — —, 1773: „denselben“. — Nachahmung aus dem Horaz. 1773 mit der Zeitangabe „1750“. — 4. Chloens, in der ersten Ausgabe irrtümlich: Chloris.

17. Räzel.

Mein Beyſtand mehrt des Weiſen Wiſſen,
Wenn er mit feſtverknüpften Schlüſſen
Das X in einer Gleichung ſucht:
Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz ſtillen,
Ich pflege ſein Gehirn zu füllen,
Und bin oft ſeiner Arbeit Frucht:
Mein weiter Raum muß alles faſſen,
Auch das, was nichts umfaſſen kann;
Man trifft mich in der Großen Kaſſen,
Und in der Dichter Liedern an.
Das Eintrachtsband von Deutſchlands Prinzen,
Des ſchlauen Frankreichs Redlichkeit,
Den Muth der handelnden Provinzen
Beſitz ich ſchon ſeit langer Zeit.
Mir gleichen *** kluge Werke
*** Witz, und *** Stärke.

18. Auf den Palmbaum, der 1749 im Garten der Kön. Preuſ. Ak. der Wiſſ. reife Früchte trug.

Dein Schickſaal, Brandenburg, hat dieſer Baum erfahren;
Er dankt den erſten Trieb des großen Friedrichs Jahren.
Die Zeit, zu welcher er, wie du, vollkommen reift,
Iſt Friedrichs, deſſen Lob kein einzig Wort begreift.

19. Auf den Hrn. Hauptmann St**.

Der Krieger Furcht, der Liebling jeder Schöne,
Bey Freund und Feind macht er den Müttern Schmerz;
Den, um das Leben ihrer Söhne,
Den andern, um der Töchter Herz.

Auf den Palmbaum ꝛc. Er war achtzig Jahr alt. Anm. K.S. — Er; nämlich der Palmbaum. — 2. Friedrichs, Friedrich I., der erſte König von Preußen (1701 bis 1713), iſt gemeint. — 4. Friedrichs, Friedrich II., der Große. — Auf den Hrn. Hauptmann St**. 1773 an Stelle der Sternchen: Steinauer.

20. Auf einen Bär.

Der Todte redet.

Mich, dem der rauhe Nord die erste Luft gegeben,
Hieß meiner Fürstin Wink in Leipzigs Gärten leben,
Die Kette ward mir schwer, ich brach sie voller Wuth,
Doch ich erkaufte mir die Freyheit durch mein Blut
Noch klaget Doris mich; die fast zerstäubten Knochen
Bewegten sich, als sie das holde Wort gesprochen:
„Mich daurt das arme Thier! O solt er lebend seyn!
„Wie würd' er uns nicht jetzt voll Artigkeit erfreun!
Wie selten ist mein Glück! man hört sie solche Klagen
Um keinen Schooßhund nicht, um keinen Dichter sagen.
O Dichter, die ihr stets in Sklavenfesseln sterbt,
Und doch durch euren Tod kein nasses Aug erwerbt;
Laßt mich von dieser Welt nicht unbesungen scheiden,
Laßt einen Schäfer doch des Bären Tod beneiden.

21. An Herr Prof. Gellert, als solcher mir die Uebersetzung von Chambers Buche von der Erkenntniß der Thiere zu beurtheilen schickte, mit dem Zusatze, er verstünde die Sache nicht.

Dieß, Freund, verstehst du nicht? Hat deine Zaubermacht
Doch manches Thier zum Reden schon gebracht,
Was größers noch, ist ihr nicht schwer gewesen:
Sie brachte gar manch schönes Kind zum Lesen.

* * *

Wiederruf.

Nun hab ich erst mich recht bedacht:
Daß Schönen Gellerts Lieder lesen,
Beweist nicht ihre Zaubermacht,
Stets sind sie Dichtern hold gewesen:
Sie lasen, eh noch Gellert schrieb,
Talanders Unsinn, Hunolds Oden,

Auf einen Bär. Er war von einer fürstlichen Person in einen Garten bey Leipzig geschenkt worden, hatte sich aber, nach einiger zeitlangen Gefangenschaft losgerissen, und so viel Unordnung angerichtet, daß man ihn erschießen müssen. Er war sonst im Klettern und allen andern Dingen, die einen Bär artig machen können, sehr artig. Anm. K.S. — An Herrn Prof. Gellert ꝛc. — 10. Talander. August Bohse (1661—1730) schrieb unter dem Namen Talander eine Menge galanter Romane. — Christian Fr. Hunold (1680—1721) schrieb seine meisten Dichtungen unter dem Namen Menantes.

Daß Gellert beyde nun vertrieb,
Macht blos die Luſt zu neuen Moden.
Was größers hat ſein Lied vollbracht:
Es zwingt die Stutzer ſelbſt zum Leſen;
Das heiß ich eine Zaubermacht,
So ſtark wär Orpheus nicht geweſen.

22. Eine Stunde.

Die Stunde, die ich ſoll verlieren,
Die muß, mich eher zu verführen,
Ein kleiner Theil der Zeit nur ſeyn:
Doch welcher Zeit? Die mir verſchwunden,
Zählt zwar mit tauſenden die Stunden,
Wie viel ſind noch in Zukunft mein?

23. Charaktere.

Janhageln gleich an Höflichkeit,
Noch ſtolzer, als die reichſten Britten,
Und eitel, wie ihr Franzen ſeyd:
So zeigt er aller Völker Sitten.

* * *

Das alte Rom iſt ihm bekannt,
Die heutgen Schönen muß er kennen,
Als Doctor iſt er ſehr galant,
Als Stutzer ſehr gelehrt zu nennen.

* * *

Die zweyer Völker Reiz mir wieß,
Die mußte wohl mein Herz gewinnen;
Frech, wie die Damen in Paris,
Plump, wie die deutſchen Schäferinnen.

Avertiſſement.

Wer Luſt hat, ſich mahlen zu laſſen, beliebe ſich bey dem Verfertiger vorſtehender Mignaturgemählde zu melden; er ſoll beſtermaßen bedient werden. Seinen lieben Landsleuten wartet der Verfaſſer umſonſt auf, andern um ein ſehr leidliches.

Charaktere. 1. Janhagel = große Maſſe, der Pöbel. „Janhageln gleich an Höflichkeit" alſo ſoviel als „grob".

24. Freye Ueberſetzung einer Stelle aus dem Eloge de M. de la Mettrie Mem. de l'Ac. R. des Sc. de Pr. 1750. p. 5.

Pendant la campagne de Fribourg M. de la Mettrie fut attaqué d'une fievre chaude; une maladie est pour un philosophe une ecole de physique, il crût s'apercevoir que la faculté de penser n'etoit qu'une suite de l'organisation de la machine — — —

Kein Unglück iſt, es muß dem Weiſen dienen;
Den großen Satz: die Menſchen ſind Maſchinen,
Fand la Mettrie, mit alle ſeinem Witze,
Doch eher nicht, als in des Fiebers Hitze.

25. Charakter des Hrn. de la Mettrie vom Herrn von Maupertuis in einem Schreiben an den Herrn von Haller entworfen.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantaſie;
Das heißt auf deutſch: Ein Narr war la Mettrie.

26. Die letzten Worte des Hrn. von la Mettrie.

Mein Leſer; was ich dir erzähle,
Iſt, wo nicht völlig wahr, doch glaublich gnug erdacht;
Sieh hier das letzte Wort, das Mettrie vorgebracht;
Wie Teufel! Hab ich eine Seele?

27. Von einem ſchöpferiſchen Dichter.

O Zeiten! die entzückt den Arioſt geleſen,
Was für ein Geiſt für euch wär nicht Fantaſt geweſen!

28. An einen Freymäurer.

Der Brüderſchaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von deinem nur wünſcht ich mir Unterricht:
Was iſt an dir Ehrwürdiges zu finden?

Freye Ueberſetzung ꝛc. M. de la Mettrie, Philoſoph und Vorleſer König Friedrichs II., der auch der Verfaſſer des oben citierten Eloge iſt. — Mem. de l'Ac. etc., Memoires de l'Académie Royale des Sciences de Prusse. — Charakter des Hrn. ꝛc. von Maupertuis, Präſident der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften.

29. An den Setzer der hamburgischen freyen Urtheile.

Du kannst uns mit geschickter Hand
Hexameter aus Prosa theilen;
Sind Reimreichs Oden dir bekannt,
So gieb sie uns in Prosazeilen.

30. Auf einen Rechtsgelehrten.

In Sekten, die entzweyt das Alterthum verehret,
Ist Paulus groß, der sie uns beyde weist,
Den Stoiker, wenn er die Rechte lehret,
Den Epikurer, wenn er speist.

31. Von einem Philosophen.

Stets wird Abstrakt die beste Welt verklagen,
Und schweiget nie von Wolfens Tadel still.
Er muß ja was, das man versteht, noch sagen,
Denn auserdem weis niemand, was er will.

Wiederruf.

Nein, selbst dein Feind wird dir gestehen müssen,
Man weis, Abstrakt, vollkommen, was du willst,
Und daß du nur, was alle Kinder wissen,
In dunkle Pracht barbarscher Wörter hüllst.

32. Gewissensberuhigung.

Ein Doctor half einem gefälligen Kinde
Jüngst von der natürlichen Folge der Sünde,
Er hat es verschworen, erinnert er sich,
Ja, dacht er, für andre, nicht selbsten für mich.

An den Setzer ꝛc. Man hatte eine prosaische Nachricht, in Hexameterform gesetzet, daselbst eingerücket. Anm. K.S. — 3. Reimreich heißt einer der beiden Dichter in Weißes „Poeten nach der Mode", dessen Namen typisch wurde. Vgl. unten S. 108, Z. 2. — Gewissensberuhigung. 1. Doctor, der Arzneykunst. Anm. K.S. — 3. hat es verschworen, bey der Promotion. Anm. K.S.

33. Zusatz zu der Frau Doctorinn *** Inauguraldisputation.

Daß man bey Kuren oft sich gütig übereilt,
Läßt sich, Frau Doctorin, dir noch ein Beyspiel sagen:
Daß dein Geschlecht oft von gewissen Plagen
Zwar schnell und angenehm, doch nicht gar sicher heilt.

34. Auf einen guten Freund.

Ein doppelt Lob soll dort sein Grabmahl zieren,
Und Haller selbst breit es in Deutschland aus:
Als Physikus wußt er zu observiren,
Und wie ein Dichter hielt er Haus.

35. Auf eben denselben.

Freund, unsers Freundes Angedenken
Klagt man gewiß mit Unrecht an;
Denn könnt er sich der Schulden wegen henken,
So hätt er es in Leipzig längst gethan.

36. Das Glücke der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande.

In fremdem Namen.

O Land, das mich gezeugt, du wareſt mich nicht werth;
Mein Witz war dir verhaßt, so schrecke dich mein Schwert.

Zusatz ꝛc. de morborum curatione cita et iucunda saepe minus tuta. Anm. K.S. — 1773: „Frau Dorothea Christiana Erxlebinn gebohrne Leporinn, erhielt zu Halle 1754 die medicinische Doctorwürde, nachdem sie im Examine und sonst rühmliche Proben ihrer Gelehrsamkeit abgelegt hatte. Ihre Inauguraldisputation hat den Titel: Diss. in med. exponens: quod ninuis cito et iucunde curare saepius fiat caussa minus tutae curationis. Man hat diese Schrift deutsch. Academische Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten, v. D. Chr. E. der Medicin Doctor. Mit einem Anhange. Halle 1755 8. Sie war Mutter des göttingischen uns zu frühzeitig entrissnen Lehrers Joh. Christian Polycarp Erxleben." — Auf einen guten Freund. 1773: „Auf Christlob Mylius". — Das Glücke ꝛc. In fremdem Namen. 1773: „Unter der Person Hrn. Joh. Wilh. Steinauers, aus Naumburg, der in Leipzig studirte und 1754 Magister ward, nach Strasburg gieng, und daselbst eine Schrift herausgab, die den damaligen dresdnischen Hofpoeten Hrn. v. König beleidigte. Weil er in seinem Vaterlande keine Beförderung hoffen durfte, gieng er in kön. franz. Kriegsdienste; er besuchte als Grenadierhauptmann mich zu Göttingen, nach der Schlacht bey Minden und war um 1770, kön. franz. Brigadier auf isle de France und Bourbon im indischen Meere. — Die Nahmen habe ich bey dieser zweyten Ausgabe ausgeschrieben, weil von den Ungenannten nur einer noch lebt, dem es keine Schande bringen kann, daß sein Vaterland seinen Werth nicht so zu schätzen wußte, wie Dännemark und Lübeck. Die Buch-

Geſetzt, ich hätte nun auch meinen Witz gezwungen,
Die Thoren nicht verlacht, die Mägdchen nicht beſungen,
Und wäre Vorwurfs frey dein fromm und lieber Sohn,
Was würde denn dafür, Germanien! mein Lohn!
Vielleicht, wie ** thut,[a] ein Dorf voll Bauern führen,[b]
Wie Käſtner[c] das Papier ums Tagelohn beſchmieren,
Wie **[d] ſtets bemüht, und ſtets verſpottet ſeyn;
Wie **[e] tiefen Sinns, um andre zu erfreun;
Auch wohl mit **[f] Geiſt, bey Acten witzig lachen,
Und einen Bücherſchatz, wie *[g] mein Freund, bewachen.
Das Glücke gäbſt du mir, verlaßnes Vaterland,
Wie dank ich meinem Witz, der mich aus dir verbannt!
Fern von Gefahr und Ruhm, wär ich ohn ihn geblieben;
Er hat mich auf die Bahn, die Moritz[h] gieng, getrieben.

37. Die Dichter.

Drey Dichtern ſieht mans eigen an,
Daß Haller denken will und kann,
Und Engbruſt, wenn er könnte, dächte,
Und Reimreich, könnt er auch, nicht möchte.

38. Urſachen, warum die Dichter vom Podagra frey ſind.

Das Schmerzenskind vom Bacchus und Cytheren,
Wie kömmts, daß es die Dichter ſeltner plagt,
Die ſo getreu dies Götterpaar verehren?

ſtaben (a) (b) u. ſ. w. gaben ſo viel Nachricht von den angedeuteten Perſonen, als ich ohne ſie zu nennen, geben wollte. Rabner aber, bemerkte bey den Sternchen, die ſtatt der fehlenden Namen ſtunden, eine große Unbequemlichkeit: wenn man im Leſen dahin kommt, ſagt er, ſo weis man nicht, was man da mit dem Maule machen ſoll."

a) Ein Geiſtlicher.
b) Damals, als dieſe Verſe gemacht wurden.
c) Ein Ueberſetzer.
d) Ein Criticus.
e) Ein Poet.
f) Ein Beamter.
g) Ein Sekretär.
h) Der Marſchall von Sachſen. Anm. K.S.

— 7. **, 1773: „Cramer". — 9. **, 1773: „Gottſched". — 10. **, 1773: „Gellert". — 11. **, 1773: „Rabners". — 12. *, 1773: „Roſt"; dazu die Anmerkung: 29 „Roſt war gräfl. Brühl. Bibliothekar". — 14. 1773: „Im Manuſkript ſtand ſtatt: meinem Witz; Königs Zorn".

Mir hat den Grund ein Dichter jüngst gesagt:
Wir leben nicht an dieser Krankheit Jahre,
Uns legt zuvor der Hunger auf die Baare.

39. Die Algebra der Stutzer.

Die Stutzer mögen sich stark auf Algeber legen,
Denn, weniger, als nichts, ist vielmal ihr Vermögen.

40. Als ein Buchhändler eines Materialisten Tochter heyrathete.

Beglückter Schwiegersohn, dir kann kein Buch vermodern,
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fodern.

41. An Herrn Liscov.

O Liscov, den man oft für Deutschlands Swift gepriesen,
Hat niemand dir dein Bild bey Swiften noch gewiesen?
Der Spinne listig Netz, von Fliegenleichen voll,
Reißt von der Biene Flug, da es sie fangen soll:
Philippi, Rodigast, und Sievers sind besiegt,
Doch Liscov, glaube nicht, daß Reinbeck unterliegt.

42. Ueber Herr Professor Gellerts Programma zum Antritte seiner Profession.

Das Lustspiel, das zum Weinen bringt,
Rühmt Gellert nur, weil er das Loos geschrieben:
So weit hat Krüger nicht sein eigen Lob getrieben;
Preist der das Trauerspiel, das uns zum Lachen zwingt?

Als ein Buchhändler ꝛc. 2. 1773: „Der Buchhändler, der dieses mit Lachen las, überführte mich, daß mein Sinngedicht falsch sey. Ich lasse allen meinen Verlag auf Schreibepapier drucken, sagte er, und das kann mein Schwiegervater nicht brauchen." — Über Liscow und seine Gegner vgl. Bd. 41 von Kürschners dtsch. Nat.-Litt. — An Herrn Liscov. In der Bücherschlacht. Im II. Th. des Mährchens von der Tonne. Anm. K.S. — Ueber Herrn Professor Gellerts Programma ꝛc. De Comoedia commouente. Anm. K.S. — 2 „Das Loos": Lustspiel Gellerts. — 3. Der Verfasser der allemannischen Brüder und des Mahomets. Anm. K.S.

43. An den Verfaſſer der allemanniſchen Brüder.

Du ſchimpfſt auf mich, weil mein verwegnes Lachen,
Dich und dein ſchönes Werk entehrt.
Wenn hätt ich das gethan? Ich hielt ja deine Sachen
Nie meiner Zeit zum Sehn und Leſen werth.

PHAEDRVS.

— — facilis vindicta est mihi,
Sed inquinari nolo ignauo sanguine.

44. Die Schmetterlinge.

Sechs Stutzer ſah ich mit ſechs Schönen
Des Jägers eitlen Eifer höhnen,
Der um den bunten Schmetterling
Durch ungebähnte Wege gieng;
Wie? fragt ich, wollt ihr wohl erfahren
Weswegen ihm der Schmetterling gefällt?
Der Vogel gleichet euch, er iſt nur in der Welt,
Geputzt zu ſeyn, und ſich zu paaren.

45. Grabſchrift eines Engelländers.

Hier, Nachwelt, iſt der Ort, wo Roberts Leichnam ruht,
Sprich, Cato, oder er, wer zeigte größern Muth?
Der ſtieß den Dolch in ſich, vor Cäſarn frey zu bleiben,
Doch Robert henkte ſich, die Zeit ſich zu vertreiben.

46. Das Wetterglas.

Neran dünkt ſich gelehrt, was mag ſein Vorzug ſeyn?
Er ſpricht ja galliſch, welſch, und griechiſch und latein;
So wird er Witz und Geiſt von ſo viel Völkern kennen,
O nein, doch Brod und Fleiſch weis er, wie ſie, zu nennen:

An den Verfaſſer ꝛc. 1773: „Ein ſcharfe Beurtheilung dieſes Stücks ward in eine auswärtige Zeitung eingerücket. Krüger hielt irrig mich für den Verfaſſer, und handelte nach dem irrenden Gewiſſen eines beleidigten elenden Schriftſtellers.“ — Grabſchrift eines Engelländers.

DESTOUCHES.

Cy git John Robert Ecuyer
Qui se pendit pour se desennuyer. Anm. K.S.

An Kenntniß gleicht er noch dem Wetterglase nicht,
Das mir von kalt und warm in sieben Zungen spricht.

47. Das gelehrte Kind.

Frühzeitig wußt ein Kind so viel, als mancher Greis,
Frühzeitig lag das Wunder auf der Baare,
Sein Bruder sah den mörderischen Fleiß,
Ward Sekretär, und lebt an achtzig Jahre.

48. Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben.

Seht die epischen Zeilen, frei vom Maasse der Syllben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Syrchische Verse,
Leer, wie Meissnische Reime; Seht, der glyckliche Kynstler
Fyllt mit roemischen Lettern, mit pythagorischen yy
Zum Ermyden des Lesers, besser zu nytzende Bogen.

49. Auch Hexameter.

P. P.

Mein nun seraphisches Minchen, hoch oben in glycklichern Sphaeren,
Mit Myriaden von Kyssen aesthetisch aetherisch umarmen.

50. Eine Gesundheit.

Voll Feuer, wie die Frucht der Reben,
Verlangt mein Wunsch, daß alle Dichter leben,

Das Wetterglas. 6. Der Zeddel daran nannte die Aenderungen der Wärme lateinisch, deutsch, französisch, englisch, holländisch, italienisch und spanisch. Anm. K.S. — Das gelehrte Kind. 4. Keiner von der Art, wie Addison und Schlegel gewesen sind. Anm. K.S. Der Dramatiker J. Elias Schlegel war Sekretär in Kopenhagen. — Deutsche Verse etc. 4. Deutsche Leser müssen sich bekehren lassen, dass der Buchstabe *y* bei den Schweizern *i* genannt wird. Anm. K.S. Parodie der lateinischen Schrift und seltsamen Orthographie in den Heldengedichten der Schweizer. — Auch Hexameter. 2. Diese Zeilen allein haben keinen Verstand. Es ist eine Ellipse bey ihnen zu ergänzen, welches man leicht thun wird, wenn man die Elegien nachsehen will. Es giebt Zeilen von dieser Art, die auch in ihrer völligen Verbindung mit anderen noch keinen Verstand haben. Anm. K.S. Käuners Elegieen enthalten eine „Sehnsucht nach Wilhelminen", in welcher der fünfte Vers lautet: „Wann werd ich einst die holden Augen küssen?"

Die ganze lange Reih, die noch den Reim nicht ſchmäht,
Vom Haller bis zum Schönaich geht.
Doch, daß wir, ein Opfer der Mode zu bringen,
Nicht gänzlich verſehn,
So leben auch alle nicht reimende Dichter,
Vom betenden Klopſtock zum Freydenker Oeſt.

51. Eine andere, an den Verfaſſer der ſatyriſchen Schriften.

Prophetiſch trank zu Hallers Ehren
Einſt Vater Opitz Nüßlern zu;
Dem Spötter ſoll dies Glaß gehören,
Der größer wird, als Ich und Du.

52. Noch eine Geſundheit an Herrn Prof. Gellert.

Auf der Schönen Wohlergehen
Wird dir dieſes Glas gebracht,
Die den Wein von Naumburgs Höhen
Deiner Lieder würdig macht.

53. Auf einen Sprachenkenner.

So viel ein Reiſender verſchiedner Völker Zahl
Vom Tagus bis zum Ganges hört,
Mit allen ſpricht Panät — — — Und ſpricht das Jahr einmal;
Um ſtumm zu ſeyn, wär ich nicht ſprachgelehrt.

Eine Geſundheit. 4. Gottſcheds Günſtling, der Freyherr von Schönaich, Verfaſſer des „Hermann". — 8. Joh. Heinrich Oeſt, geb. 1727 zu Kaſſel, Kirchenrat und Oberinſpektor zu Runkel, Verfaſſer der reimloſen „Bremiſchen Gedichte" (Hamburg 1751). — Eine andere ꝛc. 1773: „An Rabnern".

2. Vater Opitz ꝛc. Hola! gebt mir ein Glas Wein,
Waſſer hab ich nicht vonnöthen.
Nun, es gilt dir Bruder mein,
Auf Geſundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit ſoll laſſen hinter ſich.

Opitz an Nüßlern; in dem Liede, das ſich anfängt:
Treuer Freund, indem du hier
Aemſig biſt der Steuer wegen ꝛc. Anm. K.S.

54. Auf einen Schrank, in dem ein Menschengerippe stehet.

Die Neugier fragt vielleicht; was mag der Schrank bedecken?
Dem Weisen Unterricht, der Eitelkeit ein Schrecken.

55. Ueber eine schlechte Satire auf einen schlechten Dichter.

Der Reim, der uns, wo Matz gefehlet,
So witzlos, falsch und grob erzählet;
Wär Matz nicht selbst sein Gegenstand,
So schien er mir von Matzens Hand.

---

56. Auf den Ryßwicker Frieden.

Aus dem Französischen.

Im Namen der Unterthanen Ludwigs des XIV.

Gleichgültig, ja fast halb gekränket,
Stehn wir, da Ludwig uns den edlen Frieden schenket,
Doch überall säh man der Freudenfeuer Glut
Und hörte Dankerfüllte Lieder;
Thät er nur uns, wie er den Feinden thut,
Und gäb uns das, was er genommen, wieder.

57. Nach dem Englischen.

And he, whose Fustian's so sublimely bad,
It is not Poetry but Prose run mad.

So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen,
Seh ich für Verse nicht an, mir ist es rasende Prose.

---

58. Eines Sachsen Wunsch auf Carl den XII.

Held, der uns so gepreßt, dein eifriges Bestreben
War: spät im eitlen Hauch der letzten Welt zu leben;
Doch, wird mein Wunsch erfüllt, die Rache giebt ihn ein,
So soll einst dein Homer ein zweyter *** seyn.

Auf d. N. Fr. Das Original steht in der Histoire de la Bastille. Anm. K.S. — Nach d. Engl. Fragment of a Satire. Siehe Miscellanies, the fourth volume, consisting of Verses by Dr. Swift, Dr. Arbuthnot, Mr Pope and Mr. Gay, Lond. 1747. p. 117. Anm. K.S. — Eines Sachsen Wunsch. 4. *** Einer von etlichen unserer Heldendichter mit zweysylbichten Namen. Anm. K.S. Raumann? Christian Nikolaus Raumann ist der Verf. des Heldengedichtes in 24 Büchern: Nimrod.

59. Fragment oder Anfang einer Poematologie.

Vorrede.

Der subjectiviſche Endzweck nachſtehender Zeilen iſt die Begierde, zu zeigen was für großen Nutzen die Kunſt- und Machtwörter unſerer neueſten Philoſophen haben, alte Gedanken durch einen neuen Schwung aufzuſtutzen. Hierbey iſt mein objectiviſcher Endzweck, die Lehre von der Dichtkunſt ſelbſt, und der formale Endzweck, ſolche in Verſen vorzutragen; welchen mit negativer Subordination der Endzweck zu reimen, mit poſitiver aber der Endzweck jeden Abſatz mit einer Ueberſetzung ins gemeine Deutſche zu endigen unterworfen wird, weil ſolche Ueberſetzung ein materiales Mittel iſt, zu zeigen, wie kurz und bekannt dieſes alles in der Sprache des großen Haufens klingen würde. Aus gegenwärtiger Probe wird man ſich eine concrete Idee von dem Werke denken können:

Das Bild, wodurch der Dichter rührt,
Iſt ſchwankend, unrein abſtrahirt,
Und hat kein Wo, da kann es ſtehen
In Exiſtentialideen,
Das heißt, wie ſonſt der Deutſche ſprach:
Der Dichter ahmt erfindend nach.

F. L. G. Göckingk.

Einleitung.

Während Käſtner an einem Mittelpunkte der Gelehrſamkeit um Stoff zu ſeinen Epigrammen nicht in Verlegenheit ſein konnte und die Vorfälle des Tages mit ſeiner Satire begleitete, fehlte es Göckingk bei einem überall hervortretenden Hange zur Satire offenbar an genügender Kenntnis und Beobachtung der großen und kleinen Welt, um ſeiner Muſe einen individuelleren Anſtrich zu geben. Aus einem kleinen Städtchen am Harze eiferte er gegen die Schmeichler der Großen und Reichen und gegen die Höfe, welche er niemals Luſt und Gelegenheit hatte aus der Nähe kennen zu lernen. Das ſchlagfertige Epigramm, welches nicht ſeine ſtärkſte Seite war, vertauſchte er mit der redſeligen Epiſtel, als deren Muſter ihm Horaz und die franzöſiſchen Epiſtolographen vorſchwebten.

Friedrich Leopold Günther Göckingk iſt am 13. Juli 1748 zu Gröningen in der Nähe von Halberſtadt geboren als Sohn eines Kriegs- und Domänenrates bei der Halberſtädtiſchen Kammer. Sein Biograph ſchildert ihn als einen aufgeweckten, mutwilligen Knaben, welcher, ſeit ſeinem zweiten Jahre der ſtrengeren Aufſicht ſeiner Eltern entzogen, in Halberſtadt wohl auch die Kirche zu Pferde beſuchte und in ſeiner Unvorſichtig-

Ant. Graff pinx. E. Henne sculp.

Nach dem Stich in der Allg. Deutschen Bibliothek Bd. 65.

keit eine alte Frau niederritt. Auf dem Pädagogium zu Halle, wo sich seine Neigung zur Satire zum erstenmale in einer spitzen Zunge bemerkbar machte, begann er gleichzeitig mit Bürger seine wissenschaftlichen Studien und poetischen Versuche. Seit seinem siebzehnten Jahre studierte er an der Universität Halle Rechtswissenschaften und Kameralistik und wurde drei Jahre später (1768) bei der königl. preußischen Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt als Referendarius angestellt.

Um diese Zeit mögen seine ersten prosaischen Jugendversuche entstanden sein, welche er später, um das Charakteristische nicht abzufeilen, mit nur wenig Veränderungen unter dem Titel „Prosaische Schriften" (erster [und einziger] Teil, Frankfurt a. M. 1784) veröffentlicht hat. Die Satire Rabeners und des englischen Zuschauers, aber auch Thümmels „Wilhelmine" sind hier seine Muster; wie der Spectator sucht auch er den Spott und die gute Lehre mit einander zu vereinigen und fällt besonders in den längeren Abhandlungen nicht selten aus dem Tone des lachenden Satirikers in den des belehrenden Moralisten.

Den engen Anschluß an Rabener verrät schon die Einkleidung. Wir finden Aufsätze über die Neujahrswünsche; Briefe verschiedener Tiere (eines Reitpferdes, Raben, Schoßhundes, Finken, Pfauen) an ihre Herren; „Das versuchte Schäferleben" erzählt die Geschichte eines Edelmannes, dessen gutgemeinte Neuerungen immer wieder hintertrieben werden; am meisten Beifall fand der satirische „Versuch einer neuen Art von Intelligenzblättern". Dagegen weisen die „Geschichte eines Seelenwanderers" und „Die Bürgermeisterwahl" (vier Gesänge in Prosa) deutlich auf das Vorbild der Thümmelschen „Wilhelmine".

Bald aber erhielt Göckingks satirisches Talent eine neue Richtung. Während seines Halberstädter Aufenthaltes (1768—1770) verkehrte er in dem Kreise der Dichter, welche der allezeit hilfreiche Vater Gleim um sich versammelte. Die Gleim, Klamer Schmidt, Rath. Fischer, Georg Jakobi, vor allem aber Michaelis lernte er hier als Menschen und Dichter kennen. Das Studium des Horaz, besonders der Sermonen des römischen Dichters, brachte ihm die Form der Epistel nahe, in welcher sich unter den Halberstädter Dichtern besonders der letztgenannte öfter mit Glück versucht hatte. Auch das Epigramm stand im täglichen Verkehre dieser Dichter obenan und gewiß ist der größte Teil derjenigen, welche Göckingk unter dem Titel „Sinngedichte. Erstes und zweites Hundert" zu Halberstadt 1772 veröffentlichte, noch in dieser Zeit entstanden. Nicht nur Boie, der von einem ganzen Ballen ihm zugeschickter Epigramme nicht eines in seinen Musenalmanach aufnahm, sondern bald auch ihr Verfasser selbst urteilte über diese Proben seines satirischen Witzes strenge. Von den 200 der ersten Sammlung und mehr als 100 anderen, die er inzwischen in eigenen und fremden Musenalmanachen veröffentlicht hatte, nahm Göckingk in eine zweite Auflage, welche er unter dem Titel „Sinngedichte in drei Büchern. Neue verbesserte Auflage", 1778 in Leipzig

veröffentlichte, nur 113 auf. In der Sammlung seiner Gedichte von 1782 wurden abermals manche verbessert, mehr noch verworfen und wieder neue hinzugefügt, so daß die drei Bücher wieder nur 115 Nummern enthalten, welche in der Ausgabe von 1821 nach neuerlicher Sichtung und Vermehrung auf 122 anwuchsen. Mit diesem Urteile des Verfassers muß sich die historische Kritik einverstanden erklären. Weder in formeller noch sachlicher Hinsicht dürfen Göckingks Epigramme ein hervorragendes Interesse in Anspruch nehmen. In dem einfachen Metrum der Gleimschen Sinngedichte und in der auch bei andern Epigrammatikern beliebten Form des Monologes oder Dialoges bespöttelt er mit besonderer Vorliebe die allgemeinen Schwächen und Fehler der Frauen, unter denen wieder die Buhlsucht und Koketterie der häßlichen und alten, die Geistlosigkeit der hübschen und jungen obenansteht. Die Verirrungen in der Liebe und Ehe sind neben der Freßgier und Saufsucht der Männer sein ergiebigstes Thema. Ein weiteres Kapitel bildet die Satire auf allgemeine Verkehrtheiten der Stände: der Unsinn der Prediger, der verschrobene Amtsstil der Advokaten, der Ahnenstolz der Adligen werden eben so oft wie die Wucherer, Geizhälse und Petitmaîtres durchgelassen. Die politische Satire geht gegen die Bürgermeister, Beamten und Hofmänner offen und dreist ins Zeug, vermeidet aber die ausdrückliche Nennung eines Fürsten (Auf * von *); die litterarische hält sich an die bekannten Figuren des armen Dichterlings und bartlosen Kritikers, zu welchen noch die faulen Bibliothekare und Archivare gesellt werden.*) Die wiederholten Ausfälle auf Schauspielerinnen, welche hinter den Coulissen spielen, sowie auf den Widerspruch, der zwischen ihrer Rolle und ihrem Leben liegt, sind nicht zufällig. Auf solchen sinnfälligen Widersprüchen zwischen dem Reden und Handeln der Personen beruht in den meisten Fällen die Pointe der Göckingkschen Epigramme, welche oft schlechterdings bloß in der Umkehrung des Satzes, in einem bloßen Wortwitz, oder einem bloßen Versprechen der redenden Person besteht. Es liegt auf der Hand, daß hier das Sinngedicht noch in ganz kunstloser Roheit erscheint und von dem nächstbesten witzigen Einfall nicht zu unterscheiden ist: wird doch selbst einmal der Gleichlaut von „liegen" und „lügen" ausgebeutet! Daneben begegnen wir Geschmacklosigkeiten im Inhalte, indem sich die Satire auf physische statt auf psychische Übelstände gründet und Philinde z. B. wegen ihres üblen Atems verspottet wird.

Göckingks glücklichste litterarische Epoche fällt in die Zeit, in welcher er zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein als Kammersekretär und Kanzleidirektor lebte (1770—1786). Hier dichtete er, von allem Umgang entblößt, den größten Teil seiner Episteln; hier entstanden auch die Lieder zweier Liebenden. Auf seinen häufigen Ausflügen in die Umgegend hatte

*) Dem ganz allgemein gehaltenen Charakter der Satire entsprechen die typischen Namen: Star, Mendax, Traso, Philint, Cephise, Peter Wichtig u. s. w.

er in Nordhausen die Familie des verstorbenen preußischen Oberamtmanns Vopel kennen gelernt; bald bildete sich mit der älteren Tochter des Hauses, Sophie Ferdinande, welche später die Neugierigen in Göttingen wohl an Lotte Kästner erinnerte, ein Roman heraus, über dessen Fortgang und Charakter wir allerdings wenig unterrichtet sind. Aus dem übereinstimmenden Inhalt der Episteln „An Tertullia" und des dritten Buches der Lieder zweier Liebenden entnehmen wir nur so viel, daß Göckingk, ehe er sich im Jahre 1773 entschloß, den geliebten Junggesellenstand an den Nagel zu hängen und sich zu verloben, heftige Stürme der Eifersucht in sich zu bestehen hatte. Am 25. Mai 1775 schreibt er an seinen Freund Bürger, den er seit der Schulzeit ganz aus den Augen verloren hatte und dessen Identität mit dem berühmten Dichter ihm erst gewiß wurde, als er durch seine Herausgabe des Göttingischen Musenalmanaches sich mit der Bitte um Beiträge an ihn zu wenden Gelegenheit hatte: „Zu vieles Glück und Unglück in der Liebe hat mich bisher in der Unschlüssigkeit gelassen, in dem Umgang einer guten Gattin für allen den wüsten Umgang, dem ich ausgesetzt bin, Entschädigung zu suchen. Mein Roman, der nicht der unwichtigste ist, muß sich indes bald zum Ende neigen und vielleicht schließt er sich noch wie die mehrsten Romane und die Komödien alle." Damals war, wie man sieht, seine Leidenschaft schon recht nüchtern geworden und noch mehr an seinem Hochzeitstage, an welchem er sich, ehe er zur Trauung nach Lauchstädt fuhr, gleichfalls an Bürger wandte (7. Juli 1775): „Ich bin endlich ein glücklicher Mensch, obgleich meine Leidenschaft in 3 Jahren ziemlich verraucht ist. Desto besser für mich, daß ich mein Mädchen aus Freundschaft heirate." Und so faßte auch, wie sich aus dem Vorberichte der ersten Ausgabe der Lieder zweier Liebenden ergiebt, das Mädchen die Sache auf:

„Freund meiner Seele! laß uns leben!
Sei Nanten hold, sei ihr getreu!
Der Liebe Frühling sei vorbei;
Die Freundschaft soll uns Sommer geben."

So darf es uns freilich nicht wundern, wenn der junge Ehemann bereits nach vierteljähriger Ehe einen Freund in Ellrich vermißt, mit dem er denken könne, während er mit seinen Frauenzimmern bloß empfinden könne, und hinzufügt: „Ich bin jetzt mehr für das erste als für das letzte." Es gilt nur in eingeschränktem Sinne von dem Dichter, was Boie wiederholt bemerkte, daß Göckingk ohne Bürger noch nicht das wäre, was er sei; daß er seit der Freundschaft mit Bürger erst was geworden sei — denn einige der besten Episteln Göckingks stammen aus früherer Zeit. Sein Nantchen beklagte sich bald, daß Bürger ihren Amarant mit der Satire über die Weiber angesteckt habe. Unzweifelhaft aber ist, daß sich

Göckingk in seinen Briefen Bürgers derberen Ton aneignete und daß er besonders über sein eheliches Verhältnis und über die Eigenschaften der Frauen, von welchen er nie zu hoch gedacht hatte, in dessen unfeinem Tone korrespondiert. Bald heißt es: „Frauen, Kinder, Hunde interessieren mich nicht". Ein andermal lautet der Abschiedsgruß: „Lasset uns guten Mutes sein mit samt unsern Weibern und Kindern, gebornen und ungebornen, weil wir sie doch einmal haben." Eheliche Treue ist ihm ein drittes Mal eine Hypothek, auf welche er keinem Weibe ein Kapital von 10 Thalern borgte. „Warum war ich so ein Narr und heiratete?" „Wundern Sie sich nicht, wenn Ihnen Sophie einmal meldet, der Teufel von Manne habe sich erhängt und sie in den fröhlichen Witwenstand versetzt." Solche übrigens harmlose Späße, welche keinen weiteren Grund als eine unzarte Gesinnung hatten, machen erst nach der Geburt des ersten Sohnes einem fröhlichen Geständnis häuslicher Glückseligkeit Platz und der Versicherung, wie er mit Sophiechen immer glücklicher lebe. Daß er sich aber über den Unterschied seiner ehelichen von einer romantischen Liebe nicht täuschte, zeigt deutlich die Epistel, welche er auf einer seiner Reisen an eine sichere „Augusta" richtete. Ohne Abschied mußte er sie verlassen, um nicht zu lieben und geliebt zu werden. Kaum dürfte unter ihr Henriette Herz zu verstehen sein, welche sich allerdings nach ihren „Erinnerungen" für Göckingk lebhaft interessierte.

Aus einem solchen Verhältnis, welches auch für die Beteiligten keine tiefere Bedeutung als die eines flüchtigen Romans hatte und mit einer beiderseits eingestandenen Vernunftheirat endigte, sind die „Lieder zweier Liebenden" hervorgegangen. Göckingk erscheint in ihnen als Amarant, seine Geliebte unter ihrem Kosenamen als Nantchen. Der Briefwechsel der beiden Liebenden liegt diesen durchaus monologisch gehaltenen Liedern zugrunde: auch der Stoff von Nantchens Liedern ist allemal von ihr, nur die Ausarbeitung rührt meistenteils von ihrem Amarant her, der oft nur ihre prosaischen Briefe in Verse zu übersetzen hatte. Bürger, welcher Einsicht in ihre Entstehung hatte, mußte seinem Freunde mehrenteils das Zeugnis der Treue geben. Bereits im Jahre 1773 las Göcking auf einer Reise in H(alberstadt?) Proben vor, welche dann im Göttinger und Leipziger Musenalmanach standen. Seinem Versprechen, sie gesammelt zu veröffentlichen, setzte sich anfangs Nantchens Scheu vor der öffentlichen Schaustellung und dem Neide der Bösen entgegen — „es ist (wie die Vorrede sagt) noch nicht lange, daß Werthers Lotte vor dem großen Haufen unsrer deutschen Frauenzimmer gestanden hat". Aber Nantchen überwand diese Scheu und Göckingk gab die Lieder mit Hinweglassung einiger weniger, welche außer den Liebenden noch andere Personen hereinzogen, und ohne von Nantchens Liedern viel mehr als die Stellen, welche Verräter hätten werden können, auszuscheiden, in drei Bücher abgeteilt unter seinem Namen 1777 zu Leipzig im Verlage von Weidmanns Erben und Reich zum erstenmale heraus.

Ihren durchschlagenden Erfolg hatten diese Lieder ohne Zweifel der Übersättigung des Publikums mit anakreontischen Tändeleien zu danken. Man war durch Goethes Werther darauf aufmerksam geworden, in der Liebesdichtung einen wahren, selbsterlebten Inhalt zu suchen, und hatte die fingierten Schäferliebschaften völlig satt. Nicht ohne Grund ergreift die neue Bibliothek der Wissenschaften in ihrer Besprechung unserer Lieder überhaupt für die Gelegenheitsdichtung Partei. Hier fand man nun durchaus wahre und wirkliche Situationen in bequem fließenden, leichten Strophen dargestellt. Zwar kein sonderlich eigenartiges oder tiefbewegtes Verhältnis, aber alle die Lagen und Stimmungen zum Ausdruck gebracht, welche sich überall ergeben, wo sich ein Mann und ein Mädchen lieben. Von einer fortgehenden Entwicklung des Verhältnisses ist anfangs gar nicht die Rede; erst im dritten Buche kommt durch die Eifersuchtsausbrüche des Dichters und durch das Bild eines Nebenbuhlers, das sich im Hintergrunde zeigt, eine Abwechslung hinein, welche, wie Nantchen in der Vorrede selber eingesteht, eine mädchenhafte Unbesonnenheit zur wirklichen Voraussetzung hat. Sonst entsprechen die Monologe der Liebenden ganz dem Charakter eines Briefwechsels zwischen getrennten Geliebten. Die Überschriften deuten auch die Situation an. Das Verhältnis ist auf seinem Höhepunkte: die Lieder beginnen sogleich mit Überreichung des Schlüssels zur Gartenthür und dem ersten nächtlichen Besuche, wobei indessen die Grenzen der Decenz nicht überschritten werden. Die Erwartung des Geliebten, die Furcht Nantchens, welche ihren Amarant bei stürmischem Wetter auf dem Wege zu ihr vermutet, auf der einen Seite; die Überlegung des Liebhabers, ob er bei schlechtem Wetter kommen soll, und der Sieg seiner Empfindung über alle Bedenken auf der andern Seite geben Stoff zu einer Reihe folgender Lieder. Die Übersendung kleiner Erinnerungszeichen, wie Locken, Bildnisse, aber auch ein Paar Filetmanschetten u. drgl., sind das Motiv wieder anderer Lieder. „Nach einem Balle", „Nach der Vorstellung von Romeo und Julie" sind weitere überschrieben. Die kleinen Konflikte, in welche die Geliebte durch ihre Liebe mit der Umgebung kommt, sprechen sich artig genug in einigen Strophen aus und ihr Papagei, ihr Hund Spadille spielen (wie ähnliche Figuren bei den römischen Liebesdichtern) eine eben so wichtige Rolle als Amarants Reitpferd. Nur selten werden wir aus der nächsten Umgebung der Liebenden hinausgeführt. Nantchen am wenigsten sucht dazu die Veranlassung. Sie bleibt auch in ihren Bildern durchaus in ihrem Kreise. Ihr pochendes Herz vergleicht sie dem Eisenhammer und der Herausgeber muß dazu die Bemerkung fügen, daß es in Nantchens Gegend dergleichen viele gebe. „Das Blut", sagt sie in demselben Bilde, „kocht mir in allen Herzensröhren beim Feuer seiner Küsse." Sie versteigt sich höchstens dazu, Amarant zu sich auf das Land zu laden, wo sie Hirten werden wollen: denn was den Hirten Rosen streut, Unschuld und Zufriedenheit, haben wir ja beide. Ist hier noch ein Motiv der Schäferpoesie zu erkennen, so fällt

Amarant in seinen Liedern noch viel mehr aus dem Tone, wenn er, der sich schon durch den fingierten griechischen Namen von dem traulichen Nantchen fremdartig abhob, — allerdings nur in einem Traumgesicht — die antike Mythologie hereinzuziehen versucht und Nantchen in eine Welt versetzen will, wo Apoll und Amor sprechen. Ganz abgesehen davon, daß sich Göckingk hier, indem er einen bebarteten Apoll einführen wollte, eine arge Blöße gegeben hat, so will sein Nantchen von der Mythologie gar nichts wissen: sie sei ein deutsches Mädchen und ihr deutscher Mann solle ihr Wahrheit vorsingen; die Mythologie könne sie wohl mit Vergnügen, nie aber mit Empfindung tränken, denn nur die Natur sei Wahrheit. Auch wenn Amarant litterarische Reminiscenzen sucht und sie, durch Klamer Schmidts neuerliche Petrarca-Phantasieen angeregt, mit der Laura vergleicht, weicht sie aus. Amarants Hang zur Satire, der sich in einigen Epigrammen auch in den Liedern zweier Liebenden kund gab, sucht sie ihm abzugewöhnen. Am meisten fällt auf diese Weise auch das dritte Buch aus dem Tone, in welchem die Lieder Amarants überwiegen und sich die Eifersucht in ein ziemlich übertriebenes, grelles Pathos verliert.

Nantchen hatte in der That Züge von überraschender Originalität von sich gegeben. Das empfindsame Mädchen ihres Jahrhunderts hatte sich nirgends verleugnet: in demselben Liede, welches die dringliche Einladung auf das Land enthält, um es den Hirten gleich zu thun, hatte sie mit der Bitte geschlossen, der Geliebte möge doch ja sein Pferd schonen, denn sie wolle nicht, daß ein Tier bloß aus Leidenschaft zu ihr abgemartert werde — ein Zug der Sanftmut, den die Bibliothek der Wissenschaften nicht rühmend genug hervorheben kann. Daneben hatte sie Züge von Weiblichkeit geoffenbart, welche weit über die damals üblichen Schranken hinausgingen: bei Rücksendung der lettres de Babet hatte ihr der unwürdige Beruf, für einen Mann zu kochen und zu spinnen, einen lebhaften Klageruf gegen die Männer entlockt, welche die Frauen bloß zur geschäftigen Martha erziehen; und dieser Zug hatte wiederum der Allgemeinen deutschen Bibliothek eine ernstgemeinte Warnung entlockt. Von dem allgemeinen Beifall der Lieder durfte sich ohne Zweifel Nantchen den größeren Anteil zuschreiben. Derselbe gründete sich durchaus auf die Wahrheit und Natürlichkeit des Inhaltes, nebenbei auch auf die gewandte Form. Daß in demselben nicht mehr Poesie sei, als der Liebesfrühling jedem Liebenden giebt, daß sie eigentlich nur der Ausfluß der poetischen Zeit im Leben des Einzelnen waren, in welcher auch die weniger begabte Brust ergreifende Töne findet — das alles wurde über der Neuheit der Intention übersehen. Kunstlos, gab die Bibliothek der Wissenschaften zu, aber eben dadurch ganz Natur. Schon Bürger fand in der Manier der beiden Liebenden einen wirklichen Unterschied heraus und zog ihre fast immer der seinigen vor. Es seien ihm wenige Gedichte bekannt, die wahrer und stärker im Ausdruck wären: in allen ihren Gedichten herrsche eine große Originalität der Bilder, Ideen und Empfindungen. Freilich sei Originalität nicht immer Vortrefflichkeit

und das sei bisweilen auch bei ihr der Fall. Manche unvermeidliche Unvollkommenheit der Versifikation rühre daher, daß Göckingk sich treu an seine Vorlage gehalten habe. Auch die Bibliothek der Wissenschaften hob Nantchens Lieder besonders heraus, welche wahre Empfindung charakterisiere und eine glückliche Versifikation noch mehr erhebe. Sie übertreffe beinahe in allem Amarant, gebe vielen ihrer Ideen den Reiz der Neuheit, allen das Gepräge der Innigkeit. Nantchen nehme, wo nicht den ersten, doch einen der ersten Plätze unter Deutschlands Dichterinnen ein. Die einzige Karschin könne ihr in Ansehung des lyrischen Feuers den Rang streitig machen, stehe ihr aber sonder Streit bei weitem an zärtlichem Gefühle nach. Ja die Allgemeine deutsche Bibliothek stimmte Amarant bei, welcher sein Nantchen mit den großen Dichterinnen aller Zeiten vergleicht, und rief kurzweg aus: „Hier ist mehr als Sappho, mehr als Babet!"

Bürger, welcher die ernüchterte Stimmung des Ehemannes Amarant kannte, schrieb an Boie: „Schwerlich wird von Nantchen, außer den schon vorhandenen gedruckten oder ungedruckten Stücken, wieder etwas erscheinen, weil Amarant nicht mehr so hochpoetisch verliebt ist, jeden Einfall seines Nantchens in Verse bringen." Diese noch ungedruckten Stücke setzte Göckingk zum Teil in der „neuen verbesserten und vermehrten Auflage" zu, welche schon 1779 notwendig wurde. Auf Grund der Rezension in der Neuen Bibliothek der Wissenschaften verwarf er hier einige Gedichte der ersten Ausgabe und fügte verschiedene neue hinzu. Nantchens Lieder bleiben sehr bezeichnend größtenteils, wie sie in der ersten Auflage waren: die meisten von Amarants Liedern wurden verbessert oder ganz umgearbeitet. Einigen Liedern wurde der von Ramler geänderte Text, um dem Leser die Vergleichung zu ermöglichen, nach der Handschrift des Überarbeiters zur Seite abgedruckt. Denn Ramler hatte nach seiner gewohnten Art die Lieder der Liebenden nicht so bald lieb gewonnen, als er sich auch zu ihrer Verbesserung entschloß. Er schickte das Manuskript an Göckingk, der wenig damit zufrieden war und mit noch größerem Erstaunen noch vor Ende des Jahres 1777 in der Frankfurter Zeitung die Ankündigung las, daß Herr Professor Ramler die Lieder zweier Liebenden nächstens verbessert herausgeben werde. Das ist unterblieben, aber in seine „Lyrische Blumenlese" nahm Ramler nichtsdestoweniger vier von Göckingks Liedern mit seinen Verbesserungen, welche in Wahrheit Verfälschungen und Verschlechterungen waren, auf. Ramler zerstört gerade das, was an diesen Liedern den größten Reiz hat: er dichtet, noch mehr als Göckingk, Nantchen in den Amarant um. Schon der Name, für welchen er das gewähltere Elisa oder das fade Delia anwendet, wird geändert; alles was ihm zu niedrig dünkte, wird beiseitigt; an Stelle des Nahen, Unmittelbaren, Anschaulichen, welches den Hauptcharakter dieser Lieder ausmacht, wird das Allgemeinere gesetzt; der lebhaftere Ausdruck wird in einen ruhigeren gemäßigt; die griechische Mythologie, welche sich Nantchen so herzlich verbeten hatte, wird trotzdem herbeigezogen und das Schicksal der getrennten

Liebenden mit Hero und Leander verglichen; endlich der sorglose Versbau niet- und nagelfest gemacht und die korrespondierenden Verse, welche Göckingk am Schlusse der Strophe liebt, werden zu deutlichem Refrain ausgeglättet. Vier neue Lieder von Amarant und Nantchen brachte erst wieder die Göttinger poetische Blumenlese aufs Jahr 1794 und auch in der Ausgabe vom Jahre 1719, in welcher die Lieder der Liebenden zum dritten Male gedruckt sind, findet man fünf neue Lieder Amarants. Der Druck in den Göckingkschen Gedichten von 1821 stimmt hiermit völlig überein.

Göckingks größte Stärke ruht in seinen Episteln, einer Dichtungsart, welche vor ihm nicht viel und nur sehr vereinzelt mit glücklichem Erfolge bearbeitet worden war. Seine Episteln sind fast alle seit 1771 in der Ellricher Zeit entstanden und zum Teil einzeln als Manuskript für Freunde, zum Teil in Musenalmanachen, im Deutschen Merkur oder im Deutschen Museum zuerst veröffentlicht worden. Andere wieder erschienen erst in der Sammlung aller, welche die beiden ersten Teile der „Gedichte" (1780 und 1781) enthielten. Sie sind hier in zwei Bücher abgeteilt, von denen das erste 24, das zweite 16 Episteln enthält. Mehr als dem Studium des Horaz verdankt Göckingk in dieser Dichtungsart ohne Zweifel dem Vorbilde der Franzosen, den Gresset, Bernis, Dorat u. a., wenn er es auch über die Nachahmung hinaus zu einer selbständigen Manier gebracht hat.

Bürger lobt ein über das andere Mal seinem Freunde Boie gegenüber die Göckingkschen Episteln. Göckingks meiste Arbeiten, heißt es einmal, charakterisiere ein heller philosophischer Geist und lachender Witz; er verspreche sich noch sehr viel Herrliches von ihm. Er sei, heißt es ein anderes Mal, in seiner Art der erste und wegen des Geistes seiner Episteln in der That bewundernswert; „Stärke des Geistes, Stolz, der aus dem Bewußtsein derselben springt, und ein rascher weitschießender Blick sind die Hauptbestandteile seines poetischen Charakters". Als die bedeutendsten der Göckingkschen Episteln pries er die an Bürger selbst, welche viel Fleisch, aber nicht genug poetisches Fleisch habe und nicht entfernt an die „an einen jungen Dichter", sowie diese nicht an die „An Tertullia" reiche, welche letztere ein durchaus vortreffliches Stück sei.

Der Inhalt der Göckingkschen Episteln ist derselbe, welchen er in einem Briefe an Bürger als den Inhalt seiner Philosophie bezeichnet: auf Lebensgenuß, den erlaubten natürlich, hinzuarbeiten. Weise Fröhlichkeit und horazische Lebenslust sind die Angeln, um welche sich alles dreht. Man muß diese Welt nehmen, wie sie ist, sich wie die Tauben auf dem Dache und das Reh im Walde des Lebens freuen, und nicht als Sonderling leeren Grillen nachhängen. Das Glück hat immer Mängel, und wehe dem, der sich durch dieselben die Freude verbittern läßt! Weisheit, Freundschaft, Wein bilden den Wert des Lebens: wir wissen, daß auch seine eheliche Liebe in der Freundschaft inbegriffen ist. Praktische Einsicht wird

mit der Lebensweisheit identifiziert, wenn der Dichter einem jungen Manne von der Dichtung abrät und ihn aneifert, lieber ein Amt zu suchen, als bei seiner Muse zu hungern. Diesem Ideal von Lebensfreude und Glück stehen natürlich alle diejenigen entgegen, welche das Leben nicht auf diese Weise zu genießen verstehen. Nach dem Übergange: laß es uns nicht machen wie jene! oder: diese und jene sollen uns in unserer Freude nicht stören, kommt auf diese Weise ein satirisches Element, das der Dichter geflissentlich aufsucht, in seine Darstellung. Auch hier ist die Satire ganz allgemein und ohne bestimmte Grundlage. Der Stolz des Adels und der Reichen, die Sucht nach Titel und Orden, die kriechende Schmeichelei der Höflinge, die gefährlichen Wirkungen der Fürstengunst bilden den Hauptgegenstand. Eine etwas forcierte demokratische Gesinnung spricht sich darin aus und dies, sowie der größere Ernst, um nicht zu sagen die größere Schwerfälligkeit seiner Darstellung, sowie die weniger zierliche Form unterscheidet Göckingks Epistel wohl hauptsächlich von den Tändeleien der französischen Epistolographen. Die ganze Sammlung widmet er ironisch dem Könige von Siam: eine Satire auf die schmeichelnden und lobredenden Widmungen, mit denen sich damals die Dichter an ihre Fürsten wandten. In dieser Hinsicht widerspricht er sogar seinem Meister Horaz, welcher in seiner Ode an Scäva (II, 17) für Aristipps Schmeichelei und Speichelleckerei bei den Reichen und Großen gegen Diogenes Partei ergriffen hat: die wahre Tugend liegt für Göckingk zwischen Aristipp und Diogenes in der Mitte und Horaz selbst hat, indem er sein kluges Lob zur Besserung des Augusts anwandte, gegen dieselbe nicht gefehlt. Da sich auf diese Weise Göckingks Ausfälle ganz im allgemeinen hielten und noch dazu in dem leichten scherzenden Ton der guten Gesellschaft, um welchen Bürger unseren Dichter fast beneiden wollte, vorgebracht wurden, so konnten Fürsten und Adel, welche auf Göckingks Gedichte gerade am fleißigsten pränumerierten, ihn leicht gewähren lassen. Göckingk umgekehrt setzte seinen Ruhm darein, ihnen nichtsdestoweniger derb die Wahrheit zu sagen, ja er schreibt an Bürger: „Wenn ich weder Frau noch Kinder hätte, solltet Ihr in den noch ungedruckten Episteln Dinge zu lesen kriegen, darob Eure Haare die Nachtmütze in die Höhe heben sollten; aber weil ich, wegen des Klotzes an den Füßen, wenns etwa schief ginge, nicht so schnell davon laufen könnte, muß ich zum Teil wieder ausstreichen, was mir gerade das liebste ist."

Wie die Lieder der Liebenden erhalten auch Göckingks Episteln dadurch eine gewisse Unmittelbarkeit, daß sie ohne Rücksicht auf das Publikum aus einer bestimmten Situation heraus an bestimmte Personen gerichtet sind; nur die an den König von Siam sind Fiktion und auch hier mischt sich in dem Lobe des alten Jägers die Wirklichkeit ein. Dadurch ergiebt sich eine gewisse freie Nachlässigkeit, ein leichter natürlicher Vortrag, ein vertraulicher heimlicher Ton, eine Redseligkeit, welche dem Charakter der Epistel unentbehrlich ist. Daraus ergiebt sich ferner die Un-

gezwungenheit, mit welcher der Dichter von dem einen Thema auf das andere übergeht. Auch die etwas bequeme rhythmische Form wird aus diesem Gesichtspunkte fast ein Vorzug. Göckingk liebt auch hier die kurzen (4- oder 5-, nicht selten auch 2füßigen) gereimten Verse von jambischem oder trochäischem Tonfall, welche er durch gelegentliche Einfügung eines Verses von hüpfendem Rhythmus oder durch Vermehrung der Versfüße variieren kann. Das für die Epistel unserer Meinung nach zunächst gelegene elegische Versmaß wendet er erst in seinen späteren Jahren an, in welchen er seit 1801 mit Vorliebe, aber wenig Glück in Hexametern und Pentametern dichtete. Die Versifikation seiner früheren Episteln fand Bürger fast durchgehend meisterhaft; nur wünschte er, daß die männlichen und weiblichen Reime an manchen Stellen mehr abwechselten, wodurch, wie es wenigstens Bürgers Ohre dünkte, die Harmonie mehr Fülle und Nachschwung erhalten würde.

Dieselbe Ausgabe der Gedichte, welche Göckingk in den Jahren 1780 bis 1782 zugleich bei Immanuel Breitkopf in Leipzig und bei Hermann in Frankfurt auf Subskription erscheinen ließ und zu welcher er an 1500 Teilnehmer fand, enthielt in ihrem dritten Teile seine aus verschiedenen Musenalmanachen und Zeitschriften gesammelten und durch neue Zugaben vermehrten „Lyrischen Gedichte". Der eigentliche poetische Ausdruck ist Göckingk versagt: auch die Epistel grenzt ja nahe an die prosaische Ausdrucksweise. Am schwächsten ist Göckingk deshalb in denjenigen Gattungen, welche einen höheren Schwung des Ausdruckes erfordern, z. B. in der Elegie oder Ode. Rein lyrisch sind deshalb auch die wenigsten seiner Gedichte: er liebt es seinen Gegenstand entweder epigrammatisch zuzuspitzen oder ins Didaktische und Satirische hinüberzuspielen. So begegnen wir auch hier seiner Abneigung gegen die adeligen Herren und Fürsten. Besonders das fürstliche Vergnügen der Jagd ist ihm überall in seinen Liedern und Episteln ein Greuel. Sein bestes Gedicht dürfte wohl „Die Parforce-Jagd" sein, welche in einem dramatisch bewegten Bilde, mit Anwendung Bürgerscher Tonmalerei, die Gesinnungen, Freuden und Klagen aller an diesem grausamen Spiel aktiv oder passiv Beteiligten zum Ausdrucke bringt und inhaltlich an Bürgers „Wilde Jagd" erinnert. Wie sich Göckingks unselbständige Lyrik überhaupt gern an fremden Vorbildern aufrankt, so setzt er dem bekannten Michaelis'schen „Wiegenlied für unsere Schönen" ein „Wiegenlied für die süßen Herrchen" entgegen, unter welchen natürlich die adeligen Herrchen verstanden sind, deren Übermut auch der „Junker Franz" verspottet. Auch die litterarische Satire und Polemik tritt in diesen lyrischen Bastardkindern hervor; ja während Göckingk sich wegen der parteilosen Stellung, welche sein Almanach allen Dichtersekten gegenüber einnahm, den deutlichen Spott Kästners hatte gefallen lassen müssen, welchem er nur seine Gemächlichkeit in einer Antwort-Epistel entgegensetzen konnte, parodiert er in dem Gedichte: „Soll auch ein Genie werden" Sprache und Art der Geniemänner und moquiert

sich anderswo über die Empfindsamen. Von dem übrigen Inhalt seiner Gedichte möchten höchstens zwei Balladen: „Das Wunderhemde" und „Die Kelle" herauszuheben sein, welche schaurige und gräßliche Stoffe aus der Volkssage ganz in Bürgers bekannter Manier behandeln.

Göckingk versuchte sich auch, aber mit wenig Glück, in den höheren Dichtungsarten: ein Trauerspiel, in dem er sich strikt an die drei Einheiten band und das Kostüm mit strenger Genauigkeit zu beobachten suchte, hat er selber unterdrückt, vielleicht auf Bürgers Tadel hin; aber in der Epik trat er um so zuversichtlicher hervor. Sein von Bürger so genanntes „Ariostisches Gedicht": „Adlerkant und Nettchen" (später „Die Schlittenfahrt") erschien zuerst im März- und Aprilheft des Deutschen Museums von 1779. Die Ottaverime, welche er in Nachahmung Wielands für dasselbe wählte, kamen ihm sauer genug zu stehen: er fand, daß nichts geschwinder ermüde als diese Strophe, weil oft nicht drei Worte, die sich reimen, in unserer Muttersprache aufzubringen seien; er schimpfte über das verfluchte Versmaß, welches ihn hindere, andauernd zu arbeiten, und schwur, daß die Schlittenfahrt sicher das erste und letzte Gedicht sein solle, welches er diesem Versmaß abzwinge. Trotzdem fand es Bürger, dem es überhaupt in der Vorlesung ausnehmend gefiel, ungemein leicht versifiziert und in einer ganz eigenen originellen Manier. Aber diese Manier ist eben nicht der größte Vorzug des Gedichtes, welches sich in Wielands Sphäre ohne dessen Grazie, vielmehr mit Bürgerscher Ungeschlachtheit bewegt. Nicht daß die Personen, unter welchen ein Kriegsrat, ein Steuersekretär und als böser Genius natürlich auch ein Adeliger die Hauptrollen spielen, ganz aus dem gewöhnlichen Leben herausgegriffen sind: sondern daß sie sich durchaus von gemeinen Motiven leiten lassen, ohne daß die Kunst des Dichters die Wielandsche Liebenswürdigkeit besäße, uns damit zu versöhnen, ist der Grundfehler dieser Erzählung. Adlerkant, der seine kokette Geliebte auf die Probe stellt, indem er in der Maske eines anderen während einer Schlittenfahrt nach allen Siebensachen tappt, ist nicht gewinnender als seine gefallsüchtige Partnerin. Auf die Schwächen der Frauen wird nicht mit dem feinen Humor Wielands, sondern in der uns bekannten grobkörnigen Weise gestichelt, in welcher sich Göckingk und Bürger gefielen. (Höflinge und Frauen sind ja auch das beständige Stichblatt in dem kleinen epischen Genre der Fabel, in welcher sich Göckingk seit 1776 wiederholt versuchte.) Und ebenso steht es auch mit dem scherzhaft satirischen Bonton, der Bürger so sehr gefiel und den nach seiner Meinung kein andres deutsches Gedicht hatte. Wie bei Wieland steht der Autor allenthalben im Vordergrunde: wir müssen ihm zusehen, wie er seine Bühne einrichtet, wie er die Schnüre festmacht, an welchen er seine Personen wie am Gängelbande herumführt — aber es fehlt das Behagen, welches uns Wielands Komik immer erregt.

Von der Mitte der siebziger Jahre bis in die Mitte der achtziger Jahre war Göckingk ununterbrochen litterarisch beschäftigt. Sein Name

fehlt in keiner irgendwie bedeutenden Zeitschrift dieser Jahre und findet sich auch in ganz unbedeutenden Provinzial- und Lokalblättern. Er schrieb für den Deutschen Merkur, das Deutsche Museum, das Hannöversche Magazin, den Reichardtschen Theaterkalender ebenso gut wie für die Göttingischen gemeinnützigen Abhandlungen, die gelehrten Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen, Meißners Quartalschrift für ältere und neuere Litteratur, die Akademie der Grazien und (unter dem Pseudonym Obscurus) für das Frankenhäuser Intelligenzblatt, die Mindenschen gelehrten Beiträge und die Halberstädtischen gemeinnützigen Blätter. Ein nicht einmal ganz vollständiges Verzeichnis dieser prosaischen Arbeiten, welche sich auf allen möglichen poetischen und prosaischen Gebieten bewegen und sich in der Beschreibung seiner eigenen Augenkrankheit und dem Rezept für ein Augenwasser sogar ins Medizinische verlieren, findet man in Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten VI, 198 ff. Aber auch als Redakteur trat Göckingk in dieser Zeit auf. In den Jahren 1776—1778 gab er den Göttingischen Musenalmanach bei dem Verleger Dietrich heraus. Durch Vermittlung Bürgers und um Vossen die Heirat zu ermöglichen, gab er darauf seinen eigenen Almanach auf und verband sich mit Voß zur Herausgabe des sog. Vossischen Musenalmanaches, an dessen Redaktion er sich 1780—1787 beteiligte. Als Bürger nach seinem Rücktritte den Göttingischen Musenalmanach selbst übernahm und sich dem Verdachte aussetzte, daß er Göckingk nur deshalb davon entfernt habe, um selber Zutritt zu haben, kam es zu einer kleinen Entfremdung zwischen den Freunden, welche erst durch Göckingks Entgegenkommen wieder beigelegt wurde. Von einer im Jahre 1781 unternommenen Reise durch Deutschland in die Schweiz, wo er zugleich Freunde und Unterstützer warb, brachte Göckingk den Plan und die Idee einer Monatschrift mit nach Hause, welche er 1784 unter dem Titel: „Journal von und für Deutschland" herausgab. Die Absicht war, Deutschland mit sich selbst, mit seinen gegenwärtigen und vergangenen, praktischen und idealen Verhältnissen bekannt zu machen. Reisebeschreibungen, welche eine der wichtigsten Stellen einnahmen, waren dazu freilich das geschickteste Mittel; sonst fehlte es in dem bunten Wirrwarr von Mitteilungen und Nachrichten aus aller deutschen Herren Länder und allen möglichen ökonomischen, scientifischen, artistischen und praktischen Fächern einigermaßen an Ordnung. Die mit Vorliebe mitgeteilten Nachrichten von in Deutschland aufgefundenen Altertümern, sei es aus römischer oder alter deutscher Zeit, von alten Sitten, Lustbarkeiten und Gebräuchen zeigen an, daß hier schätzbare Vorarbeiten für die folgende romantische Zeit gemacht wurden. Im allgemeinen freilich steht Göckingks Organ im Dienste der Aufklärung. Die praktische Belehrung bleibt die Hauptsache: Nachrichten von Betrügern, wie sie in damaliger Zeit aller Orten auftauchten, und Lebensbeschreibungen von Spitzbuben und Mördern werden besonders berücksichtigt, um das Publikum klüger zu machen und zu warnen. Bekämpfung der Vorurteile, be-

sonders aber des Aberglaubens und Hexenglaubens stehen auf dem Programme ganz obenan. Beiträge zur Geschichte der Hexenprozesse findet man öfter: auch einen Hinweis auf Pater Spees cautio criminalis nebst einer Nachricht von dessen Buche und dem Verfasser selbst. Daß der katholische Wunderglaube mit dem Aberglauben in dem Journal auf einer und derselben Stufe steht, daß das ganze Gesellschafts- und Ordenswesen in Deutschland eine strenge Beaufsichtigung erfährt und besonders die Illuminaten übel wegkommen, ergiebt sich nach dem Gesagten von selbst. Auch Litteratur findet hervorragende Berücksichtigung: unter den dichterischen Beiträgen ist Bürgers Jambenübersetzung der Ilias (1.—4. Gesang) der bedeutendste. Unter Göckingks eigenen Beiträgen ist der „Über den Vorschlag zu einer deutschen Nationalkleidung" der bedeutendste, worin er sich gegen eine derartige Uniformierung des gesamten Deutschland aus schlechtverstandenem Patriotismus ausspricht. Göckingk hat nur den ersten Band dieses Journals (12 Stücke und ein Supplement; Ellrich 1784, 4) herausgegeben. Ein Aufsatz zog ihm Zwistigkeiten mit der Mainzer katholischen Regierung zu, weil er den Verfasser desselben, einen Familienvater, nicht verraten und um seine Stellung bringen wollte. Als sich die Mainzer an die preußische Regierung wandten, hielt Göckingk es für geratener, das Journal aufzugeben, welches ihm auch materiellen Verlust gebracht hatte und von dem Domkapitular und Hofkammerpräsidenten Freiherr v. Bibra zu Fulda fortgesetzt wurde.

In Göckingks Leben waren inzwischen mannigfache Veränderungen vorgegangen. Im Jahre 1780 begrub er seine Frau und heiratete bald darauf ihre in seinem Hause eingewöhnte Schwester. Also, wenn wir von den moralischen Bedenken absehen, ein ähnliches Verhältnis wie bei Bürger, und gleich anfangs scheint Göckingk zwischen den beiden Schwestern geschwankt zu haben. Mit seiner Amalia war Göckingk denn auch sehr glücklich, weil sie Zeit genug gehabt hatte, sich an sein etwas strenges Hausregiment zu gewöhnen, und sich in seine Launen zu schicken wußte. Er gab deshalb fast allen Umgang auf und zog sich in sein Haus zurück. Ohnedies wurde er des Lebens in Ellrich immer mehr satt, müde und überdrüssig. Zwar hatte er in seinem Amte nur noch einen Kriegsrat vor sich, aber auch diese Aussicht machte ihm keine Freude, da er mit den Jahren immer unfähiger wurde, „Subalterner von Schurken und Dummköpfen" zu sein. Schon längst hatte er sich mit praktischen Spekulationen, welche ihm die erwünschte Unabhängigkeit hätten geben können, im Kopfe getragen. Mit seinem Freunde Bürger plante er lange ein großes buchhändlerisches Unternehmen, ein allgemeines Subskriptionsinstitut für ganz Deutschland, dessen Druckerei in dem Schlosse zu Gröningen angelegt werden sollte. Jetzt geriet er aus Mißmut und Liebe zur Unabhängigkeit gar auf den Einfall, in demselben Schlosse eine Erziehungsanstalt für Frauenzimmer höherer Stände anzulegen, und hoffte denselben in Gemeinschaft mit seinem einzigen Ellricher Freunde Hauptmann v. Wurmb auch

durchzusetzen. Aber der im Jahre 1783 gedruckte und dem König vorgelegte Plan wurde von der zur Begutachtung eingesetzten Kommission bloß als eine Finanzoperation angesehen und abgewiesen.

Einige Abwechslung kam im Jahre 1784 in Göckingks Leben, als Elisa von der Recke und ihre Freundin Sophie Becker (später verehelichte Schwarz) auf der Rückreise von Karlsbad seine Bekanntschaft suchten und den Winter in der Nähe von Ellrich auf dem Landhause unseres Dichters in Wülferode verbrachten. Im folgenden Frühling begleitete Göckingk seine Freundinnen nicht nur nach Karlsbad, von wo er einen Abstecher nach Wien machte, sondern auch auf ihrer Rückreise über Bamberg und Würzburg bis nach Frankfurt und Mainz, wo man ihn trotz des Anstandes mit seinem Journal ehrenvoll aufnahm.

Nachdem Göckingk schon vor Jahren das sog. große Examen in Berlin bestanden und auf eine Verbesserung seiner Stellung gewartet hatte, erhielt er im Jahre 1786 eine karg dotierte Ratstelle bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Magdeburg. Getrennt lebte er hier seines schmalen Einkommens wegen von seiner Familie, bis ihn seine Berufung als Land- und Steuerrat 1788 in Wernigerode wieder mit derselben vereinigte. Hier begann Göckingks amtliche Karriere, welche er nicht, wie Herr v. Heß in seinen „Durchflügen durch Deutschland" mit scharfem Seitenblicke auf den Inhalt seiner Episteln ihm vorwarf, seinem Ehrgeize, sondern bloß seinem Bedürfnis nach Thätigkeit, seinem Fleiß und seiner Uneigennützigkeit zu danken hatte. Auf strenge Pflichterfüllung hielt er wie in seinem Hause, so in seinem Amte und war nach seinem eigenen Ausdrucke in seinen Grundsätzen und Ansichten von Pflicht ein wahrer Tiger. Wegen der geschickten Ordnung der die Abtei Quedlinburg betreffenden Angelegenheiten, in welchen sich die Ansprüche einer schwedischen Prinzessin als der Äbtissin und die der preußischen Prinzessin Friederike als Pröpstin entgegenstanden, wurde Göckingk von dem Könige von Preußen mit dem Prädikate „auf Daldorf und Günthersdorf" in den Adelstand erhoben. Es war ein Glück, daß seine Geschäfte ihm nicht Zeit ließen, über seinen Zustand nachzudenken, denn seine häusliche Lage war eine traurige. Amalia war sich weder dem Äußern noch dem Innern nach irgend noch ähnlich: sie war in zehn Jahren zwanzig Jahre älter und so hager geworden, „daß man sie mit einem Lichte durchleuchten konnte"; seit zwei Jahren hatte sie ihr Gatte nicht lächeln gesehen. Sie brachte unsern Dichter dahin, daß er allen Umgang, zumal allen weiblichen, ganz aufgab und seine Gesellschaft auf ein Dutzend Kanarienvögel, seine ganze Erholung aufs Lesen einschränkte. Auch sein Briefwechsel ging nur mehr mit ein paar Freunden fort. Seine litterarischen Arbeiten wandte er jetzt der Allgemeinen deutschen Bibliothek, für welche er Rezensionen lieferte, der Biesterschen Berlinischen Monatsschrift und der Deutschen Monatsschrift von G. W. Becker zu.

Den höchsten Lohn seiner amtlichen Verdienste erntete Göckingk, als

er im Jahre 1793 als Oberfinanzrat in das Generaldirektorium berufen wurde und, nachdem er sich ein Jahr lang um die Organisation des neuen südpreußischen Departements in Posen verdient gemacht hatte, in Berlin seinen Wohnsitz nahm. Ehrenvolle amtliche Aufträge wechselten jetzt mit Vertrauensmissionen von Privaten ab. Die Schwester seiner Freundin Elisa, die Herzogin Dorothea von Kurland, übertrug ihm nach dem im Jahre 1800 erfolgten Tode ihres Gemahls die Vormundschaft über ihre unmündigen Töchter, welche ihm zu einer Reise nach Petersburg Gelegenheit gab. Im Jahre 1803 beauftragte ihn der Prinz von Oranien mit der Organisation des säkularisierten Bistums Fulda, vermochte aber nicht, ihn durch Anbietung einer Ministerstelle dem preußischen Beamtendienste abwendig zu machen. Auch jetzt gab Göckingk, wie seine Beiträge zur neuen Berlinischen Monatsschrift, zu Beckers Taschenbüchern zum geselligen Vergnügen und die Herausgabe der Ramlerschen Werke mit der Biographie des Dichters bezeugen, die litterarische Thätigkeit nicht ganz auf. So lebte er heiter in seinem Beruf fort, bis die Zeit der Franzosenherrschaft ihm nicht nur seines Vermögens, sondern vorübergehend sogar der Freiheit beraubte. Nach dem Abzuge der Franzosen wurde er mit Beibehaltung seines Einkommens pensioniert und zog sich nun zunächst in die dörfliche Stille zu Heidau nach Niederschlesien zurück, wo er im Kreise seiner Kinder und Enkel der ersten Ruhe genoß. Diese wurde ihm nach dem Tode seiner Amalia zur Qual und er kehrte in das geräuschvolle Leben von Berlin zurück, wo er mit Elisa von der Recke, Friedrich Nicolai, Parthey, Biester u. a. in geselligem und freundschaftlichem Verkehre lebte. Auch litterarische Thätigkeit rief er jetzt wieder zur Verkürzung der Zeit herbei. Er revidierte seine eigenen Gedichte auf Veranlassung der Frankfurter Verlagshandlung, sichtete sie und dichtete auch einige neue. So erschien 1821 in vier Bänden eine neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe seiner Gedichte (Frankfurt am Main; Verlag der Hermannschen Buchhandlung), welche auch die Lieder zweier Liebenden enthält. Nach Goedeke sollen vier Jahre früher ebendort „Charaden und Logogryphen" erschienen sein. Daneben übersetzte er aus dem Englischen und Französischen; auch jetzt blieben Martial, Owen und neuere Epigrammatiker sein Lieblingsthema. Nach französischen Denkschriften gab er die Lebensbeschreibung des Trappisten Dom Armand Johann de Bouthillier de Rancé heraus. Seinem Freunde Nicolai stiftete er ein biographisches Denkmal und Bretschneiders Reisen erschienen durch ihn im Drucke. Im Jahre 1826 zog er sich in den Kreis seiner Familie nach Wartenberg zurück, wo er am 18. Februar 1828 starb.

Eine ziemlich ausführliche Biographie Göckingks von Christoph August Tiedge enthält das biographische Magazin „Zeitgenossen", herausgegeben von Hasse. (Dritte Reihe, ersten Bandes viertes Heft, S. 1—62. Leipzig, Brockhaus, 1829.) Seinen Briefwechsel mit Bürger findet man bei Strodtmann, Briefe von und an Bürger (Berlin, Gebrüder Paetel, 1874. 4 Bde.);

seine Briefe an Schütz in Schütz' Leben von seinem Sohne II, 107 ff. Nachrichten über Göckings Nantchen in Tiedges Nachlaß, herausgegeben von Frankenstein, besonders I, 123 f. Über Göckingks politische Ansichten handelt derselbe in dem Aufsatze über „Bürgers politische Ansichten" mit Zugrundelegung ungedruckten Materials in den neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik I, 3, 216 ff. Ein oberflächlicher, den Leser in allen wichtigen Punkten irre führender Artikel von J. Frank steht in der Allgemeinen deutschen Biographie. Wir geben im folgenden eine Auswahl aus Göckingks „Lieder zweier Liebenden" und den „Episteln".

Epifteln.

1. An Goldhagen, in Petershagen.

1771.

Wenn ich dein Herz, — mein Ideal
Der Tugend! — wenn ich die Talente,
Die du vereinigst, — mir ein Stral
Zum Ziel des Ruhms! — belohnen könte:
Du solltest nicht in Werther seyn.
Hoch stellt' ich dich, mit deinem Strale
Die dicken Nebel in dem Thale
Des Aberglaubens, zu zerstreun.
Izt, lieber Freund, da dich, versteckt
In einem Dörfchen, die Kabale,
Weil du zu hell noch leuchtest, neckt:
Izt kan ich nur in dir den Weisen
Bewundern, und mein Schicksal preisen,
Das dich zum Freunde mir geschenkt.
Denn, seit ich sah, wie dich — des Glückes
So werth! — kein Schlag des Mißgeschickes,
Kein Pfeil der dummen Bosheit kränkt:
Verging mir schnell der Eigendünkel,
Für hart gestraft mich anzusehn,
Daß ich auch, hier in diesen Winkel
Geworfen, mich soll müde stehn.

Wenn aber auch der Mann von Geist,
Wie du, im dunkeln Thal verborgen,
Die Ketten, die die Hand der Sorgen
Um seine Weisheit legt, zerreißt;

5. in Werther. Goldhagen war damals noch Prediger zu Klein-Werther. Mit Vorwissen seiner edeldenkenden Kirchenpatronen, führte er hier, neben dem gewöhnlichen Gesangbuche, die Berlinische Sammlung geistlicher Lieder ein, woraus aber für ihn manche Verdrießlichkeiten entstanden. Hierauf bezieht sich das folgende. Anm. Göckingks.

So kennt er dennoch seinen Werth!
Ists Wunder denn, wenn er begehrt,
Was er verdient, und Thoren haben?
Der Weise könte bey den Gaben
Des Glüks, mehr als ein König seyn;
Denn, Freund, für Krieg ist er zu klein.
Wenn Thoren nun dies Glük vergraben,
Und öfter noch, den bessern Mann,
Bloß, weil er besser ist, zu quälen,
Dies Glück gebrauchen: Sprich, wie dann?
Sich wie ein Höfling zu verhelen,
Und wo nicht das, ein Engelherz
Gehört dazu, dies ohne Schmerz,
Und ohne Swiftisch drauf zu spotten,
Und ohne Wunsch, es schnell so schön,
Wie man's im Kopf hat, auszurotten,
So Tag für Tag mit anzusehn.

Laß uns denn immerhin gestehn,
Wir haben auch in jüngern Jahren
Nach unsrer Lage das erfahren,
Was Flaccus vitæ modos nennt;
Uns oft gekreuzigt und gesegnet,
Daß kaum man Brod dem Weisen gönnt,
Indeß es Gold auf Narren regnet;
Daß Einfalt oder Eitelkeit,
Genies, Mauleseln gleich, befrachtet,
Und darob ihre Wenigkeit,
Wer weiß wie groß, wie wichtig achtet!
Wie herzlich haßt' ich sonst den Mann,
Der nichts, als seine Peitsche schwingen,
Beyhergehn, schreyn und schlagen kann.
Mich izt zum Hasse noch zu zwingen,
Kann der nicht, der mich selbst wohl schlägt
Ich lasse gern die Thoren gelten,
Wofür das Glük sie ausgeprägt;
Was hülf' auch wohl mein Spott, mein Schelten?
Genug ists, wer für sich sie wägt.

30. Swift, der berühmte englische Satiriker. — 46. D. Horatius Flaccus.

Nehm' ich, nach äuseren Gestalten,
Die Drittel Ephraims für voll,
So weiß ich bey dem allen wohl,
Was sie an innerm Werthe halten.
Wer gar zu eigensinnig ist,
Nach diesem Münzcours sich zu achten,
Der dauert mich! Der Mann vergißt,
Die goldne Regel zu betrachten:
Nimm diese Welt so wie sie ist!
Nach ihrem inneren Gehalt
Die Welt voll Narren umzuprägen:
Ist das in menschlicher Gewalt?
Heraus zu wandern steht uns frey;
Doch geb' ich wohl zu überlegen,
Was für den Weisen besser sey:
Die Welt wie Yorik mit zu nehmen?
Nach Königen, wie Diogen,
Sich keinen Fuß breit zu bequemen?
Wie Heraklit nur da zu stehn,
Und sich von Herzen satt zu grämen?
Sich wie Pythagoras dem Spleen
Mit Leib und Seele zu ergeben?
In öde Wälder hin zu fliehn,
Wie Sanct Anton, und da das Leben
In ein Gebet zusammen ziehn? —

Du siehst, es giebt der Wege viel,
Von seinem Plaz im Possenspiel
Der Welt, aus Aerger wegzugehn;
Doch giebt's auch Gründe, stehn zu bleiben,
Den Narren ruhig zuzusehn,
Und seinen Spott damit zu treiben.
Geh weg, zu weinen; bleib, zu lachen;
Zu beiden braucht's nicht Gold, noch Gunst.
Wer Geist besizt, besizt die Kunst
Was ihm gefällt, aus sich zu machen.

Das ist der Grund, warum sogar
Diogenes in seinem Fasse,

78. Yorik in Sternes „empfindsamer Reise".

Und wenn er gleich aus Menschenhasse
Zuerst hineinkroch, glüklich war.
Das ist der Grund, warum die Stille,
Das Land, das Kräutersuchen nicht,
Den Zorn des Genfer Bürgers bricht;
Was bricht ihn endlich? seine Grille!
Zwar kan sich leicht ein Mann, das Haus
Des Diogen, zur Wohnung weihn,
Doch, kroch der Mann als Narr hinein,
So kriecht er auch als Narr heraus.
Philippus großer Sohn, verlöre
Nicht einen Schritt um dieses Haus,
Und fiel ihm ja die Neugier ein,
So rief er wenigstens nicht aus:
Wenn ich nicht Alexander wäre,
So mögt' ich dieser Mann wohl seyn!
Ob das die Prädilection
Fürs Sonderbar' ihm eingegeben,
(Mir deucht, die hatte Philips Sohn)
Ob nicht der Werth von einem Leben,
Das bloß der Geist, dem Glük zum Hohn,
Wiewol der Welt zum Spott, errungen,
Ihm dieß Bekänntniß abgezwungen,
Das weiß allein Philippus Sohn.
War jenes; nun, dann solt' ich meynen,
Es sey, was bey dem großen Geist
Ein Steckenpferd, und bey dem kleinen,
Zumal, wenn gern er's jener Einen
Nachäffen mögte, Narrheit heißt.
War dieses; Großer Alexander!
Behalte du dein ganzes Glük,
Und deine Siege mit einander!
Gieb mir dafür den Augenblik
Von deinen Ruhmbeladnen Tagen,
Der Welt als König vorzusagen:
Der Weis' in einer Hütte sey,
Wenn sie die Weisheit aufgeschlagen,

104. Genfer Bürger, Rousseau.

Bey Brod und Wasser, groß und frey!
Indeß, was liegt denn uns daran,
Aus welchem Quell der Spruch gequollen?
Doch, Glück und Ehre hängt daran,
Aus welchem Quelle, lieber Mann,
Wir unsre Weisheit schöpfen wollen.

Sag, ist es nicht ein drollig Ding,
Wenn uns das Gaukelspiel der Welt
Nicht mehr, (wer weiß, warum?) gefällt,
Aus Rache, sich den Sonderling
Zu seiner Rolle auszulesen?
Um, wenn man nicht beglükt gewesen,
Doch wenigstens bemerkt zu seyn.
Wahr ist es, einer großen Seele,
Bleibt diese Schwachheit zu verzeihn,
Denn eher stürzt sich in die Höle
Der Pest, ein Curtius hinein,
Als länger, mit dem Stolz der Seele,
Was jeder Andr' ist, auch zu seyn.
Nie gab es große Männer, nie,
Die nicht auch Sonderlinge waren;
Denn, Freund, den Hang zum Sonderbaren,
Fühlt grad' am stärksten ein Genie.
Dankt das dem Glücke; ihr Genies!
Das diese Wolthat nicht vergessen,
Und für den Neid Euch Futter wieß;
Sokrat, der lang' ihn hungern ließ,
Ward endlich selbst von ihm gefressen.
Allein, ihr Leute von Genie,
Hat die Natur zu Sonderlingen
Euch schon bestimmt: Wozu die Müh,
Sich mit Gewalt dazu zu zwingen?
Euch selber werdet Ihr bey Nacht,
(Nicht, wie die Maintenon, der Welt,)

170. Sie pflegte in den Fasten bisweilen nichts als Hülsenfrüchte zu essen, wenn indeß die übrige Gesellschaft an der Tafel herrlich schmauste. Geschah das vielleicht aus einer Art von Andacht? „Ich kan mich nicht rühmen, (hat sie nach der Zeit gestanden) daß ich es bloß um Gottes willen gethan habe, sondern ich wolte geachtet seyn. Die Begierde, mir einen Namen zu machen, war meine herrschende Leidenschaft, und Niemand hat viel-

Ganz offenherzig eingestehen,
Daß Ihr den Sonderling nur macht,
Weil Euch der Sonderling gefällt;
Gefällt, weil Leute nach ihm sehen.
Nehmt Euren Pfad auch noch so krumm;
Den Pöbel hinterher zu ziehen,
Und, um gesehn zu werden, fliehen,
Ist leicht; der Weise siehet stumm
Dem Gaukler nach und läßt ihn ziehen;
Der Denker lacht und dreht sich um.
So wolte selbst im Diogen,
Nicht immer, Plato, nur den Weisen,
Zuweilen auch den Gaukler sehn,
Und dieser, umgekehrt, Athen
Im Plato, wohl nichts bessers weisen.
Allein gesezt: Die Klugheit legt
Die Schminke so geschikt darüber,
Daß selbst der Weise stuzt, und frägt:
Ist das nicht bloß Natur? Ey Lieber!
Sprich, was gewinnst du wohl dabey?
Vielleicht den Titel eines Weisen!
Doch, wirst du dich im Stillen, frey,
Und glüklich in dir selber preisen?
Frey, bist du nie bey Heuchelein!
Zwang, ist der Freyheit Gift, ist Tod!
Und bist du glücklich? Nur zur Noth!
Ganz aber könntest du es seyn;
Doch, wer in Thaten und Geberden,
Die Augen nur durch falschen Schein
Verblenden will, wird nie es werden.

Wähl' unter Alexanders Thron,
Und Diogens verschmähtem Fasse!
Was ich mir wählte, weiß ich schon;
Wenn er so glüklich war, als schien,
So nähm' ich gleich das leere Faß,

leicht die Sache so weit getrieben. Dieser Stolz bewog mich, mir tausend Martern anzuthun, indem ich mir allerhand Zwang auflegte; und vielleicht hat mich Gott zur Strafe so hoch erhoben, und im Zorne zu mir gesagt: Du willst Ruhm und Ehre haben; nun wolan! du solst sie haben, bis sie dich zu Boden drücken." Anm. G.S.

Und ließe Thron und Monarchien
Dem Sohne der Olympias.
Iſt aber, unter unſrer Sonne,
Ein Weiſer, wohl ſo weiſ' und kühn,
Zu ſeyn, in unſers Griechen Tonne,
Was dieſer war, zum mindſten ſchien?
Ich zweifle! Fromme Schwärmerey,
Und Menſchenhaß, ſpricht zu den Kranken:
Fort, fort! in ein' Einſiedeley!
Doch, ſey geſund, und weiſ' und frey:
Wirſt du für dieſes Glük nicht danken?
Was hat man von der Schwärmerey,
Daß man die Welt beſeufzt, beweint?
Denn kurz, mich dünkt, ſo lang die Sonne
Der Frölichkeit im Herzen ſcheint,
Kriecht man gewiß in keine Tonne,
Bey Brod und Waſſer ſich zu ſpeiſen;
Und juſt an dieſer Sonne, Freund,
Erkennt man doch den ächten Weiſen.
Weisheit im Kopf, iſt nur ein Mond
Auf dieſes Lebens dunkeln Reiſen,
Um den ſichs kaum die Müh belohnt,
Ihn, ohne jene, viel zu preiſen.
Genie iſt vollends nur ein Stern,
Bey dem man oft die Bahn verlieret,
Der gern zu Glük und Ehr', und gern
Zum Unglük und zur Schande führet.
Laßt aber alle drey zugleich
Auf Euren Pfad des Lebens ſcheinen:
Beneiden werden Tauſend Euch,
Ihr aber? Sicherlich nicht Einen!
Und dieſe Sonn' und dieſen Mond
Hervorzurufen, hat der Weiſe
Gewalt; allein die halbe Reiſe
Wird immer faſt zurükgelegt;
Eh' er mit wahrem Ernſt, nur leiſe
Die Lippen ihrethalb bewegt.
Da drängt er an die bunte Bude
Des Glückes ſich wie raſend hin,

Und starret, (wie ein Wechseljude
Den Klumpen Silber, den für Zinn
Sein Finder hält,) die Federhüte,
Die Stern' und Ordensbänder an,
Wagt seine Ruh und Zeit daran,
Zieht, aber immer — eine Niete!
Wenn er den lezten Rest verloren,
Geht er mit Schimpfen auf die Thoren,
Die blind Gewinne griffen, fort;
Und hat er denn sich satt geschmälet,
So denkt er erst das große Wort:
Der Thor hat auch, wie du, gefehlet!
Dann hält er in der Einsamkeit,
Ein kranker Pilgrim! Quarantaine;
Er weint um die verspielte Zeit
Und Ruhe, sich durch manche Thräne
Die Augen klar, und schnell erhellt
Der Weisheit Sonne, Bud' und Bühnen,
Zur Farce wird das Spiel der Welt,
Zu Meßingblech, was Gold geschienen.
Den Thoren, weil er's selbst erst war,
Lernt er bedauren, statt zu hassen;
Bey seinem Flitterstaat, sogar
Bey seinem Stolz, bleibt er gelassen;
Lernt endlich, seinen eignen Werth
Zu seinem ganzen Glücke machen,
Und hält er ja ein Steckenpferd,
So ist es dieß: Der Welt zu lachen!

Wer diese Quarantaine hält,
Der halte männlich ganz sie aus.
Geht er zu früh in eine Welt,
Wo Narren glüklich sind, hinaus:
Was Wunder! Wenn ihn bald von neuen
Ein Gallenfieber überfällt?
Zwar soll und muß er sich zerstreuen!
Nur wie? das macht die Weisheit aus.
Arm sey mein Pilgrim, arm an allen,
Was diese Welt voll Narren preist,

Doch gut von Herzen, stark von Geist:
Sprich, wie kann Er der Welt gefallen?
Und ihm die Welt? Das erste, war
Und wird auch wohl unmöglich bleiben;
Das lezte, (was auch Humen schreiben!)
War Sternen möglich: Ist's nicht klar,
Es werd' auch Andern möglich bleiben?
Versteh' er nur so seinen Pfad
Mit Herzensfreunden fortzuschleichen,
Und, wie der Mann im Fasse that,
Beglükten Thoren auszuweichen!
Wenn Ihr von Narren nichts begehrt:
Was kümmern denn die Narren Euch?
Sind sie nicht arm? seyd Ihr nicht reich?
Seyd stolz auf Euren innern Werth,
(Stolz, sag' ich, doch allein für Euch!)
Dann gelten Euch, am kleinen Heerd
Der Freiheit, Fürst und Bauer gleich.

Die Fürsten, sind ein Schlag von Leuten,
Der warlich gut genug noch fällt,
Doch, was sind die, die tief verstellt,
Um ihre Gunst sich hämisch streiten?
Die schlimmsten Thiere in der Welt!
Feil, ist schon oft für wenig Geld,
Ihr Geist zu Niederträchtigkeiten,
Ihr Leib zu einem Affentanz;
Ihr Studium ist Firlefanz,
Und ihre Künste — Albernheiten.
Nicht jeder Fürst ist Dionyß,
Doch Plato, hieß' an jedem Hofe,
Thor! wie er Thor an jenem hieß.
Sieht scheel er einmal nur die Zofe,
Den Läufer und den Schooßhund an:
So mag der Vogelfreie Mann
Bald nach dem Schloßthor' um sich sehn.
Allein, wer hieß ihn denn nach Hofe
Von seinem eignen Heerde gehn?
Wer durch die Weisheit nichts, als reich

An Gold zu werden sucht, der fröhne
Den Großen dieser Erden, gleich
Dem kleinen Weisen von Cyrene.
Das war ein Mann für Dionyßen!
Er fraß den Staub von seinen Füßen,
Und ließ, wenn Seine Hoheit ihn
Aus übler Laun' einmal bespien,
Sich diese Laune nicht verdrießen.
Der Aristippen gab es viel
An Höfen; aber auch Platonen?
Die ersten hatten da gut wohnen;
Sie spielten selbst gut Taschenspiel.
Allein die lezten? Zeig mir doch
Nur zehn Platonen, die mit Ehren,
Und frey, auch selbst am Hofe noch,
Am Hofe grau geworden wären.
Auguste hat es selten nur,
Alfons' hingegen oft gegeben;
Doch kan man, Dank sey der Natur!
Auch füglich ohn' Alfonse leben.

Wer war beglükter? War's Racine,
Der für den eitlen Ludewig,
Bey jedem zweifelhaften Sieg,
Für Jahrgehalt, die Narrenbühne
Der Schmeicheley, wie wild bestieg;
Doch, als sein Abgott ihn beschämte,
Zu Bette kroch, mit einmal schwieg,
Und kindisch sich zu Tode grämte?
War's nicht Rousseau? der, wenn die Noth
Ihn gleich ins sechste Stokwerk führte,
Ganz ruhig, um das trokne Brod,
Der Stümper Noten selbst, copirte,
Und hundert glänzende Pistolen,

338. Wie der Herzog Alfonsus von Ferrara, Tasso's Gönner und Tyrann. Anm. G.s. — 348. Er hatte, aus Gefälligkeit gegen die Frau von Maintenon, eine Schrift über die damaligen Zeitumstände aufgesezt. Diese kam dem Könige in die Hände, der sein Mißvergnügen darüber bezeigte. „Glaubt er, sagte der König, weil er gute Verse macht, daß er alles kan? und will er gar Minister seyn, weil er ein großer Poet ist?" Racine, der sehr empfindlich war, grämte sich darüber so sehr, daß sein Tod dadurch beschleunigt ward. Anm. G.s. — 352. Man wird sich erinnern, daß Rousseau selbst ein starker Tonkünstler war. Anm. G.s.

Die Madam Pompadour dem Staat,
Der ihre Sünden trug, gestolen,
Mit einem edlen Stolz verbat?
Zwar durfte noch der Genfer nicht,
Wie jener, an die Gattin denken,
Doch schwerlich hielt er's auch für Pflicht,
Die goldne Freiheit wegzuschenken,
Um, (denn von Liebe lebt man nicht,)
Sich bey dem mageren Gesicht
Der Gattin und des Sohns zu kränken.
Wer seine Freiheit so verliert,
Der hat auf ewig sie verloren;
Allein, nicht wahr? Der Jüngling rührt
Dein Herz, den Liebe so verführt?
Ach! selbst aus Weisen macht sie Thoren.

Dient nicht dem Fürsten, dient dem Staat!
Doch, was heißt oft dem Staate dienen?
Der Mann, der nicht auf krummen Pfad
Die Gunst von seines Fürsten Phrynen
Erschmeicheln, bey des Fürsten Rath
Nicht tief gebückt um Gnade betteln,
Und sein Verdienst mit Bancozetteln
Dem Günstling nicht belegen kann:
Das ist vielleicht ein weiser Mann.
Wer aber wirds dem Fürsten sagen?
Wer stellt ihn dem Minister vor?
Ist er ein Autor? — zu beklagen!
Ein Autor ist am Hof' ein Thor.
Ein Höfling liest aus Langerweile;
Aus Eitelkeit? das ist schon viel!
Doch tanzet Faber auf dem Seile,
Zeigt Coq Sinesisch Schattenspiel:
Dann ist, vergöttert kaum, la Farr'

384. Faber. Ein bekanter Drat- und Seiltänzer. Anm. G.S. — 386. Charles Auguste Marquis de Lafare (1644—1712), als Dichter kleiner kunstloser aber durch Natürlichkeit ansprechender Lieder, welche gewöhnlich den Werken seines Freundes Chaulieu beigedruckt sind, berühmt. Er gehört gleichfalls dem Kreise der um die Ninon de l'Enclos versammelten Dichter an und wird auch in den „Lieder zweier Liebenden" zitiert.

Mit allem seinem Wiz — ein Narr.
Des Autors Ruhm ist eine Brücke
Zur Ewigkeit, doch nicht zum Glücke.
Die sauren Schritte auszuspähn,
Die dieser thut, will's scharfe Blicke,
Und mancher Fürst kann gar nicht sehn.
Und solch ein Autor, und im Staat
Zu keinem Posten brauchbar? Wäre
Das möglich? Oder ists Chimäre?
Ists Unsinn? — Unsinn in der That!
Allein verlangst du, weiser Mann,
Just in den Kreiß gestellt zu werden,
Den deine Sonn' erhellen kann?
O sieh dich in der Welt erst um,
Bis dich Erfahrung überführt,
Daß diesen großen Kreiß der Erden,
Wie Yorik sagt, ein minimum
Von Sapientia regiert.
Sieh! wie der Principal mit Schreien,
Wie ein Laquai, den König spielt:
Indeß ein Garrik im Laquaien,
Des Königs ganze Rolle fühlt;
Izt aber, ungestört vom Schreien,
Auch den Laquain vertreflich spielt.

So dient ein Mann von Geist, wo schier
Kein Geist zum Dienste nöthig ist.
O Mann! wohnt Sülly's Geist in dir?
Sei Sülly, und — doch unbeschadet
Der Freiheit! — sey dabey Copist!
Du bist doch Sülly! Aber ladet
Das Glük dich selbst ans Ruder ein,
Dann sey der Welt, was du allein
Dir im verborgenen izt bist.
Die Kunst indeß ist nicht so klein,

407. Garrik. Er mußte Anfangs die niedern Rollen im Schauspiele übernehmen, weil der Principal die Hauptrolle für sich behielt. Garrik wußte sich indeß darin zu finden, und war Garrik, jener Principal und Stümper. Anm. G.s. — 113. Herzog von Sully, der berühmte Minister und Freund Heinrichs IV. von Frankreich.

Ein Mann von Geist, und Subaltern
Von einem großen Ordensstern
Und einem kleinen Herzen, seyn.
Gehorchen will schon Niemand gern,
Nun noch dem Dummkopf oben ein!
Ach! zu bedauren ist der Weise,
Der vor der Gattin den Verdruß
Ersticken soll, und dienen muß.
Wer ledig ist, ist auf der Reise;
Er bleibt, so lang' es ihm gefällt:
Wo nicht? — so viel als dann der Weise
Gebraucht, hat jeder Ort der Welt.
Zwar, ob wie Curius man Rüben,
Ob wie Lucull Muränen speise?
Ist keinem von uns gleich, ihr Lieben!
Doch wer Muränen haben kann,
Und nur nicht haben will, nimmt Rüben,
Wie Curius, mit Wohlschmak an.
Und diesen stolzen Eigensinn,
Ihr Thoren! mögt ihr immerhin,
Wie billig, unbegreiflich finden.
Ein solcher Sonderling zu seyn,
Ist Ehre! Gold und Schmeichelein
Erkaufen nie sein Herz zu Sünden.
Wer gegen Gold und Schmeicheley,
Und Adelsbrief' und Ordensbänder,
Und Pferd' und Wagen, und Gewänder
Empfindlich ist, ist niemals frey.
Doch wer genug an seinem Herzen
Und Geiste hat, kann nichts verscherzen,
Darf nichts befürchten, nichts beneiden,
Und für sein kleines Mittagsbrod,
Und seine Hütt' und seine Freuden,
Niemanden dankbar seyn, als GOtt.

2. An Exter in Zweibrücken.

Im May 1772.

Wenn ich sah, wie bis zur Erde
Sich ein Schmeichler oft vor Schurken bükt,
Wie mit freundlicher Geberde,
Arglist ihre Worte schmükt;
Wie die Dummheit mit dem großen Bauche,
Dem Verstande grob befiehlt,
Wie der Reichthum an dem vollen Schlauche,
Keines Armen heiße Zunge kühlt;
Und der Stolz mit dem Verdienste, schier
Wie mit seinem Ordensbande spielt:
O wie vielmal dann in mir
Der vergebne Wunsch erwachte:
Wäre doch mein Exter hier,
Daß er mit mir seufzte, oder lachte!

Wenn ich in des Harzes Eichenhainen
Ganz allein umher nach Kräutern lief,
Felsenberg' erstieg, und da mit Weinen
In mein Herz die Stille rief,
Plözlich aber auf der Spitze,
Ueber einer Landschaft stand,
Die ich sonst im reichen Witze
Arioſts nur möglich fand;
Wenn ich dann mich auf dem Rasensitze,
Wie aus einem Traum erwachend, wand;
Ach! was ist mir, rief ich, alles nütze?
Drükt mir Exter wohl die Hand?

Und nun seh' ich bald dich wieder?
Und nun wirst du wieder mein?
Sagt' ichs nicht: Sein Herz ist bider,
Und er läßt dich nicht allein? —
Komm denn an die naßgeweinten Wangen,
An die Brust, die vor Verlangen
Hoch dir schon entgegen schwillt,
In die Arme, welk von Kummer,
An das Herz, dem selbst der Schlummer,
Nachts, die Seufzer nicht mehr stillt.

Aber neunmal hat nun Philomele
In dem wälderreichen Harz geklagt,
Seit nach dir, du Hälfte meiner Seele!
Schon ein Wunsch den andern jagt.
Werd ich dir auch noch wie sonst gefallen?
O! was ändert nur ein Jahr!
Und verändert hab' ich mich in allen;
Doch mein Herz ist wie es war.
Zwar ich kante all' die schönen Risse
Zu Gebäuden hohen Erdenglüks;
Aber, aber! Tausend Hindernisse
Fand ich in dem Willen des Geschiks,
Einen Pallast mir darnach zu bauen:
Darum baut' ich nur ein Hüttchen mir,
Und in diesem solst du dich beschauen.
Doch du findest freilich hier
So viel Still' und Anmuth nicht,
Als uns in den Schäferhütten,
Geßner süß genug verspricht;
Vom Erhabnen der Palläste,
Wie zum Beispiel Seneca,
Nur im Grunde nicht recht feste,
Bauen soll, ist auch nichts da.
Dennoch mögt' ich, troz dem Weisen
Und dem Dichter! dir beinah
Meine simple Bauart preisen,
Denn die Welt kanst du durchreisen,
Und du wirst, genau besehn,
Auf des Römers stolzen Höhn,
In des Schweizers stillen Gründen,
Weder den Pallast so schön,
Noch so still die Hütte finden.

Wie ich hier in meiner Hütte,
Leb und denke? — O heraus,
Liebes Herz, heraus! und schütte
Dich in seinen Busen aus!

Nicht dem Dünkel unterthan,
Such ich, ferne von dem Wahn,

Daß das Glük im Range liege,
Rang nur in der Geisterwelt.
Hier erwirbt Verdienst die Siege,
Nicht des Schmeichlers feine Lüge,
Nicht das sonst allmächtge Geld.
Nicht dem Gaumen unterthan,
Blik' ich, ferne von dem Wahn,
Daß das Glük im Aufwand liege,
Froher als ein Großsultan
Seiner Schüsseln ganze Züge,
Mein bescheidnes Näpfchen an,
Denn daran hab' ich zur Gnüge.
Dir, o Gold! nicht unterthan,
Gieb dich, wem du wilst, betrüge
Weise selbst durch eitlen Wahn;
Ich, wenn ich mich nur vergnüge,
Ziehe jeden Freund dir vor;
Denn vor deinem Schimmer schmiege
Sich der Bettler und der Thor.
Kurz und gut, ich folge froh
Meinem Lehrer Salomo.
Brauche, sagt er, deines Lebens,
Mit dem Weibe, das du liebst!
Wenn du sorgst, und dich betrübst,
Grämst du dich und sorgst vergebens.
Eitel ist dieß Schattenleben,
Eitel, aber dennoch gut!
Brich denn, ohne Thränenflut,
Was dir GOtt an Brod gegeben,
Leer dazu mit frohem Muth,
Deinen kleinen Becher Wein,
Und auch dieß wird eitel seyn:
Aber, was ist mehr hienieden
Dir zu deinem Theil beschieden?

Diese Weisheit auszuüben,
Dürfen wir die Tugend nur
Feurig, wie uns beide, lieben;
Und der Vater der Natur

Wird uns, warlich! nie betrüben.
Alles was wir von ihm flehen,
Sey, mein Lieber, dieses nur:
Wie die Sonn' auf meine Flur,
So auf uns herab zu sehen.
Wie bey Frühlings-Sonnenschein
Ein Paar Tauben auf dem Dache,
Und das Reh im jungen Hain,
Und der Schmerl im warmen Bache,
Wollen wir der Welt uns freun.
Jede Grille zu vertreiben,
Das sey unsre Sorg' allein;
GOtt ist Vater, darum bleiben
Alle andre Sorgen sein.
Wenig, wenig laß uns hoffen,
Fürchten — nichts! denn dessen Ohr
Der der Tugend Hülfe schwor,
Steht für unsre Seufzer offen.
Eitle Wünsche sollen nie
Unser stilles Herz verführen;
Laß der Thoren Phantasie
Sich den Augenblik verzieren,
Der noch kommen soll; Genuß
Ist das wenig, denn er muß
Den, der da ist, erst verlieren.
Fliehen laß uns vor dem Pracht,
Weil er gute Sinnen schnell verwöhnet,
Und das beste Herz so launisch macht,
Daß es immer sich nach Wechsel sehnet.
Nicht im Golde von dem Gallakleide,
In dem Herzen sizt der wahre Ruhm,
Und der Wiederschein der Freude,
Ist des Pöbels Augenweide,
Doch die Freude selbst, ein Eigenthum
Von zufriednen Seelen, wie wir beide.
Dem Bedauren und dem Neide
Sind wir keine Losung zum Gespräch;

121. Schmerl, eine Gattung von Fischen (cobitis barbatula).

Ungesehen, schleichen wir den Weg
Unsers Lebens bis zum Grab herab;
Keinen Schritt breit weich' er ab,
Weder zu der Hütte, wo der Mangel
Sizt und seinen Odem haßt,
Noch zum lärmenden Pallast,
Wo der Ueberfluß, den goldnen Angel
In das Meer der Freude hängt,
Aber nichts als Ekel fängt.

Welch ein Leben, Freund! Allein
Werden wir nicht Sonderlinge
Bey der Welt der Mode seyn?
Tanze! ruft sie, tanz' und springe
Mit in unsern bunten Reihn,
Oder bleib für dich allein! —
Das ist billig! Aber wagen
Mögt' ichs nicht so gleich mit ihr.
Laß uns erst die Weisheit fragen:
Sagt sie ja! so tanzen wir,
Sagt sie nein, so wird uns zwar
Spott der Welt ins Dunkle jagen,
Aber dieser wird fürwahr!
Besser, als ihr Lob behagen.
Leere Köpfe, leere Herzen,
Wissen nicht vergnügt zu seyn,
Wenn nicht bey dem Glanz von hundert Kerzen,
Beym Gewühl von zwanzig Livereyn,
Und dem süßen Dampf von fremden Giften,
Und dem Sprudeln von Champagner-Wein,
Und dem Hussa! in erschrokuen Lüften,
Dreyßig Stimmen durch einander schrein.
Sie berechnen das Vergnügen
Nach des Aufwands Summe nur;
Alle Reize der Natur
Lassen sie verächtlich liegen.
Heißt das, nach dem Epicur,
In der Freude sich berauschen?
Thoren! wüßtet ihr doch nur,

Daß er schier die stilste Flur
Würd' um euren Lärm vertauschen.

Führt das Ohngefehr uns hin,
Wo die dumme, plumpe Freude,
Mit dem Wanst, nicht mit dem Munde, lacht,
Und im steifen Sonntagskleide
Uns die Etiquette zehn Bescheide
Ueber eines Tages Wetter macht:
Dann so wird die Langeweile
Uns erinnern, still davon zu ziehn,
Um dem giftbestrichnen Pfeile
Des Verdrusses zu entfliehn.
Zehnmal räumlicher wird dann
Unser Stübchen dir bedünken,
Wo vor Zischen, Fragen, Winken,
Ohr und Auge ruhen kann.
Silberner wird mein Klavier,
Wenn ich dann es spiele, klingen,
Und von selber wirst du mir
Hillers süße Lieder singen,
Oder mich durch Küsse dingen,
Zu den süßen Träumerein,
Plato meinen Mund zu leihn.
Wie wird dann der große Seher
Unsre Wangen immer höher
Mit der Tugend Purpur schminken,
Bis, verloren in der Welt
Seiner Schöpfung, mir die Stimm entfällt,
Dir im Auge Zähren blinken,
Jezt wir Blicke wechseln, jezt
Leise Seufzer, und zulezt
In die Arm' einander sinken.
Edler Catt! so glüklich dich
Viele tausend Brennen preisen,
Wenn du deinem Friederich
Einschenkst aus dem Quell der Weisen,
Bis die Königs-Sorgen sich

220. Catt, Vorleser des Königs von Preußen. Anm. G.S. — 221. Brennen, Brenni, der lat. Name für Brandenburger, Preuße.

Aus dem Labequell berauschen,
Mögt ich doch mit dir nicht tauschen!

Wird die Kraft des Denkens überspannt:
Weg mit Weisheit! bis gelinde Freude
Wiederum den Geist ermannt.
Komm! begleit' an meiner Hand
Mich nach meiner Lieblingshaide,
Wo noch in so mancher Weide
Dein bekrönter Name steht.
Dort, wo um die Königseiche,
Sich die kleine Limbach dreht,
Hab' ich oft am stillen Teiche
Stundenlang für mich gesessen,
Und der ganzen Welt vergessen,
Weil sie sich in dir verlor!
Wolt' ein Stral der Hoffnung mich erfreun,
Daß du Mein noch würdest seyn:
O! wie kam ich mir so klein,
Aber izt, wie groß nicht vor!
Alle Stunden dieser Pein,
Exter, wirst du nun vergüten!
Veilchen, die sonst ungesehn,
Vor den Füßen mir verblühten,
Sind dafür nun doppelt schön,
Denn zuerst werd' ich sie sehn,
Deiner Hand sie anzubieten.
Selbst die Abend-Threnodien
Meiner Nachtigall empfand ich kaum;
Doch, wohin wird sie die Phantasien,
Freund! durch ihre Töne ziehen,
Wenn wir unter ihrem Baum
Nach des Mondes Aufgang blicken?
O wir werden selbst im Traum
Nachts, uns noch die Hände drücken!

Immer sey uns die Natur,
Was ein Zierotin dem König wäre,

235. Limbach, ein Bach in einer romantischen Gegend bey Ellrich. Anm. G.s — 260. Zierotin, damals maitre des Spectacles am Preußischen Hofe. Anm. G.s

Wenn nicht Friederich, zur Ehre
Seines Throns, die Havel-Flur,
Für des Hofes Pomp, erköre.
Dank dir, Schöpfer dieses All!
Daß ich für den Mond ein Auge habe,
Und ein Ohr für deine Nachtigall!
Dank auch dir mein Vater noch im Grabe,
Daß du mich als Jüngling, nicht
Weg vom Glanz in Mondes Angesicht
Auf den Glanz des Goldes sehen hießest;
Von der Nachtigall Gesang
Nicht hinweg, und auf den Klang
Feiner Gulden horchen ließest.
Was ein Stokpferd für das Kind,
Der Geliebten erstes Danken
Einem Jüngling, frischer Wind
Für den Schiffer, Schlaf dem Kranken,
Einem Stutzer die Frisur,
Und ein Pfand dem Wuchrer ist;
Alles das, und mehr noch, bist
Du allein mir, o Natur!
Wen du liebest, dessen Thüren
Oefnet niemals Sorg' und Harm;
Doch, den Hang zu dir verlieren,
Das macht mürrisch, und macht arm.
Frostig würde meine Liebe,
Und mein Wiz verzehrend seyn,
Ja, von zwanzig Freunden, bliebe
Wohl zulezt nicht Einer mein.
Traurig würd' ich spät und früh
Mich mit der Hypochondrie
Und der hagern Ruhmsucht quälen;
Oder lernt' — ich steh für nichts! —
Nach der Schwere des Gewichts
Ihrer Thaler, meine Tage zählen,
Und — wie jener Geizhals, sich
Um sein eignes Geld — auch mich

274. Stokpferd = Steckenpferd belegt Sanders' Wörterbuch aus Göckingk, bei dem es sich öfter findet.

Um mein eignes Glük bestehlen.
Treu, Natur! verbleib' ich dir,
Bis ich deiner schönen Erde
Lebe wohl! einst sagen, und mit ihr
Eine schönre tauschen werde.

Aber, wenn des Waldes Farben schwinden,
Wenn in unsern nakten Gründen,
Nur die Meise noch verweilt,
Wenn auf schneebedektem Thurme,
Um die Wette mit dem Sturme,
Jede Wetterfahne heult:
Dann mag Ball und Maskerade,
(Unserm Neide viel zu klein!)
Immerhin die Welt erfreun.
Ihre Freude macht Parade,
Aber, warlich! es ist Schade,
Ihre Freud' ist nur ein Schein.
Unser Ball und Maskerade
Soll ein trautes Kränzchen seyn.
An dem knisternden Kamine,
Schwazt der Freundschaft Tändeley
Froher uns die Nacht herbey,
Als dem Hofmann vor der Opern-Bühne
Mara's Zauber-Melodey.
Ob der Türke neue Flotten baue,
Daß der Russe sie verbrennen kann?
Ob der große Tartarchan
Menschen, wie die Disteln, niederhaue?
Und der Pohle dann und wann
Nach gerade sich im Kopfe kraue?
Immerhin! Wen ficht es an?
Wollen sich die Herren streiten,
Frost und Durst entgegen ziehn,
Wenn wir an dem wärmenden Kamin,
Kriege führen, Küsse zu erbeuten,
Und von Wiz und Punsche glühn:

321. Die Mara, geb. Schmehling, berühmte Konzertsängerin des vorigen Jahrhunderts. — 327. krauen, kratzen.

Ey! so gönnen wir den armen Leuten
Das Vergnügen, sich um Kleinigkeiten
Wie ein Don Quixott zu mühn.
Aber, sich für sie zu int'reßiren,
Wer gewinnen, wer verlieren,
Wer betrügen, wer betrogen wird?
Dadurch werd' in unserm Kreise,
(Hier neutral zu seyn, ist weise!)
Nie ein Biedermann geirrt.
Ob mein Nachbar, Herr Artander,
Traun! ein zweiter Alexander
Sich vor seiner Rotte dünke?
Ob die Nachbarin Annette,
Heimlich an der Toilette
Sich für ihren Lubin schminke,
Und der gute, fromme Mann
Seines Weibchens lose Winke
Nach den schlauen Cicisbeen,
Nicht bemerken, nicht verstehen,
Oder nicht verhindern kann?
Immerhin! Wen sicht es an?
Zornig über sie zu werden,
Das verlohnt sich nicht der Müh;
Sie sind Bürger unsrer Erden,
Und als solch' ertrag' ich sie.
Sind sie Thoren? Sie sind's ihnen;
Sind wir weise? sind wir's uns.
Wird mein Tadel einen Duns
Mit der Weisheit wohl versühnen?
Aber leisen, feinen Spott,
Wie sich Freund' einander sagen,
Wenn des Einen Steckenpferd, im Trott,
Die Vernunft will überjagen,
Wollen wir bey jedem Don Quixott,
Unserm Herzen ohnbeschadet, wagen.

340. Vgl. das Gespräch der Bürger in Goethes Faust, Scene vor dem Thore. — 345. Rotte, ein Zug Soldaten. — 361. Duns mit der Bedeutung eines geistlosen aufgeblasenen Gelehrten ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, hauptsächlich mit Bezug auf Gottsched, der als „großer Duns" verspottet wurde, in Aufnahme gekommen und wahrscheinlich dem Englischen entlehnt (vgl. Popes Dunciade).

Wucherer und Müßiggänger
Machen unsern Kreiß nicht enger;
Hat die Freundschaft Plaz für sie?
Sey die alte Melodie,
Ueber schlechte Zeit zu klagen,
Ihrem Ohre Harmonie,
Unserm kann es nicht behagen.
O! wie haß ich den Gesang!
Einem Armen Brod zu brechen,
Das ist mehr, als Tage lang
Von der Hungersnoth des Landes sprechen.
Aber, dringt zu meinem Ohr
Das Gewinsel eines Armen,
Blikt sein Auge, um Erbarmen,
Thränenvoll nach mir empor:
Solt' ich dann das Mitleid, Freund!
Bey der Schale Punsch versingen?
Und indeß daß jener weint,
Mich zum Scherz, zum Lachen zwingen?
Wenn die Menschheit in mir spricht,
O wie leise will ich hören!
Keine Lieb' und kein Gedicht,
Ja, selbst du solst mich nicht stören.
Suchen will ich, ob ich nicht
Irgendwo kann Balsam finden,
Meines Freundes Wunde zu verbinden,
Denn das wäre süß, auch ohne Pflicht.
Aber ist bey großem Willen
Seine Schmerzen ihm zu stillen,
Mein Vermögen, ach! zu klein:
Soll ich mit Matronen und mit Kindern
Dann noch weinen, schluchzen, schrein?
Wird denn das die Schmerzen lindern?
Sage, welche Sittenlehre
Machte das zu einer Pflicht?
Macht es ihrem Herzen Ehre?
Wohl! doch ihrer Klugheit nicht!

371. Das gewöhnlichste Gespräch im Jahr 1772. Anm. G.S. — Zweijähriger Mißwachs hatte damals in ganz Deutschland eine große Hungersnot hervorgerufen.

Wenn ein Strom vom Berge schießet,
Schadenhungrig wie ein Feind
Ueber fremde Saat sich gießet,
Dann so mag ein Menschenfreund
Drohend ihm die Rechte zeigen,
Und gebieten: Bleib zurük!
Ich, ich will zum mächtigern Geschik
Leise seufzen, und will — schweigen.
Wenn in meinem Hirtenzelt
Mich ein Unglük überfällt,
Jeden Ausgang mir darin
Sperret; halt' ich als ein Held
Ihm den bloßen Busen hin.
Stößt es seinen Dolch hinein:
Nun! wie kont' ich es verhindern?
Kaltsinn wird der Wunde Pein
Schneller noch als Weinen lindern.
Der Franzose mag Melancholie
Durch die Becher weg philosophiren,
Und der stolze Britte sie
Hurtig durch den Strik kuriren;
Ich, ich brauche so viel Müh'
Um so was nicht zu verlieren.
Ein Paar Seufzer, ein Paar Lieder,
Das ist mein Recept dawider:
Eingenommen! — weg ist sie!

Tanzt ein Schwarm von schwarzen Grillen
Exter, deinen Schritten nach;
Ueberlaß es mir, gemach
Euren kleinen Zwist zu stillen.
Ich gebrauche nicht Gewalt,
So vergeblich, wie der Ritter
Von der traurigen Gestalt;
Denn mein Wein, und meiner Zitter
Melodie zerstreut ihn bald.
Doch, zum Glük! ist diese Zeit,

438. Don Quixote in dem gleichnamigen Roman von Cervantes.

Mit den Grillen uns herum zu zanken,
Nur ein Fall der Möglichkeit;
Da, wo sich die Tugend freut,
Pflegen sie nicht leicht zu wanken.

Fliehet denn, ihr Wuchrer, flieht!
Hebt euch weg, ihr Müßiggänger!
Macht uns nicht die Brust durch Klagen enger,
Und mit Eurer Weisheit zieht
Auf ein Billard, wo mit ofnem Munde
Langeweil' Euch Beifall gähnt,
Und die Einfalt, ihre Stunde
Klug verlebt zu haben, wähnt.
Aber komm Musik! durch deine Töne
Lock'- uns Uzischen Gesang herbey!
Komm du Scherz und Lachen! und verhöne
Thorheit, Spleen und Heucheley.
Komm o Frölichkeit! und fülle
Unsre Gläser an nach altem Brauch,
Denn der Weise findet, auch
Selbst wo du bist, noch die Stille.
Führt die Tugend nicht die Freude
An der Hand zu ihm hinein?
Haben, Freund, wir diese beide
Nur zu Gaste, wird der Wein
Vom Johannisbeeren-Strauche
Meines Gartens süßer seyn,
Als vom Alicanten-Schlauche
Der den Wanst des Abtes füllt.

Wenn denn auch das Glük uns trillt,
Und uns tausend Freuden fehlen:
Was aus unserm Herzen quillt,
(Und was könnten wir verhelen?)
Jedes neu gefundne Bild,
Das die Phantasie des Einen zeichnet,
Und des andern auszumalen eilt;
Ist ja Freud' und wird getheilt!

470. trillen, im Trillhäuschen herumdrehen, quälen.

Sieh nun noch einmal mein Hüttchen an!
Hast du Lust, mein lieber Mann,
Ostern mit hinein zu ziehn?
Aber fern sey diese Bitte,
Wenn nicht dir auch meine Hütte
Hell, bequem und feste schien.
Freilich hat sie hundert Mängel;
Sie liegt einsam und ist klein.
Aber, kehrten sonst die Engel
Nicht in solchen Hütten ein?

3. An Tertullia.

Den 17. Februar 1773.

Wann schoß ich gierig mit den Blicken
Umher im Kreiß der Mädchen? Sprich!
Wer sah, mit Zofen-Sorgfalt, mich,
Den Schönen zu gefallen, schmücken?
Wer lachte tanzenden Statüen,
Im May des Lebens, so wie ich?
Wer ließ so unversengt um sich
Der Schönheit Feuerfunken sprühen?
Wer focht im Kampfe ritterlich,
Als Schüler Rabners, mit den Schwänken
Verbuhlter Herr'n, und feinen Ränken
Verliebter Mädchen, so wie ich?
Wo ward ein Vater meine Wache
Beym Scherzen mit der Tochter? Wo?
Lebt' ich nicht unter einem Dache

An Tertullia. Zuerst in Voß' Musenalmanach auf 1777. — Boie schreibt an Bürger: „Wenn die Epistel an Tertullia von Göckingk ist, macht sie ihm viel Ehre. Er wird gewiß der Erste in diesem Tone." Bürger antwortet: „In seiner Art wird er gewiß der Erste" . . . „Die Epistel an Tertullia ist ein durchaus treffliches Stück." Später kommt Boie wieder darauf zurück und sagt: „Tertullia ist auch mein Lieblingsstück. Ich lasse mir nicht ausreden, daß es nicht wirkliche Veranlassung hat;" und wieder antwortet Bürger: „Seine Epistel an Tertullia hat freilich wirkliche Veranlassung und eben deswegen ist sie auch so vorzüglich gerathen." Aus der Übereinstimmung des Inhaltes dieser Epistel mit dem dritten Buche der „Lieder zweier Liebenden" ergiebt sich unzweifelhaft, daß unter Tertullia Rantchen zu verstehen ist.

Mit schönen Mädchen, frey und froh?
Sah nicht die Stadt in den Alleen,
Mit ihren Töchtern, hin und her
Mich oft bey Mondenscheine gehen?
Wer aber wagte Tadel? Wer?

So war ich, als das Ohngefehr
Zu dir, Tertullia, mich brachte!
Weist du, Vergessene, nicht mehr,
Wie scharf ich da mich selbst bewachte?
Ich war ein Spiel von meinen Sinnen,
Denn ach! mein höchster Wunsch warst du!
Was that ich nun, dich zu gewinnen?
Ging ich frisirt en Cacadoux,
Statt meiner einen schwarzen Locke?
Ging ich nicht mehr im schlichten Rocke,
Mein Heinrich nicht mehr im Sürtout?
Besprengt' ich mich mit Eau de Lüce?
Macht ich durch Doppelsinn dich roth?
Bepakt' ich mich mit Zuckerbrod?
Ward ich ein Sklave der Caprice?
Band ich dich an mit Modetand?
Bewacht' ich neidisch deine Schwelle?
Warst du die Losung für die Bälle?
Und drükt ich dir im Tanz die Hand?
Bestach ich dich mit Schmeicheleien?
Mit Zucker deinen Lieblingshund?
Mit Golde deiner Zofe Mund,
Mein Lob dir stündlich vorzuschreien?

O! sey gerecht, Tertullia!
Bekenne, daß ich selbst durch Lieder
Mich nicht verrieth. Ich stand und sah
Nur immer still zur Erde nieder;
Denn, o mein Geist! wo warst du da?
Zu stolz, um immer unerhört,
(Dich liebten Hundert; du, nicht Einen!)

31. Heinrich, Göckingks Bedienter. S. unten die Epistel an ihn.

Um dich zu seufzen und zu weinen,
Hätt' ich gewiß in dunkeln Hainen
Mich und den Kummer aufgezehrt.
Durch Herz und Geist dich zu gewinnen,
Wär's etwa beides deiner werth:
Das war mein Wunsch! Sieg über Sinnen
Hat nie mein Herz und Geist begehrt.
Erst da, als sich der Wemuth Zähre
Hervor aus deinem Auge wand,
Und dein Erröthen mir gestand,
Daß sie für mich gefallen wäre;
Erst da berührt' ich deine Hand!
Zerbrechen wolte mir, zerbrechen
Das Herz; vermogte nicht, zu sprechen,
Zu stammeln nur, was ich empfand.
Nicht du, nicht ich, keins wolt' es wagen,
Die Augenlieder aufzuschlagen,
Denn Thränen standen um den Rand;
Und immer kürzer, immer enger,
Ward uns der Athem und die Brust. —
Ha! Welche Scene! Welcher Sänger
Hat das zu singen je gewußt?
Du warest mein Gedank' am Tage,
Du warest jede Nacht mein Traum;
Zu weit ward mir der engste Raum;
Ich sah den Tag nicht, hörte kaum
Des armen Heinrichs zehnte Frage;
Und unter meiner Laube, lag
Ich ungegessen, ungetrunken,
Den einen wie den andern Tag,
So — wer beschreibt's? — in mich versunken.
Und welche Nächte, welche Nächte
Verschlug mein Herz an deiner Brust,
O wilst du rechten? Wohl! so rechte
Mit dem, der in der höchsten Lust
Dem Schwur bestanden: deiner Ehre
Nie, nie Eroberer zu seyn!
Ha! Wenn es kein Verdienst auch wäre,
So war die That doch nicht so klein!

In deiner kleinen Gartenlaube,
In dem Corset, der Abendhaube,
Und einem seidnen Ueberrock;
Vom Nelken- und vom Rosenstock
Süß angehauchet, eingesungen
Von tausend Heimchen, fest umschlungen
Von meinem Arm; von meinem Kuß
Bis auf der Röhren Mark durchdrungen,
Von meiner Augen mildem Guß
So überschwemmt, und von dem Toben
Des hohen Busens aufgehoben.
Bey Sternenlicht mit dir allein:
O Tugend, Tugend! Ehre, Ehre!
Was seyd ihr? Waret ihr nicht mein? —
Ha! Wenn es kein Verdienst auch wäre,
So war die That doch nicht so klein!

Doch, laß mich offenherzig seyn!
Klein war die That! denn nicht der Schleier
Von deiner Seele goß dieß Feuer
Der Liebe meinen Adern ein.
Die Seele selbst war mir zu theuer,
Um meinem Schwur nicht treu zu seyn.
Drey Jahr bin ich ihm treu geblieben.
Nicht mehr so laut schlägt zwar mein Herz,
Nicht mehr so oft klagt süßen Schmerz
Mein Mund; doch hört' ich auf zu lieben?
Unfähig der Verstellungskunst,
Der allerniedrigsten der Künste
Verscherzt' ich selbst ja deine Gunst,
Würd' ich gefangen im Gespinste
Von einer Andern. Schon mein Blik
Verriethe mich, und ach! es bliebe
Nur meine Freundschaft, keine Liebe,
Nach Ninons Beyspiel, dir zurük.

97. Bei Göckingk ein beliebtes Bild. Vgl die „Lieder zweier Liebenden": ‚Sollst fühlen, wie das Blut in allen Herzensröhren beim Feuer Deiner Küsse kocht"; „eh Deine Stimme durch die Röhren des Ohrs, sich in mein Herz verlor". — 123. Ninon de Lenclos liebte so lange aufrichtig, als sie an ihrem Liebhaber Geschmak fand. Verlor sie diesen, so gestand sie das sehr freimüthig. So sagte sie unter andern einst zu ihrem Liebhaber

Ach! für sein Herz kann Niemand stehen
Es treibt mit Weisen selbst sein Spiel!
Wenn ich auch einst von diesen Höhen
Herab, zum Sumpf der Untreu fiel:
Mein wäre nagendes Vergehen,
Und dein der Unschuld Ruhe dann.
Ha! wie will diesen Fall, dein Flehen
Verhindern? Ach! er ist geschehen,
Eh' ich ihn selbst verhindern kann.

Noch steh' ich fest auf meiner Stelle;
Doch flüchten muß ich nun von hier!
Denn Jammer! Jammer! Eine Hölle
Von Eifersucht, tobt unter mir!
Sieh! ihre Schwefelflammen lecken
An mir herum von allen Ecken!
O wenn ihr Raub ich werden muß,
Tertullia! dann wird kein Kuß
Kein reuevoller Thränenguß,
Mich treuen Todten auferwecken.

Noch ist es Zeit, Tertullia,
Dieß Höllenfeuer auszugießen.
O laß nur andre Thränen fließen,
Als ich seit Monden fließen sah.
Wer so, wie ich dich liebe, liebet,
Wer so für seine Treue wacht:
Womit verdienet der Verdacht?
Und doch, Tertullia, betrübet
Der deine mich so Tag als Nacht.
Hat mein Verdacht von deinem Leben
Dir auch nur einen Tag getrübt?
Dir, von Verführern rund umgeben,
Von jedem der dich sieht geliebt!
Du hast, mir treu zu seyn, geschworen;
Wohl mir, wenn du es immer bist!

Gourville, der einige Zeit außer Landes gewesen war: „Mein Herr! Es ist mir während Ihrer Abwesenheit ein großes Unglük begegnet; ich habe die vorige Neigung zu Ihnen verloren." Sie blieb indeß seine Freundin, im engsten Verstande des Worts. Anm. G.S.

Wo nicht; o wehe mir! So ist
Die wachste Eifersucht verloren!
Wozu nun ihre Qual und List?
Wozu? da ich so gern doch glaube,
Was einst dein Mund an meinem schwor?
Nein, Eifersucht! ich wär' ein Thor,
Gäb' ich dir Löwin mich zum Raube.

Und dennoch, Zweiflerin! bewacht
Dein Falkenauge mich Getreuen?
Kanst, wenn ein Mädchen mit mir lacht,
Mir kaum, dem Mädchen nie, verzeihen?
Was suchst du ängstlich hin und her,
So bald ich nur im Zimmer fehle?
Was wirst du still, wenn ohngefehr
Ich eines Mädchens Lob erzäle?
Und blaß, wenn ich mit Spötterey
Auf die Despoten-Tyranney
Der eifersüchtgen Liebe schmäle?

Frey sind die Vögel in den Lüften,
Der Fisch im See, das Wild im Hain:
Und ich, ich solt' es nur nicht seyn?
O! daß heißt langsam mich vergiften!
Auf! wähle dir! das Maaß ist voll!
Frey will ich seyn, und dann dich lieben!
Wo nicht; — Ich Thor soll mich betrüben? —
Wo nicht; so leb' auf immer wohl!

---

4. An Herrn **, einen jungen Dichter.

Im August, 1776.

Soll ich frohlocken? Soll ich klagen?
Wünsch ich dir Glük? Bedaur ich dich?
Wer spornt, wie du, zum Ziele sich,
Und wird so jung den Lorbeer tragen?

An Herrn **, einen jungen Dichter. Bürger stellte diese Epistel unter die vorige, zog sie aber anderen wieder vor. Beie fand sie meist vortrefflich ausgearbeitet. Die Stelle an Michaelis war für ihn außerordentlich pathetisch.

Doch, junger Freund, besinne dich!
Der Geist, der mächtig, wie das Feuer
Im Aetna, auf in dir sich rast,
Bald eine Welt voll Ungeheuer,
Und bald ein Paradieß erschaft;
Der, (wie dem Pico, — tausend Berge
Sind Hügel ihm! — ein gleicher fehlt,)
Neun hundert neun und neunzig Zwerge
In jedem Tausend Menschen zählt:
Der Geist, o Freund, verdient zwar immer
Bewunderung, doch selten Neid.
Liebt er Gesänge? desto schlimmer!
Ruh, singt er, und Zufriedenheit,
Oft andern Herzen, seinem — nimmer!

Hat dich in seinem Schooß das Glük
So mild wie die Natur genährt?
Gab dir es einen eignen Heerd?
Gebeutst du über dein Geschik?
Kanst du von Veilchen dir im Lenze,
Im Herbst, von Astern, späte Kränze
Auf einem stillen Dörfchen drehn?
Und, wann von Eiß die Fluren glänzen,
Von deiner Hirtenmädchen Tänzen,
Zu Tänzen in der Oper gehn?
Kanst du dem Freund aus eigner Schale,
(Dem Seneca schenk Wasser ein!)
Zutrinken von bezahltem Wein?
Bey einem kleinen Abendmale,
Das nicht die magre Sorge kocht,
Mit einer Brust die aller Syrten
Der Goldgier lacht, nie lärmt und pocht,
Und einer Stirn, die dir mit Myrten
Der Freiheit sanfte Hand umflocht,
Anakreontisch ihn bewirthen?

10. Pico Giovanni (1463—1494), einer der gelehrtesten Männer zur Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften in Italien. — 24. Astern, Sternblumen. — 34. Die beiden Syrten, zwei Busen im mittelländischen Meere an der Nordküste von Afrika, waren schon im Altertum durch Untiefen und Sandbänke als gefahrvoll bekannt.

Kanst du der Weisen Weisheit kaufen?
Umsonst vergiebt sie Reiche nicht!
Darfst du, wie Kleist, nicht vom Gedicht
Um zehn auf die Parade laufen?
Um neun, wie Uz, ins Burggericht?
Nicht einem Narrn, von dem Gelichter
Wie der im Werther, Weihrauch streun?
Kurz, kanst du unabhängig seyn?
So geh', und werd' und bleib ein Dichter.

Wer die Natur zum Freunde hat,
Wird schwer das Glük zum Freunde haben;
Wie billig! — An des Glückes Gaben
Frißt sich der Thor wie Mastvieh satt.
Nimm ihm sein Futter für die Sinne:
Was hat er mehr noch, als ein Schwein
Im Kamp verfrorner Eicheln hat?
O! glüklicher ist eine Spinne,
Die ihr zerrißnes Netz vergißt,
Ein neues webt, und ruhig ist.
So blikt, mit bloßem Geist, ein Mann
Sein unverschuldet Mißgeschicke
Betrübt, doch so betrübt nicht an,
Als wie der Thor mit bloßem Glücke.

Auch du, o Liebling der Natur?
Kenst von dem Glük den Namen nur,
Hast nichts, als dich und deine Flöte;
Doch jung und sorglos, ist man reich.
Du bist der Rosenknospe gleich,
Die ruhig an der Morgenröthe,
Von ihrem Tröpfchen Thau sich tränkt,
Doch, ob einst Sirius sie tödte?
Ob ihre Blätter, auf die Beete
Der Sturm verwehen wird? nicht denkt.
Als sie noch Wohlgeruch verstreute,
Trat jeder lüstern zu ihr hin,

40. Reich, Buchhändler. Anm. G.S. Besitzer der Weidmannischen Buchhandlung in Leipzig. — 45. Der Gesandte in Goethes Werther. — 54. Kamp = abgegrenztes Feld; vom „Eicheltamp" auch bei Freiligrath und Immermann gebraucht. — 69. Sirius, der Hundsstern, ein vorstrahlender Stern im großen Hunde, dessen Aufgang Hitze bedeutet.

Und nante ſie die Königin
Der Blumen, küßte ſie, und freute
Sich ihres Balſams ſpät und früh.
Die guten, o die hübſchen Leute!
Doch auch nicht Einer — tränkte ſie.

Dieß iſt das Bild von einem Dichter,
Der früh, ſich ſelbſt der ſtrengſte Richter,
Der Kunſt ſein ganzes Leben ſchwor;
Der keine Katz' am Hofe ſtreichelt,
Und hätte ſie des Fürſten Ohr,
Und keinem reichen Thoren ſchmeichelt,
Und wär er ein durchlauchter Thor.
Das Glük ſtelt kaum in hundert Jahren
In einem Land ein ſolches Paar,
Wie Friedrich und ſein Bernſtorf waren,
Als König und Miniſter dar.
Wie wilſt du nun auf Große hoffen?
Des Ruhmes Tempel ſteht dir offen,
Allein des Glüks Chatoulle nicht!
Selbſt Frankreich gab einſt Penſionen,
Nicht, um den Dichter zu belohnen,
Bezahlt ward nur ſein Lobgedicht.
Weit klüger ſind die deutſchen Fürſten,
Auch dieſes Lob gilt ihnen gleich,
Und wenn ſie ja nach Lobe dürſten:
Der Dümmſt' am Hof, verſichr' ich euch,
Iſt für das Lob an Wiz zu reich.
Ein Fürſt, mein Freund, hat mehr zu thun,
Als einem Dichter zuzuhören,
Durch ihn von Sorgen auszuruhn,
Und für die Wolthat ihn zu nähren.
So lange Mädchen, für das Geld
Des Landes noch Maitreſſe werden,
Kein Mangel iſt an Hund und Pferden,
Der Forſt jagdbare Hirſche hält,
Die ſteifen Männer in der Karte,
Und die auf dem Paradeplaz,

88. Friedrich V. von Dänemark und ſein Miniſter.

Schön Spielwerk machen von dem Schaz,
Den die Rentey zusammen scharrte:
So lang, ihr Dichter, Philosophen,
Und Keplers, fodert kein Gehör!
Bewerbt Euch um die Gunst der Zofen,
Und fällt Euch dieß etwa zu schwer,
So darbt wie Kepler und Homer!
Denn sagt nur nicht: Ich muß doch leben!
Sonst mögt Euch der Minister, frey
Zur Antwort, wie Fontainen geben:
Ich seh nicht, daß das nöthig sey!

Was ist dem Staat der Dichter nüz?
So darf der Mann am Ruder fragen;
Doch darf des armen Dichters Wiz,
Dreust, wie er frägt, die Warheit sagen?
Und sagt' er sie: Was wär es nüz?
Wenn Plato diese Frage thut,
So thut sie der vielleicht mit Rechte;
Allein das Sprichwort, wie ich dächte,
Si duo idem &c. paßt hier gut.
O Freund! laß dich das Beyspiel nicht
Von zwey belohnten Dichtern blenden!
Von vierzig deutschen Fürstenständen
Ists noch nicht vieren süße Pflicht,
Für Geist Belonung auszuspenden,
Denn nur für Körper geizt man nicht.

Sey mittelmäßig als Minister,
Als General, als Arzt, als Priester,
So bist du — was die mehrsten sind.
Sey mittelmäßig als ein Dichter,
So ist, (die Nachwelt noch wird Richter!)
Dein Ruhm, dein Einzigs — Spreu im Wind!
Und diesen Ruhm dir zu erstreben,
Mußt du von deinem kurzen Leben
Den schönsten Theil, Gesängen weihn.

120. Der Abt Fontaine, ein Kritikus. Anm. G.S. — 130. Si duo idem faciunt, non est idem (Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe).

Und bist du endlich durchgedrungen,
Hast deinen Namen groß gesungen,
Und deine Pfleg' im Alter, klein:
Was wird dir Ruhm und Nachruhm seyn?
Glaubst du, der Dichter wird geboren?
Nein, Freund, der erste Funke nur,
Und, o wie leicht geht der verloren!
Ja! hätte dir auch die Natur
Zu Iliaden Geist gegeben,
Du stirbst, ohn' Iliaden, hin,
Wenn du nicht durch das ganze Leben,
So wie Homer, mit ofnem Sinn,
Die weite Welt und ihre Bürger,
Vom Grashalm bis zum Zederbaum,
Vom Hirten bis zum Völkerwürger,
Erforscht im Wachen und im Traum.
Wo nicht: Singst du vielleicht dem Ohr
Der Damen an den Toiletten,
Von Grazien und Amoretten,
Von Venus und von Cypripor,
In feinen, reinen, kleinen, netten
Gesängen, braven Schnikschnak vor.
Du kanst, gehüllt in blauen Dunst,
Dir freilich lauten Ruf erklimpern,
Denn, wie du siehst, ist manchen Stümpern
Dieß eine federleichte Kunst;
Doch, nach Jahrtausenden, noch allen,
Wie Flaccus und Homer, gefallen;
Das hängt nicht ab von Mädchen-Gunst.

Fleug hinter den Homerus her:
Wilst du von deinem Geiste leben?
Ach! was gilt weniger als der?
Wird Hemmerde wohl dreimal mehr
Für eine Meßiade geben,
Als er für Meyers Logik gab?
Der Mann frägt nicht, wie viele Jahre

178. Hemmerde, Verleger der Meßiade. Anm. G.S.

Der Dichter sang? Er mißt die Waare
Mit des Profites Messestab.
Was gab man dem Homer der Britten
Für sein unsterbliches Gedicht?
Ein Trankgeld! daß der Mann doch nicht
Die Federn ganz umsonst verschnitten.
Zwar wußt als Wuchrer Ferney's Greiß,
Was er als Dichter sang, zu nützen;
Wer aber mögt' um diesen Preiß
Ein Ferney, so wie er, besitzen?

Mein lieber Schwärmer! Die Natur
Ist zwar mit wenigem zufrieden,
Braucht, statt des Weines, Wasser nur,
Kann, statt Forellen, Wurzeln sieden.
Doch du, den nicht die Schäferflur,
Den die verfeinte Stadt geboren:
Hast du zum Stande der Natur
Nicht schon die halbe Kraft verloren?
Rousseau lobt mächtig diesen Stand,
Und was er lobt, muß wohl gefallen;
Ich wünschte selbst mich auf das Land,
Um dort, als Hirte, unbekant,
Mein Leben friedlich hinzuwallen.
Doch, nach der Zeitung, geht der Mann
Spazieren in den Thuillerien:
Was soll denn ich ins Holz voran,
Gleich einem halben Wilden, ziehen?
Denn, nach dem Stande der Natur,
Dicht vor dem Thore von Athen
Zu leben, wie einst Diogen,
Verzeiht man Diogenen nur.
Weil der so eigensinnig war,
Wilst du es seyn? Den kleinen Bissen
Mit Kindern theilen? Oder gar
Das Glük, geliebt zu werden, missen?
Gern wird ein Mädchen dir die Hand,
Doch, Fluch für Gold, der Vater geben.

188. Ferney's Greiß, Voltaire.

Wo frägt man denn: Hat er Verſtand?
Die Frag' iſt nur: Hat er zu leben?
Und, Freund, wer ſeine Freiheit liebt,
Muß keine reiche Gattin ſuchen;
Zu ſpät wird er das Geld verfluchen,
Vor dem die Ruh wie Spreu zerſtiebt.

Ein Dichter ſeyn, wird viel dir ſcheinen:
Doch, kenſt du auch ſchon die Gefahr!
Er iſt ein Aergerniß bey Neunen,
Dem Zehnten eine Thorheit gar.
Vom Sänger an der Iliade,
Iſt, bis auf Butler, und herab,
Von dem, bis auf des Jünglings Grab,
Das ich noch izt mit Thränen bade,
Kein Volk an guten Dichtern leer:
Unglücklicher kenn ich noch mehr.
Man kauft' im Laden das Vergnügen,
Das aus dem Hudibras einſt quoll,
Für wenig Geld. Mit vollen Zügen
Trank's Mylord zwar, doch fragt' er wohl:
Wie iſts? Schmekt Butler auch Vergnügen?
Und wenn nicht dieſes: Hat er Brod?
Denkt er zu groß, ſich klein zu ſchmiegen? —
Und ach! was koſtete für Noth
Den Dichter dieſes Pairs Vergnügen!

O Freund! werd' ein berühmter Mann,
Dann darfſt du nach N. N. nur reiſen:
Drey Tage gaft dich jeder an,
Drey Tage wird dich jeder preiſen;
Doch biſt du weltberühmter Mann
Dem Löwen gleich, am vierten Tage,
Von dem die Stadt ſich müde ſpricht.
Wie ſah er aus? das iſt die Frage;
Nicht, ob es ihm woran gebricht?

230. Butler, der Verfaſſer des ſatiriſchen Gedichtes Hudibras, ein engliſcher Dichter. — 231. Jünglings, Michälis. Anm. d. H. Joh. Benjamin Michaelis; vgl. die Einleitung.

Was träumteſt du von Halberſtadt?
Daß hier Athen im Kleinen ſey?
Geh hin, du Freund der Schwärmerey;
Ob Kleiſt dort funfzehn Leſer hat?
Der Hunger hätte da geheim
Michälis ſelber aufgezehret,
Wenn nicht die Freundſchaft ſeines Gleim,
Des Tigers Zahne noch gewehret.
Er ſtarb. Ach! ſeines Todes Schuld
War nicht, daß ihn der Mangel drükte,
Denn dieß ertrug er mit Geduld;
Was dreißig Jahre vor der Zeit
Ihn nach und nach in Gram erſtikte,
War ſeiner Eltern Dürftigkeit.
Er ſtarb; beweint von drey bis vieren,
Die ihn allein geſucht, gekant,
Und oft kann nicht ein ganzes Land
Solch einen Geiſt, wie den, verlieren.
Er ſtarb; ein kleines Licht im Leben,
Dem, was im Glanz des Goldes prahlt,
Kaum einen Seitenblik gegeben;
Nur erſt im Tode überſtralt
Sein Lorbeer, Stern' und Ordensbänder,
Sein Nam' allein, den ganzen Schwarm
Der Titel im Adreß-Calender:
Und dieſer Mann war nichts, war arm.

Vielleicht ſchlägt deinem Muth, o Mann,
Dieß Beiſpiel eine leichte Wunde,
Die leider nur in einer Stunde,
Die Hofnung wieder heilen kann.
Denn o! was half der Väter Sage
Beym Arioſt und beym Ovid?
Sie folgten ihrem Herzens-Schlage,
Und ſangen, troz dem Zwang! ihr Lied.

Freund! wenn auch dir dein Herz verbeut,
Vom Dienſt der Schönheit wegzuflüchten:
Nun wohl! ſo ſey denn eingeweiht!
Sey nicht unſterblich in Geſchichten,

Gieb du dir selbst Unsterblichkeit!
Doch, um dieß Leben zu genießen,
(Vom Ruhm genießt man wenig nur!)
Und weise, gleich dem Epikur,
Durch leichte Freuden zu versüßen,
Laß dich die Mühe nicht verdrießen,
Für das was Flaccus süßes hat,
Bey des gelehrten **att
Schlafkörnervollem Spaß zu büßen.
Wie hat ein Mann, wie du, so leicht
Die Kunst, darob sich die Juristen
Auf Richterstülen mächtig brüsten,
So bald er will, im Spiel erreicht.
Und alles wird er besser machen,
Als ein Pedant mit seinem Wahn,
Der, mög' er alle Nächte wachen,
Beim Leyser und Justinian,
Nichts weiß, nichts lernt, als — Schlendrian.
Sich gut in dieses Joch zu beugen,
(Nicht, Denker seyn,) das heißt Geschik!
Und, daß du Dichter bist, verschweigen:
Nur dieß allein führt dich zum Glük.
Daß Gleim bey altem Rheinschen Weine,
Durch Scherz der Freunde Busen schwellt;
Daß sich der Sänger an der Leine,
Ein Reitpferd zum Vergnügen hält:
Das danken ihrem Acten-Schreine
Und Corpus juris, beide sie.
Daß an des Mangels harter Kruste
Michälis aber nagen mußte:
Wem dankt' er das? der Poesie.
Freund! kann dich nicht der Mangel drücken,
Dein Aemtchen sey auch noch so klein,
Dann magst du dich Gesängen weihn,
Denn welches Amt kann sie ersticken?

298. **att. In der Ausgabe von 1821 ist der Name „Nettelblatt" mit der Anmerkung: „Vormals Professor der Rechte in Halle" ergänzt. — 307. Leyser und Justinian, berühmte Rechtsgelehrte der alten und neuen Zeit. — 315. der Sänger an der Leine, Bürger.

Der Mann von Geist braucht wenig Zeit
Sein Tagewerk frisch umzupflügen,
Und damit Basta! Dem Vergnügen,
Der Weisheit, sey der Rest geweiht.
Doch, Freund, damit die Hand der Zeit
Am Denkmal der Unsterblichkeit,
Nicht deinen Namen früh verwische,
So sey nicht neu durch bunten Schein,
Durch Form und Wörterkram, so mische
Selbst deinen Scherzen Weisheit ein.
Ha! welche Namen hört' ich doch
Als Knab', auf allen Lippen schweben;
Auf welchen schweben izt sie noch?
Und, seinen Ruhm zu überleben,
Dafür, — denn denke dir die Pein! —
Ists besser, nie berühmt zu seyn.

Wohl mir! daß ich kein Dichter bin,
Und nicht, wie du, nach Ruhme strebe,
Daß ich mit sorgenfreiem Sinn,
Der Weisheit und der Freude lebe.
Mein Aemtchen fodert wenig Zeit,
Mehr Schlendrian, als tiefen Geist:
Was Wunder! wenn die Thätigkeit
Die engen Schranken niederreißt,
Mich auf die Harzgebürge führet,
Wo meine Freundin, die Natur,
So ganz mit mir sympathisiret,
Und dann, doch freylich selten nur,
Die Lippen zum Gesange rühret,
Doch, zeigt mir einen ebnen Pfad,
(Den krummen haß ich,) das dem Staat
Zu seyn, was Tausende nur scheinen:
Zur Dichtkunst spräch ich gleich mit Weinen:
„Leb wohl! Von Worten nun zur That!"

Dieß ungeheure Schif, die Welt,
Hat zehen Thoren, einen Weisen
Am Steuer. Wem es bloß gefällt,

Als Passagier darauf zu reisen,
Ob man ihm gleich das Ruder beut,
Hat wenig Menschenfreundlichkeit.
Gefiel es ihm, im untern Raum
Verschloßnem Jammer nachzuspüren;
Sag, ging er wohl, (ich dächte kaum!)
Sorglos auf dem Verdek spaziren?
Bey stillem Meer und Sonnenschein
Die Mannschaft durch Gesang vergnügen,
Das Ungemach der Reise klein,
Die Anmuth aber groß zu lügen;
Wenn Räuber ihrer Freiheit dräun
Durch Kriegsgesang das Herz entzünden;
Bricht Sturm und Donnerwetter ein,
Daß Muth und Kraft und Hofnung schwinden,
Trost für das ganze Schif zu seyn;
Ihm dann das Ende aller Reisen,
Die neue Welt von fern zu weisen;
O! dieß Verdienst ist nicht so klein.
Doch, diesen liederreichen Geist
Für die Gefärten seiner Reisen
Zum Streit verwenden, so wie Kleist,
Wie Addison zum Steuerführen,
Wie Gellert, für den Unterricht,
Wie Haller, Gruben nachzuspüren
Wo Gegengift für Gifte bricht,
Wie Uz, der Unschuld Recht zu sprechen,
Wie Luther, das Tyrannenjoch
Des Aberglaubens zu zerbrechen:
Ist dieß Verdienst nicht größer noch?

Von dir, der du die ganze Flotte
Der Welten, in dem Ocean
Der Schöpfung führst, von dir, dem GOtte
Voll Güt', erwart auch ich den Plan
Des Lebens. Soll ich auf der Reise
Dem Volke mich zum Sänger weihn,
So sey mein Lied so froh als weise,
Dann wird auch manches Herz es seyn.

Doch wenn die schwere Fahrt den Schwachen
Mein Arm vielleicht erleichtern kann:
Hier bin ich, guter Herr! Wohlan!
Laß mich sie ihnen leichter machen.

5. An seinen Bedienten.

Im März 1778.

Endlich muß ich doch es einmal sagen,
Was ich länger nicht verschweigen kann.
Treuer Heinrich! Von den guten Tagen,
Die du hattest, naht der lezt' heran!
Täglich, siehst du, wachsen meine Jungen
Und die Zahl von ihren Forderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürstet hast du meine Kleider,
Und mein Hut, du weist es selber, bricht.
Dennoch, wie so oft du auch den Schneider
Rufest, riefst du doch für mich ihn nicht.
Aber, wenn ich in dem alten Rocke
So da steh' an dem Rainettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
Meinen Acten-Riemen statt dem Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband statt der Peitsche,
Angeritten — ha! das geht durchs Mark!
Alle reiche Kleider, die der Deutsche
Von Paris holt, sind dagegen Quark!

Wie du weist, verschenkt ich meinen Blessen,
Und doch war der Blesse mir so werth!
Für den Hafer, den er sonst gefressen,
Kauft' ich Fritzen manch gemahltes Pferd,
Ging zu Fuß im Feld umher spazieren,
Und mit Freuden war ich Lendenlahm,

20. Blessen, Göckingk schenkte sein Reitpferd seinem Freunde Goldhagen und richtete an diesen bei Übersendung derselben eine Epistel, in welcher es gleichfalls heißt:

„Zum Glück für mich und für den Blessen
Brauchst Du ihn nöthiger als ich"

„Blesse" für Pferd mit weißem Flecke, vgl. Sanders' Wb. — 23. Büffon's Naturgeschichte mit illuminirten Kupfern. Anm. G.s.

Wenn am Abend nur mit seinen Thieren
Friz mir im Galop entgegen kam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
Und vom Tiegerthier in Africa
Schrekliche Geschichten mir erzälte,
Und mich küssend, und mich streichelnd quälte:
Nur erzäl' du auch mir was, Papa!

Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauren,
Guten Rath, nach Louisdor-Gewicht,
Künftig geben? Und sie kalt bedauren,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen,
Mit dem Schneider lärmen, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groschen abgedungen,
Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn!
Wilst du mich vor Sonnen-Aufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wann bey keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Meß' ein Büchlein auszuhecken,
Das man in der nächsten nicht mehr kennt?

Sieh! dieß alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,
Müßt' ich thun, dich länger zu behalten,
Darum fasse dich, und sey ein Mann!
Wolltest du nicht oft von mir sonst wissen,
Was man Weisheit nenne? Höre mich!
Wenn es seyn muß, selbst auch das zu missen,
Was man liebt und schätzet, wie ich dich!
Hast du nichts bey mir gelernt, so lerne
Wenigstens dieß Eine noch von mir;

40. Die Formen dauren, Mauren, Bauren u. s. w. sind im vorigen Jahrhundert die üblichen

O! Zufriedenheit folgt in die Ferne
Dann gewiß auf jedem Schritte dir.
Komm nur morgen früh herauf, und ſiehe,
Ob ich mich nicht hurtiger als du,
Ohne Murren ob der kleinen Mühe,
Anziehn will, vom Kopf bis auf die Schuh.

Der du dich für mich des Schlafes gerne,
Wie ſo ſüß der dein' auch iſt, entſchlugſt,
Und im hohen Schnee die Blendlaterne
Vor mir her, ſo raſch und willig trugſt,
Als ich die, die ich nun ganz beſitze,
Nur zu ſehen, keine Nacht faſt ſchlief,
Und durch Flüß' und Wald, in Froſt und Hitze,
Oft mit dir in dunkeln Nächten lief:
O du müſſeſt, wär er noch ſo ſelten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich, dir ſey, und das vergelten,
Was ich, leider! nur verdanken kann!

Aus den

Liedern zweier Liebenden.

1. Bei Ueberſendung des Schlüſſels zur Gartenthür.

Soll ich dich in den Brunnen werfen?
Schick ich dich hin zu Amarant?
Sollt ich vielleicht das Schwerdt zu meinem Tode ſchärfen?
Selbſt geben in des Mörders Hand?

Was ſoll ich thun? Vernunft, du prahleſt immer
Mir deine weiſen Lehren vor,
Doch lauter ſteiget noch der Liebe ſanft Gewimmer
Aus der beklemmten Bruſt empor.

Wohlan es ſey! Zwar könnt' ich widerſtehen,
Weil dieſes Herz mir das verſpricht:
Doch Amarant, in dir, in dir den Mörder ſehen,
Das will ich und das kann ich nicht.

Da nimm ihn hin! Komm, wenn die kleine Glocke
Die Nonnen zu der Hora weckt,
Verhülle dich beſorgt in deinem Ueberrocke,
Und geh, von deinem Muth bedeckt.

Schon an der Thür ſollſt du den Buſen hören,
Der wie ein Eiſenhammer pocht;
Sollſt fühlen, wie das Blut in allen Herzensröhren
Beim Feuer deiner Küſſe kocht.

Bei Ueberſendung des Schlüſſels zur Gartenthür. Der Rezenſent in der Neuen Bibliothek der Wiſſenſchaften fand in dieſem Liede einige entfernte Ähnlichkeit mit einem Liede nach Prior im erſten Stücke des Deutſchen Merkur 1773. — 18. Unter Eiſenhammer wird hier ein Hüttenwerk verſtanden, wo das Eiſen verarbeitet wird, dergleichen es in Rantchens Gegend viele gibt. Anm. Göckingks.

Was willst du mehr? Schon das sollt' ich nicht geben;
Wem gäb' ich's auch wohl außer dir?
Doch, willst du kühner seyn? Nimm lieber gleich mein Leben;
Langsam nimmt sonst der Gram es mir.

Macht mich der Rausch von deiner Liebe trunken,
So kannst du leicht mein Sieger seyn:
Doch würde, wenn ich nun durch dich ins Grab gesunken,
Dich so ein Sieg wohl noch erfreun?

---

2. Nach dem ersten nächtlichen Besuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?
Wach' ich, oder träum' ich nur?
Bin ich aus der Welt gesunken?
Bin ich anderer Natur?
Fühlt' ein Mädchen schon so was?
Wie begreif' ich alles das?

Weiß ich, daß die Rosen blühen?
Hör' ich jene Raben schreyn?
Fühl ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck ich einen Tropfen Wein?
Seh ich dieses Morgenroth? —
Tod sind alle Sinnen, tod!

Alle seyd ihr denn gestillet?
Alle? Habet alle Dank!
Könnt' ich so in mich gehüllet,
Ohne Speis' und ohne Trank,
Nur so sitzen Tag für Tag
Bis zum letzten Herzensschlag.

In die Nacht der Freude fliehet
Meine Seele wieder hin!
Hört und schmeckt, und fühlt und siehet
Mit dem feinern innrem Sinn'!
O Gedächtniß! schon in dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie sie abgerissen
Kaum ein Seufzer von ihm stieß,
Hör' ich wieder, fühl' ihn küssen:
Welche Sprache sagt, wie süß?
Seh' ein Thränchen — Komm herab!
Meine Lippe küßt dich ab!

Wie ich noch so vor ihm stehe,
Immer spreche: Gute Nacht!
Bald ihn stockend wieder flehe:
Bleibe, bis der Hahn erwacht!
Wie mein Fuß bei jedem Schritt
Wanket, und mein Liebster mit!

Wie ich nun, an seine Seite
Festgeklammert, küssend ihn
Durch den Garten hin begleite!
Bald uns hälten, bald uns ziehn!
Wie da Mond und Sterne stehn,
Unserm Abschied zuzusehn.

Ach da sind wir an der Thüre!
Bebend hält er in der Hand
Schon den Schlüssel. — Wart', ich spüre
Jemand gehen, Amarant!
Warte nur das Bischen doch!
Einen Kuß zum Abschied noch!

Ich verliere, ich verliere
Mich in diesem Labyrint!
Traumt' ich je, daß ich erführe,
Was für Freuden, Freuden sind?
Wenn die Freude tödten kann,
Trifft du nie mich wieder an.

3. Der Frühlingsmorgen.

Dieser Tag ist gänzlich mein!
Und der Himmel ist so blau,
Und die Tröpfchen Morgenthau
Blinken so im Sonnenschein,
Und die Tauber laufen so
Hinter ihre Täubchen her,
Und die Spatze, närrisch froh,
Tanzen in die Kreuz und Queer,
Und die Hühner wälzen sich
In dem warmen Sand' herum,
Und die Hähne fliegen mich,
Blind vor Freuden, um und um;
Alle Schnäbel, grad' und krumm,
Wetzen sich zu Streit und Kuß,
Und der Truthahn, stolz und dumm,
Steht da, ärgert, brüstet sich,
Wie ein junger Kritikus,
Und der Pfau, mit seinem Schweif',
Tritt einher so keck und steif,
Wie die hochgebohrnen Herr'n
Mit erkrochnem Ordensstern'.

Alles ziehet in die Brust
Neues Leben, neue Lust,
Mit der Frühlingsluft hinein!
Alles schenkt' ich heute hin,
So zufrieden wie ich bin!
Selbst der Bosheit Spötterein
Nähm' ich heute lachend hin,
So zufrieden wie ich bin:
Denn der schöne Tag ist mein!

Heut' ist alles möglich mir,
Was mir sonst unmöglich ist!

Der Frühlingsmorgen. Diese von dem Rezensenten der Neuen Bibliothek der Wissenschaften hochgerühmte Beschreibung des Frühlingsmorgens, welche diesem das Zeichen eines wahren, gefühlvollen Naturbeobachters zu sein schien, ist ganz im Geschmacke der Dorfpoesie des vorigen Jahrhunderts, wie sie Schmidt von Werneuchen in ihrer plattesten Ausbildung zeigt. In einem Briefe an Bürger widerrät unser „gefühlvoller Naturbeobachter" geradezu die Reise in die Schweiz als nicht der Mühe wert: er hat nur Sinn für die Schönheiten des Harzes.

Willst du Lieder, Ruhmbegier?
Heute sang' ich Eins, so schön
Wie von Gleimen, Nantchen küßt:
Aber, laß mich heute gehn!
Bringst du Acten, Dienstbegier?
Heute referirt' ich schier
Aus Geschmiere, bunt und kraus,
Etwas menschliches heraus:
Aber, packe dich von hier!
Schade wär' es, diesen Tag
So verschleudern, so entweihn.
Renn' um Ehre, wer da mag!
Wär' es auch mein Sterbetag,
Dennoch wollt' ich mich erfreun!

Sattelt! sattelt! ich muß hin
Zu der großen Königin
Meines Herzens! durch den Hain,
Ueber Graben, Stock und Stein,
Reit ich heute ohne Scheu,
Heut' einmal recht sorgenfrey
Mit der Sängerin zu seyn.

An dem Riesenhöhlenbach'
Wollen wir uns lagern, ach!
Wollen da so fröhlich seyn
Wie die Vögelchen im Hain;
Wollen da auf ihrem Schooß
Tafel halten, und du Mooß
Sollst uns wiegen, und du Hain
Sollst ein Wiegenlied dazu
Singen, und du Linde du,
Statt des Sonnenschirmes seyn.

Zäumt den Rappen! ich muß hin
Zu der Liedersängerin!

Welt! wie bist du heute schön!
Was da siehet, starrt dich an,

54. Riesenhöhlenbach: Eine Gegend bei C—g. Anm. G.s. In der Ausgabe von 1819: Eine Gegend bei Clettenberg, in der Grafschaft Hohnstein.

Doch, wer Nantchen sehen kann,
Wird auf dich nicht lange sehn;
Und, o Glück, ich bin der Mann?
Und die deutsche Sapho soll
Ruhn in diesem Arme hier?
Clive! tauschtest du mit mir?
O gewiß, du tauschtest wohl,
Aber ich nur nicht mit dir.
Hast Guineen Säcke voll,
Geh, und kaufe denn dafür
Ihre Freud' und ihren Scherz,
Ihre Lieder und ihr Herz!
Denk' einmal, das kostet mir
Nur ein wenig wenig Schmerz.

Bringt den Rappen! ich muß hin
Zu der Freudengeberin!

Zwar ihr Herz ist immer mein:
Aber ach! die Hand! die Hand! —
Zwinge mindstens in kein Band,
Liebes Glück! sie sträubend ein!
Laß sie, laß sie mein noch seyn!
Und, wo nicht, so bitt ich dich,
Wiege heute Sie und mich,
Brust an Brust, zum Schlummer ein,
Aus dem Rausch der Freuden, ach!
Mit dem Morgenrothe, wach
In Elysium zu seyn.

4. Als sie Amarant auf der Reise vermuthete.

Mit Geschrei, verirrter Pilgrim, schweben
Wilde Gänse auf des Adlers Bahn,
Alle Fenster, alle Thüren beben
In den Hespen, und der Wetterhahn

73. Robert Lord Clive (1725—1774), der Begründer der brittischen Macht in Ostindien, durch seine ungeheuren Reichthümer sprichwörtlich geworden. — Als sie Amarant auf der Reise vermuthete. Zuerst im Göttingischen Musenalmanach auf 1777. Vgl. Strodtmann, Briefe von und an Bürger I, 372. — 4. Hespen, häufiger und ursprünglicher Haspen = die Haken, worin Thür und Fenster hängen, Aloben, Angel.

Drehet kreischend auf des Giebels Spitze
Sich in kurzen Kreisen, und der Sturm
Stört hervor, aus tiefer Mauerritze,
Eul' und Käutzchen auf dem Kirchenthurm.

In die Wette mit einander wehen
Alle Winde; Schneegestöber füllt
Erd' und Himmel; wie die Leichen stehen
Thürm' und Meilenzeiger eingehüllt.

Bläst der Sturm nicht an der Himmelshöhe
Selbst das Licht von allen Sternen aus?
Wehe, meinem armen Freunde, wehe,
Trieb ihn heute seine Lieb' heraus!

O wie will er durch zwei lange Haine,
Und drei tiefe Flüsse, heute sich
Zu mir finden? Arme Nante, weine,
Denn um wen das alles, als um dich?

Und vielleicht, daß im verschneiten Graben
Er vergebens itzt um Hülfe schreit,
Oder umgerissen ihn die Fluten haben,
Wo kein Fischer seine Hand ihm beut.

Werdet still, ihr Winde! Nimm die Hülle,
Lieber Mond, von deinem Antlitz' ab!
Aber horch! was trappelt? — Stille! stille! —
Horch! — O Himmel! seines Rappen Trab!

---

5. Alles, nur nicht die Ruhe.

An Nantchen.

Ein jeder Schurk' ist Herr von meinem Leben,
Wie Ravaillac von Heinrichs Leben war;
Was sollt' ich denn vor dir, o Tod! noch beben?
Da ist mein Leib! — mein Geist — lacht der Gefahr!

6. in kurzen Kreisen. Ein anonymer Einsender, welcher Göckingk darauf hinweisen zu müssen glaubte, daß die Mitarbeiter an seinem Almanach weder auf die Natur der Dinge, von welchen sie reden, noch auf den Sprachgebrauch achten, nahm auch an dieser Stelle Anstoß: „Wer weiß nicht, daß der Zirkel, den der Wetterhahn beschreibt, immer einen und denselben Radium behält, das Wetter sey beschaffen, wie es wolle. Soll es aber bedeuten in geschwinden Wendungen? Warum sagt man denn nicht so? Denn in kurzen Kreisen heißt nicht in geschwinden Wendungen." Strodtmann a. a. O. II. 53. — 23. Der anonyme Einsender: „So reden Kinder von zwei Jahren."

Ein jeder Brand ist Herr von meinem Guthe:
Was hinge sich mein Herz an diesen Tand?
Nur wenig Glück brauch' ich bei meinem Muthe,
Und diesen Muth setzt keine Flamm' in Brand.

Der König ist zwar Herr von meinem Range,
Allein zum Glück' nur in der Körperwelt:
Was wär' ich viel für seinem Titel bange?
Wenn Weisen nur mein Name noch gefällt.

Drum, was du thun willst, Schicksal! nun das thue!
Verfolgst du mich: ich bleibe willig stehn;
Du, Nantchen, nur bist Herr von meiner Ruhe,
Nimmst du mir die, dann ist's um mich geschehn!

---

6. Einladung auf das Land.

Morgen flieg' ich auf das Land,
Komm, mein frommer Amarant,
Laß uns Hirten werden!
Komm! vergiß am Wasserfall
Ruhm und Aeten, Spiel und Ball,
Diesen Tand der Erden.

Was den Hirten Rosen streut:
Unschuld und Zufriedenheit,
Haben wir ja Beide!
Und den Hirten gleich zu seyn:
Welcher Königskrone Schein
Strahlt so viele Freude?

O so laß den kurzen May
Dieses Lebens uns getreu
Mit einander schmecken!
Wenn der Sommer uns erreicht,
Hinkt die Lust, im Winter schleicht
Sie den Gang der Schnecken.

Und, o Mann! wie ungewiß,
Ob nicht Todesfinsterniß
Unser Aug' umziehet,
Eh es von der ganzen Zahl
Sommerfreuden, nur einmal
Eine wirklich siehet?

Komm denn, küß' als Hirtin mich!
Aber ach! ich bitte dich,
Schone deiner Pferde;
Denn ich mag nicht, daß ein Thier
Bloß aus Leidenschaft zu mir
Abgemartert werde.

7. Bei Zurücksendung der Lettres de Babet.

Für einen Mann zu kochen und zu spinnen —
Unwürdiger Beruf!
Wenn's der nur ist, wozu mit diesen Sinnen
Und diesem Geist mich die Natur erschuf.

Hat sie nur blos die wundervollen Zonen
Für Männer ausgespannt?
Und darf ich, gleich dem Stier, sie nur bewohnen?
Der, wenn er stirbt, sein Futter nur gekannt?

Soll ich nicht auch in jenem Leben leben?
Wer wird ein Wunder thun,
Und meinem Geist dort Saphos Denkkraft geben,
Ließ ich ihn hier bei Töpf' und Spindeln ruhn?

Ists nicht genug, die Hälfte meines Lebens
Geschäft'ge Martha seyn?
Ists Hochverrath, ists Thorheit, ists vergebens,
Der Weisheit kaum die andre Hälfte weihn?

O Männer! Männer! so uns zu erziehen! —
Wenn Nesseln an dem Bach
Des Lebens unter Euren Veilchen blühen:
Wer soll sie jäten? Eure Gattin? ach!

Was sind schon mir die Mädchen nicht für Dinger,
Gilt's für mein Herz und Geist!
Was sind sie? Ha! Gesellschaft für die Finger,
Wenn mich der Zwang Quadrille spielen heißt.

O daß ich doch nur eine Babet hätte!
Wie wollt' ich mit ihr thun!
Wir liebten uns einander um die Wette,
Wir wollten Nachts auf einem Küssen ruhn;

Umfaßt, zusammen durch das Leben eilen,
Die Bürden leicht und schwer,
Die Freuden groß und klein zusammen theilen —
O weißt du, Freund! denn keine Babet mehr?

8. Bey Uebersendung einer Locke.

Vor meinem Spiegel stand ich früh,
Hielt Musterung der Locken, zog von allen
Die Nadeln aus, daß auf die Schultern sie
Wie Bäch' herab von Felsen fallen.

Die schönste sucht' ich dir heraus;
Ich schnitt sie ab mit deiner Bilderscheere,
Und weinend stieß ich da den Seufzer aus:
Ach! daß es eine Krone wäre!

Doch so — nur eine Locke, Freund!
Die nicht verdient, daß sie hinauf sich schwinge,
Wo hell das Haar von Berenicen scheint,
Noch daß ein Pope sie besinge.

Und dennoch hat sie Werth, o Mann!
Denn du erhältst mit ihr mein Herz voll Liebe;
Und bör' ein Fürst für das mir Kronen an,
So glaube, daß die Kron' ihm bliebe.

11. Nanten hatte zu dieser Anspielung ein Gedicht von Ramler Gelegenheit gegeben. Anm. G.S. — In Ramlers „Ptolemäus und Berenice" (1765) heißt es:

„Soll dieses goldne Haar ein Stahl verletzen,
So müss' ein Gott es an den Pol versetzen;
Dort ist der Raum noch nicht gefüllt,
Dort flamm' es als ein Sternenbild."

— 12. Pope, in seinem bekannten Gedicht: „Der Lockenraub".

Freund! nimm denn meine Locke hin!
Dann werd' ich doch, nicht ganz, für dich begraben,
Und wenn ich längst ein Spiel der Winde bin,
Wirst du von mir den Theil noch haben.

9. Nach der Vorstellung von Romeo und Julie.

So kann denn selbst die fromme treue Liebe
Der große Sturm zum Schiffbruch seyn?
Ich träumte sonst, ihr leises Lüftchen triebe
Den leichten Nachen dieses Lebens
In deinen Port, o Ruh'! hinein?

Ach! seh' ich dich den Todesbecher trinken,
So will ich fort, Romeo, will ihn dir
Entringen, will dir hin zu Füßen sinken,
Mich um dich klammern, schluchzend bitten:
Bleib, große Seele, bleib doch hier!

Doch, Julie! wenn du nicht einen Tropfen
Für dich hast, dann bewein' ich dich!
Muß nicht die Angst den Lebensquell verstopfen?
Denn laß ihn fließen, und er windet
Durch Sümpf' ins Thal des Todes sich.

Sieh, Amarant! auch mich kannst du verlieren.
Geschieht's, beweine du mich dann!
Doch auf den Pfad des Todes dich zu führen:
Das soll es nicht! denn, Haß, dem feigen,
Und Liebe, dem beherzten Mann!

Das soll es nicht! Es könnt' uns ewig scheiden;
Und fliegt mein Geist zum Himmel hin
Schon itzt voraus, die zweite meiner Freuden
Ist, dort auch, die: daß ich auf ewig
Bei deiner Liebe selig bin!

Nach der Vorstellung von Romeo und Julie. Natürlich ist das Trauerspiel von Ch. F. Weiße gemeint. Vgl. Lessings Jugendfreunde, S. XVIII; — 11 einen Tropfen: Aus Romeo Giftbecher Anm. Gs.

Das soll es nicht! des Herzens voller Güte,
Des Kopfs voll Geist, ist diese Welt
Kaum werth, allein bedürftig; und was blühte
So frisch der Lorbeer, den die Ehre
Für dich in ihren Händen hält?

Wenn aber du den Kelch (dem Thoren — trübe,
Dem Weisen — klar,) noch vor mir leerst —
Ach! bin ich nicht ein Mädchen? und voll Liebe?
O guter Gott! und all' ihr Engel!
Mir, mir den Todestrank zuerst!

10. An Amarant, als er sie mit einigen berühmten Dichterinnen verglichen hatte.

Vergleiche mich der guten K** nicht,
Sie singt aus Noth, ich aber sing' aus Liebe,
Singt, bis die Welt von ihr bewundernd spricht,
Da ich der Welt so gern verborgen bliebe.

Sie dränget sich zu kargen Fürsten hin,
Vergißt den Stolz, der großen Seelen ziemet,
Indeß ich klein, so eigensinnig bin,
Daß mein Gesang, nur dich, nicht Fürsten rühmet.

Vergleiche mich der Deshoullieres nicht;
Zwar neid' ich ihr die zärtlichen Gesänge,
Doch wenn der Mund von Schäferliebe spricht,
Was fühlt das Herz im großen Weltgedränge?

Vergleiche mich der großen Sapho nicht,
Sie sang, wie ich, zwar Liebesmelodien,
Doch von dem Kranz, der ihre Stirn' umflicht,
Verdient kein Reiß in Nantens Haar zu blühen.

Doch, würdest du so hart wie Phaon war,
Und wolltest scheu vor meinem Blick' entweichen,
Dann kannst du mich der armen Sapho zwar,
Doch, Amarant! im Schicksal nur vergleichen.

An Amarant ꝛc. 1. K**, in der Ausgabe von 1819: Karschin. — 9. Deshoullieres, Antoinette Deshoulières, französische Dichterin (geb. 1634, gest. 1694). Einen Auszug aus ihren und Chaulieus Gedichten gab Friedrich II. (Berlin 1777) heraus. Ihre Idyllen und Madrigale, sowie ihre Episteln haben sie berühmt gemacht.

11. An Rantchen.

Die Erscheinung Apolls und Amors.

Unter meinem Lindenbaume
Lag ich schlafend hingestreckt,
Als mich aus dem schönsten Traume
Nahes Gehn und Reden weckt.

Denn ein Mann am Blumenstabe,
Gieng da hoher Würde voll,
Auch ein wunderschöner Knabe;
Amor war es und Apoll.

„Sieh! wer ist das? Meinen Bogen,
Weiß ich sicher, hab' ich noch
Nie für diesen aufgezogen;
Endlich treff' ich ihn nun doch."

Ich erschrak, doch blieb ich liegen,
That, als schlief ich; denn Apoll
Rief: Halt ein! Wenn ihn besiegen
Keine zweite Sapho soll.

„Lehrt' ich nicht genug ergründen?
Alles Schöne ward durch mich!
Aber solch ein Mädchen finden:
Lieber! das gehört für dich!"

Amor sprach's, und eine Zähre
Schlich Apollens Wang' herab.
„Ja! wenn Plutus hier nicht wäre!
Alles reißt er von mir ab!

An Rantchen. Dieses und das folgende Lied, die einzigen mythologischen (vgl. die Einleitung S. 124), wurden für die zweite Ausgabe ganz umgearbeitet. Der Rezensent in der Neuen Bibliothek, welcher Amarants Lied noch schärfer tadelt als Rantchen (vgl. das folgende Lied), nimmt besonders an der sechsten Strophe Anstoß, welche in der ersten Fassung ganz fehlerhaft (denn Apollo habe bekanntermaßen keinen Bart) so lautete:

„Amor klettert an Apollon
Rasch herauf und küßt ihn zart;
Aus des Gottes Augen quollen
Silberthränen in den Bart"

Man beachte auch den Reim Apollon: quollen!

„Doch sey ohne Saphos Schmerzen,
So wie Sapho, die gepflegt,
Die das schönste aller Herzen
In dem schönsten Leibe trägt.

„Plutus soll mit allen Narren
Stutzen, daß durch unsre Macht,
Nicht durch seine Silberbarren,
Edle Wollust beiden lacht."

Gut! rief Amor fröhlich, spannte
Seinen Bogen, und der Pfeil —
Ha! da saß er! Nante! Nante!
Rief er, macht die Wunde heil!

Grade da kamst du gegangen.
Götter! o wie ward mir da,
Als ich schon auf deinen Wangen
Die verheißne Wollust sah!

12. Antwort.

Hast du dich dieser Welt entschwungen?
Lebst, wo Apoll und Amor spricht?
Du hast mein Lob, nicht meinen Dank erzwungen,
Denn heucheln — ach! das kann ich nicht!

Und weil ich das nicht kann, (verzeihe
Der Liebe diesen dreisten Blick
Auf solch ein Lied! denn sang es nicht die Treue?)
So nehm' ich selbst mein Lob zurück!

Eh deine Stimme, durch die Röhren
Des Ohrs, sich in mein Herz verlor,
Da sang ich gern von Amorn und Cytheren
Mir am Klaviere Lieder vor.

Oft tränkten sie mich mit Vergnügen,
Doch mit Empfindung selten nur;
Denn welches Herz läßt sich so leicht betrügen?
Du, du bist Wahrheit, o Natur!

Du Schönste! hast mich angezogen!
Nur aus der Plunderkammer nicht,
Wo über alle Köcher, Pfeil' und Bogen,
Oft selbst der Witz ein Bein zerbricht.

Du tränktest mich nicht aus den Bächen
Süßlallender Empfindsamkeit,
Du lehrtest nur mich gute Worte sprechen,
Wie sie das Herz dem Munde beut!

Und lockt' ich nicht in diesem Kleide,
Mit dieser Sprach' ihn in das Netz?
Wozu denn nun des Witzes Prunkgeschmeide,
Wozu der Tändeley Geschwätz?

Der Einbildung den Durst zu stillen,
Das kannst du zwar, Mythologie!
Auch konntest du des Römers Busen füllen,
Ihm warst du mehr als Phantasie.

Ich trinke gern aus deinem Becher,
Wenn Ramler oder Uz ihn füllt;
Das Herz nur ist für ihn ein Sieb voll Löcher,
Wenn schon der Quell der Liebe quillt.

Sonst neigt' auf Amors Wunderdinge
Die Römerin ihr Herz und Ohr;
Ich aber bin ein deutsches Mädchen! singe
Du deutscher Mann! mir Wahrheit vor!

---

13. An sein Reitpferd.

Mein treuer Hengst! du weißt, ich liebe dich;
Du sollst auch alt in meinem Stalle sterben;
Du weißt, nicht Zorn, nicht Wettlauf reitzte mich,
Mit deinem Blut die Sporen roth zu färben.

Ich will nicht reich durch deine Füsse werden,
Mehr bist du mir als Gold der Wetten werth,
Und wärest doch von allen schnellen Pferden
In Newmarket das allerschnellste Pferd!

An sein Reitpferd. S. Newmarket, eine Marktstadt in der Grafschaft Cambrigde in England, wo die Pferderennen stattfinden.

Ach! gutes Thier, was sind fünf tausend Pfund,
Die so geschwind dein leichter Huf errennet?
Mich machten sie nicht glücklich, nicht gesund,
Mich Kranken, der ein einzig Gut nur kennet.

Dieß ist das Ziel, zu dem wir heute fliegen,
Und dieses Ziel, mein Alles in der Welt;
Der Ruhm, o Roß! hat dich gelehrt zu siegen,
Die Liebe lehrt allein, wie man gefällt.

Kein Wasser sey zu tief, schwimm du hinüber,
Kein Schlagbaum sey zu hoch, kein Weg zu schmal,
Kein Graben dir zu breit, spring rasch darüber,
Sey nirgend Roß! und sey doch überall!

Sieh' auf, mein Pferd! auf halbem Wege schreitet
Die Sonne schon, doch eh' ihr letzter Schein
Noch Purpurfarb' auf mein Gesicht verbreitet,
Muß ich im Arm' von meinem Nantchen seyn.

Nun biege dich, und nimm geschwind mich auf!
Rasch! tummle dich! dieß Ziel noch zu erreichen.
Wie wird sie dir, zum Preis für deinen Lauf,
Den Schwanenhals mit sanften Händen streichen!

---

14. An Nantchen, als er erfuhr, daß sie ihre Hand an einen Andern überlassen wolle.

Ha! nun kenn' ich endlich deine Tücke!
O du Falsche! o du Buhlerin!
Sieh! zerrissen hab' ich deine Stricke!
Dich verlieren, ist für mich Gewinn!
Schande! Schande! daß durch deine Blicke
Jemals ich bezaubert worden bin!
Aber, welches Aug' auf Erden ist
Scharf genug für deine Schlangenlist?

Hast du nicht bey Mondlicht manche Stunde
Ach! so gern an meiner Brust geruht?
Weggeküßt mit deinem Feuermunde
Meiner Augen wilde Thränenfluth?

Und verließ, im Riesenhöhlengrunde,
Deine Tugend nicht zuerst der Muth?
Aber ich, du weißt es wohl, ich rang
Mit der Wollust, bis ich sie bezwang.

Und warum dieß Ringen? Sieh! gestehen
Will ich's dir, aus Tugend rang ich nicht!
Zwar ich höre willig auf ihr Flehen,
Aber in dem Taumel! — was ist Pflicht?
Nur, dich in voraus schon weinen sehen,
War für mich, mehr als das Weltgericht.
Lieber mir den Tod, als dich betrübt:
Sage, wer hat zärtlicher geliebt?

Rede nun! wo bleiben deine Schwüre?
Schwurst du, sichrer zu betrügen, sie?
Nicht genug, daß ich dein Herz verliere,
Sondern wie verlier' ich's, Falsche, wie?
Giebst du dich nicht einem wilden Thiere?
Denn was ist der sonst, der seine Knie
Mit Geschenken kriechend vor dir biegt,
Und, mit Brunst im Auge, Liebe lügt?

Geh denn! hole Amarantens Lieder,
Die er oft um Mitternacht ersann;
Geh und gieb ihm seine Briefe wieder;
Der sie schrieb war ein bethörter Mann;
Und ein jeder Tropfen, der hernieder
Auf das Lob von einer Falschen rann,
Brenne nun in schlummerloser Nacht
In dem Auge, das der Treue lacht!

O! ihr Küsse! die sie meinen Wangen,
In der Rebenlaube aufgedrückt,
Werdet so viel Bisse falscher Schlangen,
Wenn sie in dem Garten Veilchen pflückt!
O! du Druck der Hand! womit vergangen
Sie mich noch zum letzten mal berückt,
Presse doch ihr schwurvergeßnes Herz,
Wenn die Reu' erwacht, mit Folter-Schmerz!

13. Riesenhöhlengrunde, vgl. oben S. 189, Z. 54.

Und ihr Tropfen Schweiß, die mir entfielen,
Wenn ich zu ihr eilt' in fremder Tracht,
Drohende Gefahren mir zu Spielen,
Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht,
Oder, in dem hohen Schnee zu wühlen,
Zum Vergnügen (ach! für wen?) gemacht:
O ihr Tropfen! badet feuerheiß,
Ihre Stirn' dereinst im Todesschweiß'!

Schrecklich macht sie dieser Lieb' ein Ende,
Welcher keine gleich an Freude zwar,
Aber auch, von einer Sonnenwende
Bis zur andern, gleich an Untreu' war.
Doch, was ist das? Himmel! ich verschwende
Diese Thränen, Nante! noch sogar?
Strafe dich der Himmel nicht dafür!
Ja! dein eigen Herz vergebe dir!

---

15. An Nantchen.

Warnung vor ihrem neuen Liebhaber.

Ach! gelassen, nicht mit Grimme,
Bitt' ich dich noch einmal um Gehör;
Oder kennst du meine Stimme,
Die dir sonst bezaubernd klang, nicht mehr?
Fürchtest du, der Schwermuth Klagen
Möchten dir am Herzen nagen?
Fürchte nichts! ich liebe dich zu sehr!

Kannst du itzt dich noch besinnen,
Armes Mädchen, so besinne dich!
Glaube, meine Thränen rinnen
Mehr um deine Blindheit, als für mich.
Sey aus meinem Arm' entronnen,
Stürze nur nicht unbesonnen
Ohn' Errettten in den Abgrund dich!

Welcher Trank hat deine Sinnen,
Diese Sclaven, wider dich empört?
Giebt es itzt noch Zauberinnen,
Wie Ovid und Arioſt sie lehrt?

Gab auch die Natur dem Weibe
Schwächern Geist, bei schönerm Leibe,
Dennoch ward so schwach er nicht genährt.

Zwar die Liebe trotzt Barbaren
Thränen für den Kuß der Hirtin ab,
Lehret den Verschwender sparen,
Oeffnet Geitzigen des Goldes Grab;
Bricht, wie Glas, durch zarte Hände,
Stäb' und Riegel; hohe Wände
Springt die Feigheit selbst durch sie herab.

Laß sie mit den Thoren scherzen,
Mit zwo edlen Seelen scherzt sie nicht!
Durch die Sympathie der Herzen
Lockt sie hier, und dort, mit dem Gesicht.
Was den stillen Hirsch empöret,
Selbst was Täubchen girren lehret,
Das verdient den Namen Liebe nicht.

Nicht des Plato Schwärmereyen,
Nicht Petrarchens süßer Traurigkeit,
Nicht la Farre's Tändeleyen,
Nicht der Wollust sey mein Herz geweiht.
Aber etwas von dem allen
Mög' in meinem Blute wallen,
Wo die Tugend Ebb' und Flut gebeut.

Diese Mischung tränkt mit Freuden,
Die von Tausenden nur Einer kennt.
Aber hatte nicht uns beiden
Dieß Geheimniß die Natur gegönnt?
Wird — wie soll ich wohl ihn nennen? —
Wird auch der es jemals kennen,
Welchem itzt dein Fuß entgegen rennt?

Wird sein Herz wie Wachs zerfließen?
Wenn er ja noch deine Lieder liest!
Wird sein Geist den Kuß versüßen,

Den sein Mund von deinem Munde küßt?
Wird vor deinen Melodien
Wohl sein Eigensinn entfliehen,
Wenn der Ekel seine Freuden frißt?

Wird er mit des Witzes Kerze
Je die Nacht auf deiner Stirn zerstreun?
Wird er deinem stummen Schmerze
Seine trostberedte Zunge leihn?
Wird er weinend auf dich blicken,
Seufzend dir die Hände drücken,
Wann Clarissen Ungeheuer träun?

Noch bei grauem Sternenhimmel
Wird er weg von deiner Seite fliehn,
In dem Hund'- und Roß-Getümmel
Froh und wild hinaus zum Morden ziehn,
Und bedeckt von Blut und Staube,
Wird er stehn bei seinem Raube,
Ohn' um deinen Kuß sich zu bemühn!

Aberwitz des lahmen Boten
Oeffnet ihm der Weisheit goldnes Thor,
Lieblicher als Hillers Noten
Dünket Caro's Bellen seinem Ohr';
Eine Volte seines Braunen
Hebt zu himmlischern Erstaunen
Als der Flug von Klopstock ihn empor.

Wenn aus Ahnenreichen Bauren
Sein Burgunder frechen Unsinn schreyt,
O! wie wirst du heimlich trauren,
Wenn man so dein heilig Ohr entweiht;
Daß dein Blut, heraufgegangen
Aus den Zähen in die Wangen,
Wie dein Auge, jeden Anblick scheut.

63. Clarissa, die um ihrer Tugendhaftigkeit willen vielbewunderte Heldin eines vielgelesenen Richardsonschen Romanes. — 71. lahmen Boten, ein politisches Blatt, sonst der hinkende Staatsbote genannt, das in der Gegend häufig von den Landedellenten gelesen wurde. Anm. G.S. — 73. Hillers. Der Leipziger Kapellmeister und Komponist Joh. Adam Hiller ist besonders durch seine Kompositionen der in die Weißeschen Operetten eingelegten Lieder populär geworden. — 74. Caro, Name eines Jagdhundes. Anm. G.S.

Reitze, die ich dann noch fände,
Wenn sie schon ein Raub der Jahre sind,
Nehmen schnell bei ihm ein Ende,
Denn sein Aug' ist für die Seele blind.
Willst du weinen? willst du zürnen?
Wenn ihn eine deiner Dirnen
Mit der Herrschaft über dich gewinnt?

Wagt' ich je den Stolz, zu sagen:
Ich verdiente dich der Mädchen Preis?
Das Vergangne will ich tragen;
Kannst du mich lieben? Nun, so sey's!
Ich will selbst zuerst dich preisen,
Schenke nur dich einem Weisen,
Der dich so wie ich zu schätzen weiß.

16. An Nantchen, als er sich mit ihr versöhnt hatte, und im Begriff war, ihre Gegend zu verlassen.

So willst du fern noch hold dem Herzen seyn,
Das ehemals dein ganzes Herz besessen?
Wie viel, wie viel, wird künftig dich zerstreun!
Und o! wie leicht ist da dein Freund vergessen!
Schwer mach' ich's dir, Geliebte! aber ach!
Sey stark aus dir! Der Lieb' ist Kunst zu schwach!

Sieh nur die Wand in deinem Zimmer an,
Wo ich im Geist vor Kleist's Porträt entbrannte,
Wo ich mit Stolz dir manchen großen Mann
Als einen Freund von deinem Freunde nannte;
Wo ich die Welt in ihrem Ruhm vergaß,
Ja selbst den Neid, weil ich dein Herz besaß!

94. Diesen und die beiden folgenden Verse, welche in der ersten Ausgabe lauteten:

„O so lenke nun den Wagen
Der Besonnenheit zurück ins Gleis!
Ja ich selber will Dich preisen" u. s. w.

hat Göckingk gleichfalls infolge des Tadels der Neuen Bibl. d. Wiss. geändert. — An Nantchen, ꝛc. — s. Kleist, Ewald von Kleist. In Nantchens Zimmer hiengen die Bildnisse verschiedener Dichter und Gelehrten. Anm. G.S.

Vergiß es nicht, wenn künftig dich zum Schach
Die Langeweil' anstatt der Liebe führet,
Wie du zerstreut mit einem leisen Ach!
Statt eines Steins, oft meine Hand berühret;
Wie dann, gestreift von deinem Kleide nur,
Ich weiß nicht wie? mein Herz zusammen fuhr!

So oft ein Glas Burgunder vor dir spielt,
Erinnre dich, welch Feuer aus dir sprühte,
Wenn deine Hand es schwankend kaum noch hielt,
Welch Morgenroth auf deinen Wangen glühte,
Wie schüchtern du, wie stammlend mich genannt,
Als du dich sonst damit zu mir gewandt.

So oft der May im Veilchenkranze lacht,
Erinnre dich an jene Bäch' und Büsche,
Wo du die Hand zum Becher oft gemacht,
Und deinen Schooß, für unser Mahl, zum Tische.
Wie oft fiel da der Wunsch dir weinend ein:
Ach! möchten wir nur arme Hirten seyn!

Wann wieder Schnee in Pflocken um dich schwärmt,
So denke noch, wie du mir oft im Schlitten
Die starre Hand an deiner Brust gewärmt,
Und sacht gefragt: ob meine Lippen litten?
Doch wie verbarg, wann ihn der Nord bestrich,
Mein Mund geschwind in deinem Nacken sich!

Erinnre dich bei deinem Nähepult,
Wie du für mich noch kleine Netze strickteſt,
Mit großer Kunst, noch größerer Geduld,
Ein Blumenbeet in meine Weste stickteſt,
Wie statt des Thau's, der Gartenblumen tränkt,
Ich diesen oft der Thränen Thau geschenkt.

Wann du hinfort mit deinem Hündchen spielst,
Erinnre dich, wie du mit seidnem Tuche
Den runden Mund ihm fest verstopfet hieltst,

Wenn aufgeweckt durch nächtliche Besuche,
Für dich und mich, Entsetzen und Gefahr
Im kleinsten Laut' von seiner Kehle war!

Verkündigt dir der Morgenstern den Tag,
Erinnre dich, wie sonst dein Aug' ihn sahe,
Als ich mit dir auf deinem Sopha lag,
Und zitternd sprach: O! sieh! der Tag ist nahe!
Denk' an den Kuß, den festumschlungen wir
Uns zugedrückt an deiner Gartenthür'!

Doch, alles das verlöscht einmal die Zeit!
Sie, welche selbst, denn wer kann sie gewinnen?
Dem Lebensstrom' so früh zu stehn gebeut,
Läßt schneller noch der Liebe Bach verrinnen!
So soll auch ich — — versöhntes Nantchen! nein!
Ich werde nie von dir vergessen seyn!

17. Als er erfuhr, daß er an seinem bisherigen Wohnorte bleiben werde.

Falle nieder, Nantchen! falle nieder!
Deine Thränen, werden Freudenlieder,
Deine Seufzer, Dankgebete seyn!
Siehe, Mädchen! sieh! du hast mich wieder!
Denn ich bleibe hier, und bleibe dein!

Statt, getrennt, des Nachts, in öder Ferne,
Aus dem Fenster, Himmel, Mond und Sterne
Mit bethränten Blicken anzusehn,
Soll dein Hauch das Licht der Blendlaterne,
Wenn ich gehen will, wie sonst verwehn.

Sollst sie wieder in das Gras verstecken,
Und dann flüstern: Schlaf'! ich will dich wecken,
Wenn der Hahn zum zweiten male kräht!
Sollst mich wieder mit dem Halstuch decken,
Wenn der Wind mir in die Augen weht.

Sagt' ich nicht beim Abschied: Wenn ich bliebe,
Machte deine Freundschaft alles trübe,
Doch, getrennt, sey sie ein Strahl des Lichts?
Und nun bleib' ich. Liebe denn, ach! Liebe!
Keine Freundschaft! alles oder nichts!

O drum eile, liebstes Mädchen! Schone
Meiner Sehnsucht! Siehe nur, ich wohne
Ganze Meilen von dir, so allein!
Winde denn von Myrthen deine Krone,
Und auf ewig, ewig bist du mein!

Populärphilosophen.

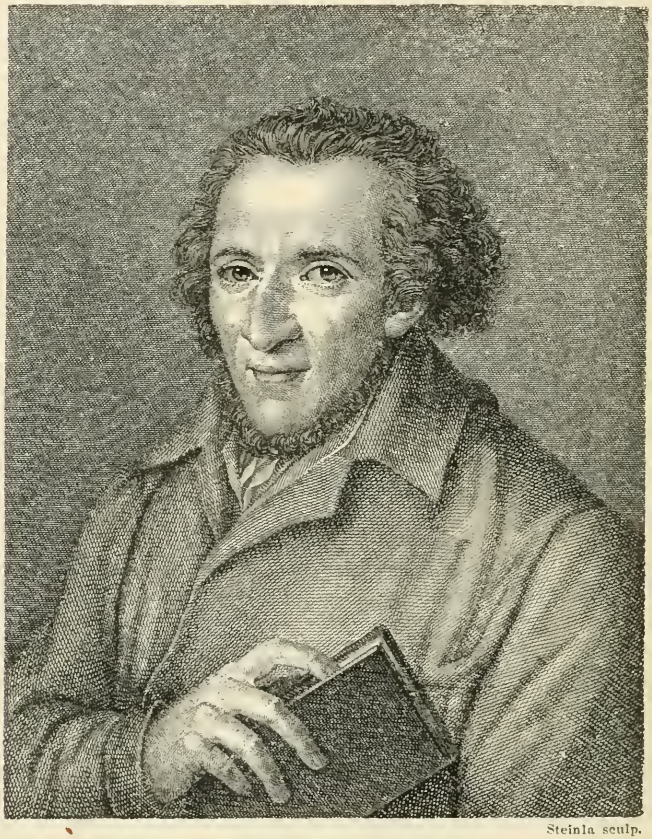
Moſes Mendelsſohn.

Einleitung.

So wenig wie Zimmermann darf Mendelssohn den Philosophen der Aufklärung in Bausch und Bogen beigezählt werden: was ihn von denselben unterschied, wird im folgenden ausführlich zur Sprache kommen. Wenn wir aber in dem, was Zimmermann von der Aufklärung trennte, einen dunklen Einfluß der Tendenzen des Sturmes und Dranges wohl durchmerken können: so ist es bei Mendelssohn der Einfluß Lessings, dessen treuester Freund er geblieben ist, und seine eigene spekulative Natur, welche ihn hindern, sich dem nackten Empirismus der Nicolaiten anzuzuschließen. Von dieser Seite ergänzt unsere Darstellung also einen in „Lessings Jugendfreunden" offen gebliebenen Platz. Als Lessings Freund und als Urbild des Nathan ist Mendelssohn unsern Augen immer gegenwärtig: er ist gewissermaßen der Idealjude in unserer Litteratur und hat als der erste in den neueren Zeiten dem Judentum in der deutschen Litteratur seine Stellung erkämpft. Er ist nach Danzels Werken der erste Israelit gewesen, der das Deutsche seine Muttersprache nannte und seine Glaubensgenossen das Land ihrer Geburt als ihr Vaterland betrachten lehrte.

Moses, Mendels Sohn, wie er nach jüdischem Gebrauche hieß, oder Moses Mendelssohn, wie er sich nannte, um den staatlichen Anforde-

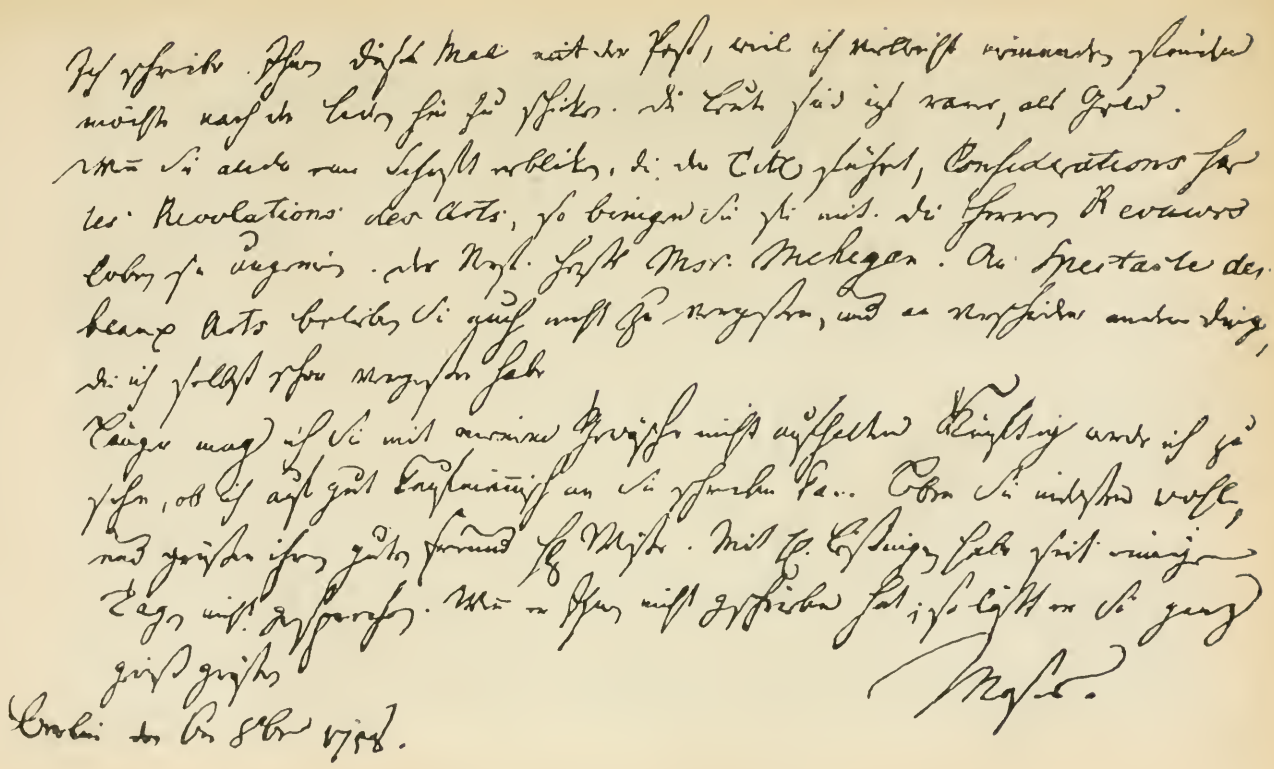
rungen nach einem Familiennamen zu entsprechen, ist am 6. September 1729 in Dessau als Sohn eines Lehrers und Gesetzschreibers der jüdischen Gemeinde geboren. Seine erste Ausbildung und weit hinaus auch sein



Steinla sculp.

Moses Mendelssohn.

höherer Unterricht beschränkte sich auf die jüdische und hebräische Wissenschaft und Litteratur. Mit drei Jahren trug ihn sein strebsamer Vater zu Rabbi Fraenckel in die Schule und die Schwäche seines Körpers hatte er nachmals allen Grund auf zu frühe geistige Anstrengung zurückzuführen. An das Studium der Bibel und des Talmud schloß sich in dieser Schule



Nachbildung der Handschrift von Moses Mendelssohn.

bald das der Philosophie des spanischen Juden Maimonides an, der im 12. Jahrhundert Leibarzt des Sultan Saladin gewesen war. Auch in hebräischen Gedichten versuchte sich Moses um diese Zeit, wie er noch später einem odischen Drange nicht immer widerstehen konnte. Mit dieser geistigen hielt die körperliche Ausbildung nicht gleichen Schritt. Nervenkrankheit zog ihm eine Krümmung des Rückgrates zu; Moses blieb ausgewachsen sein Leben lang; sein lebhafter Ausdruck wurde durch ein deutliches Stottern gehemmt und aufgehalten. Eine äußere Scheu und Blödigkeit, von welcher sich Mendelssohn niemals ganz befreien konnte, gründete sich wohl zunächst auf diese körperlichen Gebrechen. Und doch war Mendelssohns Erscheinung eher gewinnend als abstoßend. Es war, als ob er einen Teil der Leiden und Lasten seines Volkes auf dem gekrümmten Rücken trüge; er schien ein sprechender Zeuge für die Mühsal jenes Stammes zu sein, dessen Erbteil das Dulden ist. Und doch thronte ein erhabener philosophischer Frieden auf seiner Stirne, der den Sieg über das Leiden verkündete. Lavater hat uns in seinen „Physiognomischen Fragmenten" seine Gesichtszüge geschildert: „Vermutlich kennst Du diese Silhouette? Ich kann Dir's kaum verhehlen. Sie ist gar zu lieb, gar zu sprechend! . . . Kannst Du sagen, kannst Du einen Augenblick anstehen, ob Du sagen wolltest: Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe geschmacklose Seele! Der so was sagen könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es sagte, der schließe mein Buch zu, werf' es von sich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwahren, daß ich nicht über ihn urteile! Ich weide mich an diesen Umrissen! Mein Blick wälzt sich von diesem herrlichen Bogen der Stirne auf den scharfen Knochen des Auges herab. . . . In dieser Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! Die Bestimmtheit der Nase, der herrliche Übergang von der Nase zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt. O wie alles dies zusammenstimmt, um die göttliche Wahrheit der Physiognomik fühlbar und anschaulich zu machen."

Mit 14 Jahren folgt Moses seinem Lehrer, welcher als Oberrabbiner nach Berlin berufen wurde, in die Großstadt nach. Ohne Bekannte und ohne Empfehlungen fristet der Knabe kümmerlich sein Leben fort von Abschreiberdiensten im Hebräischen und anderen Wohlthaten, welche ihm Rabbi Fraenckel zu verschaffen wußte. Die Sucht zu lernen führte ihn einem polnischen Juden zu, Israel Zamosc genannt, der wegen seiner freieren Denkungsart aus dem Vaterlande der zelotischen Juden hatte flüchten müssen und welcher unsern Moses mit Hilfe einer hebräischen Übersetzung des Euklides in der Mathematik unterrichtete. Immer mehr trachtete dieser nun über die Fesseln des damaligen Judentums hinauszukommen und sich auch die abendländische Wissenschaft anzueignen. Zwei jüdische Ärzte, Dr. Gumperz und Dr. Kisch, nahmen sich seiner an; sie unterrichteten ihn in den Sprachen (lateinisch, französisch, englisch) und in den neueren Wissenschaften. Schon liest unser Moses den englischen Philo-

sophen Locke in lateinischer Übersetzung und übt sich mit einigen Schülern des Joachimsthalschen Gymnasiums, unter denen ihm besonders Ludwig von Beausobre teuer war, in der Disputation. Eine Wochenschrift in hebräischer Sprache, welche Mendelssohn bald darauf mit einem Freunde herauszugeben wagte und welche die Rabbiner bereits mit dem zweiten Stücke unterdrückten, zeigte ihm zur Genüge, wie weit er in seiner Bildung über die Grenzen hinausgekommen war, welche totes Vorurteil dem damaligen Judentum von innen und außen bestimmte. Schon im Jahre 1750 hielt sich unser junger Philosoph für reif zum Unterrichte anderer: er trat als Lehrer der Kinder in das Haus des jüdischen Seidenwarenfabrikanten Bernhard. Von diesem Zeitpunkte an besserte sich sein Los: er war der Nahrungssorgen überhoben und konnte sich jetzt sogar — wie es scheint, ohne großen Nutzen — einen Lehrer der griechischen Sprache halten. So weit aber ging Moses über die seinem Volke angewiesenen Grenzen nicht hinaus, daß er, als sich ihm dazu die Gelegenheit bot, den demselben eigentümlichen Erwerbszweig fahren gelassen und das Muster eines unabhängigen jüdischen Philosophen gegeben hätte: er fand, nachdem die Lehrzeit der Kinder vorüber war, als Buchhalter und Korrespondent (seit 1754) in demselben Hause eine mehr als ausreichende, nach wenig Comptoirstunden auch die Muße zu philosophischen und anderen Studien gewährende Stellung. Als Bernhard sich später ganz zurückzog, übernahm Mendelssohn allein die Leitung des Geschäftes und wurde endlich von der Witwe seines früheren Chefs als Gesellschafter in die Fabrik aufgenommen. Solche günstige äußere Verhältnisse gestatteten unserem Kaufmann und Philosophen denn auch, sich durch eine Heirat (1762) ein eigenes Haus und eine Familie zu gründen.

Im Jahre 1754 machte Mendelssohn die für seine folgende geistige Entwickelung entscheidende Bekanntschaft Lessings. Als guter Schachspieler wurde er durch Dr. Gumperz an diesen empfohlen, bald fanden sich auch weitere Berührungspunkte unter den in mehrfacher Hinsicht verwandten Männern. Lessing brachte zunächst Plan und Ordnung in Mendelssohns bisher ziemlich zerfahrene Studien. Er machte den Einfluß der englischen Philosophen nachhaltig, welchem sich Mendelssohn bereits bei der Lektüre Lockes hingegeben hatte. Er verstand es, Mendelssohn bei dem Publikum einzuführen, ohne dem schüchternen die nötige Unbefangenheit zu rauben. Gegen die Rezension, welche J. D. Michaelis in Göttingen über das Lessingsche Lustspiel „Die Juden" veröffentlicht hatte, wandte sich Mendelssohn in einem vertrauten Briefe an seinen Gönner Dr. Gumperz, in dem er das christliche Vorurteil mit Entschiedenheit zurückweist, welches die Juden als Auswurf der Natur, als Geschwür der menschlichen Gesellschaft betrachte und ihnen sogar die Wahrscheinlichkeit absprechе, einen einzigen ehrlichen Namen aufweisen zu können. In Dr. Gumperz sieht er die Widerlegung dieser dem Pöbel nachgesprochenen Meinung, welcher er den Hinweis auf die Lichtseiten des jüdischen Nationalcharakters entgegensetzt. Diesen Brief

bringt Lessing in seiner theatralischen Bibliothek vollinhaltlich zum Abdrucke und an seinen Göttinger Rezensenten empfiehlt er den Verfasser mit den schmeichelhaftesten Worten: „Der Verfasser ist wirklich ein Jude, ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher ohne alle Anweisung in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit und in der Poesie eine große Stärke erlangt hat, ich sehe ihn im voraus als die Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist gegen Leute seines Gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem ersten nichts als seine Irrtümer fehlen werden." Ein anderes Mal wieder giebt ihm Lessing eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen, und als Mendelssohn zuversichtlich antwortet, so etwas könne er auch machen, muntert ihn Lessing nicht bloß zur Arbeit auf, sondern er giebt auch das fertige Manuskript (die „philosophischen Gespräche" sind gemeint) ohne Mendelssohns Wissen sogleich in den Druck. Lessing ist ferner nach allen Seiten bemüht, den Ideenkreis seines Freundes zu erweitern. Zwar wenn Mendelssohn sich in Oden und Lehrgedichten bemühte, wies ihn der scharfsichtige Freund auch späterhin auf sein eigentliches Gebiet zurück, als welches Mendelssohn selbst die Philosophie und die (bei einem Wolffianer von dieser unzertrennliche) Mathematik bezeichnete, während alles, was nur den Namen Geschichte, Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte führe, ihm nie habe in den Kopf kommen wollen. Von dieser Seite half Lessing nicht nur selber nach, er machte Mendelssohn auch mit Nicolai bekannt, der in den von diesem vernachlässigten Gebieten gerade seine Stärke hatte und während Lessings Abwesenheit von Berlin sich mit unserem Philosophen enger zusammenfand. Und endlich (was für uns das Wichtigste ist): Lessing hat Mendelssohns Talent für die schönen Wissenschaften und die Nationallitteratur gewonnen, so daß er die Metaphysik nicht nur auf schöngeistige Gegenstände anwandte, sondern auch eine Zeit lang zu gunsten der litterarischen Kritik ganz zurücktreten ließ. In philosophischer und litterarischer Hinsicht ergänzte später Abbt während seines Berliner Aufenthaltes den Einfluß des aus dem Dreibunde der Berliner Freunde geschiedenen Lessing.

Mit Lessing blieb Mendelssohn das ganze Leben hindurch in geistiger Gemeinschaft: er hatte ganz anders als Nicolai auch nach Lessings Tode das Recht, sich seinen Freund zu nennen. Noch in seinen letzten Lebensjahren erklärt Lessing Mendelssohn in freundschaftlichen Gesprächen für den hellsten Kopf, den vortrefflichsten Philosophen und besten Kunstrichter des Jahrhunderts und man weiß, wie großen Anteil der jüdische Philosoph an der eigentlichsten Gestalt Lessings, an Nathan dem Weisen hat. Mendelssohn umgekehrt dankt nach Lessings Tode mit gerührtem Herzen der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie ihn so früh, in der Blüte seiner

Jugend, einen Mann habe kennen lassen, der seine Seele gebildet habe, den er bei jeder Handlung, die er vorhatte, bei jeder Zeile, die er hinschreiben sollte, sich als Freund und Richter vorstellen konnte und den er sich zu allen Zeiten auch fernerhin als Freund und Richter vorstellen werde, so oft er einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe.

Ganz anders muß sich Mendelssohns Verhältnis zu Nicolai gestaltet haben, welches darum von Wichtigkeit ist, weil es zugleich seine Beziehungen zur Aufklärung deutlich macht. Mendelssohn war Nicolai von vielen Seiten zum Danke verpflichtet. Mit Nicolai begründete er die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", für welche er einige seiner besten Aufsätze und bemerkenswertesten Rezensionen lieferte. Mendelssohns Kritiken dürfen kaum auf die Bezeichnung Geschmacksurteil Anspruch machen: sie sind Anwendungen richtiger philosophischer Grundsätze auf einzelne Fälle. Sie verhalten sich zu denen Lessings etwa so, wie die Kritiken Schleiermachers zu denen A. W. Schlegels. Das Unlogische, Unzutreffende in der Vorstellung oder in dem Ausdrucke des Dichters sind die Hauptgebrechen, welche Mendelssohn mit scharfem Blicke herausfindet. Für die Litteratur jener Tage, in welcher das Seichte und Oberflächliche eine so große Rolle spielte, war ein so unbefangener, parteiloser und unbestechlicher Richter von unschätzbarem Werte. Mendelssohns Kritiken geben trotz seiner persönlichen Milde denen Lessings an prinzipieller Strenge wenig nach; aber sein Ton ist ein anderer, seine logische Schärfe unterscheidet sich wesentlich von der kritischen und polemischen Schärfe des letzteren. Nicht umsonst zieht er mit besonderer Vorliebe die Fabeldichter vor sein kritisches Forum, indem er die Grundsätze der Lessingschen Fabeltheorie mit besonderer Strenge aufrecht hält; nicht umsonst bilden theoretische Schriften zur Dicht- und Redekunst sein eigentliches Gebiet. . . . Auch an den Litteraturbriefen arbeitete Mendelssohn mit redlichem Eifer fort. Er hatte sich anfangs nur zu philosophischen Artikeln verbindlich gemacht: erst nach Lessings Zurücktreten fiel ihm auch die Beurteilung von Werken der schönen Litteratur häufiger zu. Aber noch immer überwiegen seine Besprechungen von Werken aus der philosophischen Wissenschaft, aus den angrenzenden Gebieten der Dichtungs- und Kunstlehre, aus der Sprachphilosophie u. s. w. Die Verbindung der Philosophie und Politik mit den schönen Wissenschaften hat sein größtes Interesse und die Arbeiten der Schweizer Iselin, Zimmermann und ihres Nachfolgers Abbt dürfen allenthalben auf besondere Berücksichtigung hoffen. Im engeren Bereiche der Dichtung hat Mendelssohn weder einen großen Dichter entdeckt noch von dem Throne gestoßen, aber nicht nur zur Erweiterung der ästhetischen Theorie im allgemeinen, sondern auch im einzelnen zur Beurteilung des dichterischen Ausdruckes Schätzbares und Wichtiges beigetragen. Er war der erste, welcher im Anschlusse an Shaftesbury den Satz ausführte, daß die Dichtung eine ganz andere Idealschönheit habe als die sittliche Vollkommenheit der Charaktere, und welcher gelegent-

lich der Besprechung von Wielands Clementine von Poretta und Cronegks Codrus folgerichtig auch die vollkommen tugendhaften Charaktere im Drama bekämpfte. Er betont in der Beurteilung der Klamerschen Gedichte die Notwendigkeit einer Mythologie für den poetischen Ausdruck, ein Gedanke, den später die Romantiker freilich von einem weiteren Gesichtspunkte aus wieder zur Bedeutung brachten. Auch die in seinen philosophischen Aufsätzen vorgetragene Lehre von der dichterischen Illusion wird hier wiederholt und weiterentwickelt. Unter den Beurteilungen dichterischer Werke dürfte die bedeutendste und zugleich die kühnste die von Rousseaus Nouvelle Heloïse sein, durch welche Mendelssohn mit Hamann in einen Federkrieg geriet.

So weit, wie gezeigt, gingen Mendelssohn und Nicolai denselben Weg, auf welchem sie Lessing zusammengeführt hatte. Aber schon in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", welche Nicolais eigene und alleinige Schöpfung war und bald sein Leiborgan bildete, tritt Mendelssohn allgemach zurück: seine Beiträge sind wenig zahlreich und wenig bedeutend. Von einer Trennung oder Entzweiung verlautet nichts: im Gegenteil ermunterte Mendelssohn, der seine Feder gegen den Selbstmord so oft in Bewegung gesetzt hatte, Nicolai zu den „Freuden des jungen Werther". Auch erlebte Mendelssohn die letzte Periode seines Verbündeten nicht mehr, in welcher dieser gegen die kritische Philosophie Sturm lief. Aber wir dürfen mit Sicherheit behaupten, daß er mit dieser ganzen Richtung Nicolais nicht einverstanden gewesen wäre, daß er also im letzten Grunde eigentlich auch niemals dessen Gesinnungsgenosse gewesen war. Schon in einer seiner ersten Schriften (vgl. auch den 20. Litteraturbrief) eifert Mendelssohn gegen den Eigendünkel einiger Gelehrten, denen die einsamen metaphysischen Betrachtungen unfruchtbar und unnütz erscheinen. Er kann dem vermessenen Ausspruch des Franzosen Pluche sein Mitleid nicht ersparen, welcher die Beschäftigung eines Reaumur, wenn er ein Mittel erfindet, die Tapeten von Motten zu reinigen, höher schätzt als die eines Leibniz. „Woran" (ruft er entrüstet aus) „liegt dem Menschen mehr? Wenn sein kindischer Schmuck, wenn seine Teppiche von Würmern zerfressen werden, oder wenn sein Schöpfer unvernünftig handelt, wenn Frevler die Gottheit mit Recht tadeln?" . . „Warum erröthen denn die Gelehrten unserer Zeit nicht, einen Wirthschaftskundigen, der den Weitzen rein zu halten lehrt, für den einzigen wahren Weltweisen auszurufen, und, sobald eine solche Dorfjunkererfindung öffentlich erscheint, die Losung zu geben, als wäre die Weisheit bei uns eingekehrt?" Man vergleiche diese Sätze mit Nicolais späteren Kundgebungen gegen spekulative Philosophie überhaupt, ja mit der ganzen Zweck- und Nützlichkeitsrichtung, welche er seit dem Bestehen der Allgemeinen deutschen Bibliothek zum Besten der Menschheit eingeschlagen zu haben glaubte, und man wird finden, daß eine unausfüllbare Kluft die beiden Männer sowie Mendelssohn von der Aufklärung trennte.

Lessings Anregungen und Einfluß gewahren wir auch allenthalben in den ersten philosophischen Schriften, mit denen Mendelssohn in die Öffentlichkeit trat. Ich habe schon gesagt, daß Lessing die erste philosophische Schrift Mendelssohns in Druck gegeben hat: „Philosophische Gespräche" (Berlin 1755, bei Voß). In denselben erscheint Mendelssohn durchaus als strenger Leibnizianer: seine Zweifel gegen Leibniz' Lehre von der besten Welt sind aus Leibniz selbst genommen, den er auf der andern Seite wieder gegen Premontval verteidigt. Neben Leibniz tritt Spinoza aus leichtbegreiflicher Vorliebe des jüdischen Philosophen hervor: ihm will Mendelssohn die Erfindung der vorherbestimmten Harmonie vor Leibniz vindizieren (worin ihm Lessing anfangs zustimmte, später widersprach); ihn und seine Lehre will er ebenso aus einem neuen Gesichtspunkte mit Vernunft und Religion in Einklang bringen. Man sieht: es ist mehr ein Entwickeln und Berichtigen fremder Lehren denn ein selbständiges Philosophieren, mehr eine philosophische Übung als eine philosophische Leistung, was in diesen nach Platos Muster zwischen griechisch benannten Freunden abgehaltenen Gesprächen ans Licht gefördert wird. Noch 1755 gab Lessing im Verein mit Mendelssohn die bekannte Schrift: Pope ein Metaphysiker heraus, an welcher unser Philosoph sicher nur einen untergeordneten Anteil hat: das Ganze trägt zu sehr den Stempel von Lessings polemischem Genius, als daß wir Mendelssohn mehr als den philosophischen Apparat zuschreiben könnten. Auch brachte dasselbe Jahr 1755 eine zweite philosophische Arbeit Mendelssohns, die Schrift über die Empfindungen, an welche sich ein reger Briefwechsel mit dem damals bereits von Berlin abgegangenen Freunde über die Natur der tragischen Empfindungen anschließt. Ein Jahr später (1756) übersetzte Mendelssohn sodann wieder auf Lessings Anregung Rousseaus „Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" und fügte derselben in Form eines „Sendschreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig" seine Gedanken von der seltsamen Meinung dieses Weltweisen hinzu. Bedenken wir noch, daß der Rezensent der Vossischen Zeitung der erste war, welcher die gelehrte Welt auf das philosophische Talent seines Freundes hinwies, so haben wir die äußeren Anregungen, welche Mendelssohn von Lessing empfing, vollständig aufgezählt; die inneren aber illustriert die Thatsache zur Genüge, daß man die „Gespräche" in Göttingen als eine Arbeit Lessings zur Anzeige brachte.

Der eklektische Standpunkt, welchen Mendelssohn in der Philosophie einnimmt, wird zum ersten Mal in der Abhandlung „Ueber die Empfindungen" (Berlin 1755, bei Voß) deutlich. Hier bereits ist es sein Bestreben, die Philosophie der Deutschen Leibniz und Wolff mit den Engländern Locke und Shaftesbury in Verbindung zu bringen, also zwischen Intellektualismus und Sensualismus zu vermitteln. Auch in der Einkleidung verrät sich der Einfluß Shaftesburys: wie dieser in seiner Schrift „the moralists, a philosophical rhapsody" wählt Mendelssohn die

Briefform; ja der eine der korrespondierenden Freunde, Theokles, wird geradezu als ein Weltweiser und Namenserbe des aus Shaftesburys „Sittenlehrern" bekannten Schwärmers den Lesern vorgestellt; und in dem diesen Briefen später hinzugefügten Aufsatze „Rhapsodie" knüpft auch der Titel an die oben zitierte Schrift des englischen Philosophen an. Mit Recht hat Lessing von Mendelssohns Einkleidung und Darstellung zu rühmen gewußt, daß überall der einmal angenommene Charakter des Schreibenden behauptet werde, daß die ganze Materie kunstreich verteilt sei und daß man ein ganzes System ohne trocken methodischen Vortrag erhalte. Der enthusiastische schwärmerische Euphranor und der nachdenkliche Theokles, der von seinem Vorgänger freilich bloß den Namen erhalten hat, heben sich deutlich von einander ab. Euphranor beginnt die Korrespondenz: er fürchtet von grübelndem Nachdenken über die Natur der Empfindungen Zerstörung des Genusses derselben; mit Wolff verlegt er das Vergnügen, die Glückseligkeit, ja auch den Genuß des Schönen in die dunkle Vorstellung einer Vollkommenheit, und fürchtet, daß mit der Aufhellung dieser Vorstellung auch das Vergnügen verschwinden würde. Theokles belehrt ihn eines Besseren: er überdenkt bei dem Gegenstande des Vergnügens erst die Teile, welche er deutlich zu fassen bestrebt ist: daraus entsteht keine Zerstörung, sondern eine größere Mannigfaltigkeit des Vergnügens. Dann aber freilich beachtet er die allgemeine Beziehung der Teile, er schwingt sich von den Teilen zum Ganzen auf; denn im Augenblicke des Genusses darf der Blick allerdings auf keinen Teil mehr gerichtet sein, der Gegenstand muß als Ganzes vor uns stehen. Daher kann nicht (wie Wolff lehrt) das dunkle Gefühl die Mutter aller fröhlichen Empfindungen sein: wenigstens die reine Seelenlust (im Gegensatze zur sinnlichen Wollust) muß in den positiven Kräften unserer Seele, nicht in ihrem Unvermögen, in der Entschränkung dieser ursprünglichen Kraft, ihren Ursprung haben. Ja noch mehr: die Neigung zur Vollkommenheit muß allen denkenden Wesen ursprünglich und Gott selbst in dem allerhöchsten Grade zukommen. Denn Theokles unterscheidet das Vergnügen zunächst in dasjenige, welches die Schönheit, und dasjenige, welches die Vollkommenheit erregt. Schönheit beruht auf der Gleichheit oder Einerleiheit des Mannigfaltigen und ist bloß unserem Unvermögen, mehr zu fassen, zuzuschreiben. Die Vollkommenheit dagegen ist Zusammenhang, Einhelligkeit, Übereinstimmung des Mannigfaltigen zu einem bestimmten Zwecke. Die sinnliche Vollkommenheit (Schönheit) und die verständliche Vollkommenheit stehen sich wie die irdische und die himmlische Venus in einer Stelle des Platonischen Symposions gegenüber. So eifert also Theokles umgekehrt wie Euphranor gegen diejenigen, welche die Vernunft als Störerin alles Vergnügens bezeichnen. Der Trieb zur Vollkommenheit, das Studium der Philosophie hat ihn, als er schon zu versinken drohte, auf den Weg der Tugend und wahren Erkenntnis zurückgeführt. „Euch Locke und Wolff! Dir unsterblicher Leibniz! stifte ich ein ewiges Denkmal

in meinem Herzen." Und sofort weiß Mendelssohn den Gedanken, daß das Vergnügen an der Vollkommenheit auch der Gottheit eigne, der Leibnizschen Lehre von der besten Welt dienstbar zu machen. Dem Begehren, das mit jedem Vergnügen verknüpft ist, folgt das Wollen nach, welches nur ein höherer Grad des Vergnügens ist. Wir sehnen uns nach dem, was wir für gut halten, und wollen es. Gott, dem das Vergnügen an der Vollkommenheit zukommt, kann nur an solchen Begebenheiten Gefallen haben, die in einander begründet sind, aus denen die weiseste Ordnung hervorleuchtet: wenn damit das Begehren und Wollen notwendig verbunden ist, so ist damit allerdings Leibniz' Lehre von der besten Welt bewiesen. Es sind nicht nur diejenigen abzuweisen, welche über die Einrichtung der jetzigen Welt klagen und Wunder statt des Zusammenhanges und der Ordnung fordern: denn Wunder würden zur Aufhebung der Wesenheit überhaupt führen und jeden Augenblick eine Neuschöpfung nötig machen. Es kann auch der Selbstmord niemals als eine Eingebung der Vernunft betrachtet werden. Auf die Widerlegung der verschiedenen zu gunsten des Selbstmordes geltend gemachten Vernunftgründe verwendet Mendelssohn hier und in anderen Schriften alle Sorgfalt und allen Scharfsinn, der ihm zu Gebote steht. Den äußeren Anlaß zu diesen Erörterungen gab ihm die Epidemie, welche damals in England das Tagesgespräch bildete. Für uns sind diese Auslassungen nicht bloß deshalb von Wichtigkeit, weil Mendelssohn den Selbstmord auf dem Theater unter eine ganz andere Gerichtsbarkeit stellt und vom Standpunkte der theatralischen Sittlichkeit alles, was Leidenschaft erregt, für vollkommen erklärt: sondern es öffnet sich uns auch der Ausblick auf Goethes Werther, mit dem Mendelssohn vom moralischen Standpunkte aus begreiflicher Weise nicht zufrieden sein konnte.

Euphranor giebt zu weiterer Entwickelung der Gedanken über die Empfindungen Gelegenheit. Er fragt, ob denn Schönheit und Vollkommenheit die einzigen Quellen des Vergnügens wären? Er wendet dagegen den Genuß der Liebe und des Weines, ja das Vergnügen ein, welches uns selbst das Furchtbare und Entsetzliche im Leben und in der Darstellung unstreitig gewähre. Der erste Einwand führt Theokles darauf, von dem seelischen das sinnliche Vergnügen zu unterscheiden, welches er als die undeutliche, aber lebhafte Vorstellung der Seele von der (augenblicklichen) Vollkommenheit ihres Körpers definiert. Die drei verschiedenen Arten des Vergnügens sucht er dann in den verschiedenen Künsten auf: die Tonkunst macht uns mit allen drei Arten bekannt. Aber er zweifelt nicht daran, daß sich auf jeden Sinn eine solche Harmonie gründen lasse und daß selbst der Geruch in Zukunft vielleicht nicht bloß zum Gegenstande sinnlichen, sondern auch geistigen Vergnügens werden könne. In der organischen Natur, wo jede Begebenheit bald die Ursache, bald die Wirkung einer und derselben Veränderung sein kann, zieht umgekehrt wieder auch jede sinnliche Vorstellung eine Vollkommenheit des Körpers, eine

Art von sinnlichem Vergnügen nach sich: das ist der sogenannte angenehme Affekt. Zur Erklärung der schmerzhaft angenehmen Empfindungen aber, welche das Furchtbare und Entsetzliche in uns erregt, macht Mendelssohn einen weiteren Schritt vorwärts, der auf den wichtigsten Teil dieser Briefe, auf die Lehre von den vermischten Empfindungen führt.

Wie die ganze Richtung in der Ästhetik des vorigen Jahrhunderts, welche von der Analyse der Empfindungen ihren Ausgang nimmt, ist Mendelssohn hier durch Du Bos' Reflexions critiques sur la poesie et la peinture angeregt. Du Bos hatte die schmerzhaft-angenehmen Empfindungen allein daraus zu erklären gewußt, daß sich die Seele überhaupt darnach sehne, bewegt zu werden, wenn es auch durch unangenehme Vorstellungen geschehen sollte. Mendelssohn verwirft hier diese Erklärung, welche er bald darauf in eingeschränktem Sinne gelten ließ: weil Du Bos das seelische Vergnügen mit dem sinnlichen vermische und nur eine wahre oder anscheinende Güte (wir wollen nur, was wir für gut halten) Bewegungsgrund für die Seele sein könne. Theokles trennt zunächst jene schmerzhaften Ergötzlichkeiten ab, bei welchen das Mitleid unterdrückt werden muß (z. B. Fechterspiele, Tierkämpfe) und welche sich auf nichts anderes als auf die Geschicklichkeit der handelnden Personen und Tiere gründen, die uns um so größer erscheint, je mehr die Gefahr wächst. In den andern Fällen (also z. B. bei der tragischen Darstellung) ist dagegen das Mitleiden selbst die Seele unseres Vergnügens. Dieses ist die einzige unangenehme Empfindung, die uns reizt, und das, was man in Trauerspielen Schrecken nennt, ist nichts als Mitleiden, das uns schnell überrascht. Theokles definiert das Mitleid als eine Vermischung von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche nichts anderes sei, als Liebe zu einem Gegenstande, mit dem Begriffe eines Unglücks, eines physikalischen Übels, verbunden, das ihm unverschuldet zugestoßen. Die Liebe stützt sich auf Vollkommenheiten und muß uns Lust gewähren: der Begriff eines unverdienten Unglücks aber macht uns den unschuldigen Geliebten schätzbarer und erhöht den Wert seiner Vortrefflichkeiten.

Diese Gedanken über die vermischten Empfindungen, welche Mendelssohn in den „Briefen" vorgetragen hatte, erfuhren eine wesentliche Modifikation und Weiterbildung durch Lessing gelegentlich des Briefwechsels, welchen er auf Grund der Nicolaischen Abhandlung über das Trauerspiel im Jahre 1756 mit seinen Berliner Freunden und bald ganz allein mit Mendelssohn über die Natur des tragischen Mitleids führte. Hier machte es Lessing zunächst Nicolai zum Vorwurfe, daß er in der erwähnten Abhandlung den (schon in den „Briefen" von Mendelssohn zurückgewiesenen) Gedanken Du Bos' so schlechterdings angenommen habe: wenn das, was Du Bos sage, kein leeres Gewäsche sein solle, so müsse es ein wenig philosophischer ausgedrückt werden. Und indem er seine eigenen Gedanken Mendelssohn gegenüber entwickelt, stellt er es zunächst allerdings auch als ausgemacht hin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verab-

scheinung eines größeren Grades unserer Realität bewußt werden und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein könne; daß folglich alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm sind. So weit stimmt Lessing mit Du Bos überein. Aber er weicht von ihm ab, wenn er weiter hinzufügt: daß die Lust, die mit der stärkeren Bestimmung unserer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unserer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt werden. Das letztere ist der Fall bei einem Unglücke, welches uns entweder selbst begegnet oder an dem wir lebhaften Anteil nehmen. Anders dagegen, wenn wir dasselbe Unglück nur in einem Werke der Kunst anschauen. Hier berichtigt Lessing die Ideen von der ästhetischen und theatralischen Illusion, in denen sich Nicolai und Mendelssohn damals abmühten. Er behält das schon früher von Mendelssohn dem Aristoteles entlehnte Bild von der gemalten Schlange bei und unterscheidet bei dem Genusse eines solchen Kunstwerkes zwei Momente. Der erste ist die Empfindung des Schreckens, indem ich die wohlgetroffene Schlange für eine wirkliche halte; die Unlust, welche ich dabei empfinde, überwiegt die Lust, welche mir die Empfindung der Leidenschaft als solche gewährt. In einem zweiten Momente werde ich mir bewußt, daß es keine wirkliche Schlange, sondern ein bloßes Bild ist: die Unlust über den schrecklichen Gegenstand fällt weg und es bleibt nur die Lust übrig, die mit der Leidenschaft als einer bloßen stärkeren Bestimmung unserer Kraft verbunden ist.

Wie genau sich Mendelssohn diese Gedanken Lessings zu eigen gemacht hat, das beweist zunächst eine Aufzeichnung aus seinem Nachlasse (zuerst gedruckt in Heinemanns „Moses Mendelssohn"; dann in den gesammelten Schriften IV, 1. S. 48—56). Übereinstimmend mit Lessing wird hier das Vergnügen an einer Nachahmung auf ein zweifaches Moment zurückgeführt: erstens auf die ästhetische Illusion, vermöge deren unsere Sinne die Nachahmung wenigstens einen Augenblick für das Urbild selbst halten; dann aber müssen in einem zweiten Momente unsere oberen Seelenkräfte überzeugt sein, daß es eine Nachahmung und nicht die Natur selbst ist. Wenn wir also an einer Nachahmung Vergnügen finden wollen, gehören folgende zwei Urteile dazu: „Dieses Bild gleicht dem Urbilde"; — „dieses Bild ist nicht das Urbild selbst". Lessing hatte Mendelssohn aufmerksam gemacht, wenn er seine Gedanken von der Illusion mit Nicolai ins Reine bringe, nicht zu vergessen, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angehe und die Vorstellung seines Stückes das Werk einer andern Kunst, als der Dichtkunst sei; „das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Akteurs seine völlige Stärke behalten; und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion als jede andere Geschichte." Mendelssohn bringt diesen ihm von Lessing an die Hand gegebenen Gedanken aber damit in Zusammenhang, daß uns die Nachahmung an und für sich selbst nicht so sehr vergnügt,

als die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat, daß wir uns deshalb bei der Beurteilung der schönen Künste über alles hinweg setzen, wozu keine größere Geschicklichkeit von Seiten des Künstlers erfordert worden wäre, es nachzuahmen. Auch das Beispiel des Musikus, der uns betrübt, zornig, verzweiflungsvoll u. s. w. machen kann und dem wir für die unangenehmen Leidenschaften, die er in uns erregt hat, Dank wissen, wenn auf den Affekt sogleich das zweite Urteil: „diese Affekte sind nur nachgeahmt", unmittelbar folgt, weil sonst die unangenehme Empfindung, die aus dem Affekt folgt, größer sein würde, als die angenehme, die eine Wirkung der Nachahmung ist: — auch dieses Beispiel hat Lessing seinem Freunde dargeboten. „Aus diesen Gründen", so schließt Mendelssohns Aufzeichnung, „lassen sich die Grenzen des bekannten Gesetzes bestimmen: Die schönen Künste sind eine Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst."

In diesen Aufzeichnungen erkennen wir bereits auch den Keim zu der später in der Sammlung der philosophischen Schriften (1762) veröffentlichten „Rhapsodie oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen". Der letzte Teil, welcher von der Herrschaft über die Neigungen handelt, findet sich bereits vollkommen schematisiert vor. Für uns kommt nur der erste näher in Betracht, welcher mit Benutzung der Lessingschen Gedanken die Lehre von den vermischten Empfindungen neuerdings vornimmt und wesentlich modifiziert. Eine weitere Anregung entnahm Mendelssohn auch der „Philosophischen Untersuchung des Ursprunges unsrer Ideen vom Erhabenen und Schönen" von Burke, in dessen wertvolle Beobachtungen er einen richtigeren Zusammenhang zu bringen suchte. Er nimmt diesem Vorgänger gegenüber dieselbe Stellung ein, die er in der Anzeige der Burkeschen Abhandlung (Bibliothek der Wissenschaften) der deutschen Philosophie überhaupt gegenüber der englischen zuweist. „Die Theorie der menschlichen Empfindungen und Leidenschaften", so heißt es dort, „hat in den neueren Zeiten, da es mit den übrigen Teilen der Weltweisheit nicht mehr so recht fort will, die meisten Progressen gemacht. Unsere Nachbarn, und besonders die Engländer, gehen uns mit philosophischen Beobachtungen der Natur vor; wir folgen ihnen mit unsern Vernunftschlüssen auf dem Fuße nach; und wenn es so fort geht, daß unsere Nachbarn beobachten und wir erklären, so können wir hoffen, mit der Zeit eine vollständige Theorie der Empfindungen zu bekommen, deren Nutzen in den schönen Wissenschaften gewiß nicht gering sein wird. Nur muß sich der Weltweise von den am allerseltsamsten scheinenden Beobachtungen nicht abschrecken lassen und nicht an der Möglichkeit verzweifeln, sie aus philosophischen Gründen zu erklären."

Mendelssohn hat in der That in diesen Zusätzen zu den „Briefen" Lessingschen Gedanken bloß eine stärkere philosophische Begründung und Burkeschen Beobachtungen eine richtigere Erklärung gegeben. Noch in den „Briefen" hatte er sich der von Maupertuis übernommenen Erklärung

bedient: die angenehme Empfindung sei eine Vorstellung, die wir lieber haben als nicht haben wollen; die unangenehme dagegen eine Vorstellung, die wir lieber nicht haben als haben wollen. Seither war er durch Lessing auf andere Gedanken gebracht worden: dieser hatte ihm den Satz an die Hand gegeben, daß uns auch die unangenehmen Empfindungen als Empfindungen angenehm sind. Er weist deshalb die frühere Erklärung sogleich im Eingange als falsch zurück und äußert sich viel versöhnlicher über die in den Briefen bekämpfte Erklärung Du Bos', daß sich die Seele nur bewegt zu werden sehne, wenn auch von unangenehmen Vorstellungen: diesem Gedanken hatte ja Lessing nur einen philosophischeren Ausdruck gegeben. Er folgt aber sogleich den weiteren Ausführungen Lessings, wenn er in dem folgenden bei jeder Empfindung eine doppelte Beziehung der Vorstellung annimmt: eine auf das Objekt, die andere auf das Subjekt. Die Vorstellung des Unvollkommenen oder Bösen (d. h. die schmerzhafte Empfindung) sei aber nur in bezug auf das Objekt unvollkommen; dagegen in bezug auf das Subjekt (die Seele) ebenfalls angenehm, eine Realität, eine Vollkommenheit. Die Empfindung ist also in diesem Falle aus dem Mißfallen an dem Gegenstande und dem Wohlgefallen an der Vorstellung selbst vermischt: sie wird angenehm oder unangenehm sein, je nach dem Grade, in welchem das eine das andere überwiegt. Immer im Fortschritte mit Lessing wird nun hervorgehoben, daß das Angenehme auch dann verschwindet, wenn der Gegenstand uns zu nahe angeht oder wenn wir selbst der Gegenstand sind: denn dann hat die Vorstellung selbst nichts Angenehmes mehr für uns. Darauf beruht eben auch das Vergnügen an traurigen Schauspielen, darauf beruhen die Ergötzungen, welche empfindsame Gemüter an dem Grausen finden, wenn die Gegenstände nur gehörig in die Ferne gerückt sind (z. B. Erzählungen gräßlicher Vorgänge in vergangenen Zeiten oder an entlegenen Orten, Gespenstergeschichten). Darauf beruht die Nachahmung furcht- und schreckenerregender Gegenstände durch die Kunst: in welcher also immer das Bewußtsein, daß wir eine Nachahmung vor uns haben, die Stärke des objektiven Abscheues verlieren und das subjektive Gefallen an der Vorstellung selbst gleichsam heben muß. Wir dürfen also nie vergessen, daß wir eine Nachahmung und nicht Natur vor uns haben, wenn uns solche Gegenstände der Kunst gefallen sollen. Umgekehrt freilich „giebt es auch einen verzärtelten Geschmack, den auch die Nachahmung des Unangenehmen beleidigt, wenn der Ausdruck stark ist und das Objekt lebhaft schildert. Diesen zu befriedigen, müßte das Objektive zu sehr geschwächt, das heißt, die Täuschung selbst verhindert werden; wodurch das Schauspiel seinen Reiz verlieren und unschmackhaft werden würde. Die Kunst muß alle Kräfte des Genies aufbieten, die Nachahmung und die dadurch zu erhaltende Täuschung vollkommen zu machen und sie kann es sicher den zufälligen Umständen, der Auszierung, dem Orte, der Materie und tausend anderen, nicht unter dem Gebiete der Kunst stehenden Nebendingen, überlassen, der Seele die nötige Erinnerung zu geben, daß sie

Kunst und nicht Natur vor sich habe. Aus dieser Betrachtung lassen sich sowohl für den Dichter, als für den Schauspieler die Grenzen bestimmen, in wie weit sie der Natur ähnlich zu sein trachten müssen."

So wird auch Mendelssohn, immer im Schritthalten mit Lessing, von den vermischten Empfindungen auf die ästhetische Illusion geführt. Er führt die in dem ersten Entwurfe der „Rhapsodie" aufgezeichneten Gedanken nicht näher aus, offenbar weil er sie inzwischen in einem Aufsatze der Bibliothek der schönen Wissenschaften verwertet hatte, und betrachtet die vermischten Empfindungen im besonderen. Als die erste und hauptsächlichste derselben wird das Mitleiden betrachtet: eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenstande und aus der Unlust über dessen Unglück zusammengesetzt ist. In Übereinstimmung mit den „Briefen" und mit Lessing eifert Mendelssohn auch hier gegen die ungeschickte Trennung von Mitleiden und Schrecken bei den Kunstrichtern: der theatralische Schrecken sei auch ein Mitleiden, wie denn überhaupt die verschiedensten unangenehmen Empfindungen aus Mitleiden entstehen könnten, weil wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Person teilen müssen. In einer späteren Anmerkung giebt er wohl Lessings Auslegung des Aristoteles, welche Furcht an die Stelle von Schrecken setzte, nicht aber die Richtigkeit dieser Aristotelischen Ansicht zu: er hält strenge daran fest, worüber er mit Lessing seinerzeit überein gekommen war, daß die Tragödie keinen anderen Affekt in uns rege mache als Mitleiden; wie oft sei nicht der Bemitleidete in Umständen, in welche wir schlechterdings nie geraten könnten. Auch das Erhabene rechnet Mendelssohn zu den vermischten Empfindungen, ja für eingeschränkte Wesen sei überhaupt kein reines Vergnügen oder Mißvergnügen möglich — immer finden sich Merkmale an einem Gegenstande, welche Vergnügen erregen, und andere, die Mißvergnügen erregen. So sind auch Weinen und Lachen Ausdruck einer vermischten Empfindung, das eine nicht immer ein Kennzeichen des Glückes, wie das andere nicht immer ein Kennzeichen des Unglückes. Er schließt diese Erörterungen mit einem Ausfall gegen die falschen Glückseligkeitslehrer, welche alles Glück statt in die Vollkommenheit, welche das einzige höchste Gut sei, in die angenehme Empfindung setzen, und unterscheidet sich auch hierdurch wieder von den Popularphilosophen, deren Philosophie im wesentlichen Glückseligkeitslehre war.

Mendelsohns Lehre von den vermischten Empfindungen ist für die Nationallitteratur von hervorragender Bedeutung: Lessing in seiner Dramaturgie beruft sich wiederholt auf sie; und auch Schiller kann in den beiden Aufsätzen, in welchen er den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen untersucht, die Fortwirkung dieser Lehre nicht verleugnen.

Nur eine Anwendung der in den beiden früheren Schriften vorgetragenen Ideen auf die schönen Künste, in der Absicht, die Quelle des Vergnügens, das sie uns gewähren, zu entdecken, bildet ein folgender Aufsatz von hervorragender Wichtigkeit. Er ist zuerst unter dem Titel „Betrachtungen

über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" 1757, also vor dem Erscheinen der Rhapsodie, im 2. Stück der Bibliothek der schönen Wissenschaften erschienen, für den zweiten Druck in den philosophischen Schriften aber mit Rücksicht auf die vorhergehenden Aufsätze stellenweise erheblich geändert worden. Wieder sind die schönen Wissenschaften unserem Philosophen nur ein Mittel, mit der Natur der Seele genauer bekannt zu werden, und mit der Feststellung jeder Regel verspricht er sich eine Entdeckung in der Seelenlehre zu machen.

Über die Annahme, daß das Vergnügen an Gegenständen der Kunst bloß in der ästhetischen Illusion bestehe, war Mendelssohn, wie wir bereits wissen, mit Lessings Hilfe hinausgekommen. So weist er denn auch hier sogleich Eingangs den Grundsatz des Batteux zurück, welcher allen Grund des Vergnügens an Gegenständen der Kunst in der Nachahmung der Natur hatte finden wollen. Indem er hervorhebt, wie wenig diese Antwort den Weltweisen befriedigen könne, der die Frage nur aufwarf, um mit der Natur der Seele genauer bekannt zu werden; wie wenig hierdurch unsere Einsicht gefördert sei, da ja auch die Natur, ohne nachzuahmen, gefalle, formuliert er die Frage sogleich bestimmter folgendermaßen: was haben Schönheiten der Natur und der Kunst gemein und welche Beziehungen haben sie auf die menschliche Seele, daß sie gefallen?

Die Beantwortung dieser Fragen nimmt durch bekannte Mittelglieder ihren Weg. Es wird der Unterschied zwischen Schönheit und Vollkommenheit aus den „Briefen" wieder in Erinnerung gebracht. Es kehrt aus dem letzten Teile der „Rhapsodie" der Gedanke wieder, daß die verständliche Vollkommenheit, wenn sie Triebfedern des Begehrens in Bewegung setzen soll, sich in Schönheit verwandeln müsse. Alles was dem Sinne als eine Vollkommenheit vorgestellt werden kann, kann auch einen Gegenstand des Schönen abgeben. Und schließlich ist der Philosoph bei der Baumgartenschen Definition angelangt: das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften besteht in einem sinnlichen Ausdruck der Vollkommenheit; welche er in dem späteren Drucke etwas freier umschrieben hat: „Das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften besteht daher in einer künstlichen, sinnlich vollkommenen Vorstellung oder in einer durch die Kunst vorgestellten sinnlichen Vollkommenheit.

Und ganz in Übereinstimmung mit den beiden Momenten, welche Mendelssohn auf Lessings Anregung überhaupt bei jedem aus einer Nachahmung entstandenen Vergnügen unterschied, werden auch hier zwei Eigenschaften für die schönen Künste, insofern sie ein Vorbild aus der Natur zu Grunde liegen haben, unterschieden: 1. Sie müssen erstens als Abdruck des Vorbildes getreu sein d. h. sie müssen alle Teile desselben, sowie wir sie an ihm selbst vermittelst der Sinne wahrgenommen haben, abbilden. Das ist die Nachahmung. Schon als solche erregen die Gegenstände der Kunst in uns Vergnügen, weil wir die Übereinstimmung der Teile zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke, ein gewisses Vorbild darzustellen, also

eine Vollkommenheit wahrnehmen. 2. Hierzu kommt aber zweitens die Vollkommenheit des Künstlers, die wir wahrnehmen und von dessen Fähigkeiten die Werke seiner Kunst ein sichtbarer Abdruck sind.

Um die Abweichung der Kunst von der Natur zu erklären, werden gleichfalls die Gedanken über Vollkommenheit und Schönheit aus den „Briefen" wiederholt. Die Absicht der Natur ist die Vollkommenheit; Schönheit ist nur ein sehr geringer Teil in ihren Absichten, die sie oft größeren nachsetzen muß und die sich über einen für die menschlichen Sinne umfaßbaren Raum verteilen. Der menschliche Künstler dagegen hat die Schönheit zum einzigen Zweck; seine Aufgabe ist es, die Vollkommenheiten, die in die menschlichen Sinne fallen, in einem beschränkten Bezirke darzustellen. „Er wird also den idealischen Schönheiten näher kommen können, als die Natur in diesem oder jenem Theile gekommen ist, weil ihn keine höheren Absichten zu Abweichungen veranlassen. Was sie in verschiedenen Gegenständen zerstreut hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkte, bildet sich ein Ganzes daraus und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses begrenzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre. Nichts anderes als dieses bedeuten die gewöhnlichen Ausdrücke der Künstler: die Natur verschönern, die schöne Natur nachahmen u. s. w. Sie wollen einen gewissen Gegenstand so nachbilden, wie ihn Gott geschaffen haben würde, wenn die sinnliche Schönheit sein höchster Endzweck gewesen wäre und ihn also keine wichtigeren Endzwecke zu Abweichungen hätten veranlassen können. Dieses ist die vollkommenste idealische Schönheit, die in der Natur nirgends anders als im ganzen anzutreffen und in den Werken der Kunst vielleicht nie völlig zu erreichen ist."

Mendelssohn versucht weiter nach den Zeichen, vermittelst welcher ein Gegenstand ausgedrückt wird, eine Einteilung der schönen Künste und Wissenschaften. Je nachdem diese Zeichen natürliche (die Verbindung des Zeichens mit der bezeichneten Sache ist hier in den Eigenschaften der letzteren selbst begründet, wie wenn z. B. Leidenschaft durch die sie begleitenden Töne und Gebärden ausgedrückt sind) oder willkürliche (z. B. die artikulierten Töne der Sprache) sind: will er den Ausdruck schöne Künste oder aber schöne Wissenschaften angewendet wissen. Er handelt zuerst von den letzteren, d. h. von Poesie und Redekunst. Die Unterscheidung beider hatte er ursprünglich (in der Bibl. d. Wiss.) auf Grund einer mißverständlichen Auslegung der Baumgartenschen Definition der Poesie vorgenommen. Baumgarten sagt „poema est sensitiva oratio perfecta" und Mendelssohn, wie vor ihm J. A. Schlegel, nach ihm noch Herder, Manso und viele andere, verstand den Satz so, als ob Baumgarten gesagt hätte „oratio perfecte sensitiva". Er bezeichnet demnach die Poesie als vollkommen sinnliche Rede und unterscheidet von ihr die Redekunst als eine nur unvollkommen sinnliche Rede. Baumgarten hatte schon in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Metaphysik (1748) diese Verdrehung

abgelehnt und Mendelssohn, wohl darauf aufmerksam gemacht (denn schon im zweiten Stücke des zweiten Bandes der Bibliothek heißt es, das Wesen der schönen Künste bestehe in einem vollkommenen sinnlichen Ausdruck), unterscheidet in den philosophischen Schriften die beiden Künste durch ihren Hauptendzweck, welcher bei der Dichtung ist: durch eine „sinnlich vollkommene" (so heißt es jetzt) Rede zu gefallen, bei der Beredsamkeit aber: durch eine sinnlich vollkommene Rede zu überreden. Er handelt schließlich von den Mitteln, eine Rede sinnlich zu machen, wodurch unsere Erkenntnis anschauend werde, und weist den schönen Wissenschaften alle möglichen und wirklichen Dinge zur Darstellung durch willkürliche Zeichen an, sobald wir nur einen klaren Begriff von diesen Dingen haben.

Eingeschränkter nach dem Gegenstande sind dagegen die schönen Künste, welche sich der natürlichen Zeichen bedienen und, da für die übrigen Sinne noch keine schönen Künste bekannt seien, entweder aufs Gehör oder das Gesicht wirken: die Musik steht also in dieser Gliederung allen übrigen Künsten gegenüber. Aber Mendelssohn bringt noch einen weiteren Einteilungsgrund hinzu, welcher bereits an Lessings Laokoon erinnert: die mannigfaltigen Teile der Schönheit können entweder in der Folge auf einander (also successive) oder in der Folge nebeneinander (also coexistent) vorgestellt werden. Danach scheidet sich zunächst die Musik in Melodie und Harmonie; die übrigen Künste aber in Tanzkunst (successive) und in die jetzt sogenannten bildenden Künste (coexistent). Diese letzteren teilen sich wieder, je nachdem sie sich der Fläche oder der Körper bedienen, in Malerei auf der einen und in Bildhauer- und Baukunst auf der anderen Seite. Die Baukunst aber hat gegenüber der Malerei und Skulptur das Besondere für sich, daß sie noch andere Vollkommenheiten: die Bequemlichkeit und Festigkeit des Gebäudes, sowie die Vollkommenheiten des äußeren Zustandes des Bauherrn sinnlich ausdrückt. Es ergiebt sich also für Mendelssohns Einteilung der schönen Künste und Wissenschaften folgendes Schema:

Schöne Wissenschaften — Schöne Künste

Einteilungsgrund: willkürliche oder natürliche Zeichen

Einteilungsgrund: Zweck — Einteilungsgründe: die Sinne

Poesie — Beredsamkeit — Gehör: Musik — Gesicht: die übrigen Künste (außer Musik)

Einteilungsgr.: successive oder coexistent

Melodie — Harmonie — Tanzkunst — bildende Künste

Einteilungsgr: die Mittel: Flächen / Körper

Malerei — bildende Künste (außer Malerei)

Einteilungsgrund: Darstellung andrer Vollkommenheiten

Skulptur — Baukunst.

Aber die hier abgesteckten Grenzen der schönen Künste und Wissenschaften laufen öfter in einander: auch die schönen Künste bedienen sich oft der willkürlichen und umgekehrt die schönen Wissenschaften der natürlichen Zeichen; ja die Grenzen müssen vermöge der Regel von der zusammengesetzten Schönheit sogar in einander laufen. „Allein der Virtuos („Künstler" heißt es im ersten Drucke) muß diese Ausschweifung aus einem Gebiete in das andere mit großer Behutsamkeit zu behandeln wissen." Bei der Untersuchung, wie weit dem Maler und Bildhauer der Gebrauch der willkürlichen Zeichen frei stehe, gerät Mendelssohn auch auf die Allegorie, also in das Lieblingsgebiet Winckelmanns, der ein großer Verteidiger der allegorischen Malerei war. Er fordert von ihr, daß sie sowohl natürlich als anschauend sei, d. h. daß die Beschaffenheit des Zeichens in der Natur des Bezeichneten gegründet und diese Übereinstimmung auch sofort deutlich sei — eine Forderung, welche freilich so ziemlich mit dem übereinstimmt, was die obige Definition von den natürlichen Zeichen verlangt, und also zur Aufhebung der Einteilung führt.

Interessant ist auch noch der letzte Abschnitt des Aufsatzes, in welchem Mendelssohn die besonderen Regeln für die Verbindung zweier oder mehrerer Künste aus der Natur der zusammengesetzten Vollkommenheiten ableitet. Wie in einer solchen eine Hauptabsicht herrschen und die besonderen Absichten als Mittel zu derselben übereinstimmen müssen, so muß auch bei der Verbindung mehrerer Künste eine den Hauptzweck, die andern aber die Mittel zu diesem Zwecke bilden (Hauptkunst und Neben- oder Hilfskünste). Wo die besonderen Regeln der einzelnen Künste mit einander streiten, muß bei der Verbindung die kleinstmögliche Ausnahme von Seiten der Hilfskünste gemacht werden; es sei denn, daß die Verbindung überhaupt nicht möglich würde, ohne daß sie durch eine Ausnahme von ihren Regeln den Hilfskünsten Gelegenheit giebt, ihr Hilfe zu leisten und sie durch ihren Beitrag zu verschönern. So muß bei der Oper die Dichtkunst der Musik als der Hauptkunst weichen; der Musikus aber hat nur darauf zu sehen, daß er die Möglichkeit der Verbindung seiner Kunst mit der Poesie nicht aufhebe. Die Baukunst will Mendelssohn überhaupt nur als Nebenkunst gelten lassen und als die schwerste, fast unmögliche Verbindung bezeichnet er den Fall, wenn Künste, welche Schönheiten in der Folge neben einander darstellen, mit Künsten, welche Schönheiten in der Folge nacheinander darstellen, vereinigt werden sollen. Dieses Geheimnis habe sich fast die Natur allein vorbehalten. Nur bei der Musik mache die Verbindung von Melodie und Harmonie keine Schwierigkeiten: aus dem naheliegenden Grunde, weil die Harmonie nicht *im Raume* nebeneinander besteht . . . Hier tritt Mendelssohn, ohne das Bewußtsein, seine fruchtbare Materie erschöpft zu haben, und mit dem Bekenntnis, daß er in die Geheimnisse der Künste nicht eingeweiht genug sei, sich ohne Gefahr tiefer in ihr Heiligtum zu wagen, bescheiden zurück, indem er das Wort in dem zweiten Drucke an seinen Freund Lessing abtreten will: „Ich breche also

ab und erwarte, mit meinen Lesern zugleich, den Unterricht eines Weltweisen, der mit den Künsten vertraut genug sei, ihre Geheimnisse mit philosophischen Augen zu betrachten und der Welt, wie er längst versprochen, bekannt zu machen."

Eine Weiterentwickelung der in dem vorigen Aufsatze vorgetragenen Ideen ist auch der im 2. Stücke des zweiten Bandes der Bibliothek der Wissenschaften (1758) zuerst gedruckte Aufsatz: (Betrachtungen) über das Erhabene und das Naive in den schönen Wissenschaften. Durch Burkes oben zitierte Abhandlung, welche ihn auf die Schrift Longins vom Erhabenen wieder aufmerksam gemacht zu haben scheint, wurde Mendelssohn veranlaßt, die dort aufgehäuften Beobachtungen aus seinen Grundsätzen zu erklären und diese Erklärung für die schönen Wissenschaften (von den schönen Künsten sieht er in der ersten Fassung ganz ab, in der späteren berührt er sie nur gelegentlich) fruchtbar zu machen.

Der Übergang von dem vorigen zu diesem Aufsatze geschieht in der Bibliothek der Wissenschaften mit großer Leichtigkeit. Jede Eigenschaft eines Dinges, heißt es hier, werde erhaben genannt, wenn sie durch ihren außerordentlichen Grad der Vollkommenheit Bewunderung zu erregen fähig ist. Da das Wesen der schönen Künste aber nach dem vorigen Aufsatze in dem sinnlichen Ausdruck der Vollkommenheit bestehe, wird das Erhabene in den schönen Künsten in dem sinnlichen Ausdrucke einer solchen Vollkommenheit bestehen, die Bewunderung erregt.

Hier war also das Erhabene nur der Wirkung nach beschrieben worden. Anders in den philosophischen Schriften. Dort hatte, wie man sich erinnern wird, Mendelssohn die Lehre von den vermischten Empfindungen weiter ausgebildet und auch das Erhabene unter dieselben aufgenommen. Er hat jetzt nicht bloß an die Gedanken des vorigen Aufsatzes anzuknüpfen, sondern sich auch mit dem Inhalte der „Rhapsodie" auseinander zu setzen. Daher wird die Einleitung umgeändert. Wenn der Mensch (heißt es jetzt) mit seinen Sinnen den Umfang eines Gegenstandes nicht fassen kann, wenn er sich dem Sinnlichunermeßlichen gegenüber sieht, entsteht eine Empfindung vermischter Natur, die anfangs ein Schaudern und Schwindeln zur Folge hat und welche manchmal reizend, aber auch wieder beschwerlich ist. Nachahmung dieses Sinnlichunermeßlichen in der Kunst heißt das Große schlechtweg. Sowie es aber ein Unermeßliches der ausgedehnten Größe giebt, so giebt es auch ein Unermeßliches der unausgedehnten Größe, der Stärke. Hier ist die Empfindung von Seite des Gegenstandes unvermischt. Man nennt das intensiv Große, das Starke und das Starke in der Vollkommenheit das Erhabene. Ein jedes Ding, das dem Grade seiner Vollkommenheit nach unermeßlich ist oder scheint, wird erhaben genannt; und das Große ist also dasselbe für den äußeren Sinn, was das Erhabene für den inneren Sinn. In den schönen Künsten und Wissenschaften wird also die sinnlich vollkommene Vorstellung des Unermeßlichen groß, stark oder erhaben sein, je nachdem die

Größe eine Ausdehnung und Menge, oder einen Grad der Kraft oder insbesondere einen Grad der Vollkommenheit betrifft. Die zusammengesetzte Empfindung, welche das Erhabene hervorbringt, wird zu einer einzigen Erscheinung, die wir Bewunderung nennen. Und hier trifft Mendelssohn wieder mit dem Anfange der früheren Fassung zusammen, indem er sagt, seiner Wirkung nach beschrieben könnte man sagen, das Erhabene sei das sinnlich Vollkommene in der Kunst, das Bewunderung zu erregen im stande ist.

In der folgenden Entwickelung nimmt Mendelssohn auch hier eine zweifache Beziehung: auf das Objekt und auf das Subjekt, an und ganz entsprechend den beiden Momenten, welche bei dem Vergnügen an den Werken der Kunst überhaupt in Betracht kommen, kann auch die Bewunderung in der Kunst eine zweifache sein: 1. eine objektive, wenn der vorzustellende Gegenstand selbst bewunderungswürdige Eigenschaften besitzt und sich die Bewunderung also auf den Gegenstand stützt, 2. die subjektive, wo der Gegenstand an sich nicht außerordentlich ist, aber die Geschicklichkeit des Künstlers in der Hervorhebung seiner Eigenschaften die Bewunderung erregt, welche sich in diesem Falle also nicht auf Vorzüge des Gegenstandes, sondern der Kunst und des Künstlers gründet.

Als Gegenstand der objektiven Bewunderung sind Vollkommenheiten des äußeren Zustandes (Reichtum u. s. w.) nicht genügend, weil sie von zu geringem Werte sind. Auch Vollkommenheiten des Körpers können nur einen geringen Grad von Bewunderung erregen: den eigentlichen Gegenstand des Dichters bilden hier die Vollkommenheiten des Geistes. Sehr eingehend und feinsinnig handelt Mendelssohn in dem folgenden darüber, wie das Erhabene in den schönen Wissenschaften zum Ausdruck gebracht werden könne. Es wird ein naiv ungekünstelter Vortrag verlangt, weil uns die Bewunderung so gefangen nimmt, daß sich kein übermäßiger Schmuck des Ausdruckes damit verträgt. Eine Unterart dieses Erhabenen bildet das Erhabene in den Gesinnungen oder das Heroische, welches in solchen Vollkommenheiten der Begehrungskräfte besteht, welche Bewunderung erregen: hier wird im Entschlusse Kürze und Nachdruck (Beispiel das bekannte Corneillesche Soyons amis, Cinna!); bei der Überlegung jedoch, welcher Weg zu wählen sei, reichster Schmuck und das ganze Feuer der Beredsamkeit gefordert — als Beispiel des letzteren wird der berühmte Monolog des Hamlet in fünffüßigen Jamben übersetzt. Den allerungekünsteltsten Ausdruck fordert aber das Erhabene in den Leidenschaften: die Beispiele aus Voltaires Ödip, aus der französischen Tragödie und aus Gellert, welche Mendelssohn hier im ersten Drucke beigebracht hatte, ersetzt er erst in den späteren Ausgaben durch den Sophokleischen Ödipus, durch Citate aus Seneca und Shakespeares Macbeth. Dagegen wird als Beleg für das erhabene Stillschweigen, für die „stumme Beredsamkeit" schon in der Bibliothek neben Klopstock die Sophokleische Jokaste angeführt.

Zur Veranschaulichung des subjektiven Erhabenen in der Kunst führt

unser Philosoph wenig zutreffend das Bild des Gottesleugners aus dem vierten Gesange der Messiade, eine Stelle aus Demosthenes, in den späteren Redaktionen auch Stellen aus dem zweiten Monologe des Hamlet und die bekannte Stelle mit der Flöte an: wir sehen, daß die beliebte Unterscheidung, an den Beispielen erprobt, nicht an Prägnanz gewinnt. In bezug auf den Ausdruck wird hier die entgegengesetzte Forderung wie bei dem objektiven-Erhabenen aufgestellt. Unsere Bewunderung des Künstlers kann sich nicht auf seinen Fleiß und seine Sorgfalt, sondern sie kann sich nur auf sein Genie beziehen. Er darf uns deshalb hier seine ganze Kunst zeigen, und in Gedanken und Ausdruck sich jede Schönheit zu nutze machen. Und wie in der vorigen Abhandlung die Verbindung der einzelnen Künste am Schlusse in Betracht gezogen worden war, so wird hier die Verbindung der beiden Arten des Erhabenen kurz berührt.

Nach dem Erhabenen behandelt Mendelssohn das Naive, wofür er kein entsprechendes deutsches Wort findet. Die charakteristischen Merkmale desselben sind für ihn Einfalt; aber Einfalt, hinter welcher sich ein schöner Gedanke, eine wichtige Wahrheit ꝛc. verbirgt. Seine Definition, welche er aus Hagedorn, später auch aus Lessings Minna von Barnhelm erhärtet, lautet folgendermaßen: „Wenn ein Gegenstand edel, schön, oder mit seinen wichtigen Folgen gedacht und durch ein einfältiges Zeichen angedeutet wird, so heißt die Bezeichnung naiv.“ Wie wenig scharf hier Mendelssohn den Begriff abgegrenzt hat, ergiebt sich schon daraus, daß er sogar die Satire, welche sich einfältig stellt, um den Spott beißender zu machen, als naiv bezeichnet. In einem späteren Zusatze hat er auch den Ausdruck des Naiven in der Gesichtsbildung und in der Grazie (die er übereinstimmend mit Lessing und Schiller als Schönheit in der Bewegung definiert) kurz berührt . . . Aber er muß seine Erklärung des Naiven überhaupt weiter ausdehnen: wir finden Naives, wo der, welcher derartiges sagt, selbst nicht mehr denkt als die Worte mit sich führen (also bloß einfältig *scheint*), die Zuhörer aber durch andere Umstände in den Stand gesetzt werden, mehr zu denken. Diese mit Beispielen aus Gellert und später auch aus Weisses „Romeo und Julie“ belegte Beobachtung führt ihn auf folgenden allgemeinen Satz: „Wenn durch ein einfältiges Zeichen eine bezeichnete Sache verstanden wird, die selbst wichtig ist oder von wichtigen Folgen sein kann, so heißt das Zeichen naiv“, gleichviel ob der Redende sich dieser Wichtigkeit bewußt ist oder nicht. Bei dem Naiven bedient sich also der Dichter eines Zeichens, das kleiner ist als das der bezeichneten Sache entsprechende, durch welches aber die bezeichnete Sache anschaulicher vorgestellt und lebhafter empfunden wird. Es entsteht eine vollkommene und, wenn sie uns eine Menge von Merkmalen zugleich wahrnehmen läßt, eine sinnlich-vollkommene Erkenntnis, die also der Definition der schönen Künste völlig entspricht. Nur muß sich aus den Umständen, Gemütsbeschaffenheiten und Charakteren der handelnden Personen der Grund angeben lassen, warum sich der Dichter

der kleineren Zeichen bedienen darf; Mendelssohn führt fünf solcher Fälle auf: das objektiv Erhabene (s. oben), die Schäfergedichte, die Reden der Kinder (Arabella in Miß Sara Sampson wird zitiert), Lob- und Spottgedichte, Lustspiele und komische Schriften überhaupt. Die verschiedenen Wirkungen, welche das Naive auf den Menschen ausübt, will Mendelssohn in der Bibliothek auf ein andere Gelegenheit, bei welcher er überhaupt seine Gedanken von dem Lächerlichen eröffnen werde, versparen: aber nur wenige Bemerkungen hierüber sind in den philosophischen Schriften hinzugetreten.

Die beiden folgenden Schriften Mendelssohns stehen mit der Litteratur nur entfernt in Rapport und dürfen hier mit wenig Worten übergangen werden. Der Mathematiker und Wolffianer tritt ganz in den Vordergrund. Es handelt sich um die logische Frage der Evidenz und Wahrscheinlichkeit. Nach Wolffs Logik ist ein Satz evident, wenn uns alle Wahrheitsgründe desselben bekannt sind; wahrscheinlich, wenn uns nur einige derselben bekannt sind. Evidenz herrscht in der reinen Mathematik und in der Logik selbst, Wahrscheinlichkeit in einigen Sätzen der Metaphysik und in der theoretischen Sittenlehre. Leibniz hatte den Wunsch nach einer „Vernunftkunst des Wahrscheinlichen" ausgesprochen. Mendelssohn traut sich weder mathematische Einsicht noch Erfindungskraft genug zu, dieses schwere Werk zu unternehmen; aber im Anschlusse an die großen Entdeckungen, welche in dem letzten Jahrhundert die Mathematiker auf dem Felde des Wahrscheinlichen gemacht hatten, geriet er auf einige allgemeine Gedanken, welche wenigstens zu fernerem Nachdenken Anlaß geben sollten. So entstand der Aufsatz „Über die Wahrscheinlichkeit" (zuerst in den philosophischen Schriften 1762), in welchem unser Philosoph überall die Definitionen der Wolffischen Logik zu Grunde legt, ja in welchem er es überhaupt als seine vornehmste Absicht bezeichnet, denen, die an den Vorzügen eines systematischen Kopfes zweifeln, ein Exempel von der ungemeinen Fruchtbarkeit der Wolffischen Definitionen vorzulegen. Das Seitenstück dazu bildet die „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften", mit welcher Mendelssohn den von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1763 ausgesetzten Preis gegen seinen Mitbewerber Abbt gewann. Es war immer das Bestreben der Leibniz-Wolffischen Philosophie gewesen, den Sätzen der Metaphysik die Evidenz der mathematischen zu geben, und die Preisfrage, ob die metaphysischen Wahrheiten überhaupt einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen, war daher völlig zeitgemäß. Mendelssohn giebt der Sache eine neue Wendung, indem er zur Evidenz der Wahrheit außer der Gewißheit auch noch die Faßlichkeit für notwendig erklärt, d. h. die Eigenschaft, daß ein jeder, der den Beweis nur einmal begriffen hat, sogleich auch von der Wahrheit überzeugt ist. Er behauptet nun, daß die metaphysischen Wahrheiten zwar derselben Gewißheit, aber nicht derselben Faßlichkeit fähig sind als die geometrischen Wahrheiten. Der Nachweis wird geführt, indem unser Philosoph die

Natur der mathematischen und metaphysischen Wahrheiten zuerst jede besonders untersucht und sie sodann miteinander vergleicht. Von den metaphysischen Wahrheiten aber werden wieder die Metaphysik im engeren Sinne, die natürliche Gottesgelehrtheit und die Sittenlehre in Betracht gezogen. In dem dritten Abschnitte, welcher von der Evidenz in den Anfangsgründen der natürlichen Gottesgelehrtheit handelt, kommt Mendelssohn, ohne sich „vor einer Gesellschaft von wahren Weltweisen" auf eine Darstellung aller Beweisarten einzulassen, mit welcher wir das Dasein Gottes und seiner Eigenschaften aus der Vernunft erkennen, auf einige allgemeine Betrachtungen über dieselben. Diese Darstellung hat er bald darauf vor einem größeren Publikum gegeben: hier werden wir zu Mendelssohns Hauptwerk, dem Phädon, weitergeführt.

Sich mit den Beweisen über die Unsterblichkeit der Seele näher einzulassen, das lag mitten auf dem Wege, welchen Mendelssohn als Philosoph wandelte. Die Unterscheidung zwischen Vollkommenheit und Schönheit, von welchen die eine dem Schöpfer, die andere dem Menschen eignet; die Annahme höherer Zwecke, welche dem Menschen hier nicht deutlich, sondern nur in der Ahnung faßbar sein sollten — führte notwendig über dieses Leben hinaus in ein zukünftiges. Man kann ganz ähnliche Ideen in Schillers Gedicht „An die Künstler" in gleichem Sinne verwendet finden. Die über dieses Thema schon vor einigen Jahren angefangene und bei Seite gelegte Arbeit wieder vorzunehmen, wurde Mendelssohn später durch seinen Freund Abbt veranlaßt. Mit diesem setzte er sich damals in einem Briefwechsel, der in die Litteraturbriefe aufgenommen wurde, über Spaldings „Bestimmung des Menschen" auseinander; und einer Abrede gemäß sollte Mendelssohn drei Gespräche ausarbeiten, welche als Grundlage für ihren ferneren Briefwechsel alle die Lehrsätze zusammenfassen sollten, in welchen sie übereingekommen waren. So erschien, leider erst nach Abbts Tode, Mendelssohns „Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen" (zuerst 1767), welcher in den drei ersten Jahren sogleich drei Auflagen erlebte und den Ruhm seines Verfassers weit über die deutsche Welt hinaustrug.

Es ist eine höchst seltsame Operation, welche Mendelssohn hier mit dem gleichnamigen Dialog Platos vornimmt. Er reißt zunächst den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, der nur einen Teil desselben ausmacht, aus dem Zusammenhange der platonischen Philosophie heraus und muß ihn so freilich metaphysisch unzulänglich finden. Er will ein Mittelding zwischen Übersetzung und eigner Ausarbeitung liefern; seine Absicht ist nicht, die Gründe vorzuzeigen, die der griechische Weltweise zu seiner Zeit gehabt, die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, sondern was ein Mann wie Sokrates, der seinen Glauben gern auf Vernunft gründet, in unsern Tagen, nach den Bemühungen so vieler großen Köpfe, für Gründe finden würde, seine Seele für unsterblich zu halten. Moses denkt hoch von der Spekulation des aufgeklärten Zeitalters und von seinem Jahr-

hundert; in einem Anhang zur dritten Auflage läßt er sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Noch hat zwar die Philosophie ihren hellen Mittag nicht erreicht, in welchem sie vielleicht unsere Enkel dereinst erblicken werden; allein man müßte auf die Vernunft seiner Zeitgenossen sehr neidisch sein, wenn man den Neuern nicht in Absicht auf die Philosophie große Vorzüge einräumen wollte. Ich habe niemals den Plato mit den Neuern, und beide mit den düstern Köpfen der mittleren Zeiten vergleichen können, ohne der Vorsehung zu danken, daß sie mich in diesen glücklicheren Tagen hat geboren werden lassen." So scheut er sich nicht, dem Platonischen Sokrates den Mantel der neueren Weltweisheit umzuhängen, in der Meinung, daß ihm dieser so unschicklich nicht lassen werde. Durch welche Gründe, so dachte er, würde ein Sokrates in unsern Tagen sich und seinen Freunden die Unsterblichkeit beweisen können? Und er wies zugleich auch die konfessionellen Bedenken zurück, indem er zur Antwort gab: „Ein Freund der Vernunft, wie er war, würde er gewiß von andern Weltweisen mit Dank angenommen haben, was in ihrer Lehre und Vernunft gegründet ist, sie möchten übrigens einem Lande, oder einer Religionspartei zugehören, welcher sie wollten."

Nach dem Beispiele des Platonischen Dialoges läßt also auch Mendelssohn den Sokrates in seinen letzten Stunden die Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele seinen Schülern vortragen. Er macht sich eingestandenermaßen die Einkleidung, Anordnung und Beredsamkeit seines Vorbildes zunutze und sucht, wie er in der Vorrede des näheren entwickelt, nur die metaphysischen Beweise den „helleren Begriffen" seines Zeitalters anzupassen. In dem ersten Gespräche hält er sich noch ganz nahe an sein Muster. Nur in dem Eingange, der sich echt Mendelssohnisch über den Selbstmord des weiteren ausläßt, konnte der junge Goethe, welcher eine Vergleichung mit dem Original anstellte, die erste Abweichung Mendelssohns konstatieren. Verschiedene der Platonischen Beweisgründe schienen nur einer geringen Veränderung oder näheren Entwicklung zu bedürfen, um die Überzeugungskraft zu erlangen, welche nach der Meinung unseres Philosophen eine neuere Lehre in dem Gespräche des Plato vermissen konnte. Ausdrücklich weist er noch später den ihm von einem Kritiker (Garve in der Neuen Bibliothek der Wissenschaften?) gemachten Vorwurf zurück, daß er auch hier trotz des behaupteten engeren Anschlusses an Plato Sätze aus der engeren philosophischen Schule, welcher er angehöre, aus Wolff und Baumgarten voraussetze, welche nicht jeder zugeben werde: ausdrücklich sucht er diesem Vorwurf gegenüber darzuthun, wie sehr die von ihm gemachten Voraussetzungen im Sinne und Geiste Platos seien. Auch die lange Deklamation wider den menschlichen Körper und seine Bedürfnisse, welche Mendelssohn, obwohl sie ihm mehr im Geiste des Pythagoras als des Sokrates geschrieben schien, der siegenden Beredsamkeit des Plato zu gefallen beibehielt, mußte „nach unseren besseren Begriffen von dem Werte dieses göttlichen Geschöpfes" gemildert werden und werde auch so noch

den Ohren manches jetzigen Lesers fremd klingen. Weiterhin aber verläßt er seinen Führer mehr und mehr. Platos Beweise für die Immaterialität der Seele schienen den Neueren seicht und grillenhaft, wobei nicht entschieden werden sollte: ob aus besserer philosophischer Einsicht oder aus ungenügender Kenntnis der philosophischen Sprache der Alten. Er führt deshalb im zweiten Gespräche den Beweis, daß die Materie nicht denken könne, dem er noch später eine eigene „Abhandlung" (von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele) gewidmet hat, auf eine Weise, welche die neueren Philosophen von Schülern Platos übernommen hätten und welche am bequemsten nach der Sokratischen Methode vorzutragen war: die meisten Anhaltepunkte dafür fand er bei Plotin. In dem dritten Gespräche, in welchem auch die Sokratische Lehrmethode, das Aufsuchen der Wahrheit durch abwechselnde Fragen und Antworten fast aufgegeben wird und sich die Rhetorik der Popularphilosophie des vorigen Jahrhunderts fast ungerufen und allerdings in ihrer glanzvollsten Ausbildung einstellt — im dritten Gespräche verläßt Mendelssohn sein antikes Vorbild endlich ganz und läßt seinen Sokrates fast wie einen Weltweisen aus dem 17. oder 18. Jahrhundert reden. Hier verleugnet sich der Anhänger der Leibniz-Wolffischen Schule ebensowenig als der eklektische Philosoph, welcher Mendelssohn mit Absicht und Bewußtsein zeitlebens gewesen ist. Er bekennt sich in dem schon einmal zitierten Anhang ausdrücklich als solchen: „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eignes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines Worts festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sektirerei schreckt mich nicht ab, von andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde. Ich gestehe es, der Sektiergeist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber er kann, meines Erachtens, von Liebe zur Wahrheit eher im Zaume gehalten werden, als die Neuerungssucht." So entlehnt Mendelssohn die meisten Gründe dieses dritten Gespräches der Metaphysik von Baumgarten und den „vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" von Lessings Wolfenbütteler Unbekanntem (Reimarus). Auch auf eigenen Füßen steht er wiederholt und er verweist den Leser in dieser Hinsicht besonders auf die Gründe, welche von der Harmonie der moralischen Wahrheiten, insbesondere von dem System unserer Rechte und Obliegenheiten für die Unsterblichkeit der Seele hergeholt worden. Als moralisches Wesen, heißt es, hat unsere Seele ein System von (staatlichen, gesellschaftlichen u. s. w.) Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widersprüchen sein würde, wenn sie auf dem Wege der Vollkommenheiten gehemmt und zurückgestoßen werden sollten. Gegen Garves Einwendungen hat Mendelssohn in dem

Anhange zur dritten Auflage diese Beweisgründe aufrecht zu erhalten gesucht.

Seinen Gesprächen hat Mendelssohn eine historische Darstellung vom „Leben und Charakter des Sokrates" vorausgeschickt, in welcher er sich an Coopers Life of Socrates (London 1750) anschließt, aber auch die Quellen selbst zu Rate zieht. Sie ist für uns besonders deshalb von Interesse, weil sie erkennen läßt, wie sich die Aufklärung im Anschlusse an Mendelssohn und wie anders sich die Periode des Sturmes und Dranges im Anschlusse an Hamann die Idealfigur des Sokrates ausbildete. Der junge Goethe, welcher sich auf Hamanns Anregung mit dem Plane eines Drama „Sokrates" trug, hat deshalb nicht unterlassen, in seinen Ephemeriden eine genaue Vergleichung des Mendelssohnschen Phädon mit dem Platonischen anzustellen. Schon die Sokratische Lehrmethode erfuhr von den beiden Richtungen eine ganz verschiedene Beurteilung. Die Aufklärung sah in seinem Streben, durch die einfältigsten Kinderfragen zur Wahrheit zu führen, einen Ausfluß des gesunden Menschenverstandes, der Sturm und Drang eine höhere Kundgebung des Genies. Mendelssohn erklärt das von Sokrates so oft wiederholte Wort „nichts weiß ich" aus Bescheidenheit; Hamann erkennt darin einen Strahl höherer Weisheit, welcher den sensus communis verachtet. Hamann und seine Schule erging sich, wie an einer andern Stelle dieser Sammlung eingehend erörtert wurde, in dem Preise des Sokratischen „Genius"; die Stelle, welche hierüber bei Mendelssohn handelt und in welcher derselbe als eine in den unaufgeklärten Zeiten verzeihliche Schwachheit und als ein abergläubisches Vorurteil ausgelegt wird, darf des Kontrastes halber hier nicht fehlen: „Über den Genius, den er zu besitzen vorgab, und der ihn, wie er sagte, allezeit abhielt, wenn er etwas Schädliches unternehmen wollte, sind die Meinungen der Gelehrten geteilt. Einige glauben, Sokrates habe sich hierin eine kleine Erdichtung erlaubt, um bei dem abergläubischen Volke Gehör zu finden; allein dieses scheint mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit zu streiten. Andere verstehen unter diesem Genius ein geschärftes Gefühl vom Guten und Bösen, eine durch Nachdenken, durch lange Erfahrung und anhaltende Übung zum Instinkt gewordene moralische Beurteilungskunst, vermöge welcher er jede freie Handlung nach ihren mutmaßlichen Folgen und Wirkungen prüfen und beurteilen konnte, ohne sich selbst von seinem Urteile Rechenschaft geben zu können. Man findet aber beim Xenophon sowohl als Plato verschiedene Vorfälle, wo dieser Geist dem Sokrates Dinge vorher gesagt haben soll, die sich aus keiner natürlichen Kraft der Seele erklären lassen. Vielleicht sind diese von seinen Schülern aus guter Meinung hinzugesetzt worden; vielleicht auch hatte Sokrates, der, wie wir gesehen, zu Entzückungen aufgelegt war, selbst Schwachheit oder schwärmende Einbildungskraft genug, dieses lebhafte moralische Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen vertraulichen Geist umzuschaffen und ihm hernach auch diejenigen Ahnungen

zuzuschreiben, die aus ganz andern Quellen entspringen. Muß denn ein vortrefflicher Mann notwendig von allen Schwachheiten und Vorurteilen frei sein? In unsern Tagen ist es kein Verdienst mehr, Geistereingebungen zu verspotten. Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine Anstrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führen konnte, wie bereits oben erinnert worden." Einseitig vom Standpunkte der Aufklärung und nach der damaligen (erst von den Romantikern beseitigten) beschränkten Einsicht gefällt ist auch das Urteil über Aristophanes als Gegner des Sokrates: er wurde, „wie man zu glauben Ursache hat", von den Feinden des Weltweisen gemietet, um ihn durch ein „Possenspiel, das man damals Komödie nannte", verhaßt und lächerlich zu machen; „diese Fratze führte den Namen: die Wolken; das Stück hat sich, zur Ehre des verfolgten Weltweisen, bis auf unsere Zeiten erhalten; man kann sich kaum etwas Ungezogeneres denken." Sehr charakteristisch ist auch die Art, wie Mendelssohn die Philosophie des Sokrates beurteilt. Mit Berufung auf die bekannten Worte des Cicero, daß Sokrates der erste gewesen sei, welcher die Philosophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführt und sie über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genötigt hat, charakterisiert Mendelssohn die Philosophie des Sokrates mit Worten, welche man ebensogut auf seine eigene beziehen könnte: „Sokrates legte sich anfangs mit vielem Fleiße auf die Naturlehre, die zur damaligen Zeit sehr im Schwunge war. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit sei, die Weisheit von der Betrachtung der Natur auf die Betrachtung des Menschen zurückzuführen. Dieses ist der Weg, den die Weltweisheit allezeit nehmen sollte. Sie muß mit Untersuchung der äußerlichen Gegenstände anfangen, aber bei jedem Schritte, den sie thut, einen Blick auf den Menschen zurückwerfen, auf dessen wahre Glückseligkeit alle ihre Bemühungen abzielen sollten. Wenn die Bewegung der Planeten, die Beschaffenheit der himmlischen Körper, die Natur der Elementen ꝛc. nicht wenigstens mittelbar einen Einfluß in unsere Glückseligkeit haben: so ist der Mensch gar nicht bestimmt, sie zu untersuchen." Wir wissen, wie Mendelssohn in seiner Lehre von den Empfindungen und in seinen ästhetischen Aufsätzen überall denselben Weg einschlug und neben dem objektiven Moment ein subjektives, im Innern des Menschen liegendes geltend machte. Auch die Kontrastierung des Xenophon, der alle Spitzfindigkeiten der Dialektik vermieden habe und seinen Sokrates nur dem gesunden und ungekünstelten Menschenverstande folgen lasse, mit Plato, der den seinigen durch alle Krümmungen und Irrgänge der Dialektik führe und ihn in Untersuchungen untertauchen lasse, die weit über die Sphäre des gemeinen Menschenverstandes hinaus liegen, ist von Interesse, weil Mendelssohn gewissermaßen zu seiner Entschuldigung hinzufügt: man dürfe nicht vergessen, daß er in dem vorliegenden Falle dem Plato und nicht dem Xenophon nachahme.

Bald nach dem Erscheinen des „Phädon" schlug Mendelssohns Schriftstellerei auf Grund eines äußeren Anstoßes eine andere Richtung ein, welche von unsern Zwecken weiter abliegt und daher nur flüchtig in Betrachtung gezogen werden kann. Mit der Vorsicht, welche dem Juden zur Pflicht gemacht war, hatte Mendelssohn in allen seinen bisherigen Schriften konfessionelle Dinge und Religionsstreitigkeiten vermieden. Mit seinem Liebling Sokrates ließ er die theoretischen Vorurteile und Glaubensmeinungen unangefochten und bekämpfte nur solche, welche der Glückseligkeit des Menschengeschlechtes unmittelbar zuwider waren. Jetzt sah er sich plötzlich auf unzarte Weise aus diesem konfessionellen Frieden herausgerissen: Lavater war der Saladin, welcher ihm das Rätsel von den drei Ringen zur Lösung aufgab. Dieser widmete im Jahre 1769 dem Verfasser des „Phädon", welchen er einige Zeit früher in Berlin persönlich kennen gelernt hatte, seine Übersetzung von Bonnets Untersuchung der Beweise für das Christentum und richtete dabei an Mendelssohn die feierliche Aufforderung: „diese Schrift zu widerlegen, wofern er die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christentums unterstützt sind, nicht richtig finde; dafern er aber dieselben richtig finde, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit ihn thun hießen, — was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte", d. i. die Religion seiner Väter zu verlassen und sich zum Christentume, das Bonnet verteidigte, zu bekennen. Einen so unzarten Eingriff in seine Gewissensfreiheit wies Mendelssohn noch in demselben Jahre in einem öffentlichen „Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater in Zürich" (gezeichnet vom 12. Dezember 1769) zugleich mit Würde und mit Milde zurück. Was, fragt er, sollte ihn abhalten, sich zu einer andern Religion zu bekennen, welche ihm größere Vorteile verschaffe, als daß er von der Wahrheit der seinigen überzeugt sei? Er fühlt, daß es jetzt an der Zeit sei, seine Gesinnungen öffentlich und deutlich zu bekennen, damit niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständnis halten möge. Er leistet vor demselben Gott der Wahrheit, bei dem ihn Lavater in seiner Zuschrift beschworen hatte, den feierlichen Schwur, daß er bei seinen Grundsätzen bleiben werde, so lange seine ganze Seele nicht eine andere Natur annehme. Auf die angebotene Widerlegung Bonnets läßt er sich nicht ein, bemerkt aber am Schlusse mit feiner Ironie, daß er dessen Beweise nicht für unwiderleglich und nicht für originell halte, wenn sich Lavater wirklich in die Gedanken eines solchen, der die Überzeugung nicht schon mitbringe, sondern erst in Bonnets Beweisgründen suchen wolle, versetzen könne und demnach glaube, daß ein Sokrates selbst dieselben für unwiderleglich finden müsse, so sei sicher einer von ihnen beiden, Lavater oder Mendelssohn, ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt der Vorurteile und der Erziehung selbst über solche, welche mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit suchen. Der Übereilung Lavaters folgte, als seine Freunde ihm

das Ungebührliche seines Vorgehens deutlich herausfagten, die Reue auf dem Fuße nach. In privaten Briefen suchte er zuerst Mendelssohn zu begütigen, dann schickte er eine für die Öffentlichkeit bestimmte „Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin von Johann Caspar Lavater" im Manuskript an seinen verehrten Gegner, welche nebst einer „Nacherinnerung von Moses Mendelssohn" (1770) im Druck erschien. Lavater nimmt hier seine unbedingte Aufforderung, als eine Sache, zu welcher er nicht hinlänglich berechtigt gewesen sei, zurück und bittet Moses vor dem ganzen Publikum aufrichtig: „Verzeihen Sie mir das Allzudringende, das Fehlerhafte in meiner Zuschrift." Er bittet ihn vielmehr in einer freundschaftlichen Privatkorrespondenz ihm auseinanderzusetzen, was Bonnet gegen die Logik verstoßen habe. Lessing war empört, daß sich Mendelssohn durch dieses „verräterische Streicheln nach dem hämischen Schlage" so schnell wieder begütigen ließ. Unter ausdrücklicher Anerkennung der Lavaterschen Herzensgüte nimmt dieser in der „Nacherinnerung" die Versöhnung an. Ja, er sieht sich noch auf die Seite des Unrechtes gebracht, indem er die über Bonnet gethanen Äußerungen wieder zurücknehmen muß. Indem er den Verfasser des Buches, einen Landsmann Lavaters, mit diesem für einverstanden hielt, hatte er ihn in seinem Antwortschreiben etwas unbillig angelassen. Ein berichtigender Brief Bonnets, der sich von der Lavaterschen Aufforderung ganz lossagte, machte Mendelssohn sein Unrecht klar und er kann die angethane Beleidigung nicht schnell genug wieder gut machen: er bittet in einem Privatbriefe inständigst um Verzeihung, ergreift die dargebotene Freundschaft mit Enthusiasmus und modifiziert das über Bonnet gefällte Urteil in der „Nacherinnerung" dahin, daß er dessen Buch bloß zur Überzeugung und Bekehrung Andersgläubiger, nicht aber schlechthin auch für die Gläubigen untauglich gefunden habe. Bald darauf freilich mußte Mendelssohn aus einer neuen Auflage der Bonnetschen Palingenesie ersehen, daß ihn der Verfasser nur zum Stichblatt weiterer und recht perfider Angriffe ersehen habe, und nun brachte auch Mendelssohn seine „Betrachtungen über Bonnets Palingenesie" zu Papier, welche aber, so viel ich sehe, damals Manuskript geblieben sind. Auch mit Lavater war die Sache nicht sogleich beigelegt: denn unglücklicher Weise brachte bald darauf die Jenaische Zeitung, übrigens ohne Lavaters Wissen, einige Stellen aus dessen Reisetagebuch, in welcher wieder von der Begegnung mit Mendelssohn die Rede war und durch welche dieser neuerdings verletzt wurde. Daneben aber eiferte auch eine ganze Schar kleiner Leute gegen den jüdischen Philosophen los: ein Doctor juris Kölbele aus Frankfurt am Main hatte ihn schon längst zum Zielpunkte hämischer Angriffe in Romanen und Flugschriften gewählt und lange vor Lavater seinen Übertritt zum Christentum gefordert; ein Pastor Hesse zeichnete sich in diesem Chorus gleichfalls aus u. s. w. Dazu kamen die Orthodoxen unter den Juden, welche in Mendelssohn einen Deisten und Unreinen sahen und sich über die Verfolgung ihres verhaßten Glau-

bensbruders offen freuten. . . . Mendelssohns schwacher Körper ertrug derlei Aufregungen nicht mehr. Er fiel in eine schwere Krankheit, welche ihn viele Jahre zu anstrengender geistiger Arbeit und zur Schriftstellerei völlig unfähig machte. In den Jahren 1771—1778 war Mendelssohn für die Litteratur ganz verloren.

Überhaupt aber schloß er sich von da ab mit seiner Schriftstellerei inniger und getreuer als je an seine Glaubensgenossen an, gerade da man bemüht war, ihn von denselben zu trennen. Hatte er früher in seinen Schriften immer nur diejenigen Wahrheiten zur Rede gebracht, in welchen die Bekenner aller Konfessionen übereinkamen: so wandte er sich mit seinen späteren Schriften, welche auch zum größeren Teile in hebräischer Sprache abgefaßt oder mit hebräischen Lettern gedruckt wurden, direkt an die Juden, welche er aus ihrer schroffen Absonderung herausreißen und den Christen und Deutschen durch Hebung der Bildung näher zu bringen suchte. Nicht bloß in seiner öffentlichen Thätigkeit bekannte sich jetzt Mendelssohn deutlich und entschieden zu seinem Volke: auch in seinem Hause hielt er nach wie vor an der strengen Beobachtung der jüdischen Zeremonialgesetze fest. Er hat den Juden zum größten Teile die bessere soziale Stellung erkämpft, deren sie sich bald darauf in solchem Maße erfreuten, daß die jüdischen Zirkel zu den angesehensten und gesuchtesten gehörten; ja, Dorothea Veit, die Tochter Mendelssohns, stand neben Henriette Herz als die bedeutendste der jüdischen Frauen da, welche in diesen Zirkeln den Ton angaben. In seinem Hause war ein eigener Tag für den Unterricht jüdischer Jünglinge bestimmt, während sich sonst Männer aller Konfessionen, Freigeister und Deisten in demselben auf dem Boden gegenseitiger Toleranz zusammenfanden. Mendelssohn war sicher und fest in sich selbst: er war Jude aus Überzeugung und lächelte über diejenigen, welche sein Glaubensbekenntnis für bloße Klugheit hielten, weil er doch zu „aufgeklärt" sei, um die Sache ernst zu nehmen. Aber auf seine Familie wirkten die Einflüsse des aufklärerischen Berlin mächtiger als das Beispiel des weisen Vaters und es ist kein Zufall, daß zwei seiner Töchter, Dorothea und Henriette, nach mannigfachen Schwankungen im Katholizismus Ruhe fanden.

Schon im Jahre 1761 war von Mendelssohn, damals freilich noch unter fremdem Namen, eine Logik in hebräischer Sprache erschienen, welche mehrere Auflagen erlebte: auch hier zeigt sich der eklektische Standpunkt unseres Philosophen, wenn er die zu Grunde gelegte Logik des Maimonides durch Beimischung einiger Lehrsätze von Wolff bestimmter und klarer zu machen sucht. Ein Jahr nach dem Streite mit Lavater gab Mendelssohn darauf unter seinem eigenen Namen einen in hebräischer Sprache verfaßten Kommentar des Predigers Salomonis zum Nutzen jüdischer Studierender heraus. Die lange Pause, welche im Anfange der siebziger Jahre einen Abschnitt in Mendelssohns Schriftstellerei bildet, wurde 1778 durch die Herausgabe der Ritualgesetze der Ju-

den, welche er im Auftrage der Regierung übernahm, unterbrochen. Auch als Übersetzer der heiligen Schriften trat Mendelssohn bald in die Öffentlichkeit. In den Jahren 1770 bis 1778, in welchen ihm alles tiefe Denken untersagt war, trug er mit Vorliebe einen oder den andern Psalm mit sich herum, welchen er sich zu übersetzen bemühte: daraus entstand die Übersetzung der Psalmen, welche er nach vorhergegangener Überarbeitung 1783 veröffentlichte. Zum Gebrauch für seine eigenen Kinder ging er an eine deutsche Übersetzung der fünf Bücher Moses, welche im Jahre 1780 mit hebräischen Lettern gedruckt wurde. Mendelssohn war ein Hauptgegner der Vermischung des Hebräischen und Deutschen, und gerade, um das sogenannte Judendeutsch zu verdrängen und den Gebrauch der reinen deutschen Mundart unter seinen Brüdern zu verbreiten, wünschte er diese Übersetzung des Pentateuchs in den jüdischen Schulen eingeführt zu sehen. Aber die Opposition der Orthodoxen gegen Mendelssohn ging so weit, daß die Rabbiner den Bann gegen alle aussprachen, welche Mendelssohns Übersetzung lasen. Dennoch aber soll dieselbe durchgedrungen sein und noch heute in den meisten jüdischen Schulen zum Studium dienen. 1782 gab Moses eine Übersetzung der Schrift des Rabbi Manasseh Ben Israel: „Rettung der Juden" (das englische Original zuerst 1656 gedruckt) heraus, welche er mit einer an Dohms Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" anschließenden Vorrede versah. Und während Mendelssohn, wie er in seinem Schreiben an Lavater hervorhebt, sich früher in keinen Streit eingelassen hätte, wenn auch das Judentum in jedem polemischen Lehrbuche zu Boden gestürzt und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt worden wäre; während er damals die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, nur durch Tugend, nicht durch Schriften zu widerlegen gesonnen war: — wendet er sich jetzt gegen die von Kriegsrat Kranz und Pastor Mörschel in der im Jahre 1782 erschienenen Schrift „Das Forschen nach Licht und Recht" gegen das Judentum gerichteten Anklagen. Seine Entgegnung: „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum" (1783) erregte durch den Scharfsinn, die Feinheit und die Klugheit, mit welcher hier Religion und Gewissensfreiheit mit einander in Einklang gebracht wurden, selbst Kants Bewunderung, während Hamann in den „Wolffianischen Spitzfindigkeiten" nur den Atheismus, in dem Preise der aufklärerischen Regierung Friedrichs des Zweiten nur einen versteckten Angriff auf das Christentum fand und in seiner letzten Schrift „Golgatha und Scheblimini" alle die logischen Irrtümer Mendelssohns aus dem „Schlangentrug der Sprache" zu erklären suchte. Mendelssohns Absicht aber ist es, nachzuweisen: daß die Verschiedenheit des Glaubens kein Grund sein könne, jemand von Betreibung allgemeiner bürgerlicher Geschäfte abzuhalten, und daß das mosaische Gesetz keineswegs Geist und Gewissen in hemmende Fesseln schlage.

Erst in dem letzten Jahre seines Lebens kehrte Mendelssohn zu der

Philosophie zurück, gleichsam um nicht ohne Abschied von dieser treuesten Gefährtin seiner besseren Jahre aus dem Leben zu scheiden, von welcher ihn eine zunehmende Nervenschwäche seit anderthalb Jahrzehnten trennte. Drei Jünglingen „von schätzbaren Geistesgaben und noch besserem Herzen" (unter ihnen seinem Sohne und Schwiegersohne) hielt Mendelssohn um diese Zeit in den Morgenstunden, an welchen er allein noch die Freiheit des Geistes sich bewahren konnte, Vorträge und Diskurse über das Dasein Gottes, welche das Resultat alles dessen enthalten sollten, was er über diesen Gegenstand vormals nachgelesen und selbst gedacht hatte. So entstanden die „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes", von welchen jedoch nur noch der erste Teil 1785, im letzten Lebensjahre des Verfassers, erschienen ist und mit welchem Mendelssohn, nachdem er die Sache des Judentums auf allen Gebieten vertreten hatte, wieder zur Betrachtung der Wahrheiten der natürlichen Religion zurückkehrt. Der philosophische Standpunkt Mendelssohns hat sich inzwischen nicht verändert: er muß in dem Vorbericht selber bekennen, daß er seit zwölf bis fünfzehn Jahren, durch Krankheit gehindert, sich in dem äußersten Unvermögen befunden habe, seine Kenntnisse zu erweitern und den neueren Forschungen anderer, besonders denen des alles zermalmenden Kant, zu folgen. Er gesteht willig zu, daß seine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten sei und noch allzusehr den Geruch jener Schule an sich trage, in welcher er sich gebildet habe und die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielleicht allzu eigenmächtig habe herrschen wollen. Und hier sagt sich Mendelssohn deutlich von der Richtung los, welche die Aufklärung unter den Händen Nicolais genommen hatte: „Despotismus von jeder Art reizt zur Widersetzlichkeit. Das Ansehen dieser Schule ist seitdem gar sehr gesunken und hat das Ansehen der spekulativen Philosophie überhaupt mit in seinen Verfall gezogen. Die besten Köpfe Deutschlands sprechen seit kurzem von aller Spekulation mit schnöder Wegwerfung. Man dringet durchgehends auf Thatsachen, hält sich bloß an Evidenz der Sinne, sammelt Beobachtungen, häufet Erfahrungen und Versuche, vielleicht mit allzugroßer Vernachlässigung der allgemeinen Grundsätze. Am Ende gewöhnt sich der Geist so sehr ans Betasten und Begucken, daß er nichts für wirklich hält, als was sich auf diese Weise behandeln läßt. Daher der Hang zum Materialismus, der in unseren Tagen so allgemein zu werden drohet, und von der andern Seite die Begierde zu sehen und zu betasten, was seiner Natur nach nicht unter die Sinne fallen kann, der Hang zur Schwärmerei." So bot Mendelssohn mit dieser letzten philosophischen Schrift der alten Generation weder etwas Neues noch Erwünschtes; und für die junge Generation kam er vollends post festum. In der „Vorerkenntniß über Wahrheit, Schein und Irrthum" trug er einen Gedanken vor, den er gleichfalls schon 1776 in sich entwickelt hatte (vgl. gesammelte Schriften IV, 1, 122) und der direkt zu Kant hinüberleitet: zwischen Erkenntnis- und Begehrungsvermögen nimmt er hier noch ein

drittes Vermögen an, welches als Billigungsvermögen bezeichnet wird. Im Jahre 1776 hätte die Veröffentlichung dieses Gedankens von Nutzen sein können: zehn Jahre später war Kant bereits selber auf dem Wege zu viel großartigeren Resultaten. Es wundert uns nach dem Gesagten nicht, wenn Kant gegen diese Schrift Mendelssohns auftreten wollte, wenn auch Goethe gegen dieselbe viel auf dem Herzen hatte. Dem letzteren schien offenbar die Widerlegung des Spinozismus und Pantheismus ungenügend, auf welche Mendelssohn große Mühe verwendet hatte.

Daß diese Widerlegung des Spinozismus einen so bedeutenden Platz in den „Morgenstunden" einnimmt, war übrigens nicht ohne besonderen Grund, wie überhaupt das Erscheinen derselben durch eine persönliche Absicht bestimmt wurde. Damals nämlich war Mendelssohn bereits mit Jakobi in den Streit über Lessings Spinozismus verwickelt, der anfangs in Privatbriefen zwischen Jakobi, Mendelssohn und „einer dritten Person" (Elise Reimarus, mit welcher Mendelssohn durch Lessing in Verbindung gebracht worden war) geführt wurde und in welchem Mendelssohn nach Aufforderung Jakobis die Verteidigung seines verstorbenen Freundes übernehmen sollte. Die Sache verhielt sich nach Mendelssohns späterer Darstellung so: In Briefen an Elise Reimarus hatte Jakobi mit der Anfrage, ob Mendelssohn, der über Lessings Charakter zu schreiben vorhatte, diese Sache bekannt sei, die Behauptung aufgestellt: Lessing sei Spinozist gewesen — also auch Atheist, Gotteslästerer, welche Begriffe selbst die Verehrer Spinozas von seiner Philosophie damals nicht zu trennen wußten. Sofort drang Mendelssohn, welcher von Elise in Kenntnis gesetzt worden war, auf eine nähere Erklärung, bei welcher Gelegenheit und mit welchen Ausdrücken Lessing seinen Spinozismus kund gegeben hätte. Jakobi gab hierauf in einem Briefe an Mendelssohn vertrauliche Unterredungen, welche er (Jakobi) selbst mit Lessing in dessen letzten Jahren gehabt hätte, als die Quelle seiner Behauptung an und suchte den Inhalt derselben getreu wiederzugeben. Mendelssohn verkannte in diesen zunächst den Charakter seines Freundes, dem Jakobi fast nur die Rolle eines zustimmenden Mitunterredners erteilt; auch in dem Urteile über Goethes Gedicht Prometheus, welches Jakobi ihm vorgelegt hatte und in welchem Mendelssohn nur schlechte Verse erblickte, vermißte er den strengen und aufrichtigen Kritiker, als welchen er seinen Freund kennen gelernt hatte. Er fand es auffällig, daß Lessing ihm, den er auch nach Jakobi unter allen seinen Freunden am höchsten geschätzt haben sollte und mit dem er sich so oft über derartige Gegenstände unterhielt, nichts davon gesagt haben sollte; oder aber, wenn er es vielleicht aus Schonung wirklich gethan habe, so fand er das Vorgehen Jakobis um so unverantwortlicher, der ihm sogleich nach Lessings Tode diese Schonung entziehe und das Bekenntnis einer schmerzlichen, ihm von dem Freunde so zartfühlend verheimlichten Thatsache ins Gesicht werfe. Nach alledem brachte Mendelssohn den Mitteilungen Jakobis wenig Zutrauen entgegen und er glaubte bald eine an-

dere Auslegung ihrer Diskurse gefunden zu haben. Jakobi betrachtete es als seine Pflicht, seine Nebenmenschen, die sich in die Einöde der Spekulation verloren hatten, auf den Weg des (geoffenbarten) Glaubens zurückzuführen. So (meint Mendelssohn) hat er es auch mit Lessing in der Absicht gehabt: den er nur deshalb tiefer in den Unglauben des Spinoza hineinzog, um ihn um so leichter von dem falschen Wege abzubringen und zur Wahrheit zurückführen zu können. Lessing aber durchschaut das Spiel und macht, weil er Vergnügen daran findet und dabei Jakobis Scharfsinn kennen zu lernen Gelegenheit hat, den Aufmerksamen. Erst als Jakobi erkennt, daß sein Versuch mißlinge, ändert er die Absicht und will nun das Exempel des in den Tiefen der Spekulation verlorenen Lessing wenigstens anderen Klüglingen zur erbaulichen Warnung aufstellen und nutzbar machen — und so glaubt er auch Mendelssohn, wenn er ihm das Geheimnis von Lessings Spinozismus nicht länger vorenthält, in den Schoß des Glaubens zurückzuführen. Mendelssohn aber giebt ihm in seiner Antwort zu verstehen, daß dieser Versuch fruchtlos sei; daß er in Bezug auf ewige Wahrheiten nur auf seine Vernunft getraue; und daß der Charakter des Judentums, welcher nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbartes Gesetz sei, ihm dazu völlige Freiheit gebe. Aber nicht von metaphysischen Argumentationen und schulgerechten Demonstrationen hänge seine vernunftmäßige Überzeugung in diesen Dingen ab, sondern von den Aussprüchen und Urteilen eines schlichten gesunden Menschenverstandes, welcher die Dinge gerade ins Auge faßt und ruhig überlegt. Die Spekulation habe bloß die Aufgabe, die Aussprüche dieses gesunden Menschenverstandes (der also der Offenbarung, auf welche sich Jakobi beruft, entgegengesetzt wird) zu berichtigen und so viel als möglich in Vernunfterkenntnis zu verwandeln. Hierin zeigt sich Mendelssohn freilich wieder durchaus in den Grundsätzen der Aufklärungsperiode befangen, und auch ihm gilt die Berufung auf den bon sens als das sicherste Korrektiv der Spekulation: „Wenn ich der Spekulation eine Zeit lang durch Dornen und Hecken nachgeklettert bin, so suche ich mich mit dem bon sens zu orientieren und sehe mich wenigstens nach dem Wege um, wo ich wieder mit ihm zusammenkommen kann.“*) So heißt es in den „Erinnerungen an Herrn Jakobi“, welche Mendelssohn seinem Gegner über seine Unterredungen mit Lessing zuschickte und in welchen er seine philosophischen Einwendungen gegen die von Jakobi vorgetragenen Lehren und Auslegungen Spinozas vorbrachte, ohne selber ein richtiges Verständnis des

*) In den „Morgenstunden“ bestimmt Mendelssohn das Verhältnis des Gemeinsinns zur Spekulation folgendermaßen: Ersterer habe nicht über die Wahrheit zu *entscheiden*, sondern sie sei in ihm nur unmittelbar *gegeben*. Nun komme die Spekulation bisweilen mit ihm in Zwiespalt; dann entscheide zwischen ihnen die Vernunft, wobei dann gemeiniglich der Gemeinsinn Recht bekommen werde: *sei dies nicht der Fall*, so müsse wenigstens deutlich erklärt werden, wie derselbe von der Wahrheit ab und auf Nebenwege habe kommen können.

Spinoza zu bekunden. Von dem milden und leidenschaftslosen Tone, in welchem er einst Lavater geantwortet hat, entfernt sich Mendelssohn in diesem Streite wiederholt. Eine gewisse Reizbarkeit, die Folge langwieriger Nervenleidens, tritt leise selbst bei der Erinnerung an Lessing hervor, wenn es heißt: „Ich übergehe eine Menge von witzigen Einfällen, mit welchen unser Lessing Sie in der Folge unterhält und von denen es schwer ist zu sagen, ob sie Schurkerei oder Philosophie sein sollen. Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammenzupaaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan Hin- und Herwürfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte. Die mehresten aber waren denn freilich bloß sonderbare Grillen, die bei einer Tasse Kaffee noch immer unterhaltend genug waren." Gegen diese „Erinnerungen" übersandte wieder Jakobi zunächst die Abschrift eines französischen Briefes an Hemsterhuys, in welchem von Lessing nicht mehr die Rede war, sondern Jakobi in seinem eigenen Namen den Adressaten und Mendelssohn zu überführen suchte, daß die spekulative Vernunft, wenn sie konsequent ist, unvermeidlich zum Spinozismus leite, und daß von den steilen Höhen der Metaphysik keine andere Rettung sei, als aller Philosophie den Rücken zu kehren und Kopf unter sich in die Tiefen des Glaubens zu werfen. Mit der Sprache dieses Briefes, welche ihm bald zu transcendental, bald zu figürlich schien, wußte Mendelssohn nichts anzufangen; er vermißte allenthalben deutliche Worterklärungen, Bestimmtheit der Begriffe; ihm schwebte alles wie in der Dämmerung mit schwankenden Umrissen vor den Augen. Er antwortete nicht, sondern wartete zunächst auf die versprochene deutsche Antwort auf seine „Erinnerungen", indem er die Schuld auf seine geringe Kenntnis des Französischen schob. Als diese zu lange verweilte, beschloß er, seine unterdessen völlig ausgearbeiteten „Morgenstunden" herauszugeben, in deren erstem Teile des Briefwechsels mit Jakobi noch keine Erwähnung geschehen, sondern nur die Anwendung seiner ersten Gründe der Erkenntnis, über Wahrheit, Schein und Irrtum, auf den Pantheismus versucht werden sollte — vielleicht, dachte Mendelssohn, sei dies der Punkt, wo er mit Jakobi zusammenkommen und von welchem sie beide ausgehen könnten, um ihren Wettlauf zu vollenden. In dem zweiten Teile sollte dann der Briefwechsel selbst zur Sprache kommen.

In der That läßt Mendelssohn bereits im ersten Teile der „Morgenstunden" Lessing als Verteidiger des Pantheismus auftreten; und als sein Freund darüber seine Verwunderung ausspricht: „Wie? Lessing ein Verteidiger einer Lehre, die auf überfeine sophistische Gründe gebaut ist und, wenn sie nicht alle Wahrheiten der natürlichen Religion geradezu umstößt, solche doch wenigstens höchst problematisch macht? wem müßten die Wahrheiten der Vernunftreligion unverletzlicher sein als ihm, dem Beschützer des Fragmentisten? dem Urheber des Nathan?" — hat Mendelssohn

Gelegenheit, die Frage zu beantworten, in wie weit Lessing mit Spinoza Gemeinschaft gehabt haben kann. Er weist zunächst darauf hin, wie es in Lessings Charakter war, den irrigsten Satz, die ungereimteste Meinung, sobald sie mit seichten Gründen bestritten wurde, in Schutz zu nehmen: ohne dem Pantheismus zugethan zu sein, konnte er daher auch sich desselben mit Eifer angenommen haben, wenn die Gründe nicht hinreichend waren, mit welchen man ihn bestreiten wollte. Auch unterschied Mendelssohn in seiner Auseinandersetzung über den Spinozismus dessen Unschädlichkeit wohl von seiner Schädlichkeit: er wollte sogar nachweisen, daß der verfeinerte Pantheismus gar wohl mit den Wahrheiten der Religion und der Sittenlehre bestehen könne, daß der Unterschied bloß in einer überfeinen Spekulation bestehe, die auf menschliche Handlungen und Glückseligkeit nicht den mindesten Einfluß hat, und daß er vielmehr alles an seinen Ort gestellt sein lasse, was irgend praktisch werden und im Leben, oder selbst in den Meinungen der Menschen von wirklichen Folgen sein könne. Auf diesem Punkte fand er Lessing in einer Stelle seines theologischen Nachlasses, in einem jugendlichen Aufsatze, von welchem ihm Lessing das Wesentliche sogleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft vorgelesen hatte: hier denke sich Lessing den Pantheismus völlig so verfeinert, wie ihn Jakobi vorgestellt hatte; in der besten Harmonie mit allem, was auf Leben und Glückseligkeit Einfluß haben kann; ja hier fand ihn Mendelssohn sogar auf dem Wege, pantheistische Begriffe mit der positiven Religion zu verbinden.

Inzwischen lief ein Schreiben von Jakobi (datiert 21. April 1785) ein, welches dessen Einwendungen gegen Mendelssohns „Erinnerungen", also die deutsche Darstellung des Spinozismus enthielt. War aber Mendelssohn der französische Spinoza unerreichbar gewesen, so war ihm der deutsche vollends wie in Nebel und Wolken verhüllt. Er konnte keinen Gedanken festhalten; kaum wagte er es, einen zu erhaschen, so mußte er ihn in der folgenden Periode schon wieder fahren lassen. Er war wie im Zirkel herumgetrieben und konnte nirgends festen Fuß fassen. Er gab den Gedanken nun ganz auf, mit Jakobi in irgend einem Punkte zusammenzukommen: „wenn wir in verschiedenen Idiomen sprechen und uns einander nicht verständigen, so kommen wir in Ewigkeit nicht auseinander." Er sah die Notwendigkeit ein, bevor er sich mit Jakobi einlasse, zuerst seine Grundsätze darzulegen, und meldete seinem Gegner das Erscheinen des ersten Teiles der Morgenstunden mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er sich ihren Briefwechsel bis auf den zweiten Teil verspare — vielleicht daß er dann Jakobi besser verstehen lernen oder sich mit ihm über einige Punkte vereinigen werde. Jakobi aber, welcher Mendelssohn nicht zuvorkommen lassen wollte und eine einseitige, ihm hinderliche Darstellung vor den Augen des Publikums fürchtete, spielte das Prävenire, indem er den ganzen Briefwechsel mit Elise Reimarus (welche er unter dem Namen Emilie einführt) und Mendelssohn, sowie alle beiliegenden Aktenstücke

ohne Mendelssohns Vorwissen veröffentlichte in der Schrift: „Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Mendelssohn" (1785). Er warf damit den Zankapfel mitten ins Publikum und beschuldigte Lessing öffentlich des Spinozismus — den er zwar mit Atheismus identifiziert, auf der andern Seite aber auch mit der „nicht minder fatalistischen" Philosophie des Leibniz und Wolff zusammenstellt, wie denn jeder Weg der Demonstration in dem Fatalismus ausgehe. Mendelssohn, durch dieses Vorgehen Jakobis aufs höchste beleidigt, nahm den Streit mit ihm nunmehr völlig auf. Er antwortete mit der Schrift: „An die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jakobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza", welche der Jakobischen Darstellung des Sachverhaltes (so leicht er dem Verfasser des Nathan seine eigene Rechtfertigung überlassen könnte) eine andere gegenüberstellt. Die Indiskretion, deren sich Jakobi gegen Lessing schuldig gemacht hätte, wenn er auch wirklich nur das vertraute Bekenntnis desselben vors Publikum gebracht hätte, wird ihm beißend vorgehalten und die Bemerkung nicht erspart, daß er sich selber, der doch der Verleiter Lessings gewesen sei, eine Hinterthür offen gehalten habe, durch welche er dem Atheismus entlaufen und zur sicheren Fahne des Glaubens zurückkehren konnte. „Ich glaube" (so schließt Mendelssohn) „es sei bei so bewandten Umständen durch Dispnt wenig auszurichten und also wohlgethan daß wir auseinander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel, wie in dem Nachsatze seiner Schrift geschieht, durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr mit Worten aus dem frommen, engelreinen Munde Lavaters. Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eigenen Füßen stehen oder fallen; oder vielmehr, da wir Alle, wie Herr Jakobi sagt, im Glauben geboren sind, so kehre auch ich zum Glauben meiner Väter zurück, welcher nach der ersten ursprünglichen Bedeutung des Wortes nicht in Glauben an Lehre und Meinung, sondern in Vertrauen und Zuversicht auf die Eigenschaften Gottes bestehet. Ich setze das volle, uneingeschränkte Vertrauen in die Allmacht Gottes, daß sie dem Menschen die Kräfte habe verleihen können, die Wahrheiten, auf welche sich seine Glückseligkeit gründet, ohne Autorität zu erkennen, und hege die kindliche Zuversicht zu seiner Allbarmherzigkeit, daß sie nur diese Kräfte habe verleihen wollen. Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Überzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachenden Allgütigkeit meines Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben und glaube, daß jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht und sich nicht selbst das Licht ver-

stellen will. So viel, was mich angeht. — Was unsern Freund Lessing betrifft, so fällt sein Schicksal am Ende auch nicht so hart aus, als man es anfangs hätte vermuten sollen. Herr Jakobi weiset ihm eine Gesellschaft an, in welcher er sich nicht übel befinden mag ... (Leibniz, Wolff)... Schwerlich wird der Geist Lessings, der sonst sich in dem Umgange mit jener Verworfenen so sehr gefiel, noch jetzt in ihrer Gesellschaft Langeweile befürchten. Er kehre also besänftiget in die stillen Wohnungen des Friedens zurück, in die Arme der Männer, die so, wie er, den Weg der Demonstration gegangen sind und so, wie er, ihrer Vernunft auch etwas zugetraut haben."

Das Erscheinen dieser Schrift, welche Engel nach seinem Tode herausgab, erlebte Mendelssohn nicht mehr. Er soll sich, als er dem Verleger das Manuskript überbrachte, auf dem Wege eine Erkältung zugezogen haben und starb am 4. Januar 1786 am Stickfluß.

* * *

Mendelssohns gesammelte Schriften wurden nach den Originaldrucken und Handschriften von B. G. Mendelssohn (Leipzig 1843; 7 Bände in 8 Teilen) herausgegeben. Seine „Schriften zur Philosophie, Ästhetik und Apologetik" hat Dr. M. Brasch 1880 in zwei Bänden wieder abdrucken lassen. Eine ausführliche Biographie, welche über den Lebensabriß von Mendelsohns Sohne Joseph vor den gesammelten Schriften weit hinauskommt, lieferte Dr. M. Kayserling: „Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Nebst einem Anhange ungedruckter Briefe von und an Moses Mendelssohn" (Leipzig, Herman Mendelssohn, 1862); eine sehr entbehrliche Ergänzung des Anhanges bildet die Schrift: „Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn. Bearbeitet und herausgegeben von M. Kayserling" (Leipzig 1883). Einiges Unbekannte bietet auch D. Friedländers Artikel in der biographie universelle, nach welcher die Skizze in Brockhaus' Zeitgenossen (Neue Folge, zweiter Band 53 ff.) abgefaßt ist. Den Briefwechsel Mendelssohns mit Lessing findet man am vollständigsten im 20. Teile der Hempelschen Ausgabe von Lessings Werken; über Mendelssohns Verhältnis zu Lessing ist besonders Danzels biographisches Werk über den letztern zu Rate zu ziehen. Mendelssohns philosophische und ästhetische Schriften behandeln Brandis in der Einleitung zu den gesammelten Schriften, Danzel in den gesammelten Aufsätzen (hrsg. von Otto Jahn, Leipzig 1855) S. 85 ff. und Kannegießer in „Die Stellung Moses Mendelsohns in der Geschichte der Ästhetik" (Frankfurt a. M. 1868). Aus der übrigen Litteratur seien erwähnt: „Lichtstrahlen aus Mendelssohns philosophischen Schriften und Briefen" (Lpzg. 1875), herausgegeben von Brasch; „Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch" (Leipzig 1879) zum 150jährigen Jubiläum seiner Geburt herausgegeben von L. Fürst und A. Bodeck; und die von dem letzteren (Leipzig 1869) veranstalteten Ausgaben von „Phädon" und „Jerusalem".

Phädon,

oder

über die Unsterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon,
Apollodorus, Sokrates, Cebes, Krito, Simmias.

Erstes Gespräch.

Echekrates. Warst du selbst, mein Phädon! denselben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gift zu sich nahm, oder hat es dir jemand erzählet?

Phädon. Ich selbst, Echekrates! war da.

Echekrates. Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verschied er? Ich möchte dieses so gern erzählen hören. Keiner von unsern Phliasischen Bürgern reiset itzt sehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns schon lange niemand besucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken, und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.

Phädon. Nichts von seiner Verurtheilung?

Echekrates. O ja! das hat uns jemand erzählet. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilet gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses? Phädon?

Phädon. Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf sich eben, daß das Schiff, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates. Und was ist das für ein Schiff?

Phädon. Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar Kinder nach Kreta geführet, die er allda, sowohl als sich selbst, beym Leben erhalten hat. Die Stadt soll, wie es heißt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken, und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen soll, so behänget der Priester des Apollo das Hintertheil desselben mit Kränzen, und sofort nimmt die Feyer der Theorie ihren Anfang. Dieses Fest dauert so lange, bis das Schiff zu Delos angelangt, und von da wieder zurück gekommen ist, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergiessen rein gehalten wird, und nach dem Gesetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, so können die Verurtheilten hierdurch lange Frist gewinnen.

Der Zufall fügte es, wie ich schon vorhin gesagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geschah, ehe Sokrates verurtheilet worden, und darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Echekrates. Aber den letzten Tag, Phädon! wie gieng es da? Was hat er gesprochen? Was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bey ihm! Oder wollten die Archonten niemanden zu ihm lassen? Und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben.

Phädon. Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates. Entschliesse dich immer, lieber Phädon! uns alles dieses umständlich zu erzählen, wenn dich keine Geschäfte abhalten.

Phädon. Ich habe itzt Muse, und werde euch suchen Genüge zu leisten. Mir ist nichts angenehmer, als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates. Und deine Zuhörer, Phädon! sind der nehmlichen Gesinnung. Erzähle also alles, so genau und so umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon. Ich war zugegen, Freund! aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleiden, kein solches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unsern Armen erblasset. Der Mann schien mir glückselig, beneidenswerth, Echekrates! so sanft, so ruhig war sein Betragen in der Todesstunde, so gelassen waren seine letzten Worte. Sein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menschen, der vor seiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunterwandelt; sondern wie eines Unsterblichen, der versichert ist, da, wo er hinkömmt, so glückselig zu seyn, als je einer gewesen. Wie konnte ich also die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unser Gemüth zu verwunden pflegt? Gleichwohl hatten die philosophischen Unterredungen unsers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir an ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine seltsame, nie gefühlte Mischung von Lust und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beständig von der nagenden Empfindung unterbrochen: „Bald werden wir ihn auf ewig verlieren."

Wir Anwesenden befanden uns alle in diesem sonderbaren Gemüthszustande, und die entgegengesetzten Wirkungen desselben zeigten sich gar bald eben so sonderbar auf unsern Gesichtern. Man sah uns itzt lachen, itzt Thränen vergiessen, und öfters zeigte sich ein Lächeln um die Lippen, und heisse Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierinnen uns alle. Du kennest ihn, und sein weichmüthiges Wesen.

Echekrates. Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Phädon. Dieser machte die seltsamsten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wenn wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da schwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn fast mehr gerührt, als durch den Anblick unsers sterbenden Freundes.

Echekrates. Wer waren denn die Anwesenden alle?

Phädon. Von den hiesigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus, und sein Vater Krito, Hermogenes, Epigenes, Aeschines, Antisthenes, Ktesippus, Menexenus und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates. Waren auch Fremde da?

Phädon. Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes, und aus Megara: Euklides und Terpsion.

Echekrates. Wie? waren denn Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon. O nein! Diese sollen sich damals zu Aegine aufgehalten haben.

Echekrates. Sonst war also niemand dabey?

Phädon. Ich weiß mich auf keinen mehr zu besinnen.

Echekrates. Nun, mein Lieber! was für Unterredungen sind dabey vorgefallen?

Phädon. Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen. Wir waren gewohnt, so lange Sokrates im Gefängnisse saß, ihn täglich zu besuchen. Wir pflegten zu diesem Ende in der Gerichtsstube zusammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen worden (denn diese ist sehr nahe am Gefängnisse), und allda uns so lange mit Gesprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn nicht sehr früh zu geschehen pflegt. So bald diese aufgieng, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bey ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein, denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hause giengen, daß das Schiff von Delos angekommen sey, und beschlossen, das letztemal uns so früh als möglich einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam uns der Schliesser, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die eilf Männer, sprach er, nehmen itzt dem Sokrates die Fessel ab, und melden ihm, daß er heute sterben müsse. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein giengen, fanden wir den so eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegend. Xantippe, du kennest sie, saß neben ihm in stiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als sie uns erblickte, fieng sie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich sehen heute deine Freunde, und du sie zum letztenmale! und ein Strom von Thränen folgte auf diese Worte. Sokrates wandte sich zum Krito, und sprach: Freund! laß sie nach Hause bringen. —

Kritons Bedienten führten sie hinweg: sie gieng und heulete, und zerschlug sich jämmerlich die Brust. Wir standen wie betäubt. Endlich richtete sich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefesselt war, und indem er dasselbe mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde! welch ein seltsames Ding scheinet das zu seyn, was die Menschen angenehm nennen! wie wunderbar! Dem ersten Anblicke nach ist es dem

Unangenehmen entgegen gesetzt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm seyn kann: und dennoch kann niemand eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn sie an beiden Enden an einander befestiget wären. Hätte Aesopus dieses bemerkt, fuhr er fort, so hätte er vielleicht folgende Fabel erdichtet. „Die Götter wollten die streitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieses sich nicht thun ließ, knüpften sie dieselben an beiden Enden zusammen, und seit der Zeit folgen sie sich einander beständig auf dem Fusse nach.“ So ergehet es mir auch itzt. Die Fessel hatten mir Schmerzen verursacht, und itzt, da sie hinweg sind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beym Jupiter! ergriff Cebes das Wort, gut, daß du mich erinnerst, Sokrates! Du sollst, wie man sagt, hier im Gefängnisse einige Gedichte verfertiget, nehmlich Aesopische Fabeln poetisch ausgeführet, und eine Hymne an den Apollo aufgesetzet haben. Nun fragen mich viele, und vornehmlich der Dichter Evenus, was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch solches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Bescheid geben, wenn er mich wieder fragt: (und fragen wird er gewiß,) so sage mir, was ich ihm antworten soll.

Sage ihm, o Cebes! erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit: daß ich diese Gedichte keinesweges in der Absicht verfertiget, ihm in der Dichtkunst den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie schwer dieses ist; sondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben, und daher auch in dieser Art von Musik, in der Dichtkunst, meine Kräfte zu versuchen. Die Sache verhält sich aber folgender Gestalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter vielerley Gestalten erschien, aber immer eben denselben Befehl gab: Sokrates! befleisse dich der Musik und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermahnung bloß für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts neues zu thun befehlen; denn die Weltweisheit ist ja die vortrefflichste Musik, und dieser habe ich mich stets beflissen; er will also bloß meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit sie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich gesprochen worden, und das Fest des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein, ob man mir nicht vielleicht der gemeinen Musik obzuliegen befohlen, und ich hatte Muse genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeyert ward. Allein mir fiel nachher bey, daß, wer Poet seyn will, Erdichtungen, aber nicht Vernunftsätze behandeln müsse; daß aber ein Lobgesang keine Erdichtungen enthielte. Da ich nun selbst keine Gabe zu dichten besitze; so bediente ich mich anderer Leute Erfindungen, und brachte einige Fabeln des Aesops, die mir zuerst vor die Hand kamen, in Verse. — Dieses kannst du, mein

Cebes! dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weise ist, so mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Ansehen nach, auf Befehl der Athenienser noch heute abreisen.

Und dieses wünschest du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne diesen Mann sehr gut, und so viel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für diesen Wunsch schlechten Dank wissen. — Wie? versetzte jener, ist denn Evenus kein Weltweiser? Mich dünkt, ja, sprach Simmias. — Nun so wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates, er, und jedermann, der diesen Namen verdienet. Er wird zwar nicht selbst Hand an sich legen; denn dieses ist unerlaubt, wie einem jeden bekannt ist. — Indem er dieses sagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusetzen. Cebes fragte: Wie ist dieses zu verstehen? Sokrates! Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben, und dennoch soll jeder Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! sprach Sokrates: Du und Simmias, ihr habet beide den Weltweisen Philolaus gehört, hat er euch denn niemals hiervon etwas gesagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verschiedenes von der Sache gehöret, und will euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursach, sich nach der Beschaffenheit des Landes, dahin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Die Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnen Untergang Wichtigeres vornehmen.

Wodurch beweiset man, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sey? Philolaus und andre Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, daß er verboten sey, aber mehr hat mir niemand davon beygebracht. —

Wohlan! Laß uns versuchen! ob wir nicht ein mehreres davon heraus bringen können. Was meynest du? Cebes! Ich behaupte, daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sey. Wir wissen, es giebt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu seyn, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fordern sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten. — Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimt-

8 ff. Wir geben in dieser und den folgenden Anmerkungen die Aufzeichnungen des jungen Goethe aus seinen Ephemeriden (Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—68. 2. Aufl. S. 80; Deutsche Litteraturdenkmale 14. Heft S. 18 f.) wieder, welche wir, da sie fortlaufend gelesen werden müssen, auch dort beifügen, wo Goethes Auszug mit dem Wortlaute des Mendelssohnschen Textes übereinstimmt: „Ein Weiser stirbt gerne. So beginnt das Gespräch. Eine kleine Abhandlung über den Selbstmord. Hier weicht Moses zum erstenmal ab. — Es sei keine Art des Selbstmordes da er jetzt so willig sterbe, behauptet Sokrates."

heit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen ausgestellet wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraussetzen zu können, die Götter (laßt mich jetzt sagen Gott, denn wen habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigner, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funken von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmet, muß es ihm eine wahre Freude seyn, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllet zu sehen, und um so vielmehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eigenes Bestes an diesen Wünschen Theil nimmt.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie? Cebes! als der unerschaffne Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes gewirkt, und ein vernünftiges Wesen hinein gesetzt, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte sein Wesen, die selbständige Güte verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bey einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestritten.

Derselbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten, und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treu gesinnten Leibeigenen also muß es uns eine heilige Pflicht seyn, die Absichten unsers Eigenthumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen; sondern vielmehr alle unsere freywilligen Handlungen mit denselben auf das vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes! daß die Weltweisheit die vortrefflichste Musik sey, denn sie lehret uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen.

Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewiß keine Musik herrlicher und vortrefflicher seyn, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine große und wundervolle Harmonie zu stimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein lieber Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings!

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschaffene Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses leugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freyen Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegen zu setzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn heute mir zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. Allein nunmehr begreife ich um so viel weniger, mein lieber Sokrates! wie du vorhin hast sagen können, ein jeder Weltweiser müsse einem Sterbenden gerne folgen wollen. Ist dieses wahr, was du itzt behauptest, daß wir ein Eigenthum Gottes sind und daß derselbe unser Bestes besorge: so scheinet jener Satz ungereimt. Wie? soll ein vernünftiger Mann sich nicht betrüben, wenn er die Dienste eines Oberherrn verlassen muß, der sein bester und gütigster Versorger ist? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frey, und sein eigener Herr zu werden: wie kann der unverständige Mündel sich schmeicheln, unter seiner eigenen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allerweisesten Vormundes? Ich sollte meynen, es sey vielmehr ein großer Unverstand, wenn man sich durchaus in Freyheit setzen, und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer Vernunft besitzet, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufsicht eines andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutrauet, als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegentheil von deiner Meynung herausbringen. Der Weise, würde ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er sterben soll.

Sokrates hörete ihm aufmerksam zu, und schien sich an seiner Scharfsinnigkeit zu ergetzen. Sodann kehrte er sich zu uns, und sprach: Cebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte.

Allein diesesmal, sprach Simmias, scheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiser bewogen werden, sich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorsorge des allerweisesten Aufsehers zu entziehen? — Und wo mir recht ist, Sokrates! so zielet Cebes mit seinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du so gelassen, so willig, nicht nur uns alle verlässest, denen dein Tod so schmerzlich fällt; sondern dich auch der Aufsicht und Vorsorge eines solchen Beherrschers entäusserst, den du uns als das weiseste und gütigste Wesen zu verehren gelehret hast.

So? sprach Sokrates, man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich also wohl förmlich vertheidigen müssen?

Allerdings, sprach Simmias.

Gut! versetzte Sokrates: Ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede besser einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! Hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erstlich immer noch unter demselben gütigsten Versorger zu stehen, und zweytens die Seelen der Verstorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen ist: so wäre es freylich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröstlichsten Hoffnungen, daß mir beydes nicht entstehen wird. Das letztere zwar getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorsehung Gottes auch da noch über mich walten werde, dieses, Freunde! behaupte ich so zuversichtlich, so gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verscheiden soll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus ist. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein solches, das, wie die alte Sage versichert, für Tugendhafte weit glückseliger seyn wird, als für Lasterhafte.

Wie da? sprach Simmias, mein lieber Sokrates! Willst du diese heilsame Versicherung im Innersten deiner Seele verschlossen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die so viel tröstliches hat? Es ist billig, seinen Freunden ein so herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du uns von deiner Meynung überzeugest, so ist auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es versuchen, versetzte er. Doch laß uns erst den Kriton hören, der schon lange etwas sagen zu wollen scheinet.

Ich? nichts, mein Lieber: erwiederte Kriton. — Der Mann hier,

19 ff. „Hätte ich nicht Hoffnung, sagt er, da wo ich hinkomme wieder weise und gute Gottheiten zu finden, und auch die Seelen der Verstorbenen, die dort weit reiner und heiliger sind als hienieden: so wäre es freylich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten und ihm willig in die Arme zu rennen.“ G. — 33 ff. „Man bittet ihn seine Hoffnungen zu erklären.“ G.

der dir den Gift bringen soll, läßt mir keine Ruhe: ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhitzt sich so sehr, spricht er, und dann wirkt der Trank so gut nicht. Er hätte schon öfters einen zweyten oder dritten Gifttrunk bereiten müssen, für Leute, die sich das Reden nicht hätten verwehren lassen.

Laß ihn im Namen der Götter! sprach Sokrates, hingehen, und sein Amt versehen. Er halte den zweyten Gifttrunk bereit, oder den dritten, wenn er meynet. —

Diese Antwort habe ich mir vermuthet, sprach Kriton; allein der Mensch will nicht ablassen. —

O laß ihn! versetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenschaft zu geben, warum ein Mensch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröliches Muths seyn müsse, indem er sich nach dem Tode die größte Seligkeit zu versprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes! ich dieses behaupte, will ich zu erklären suchen. —

Das wissen vielleicht die wenigsten, meine Freunde! wer sich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, seine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, sterben zu lernen. Ist aber dieses: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in seinem ganzen Leben, alle Wünsche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und sich doch zu betrüben, wenn das längst erwünschte Ziel endlich erreicht wird?

Simmias lachte. Beym Jupiter! sprach er, Sokrates! ich muß lachen, so wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier sagst, dürfte das Volk nicht so sehr befremden, als du meynest. Das hiesige insbesondere könnte dir sagen: wie sie gar wohl wüßten, daß die Weltweisen sterben lernen wollten, daher sie ihnen auch das wiederfahren liessen, was sie verdieneten, und wornach sie sich sehneten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias! nur das nicht, daß sie es einsehen. Sie wissen nicht, was der Tod ist, nach dem die Weltweisen sich sehnen, und in wie weit sie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede itzt mit meinen Freunden.

Ist der Tod nicht etwas, das sich beschreiben und erklären läßt?

Freylich! versetzte Simmias.

Ist er aber etwas anders, als eine Trennung des Leibes und der Seele? — Sterben nehmlich heißt dieß nicht, wenn die Seele den Leib, und der Leib die Seele dergestalt verläßt, daß sie keine Gemeinschaft untereinander mehr haben, und jeder für sich bleibet? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod sey?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch so vorkömmt, wie mir. Was meynest du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den sogenannten

17 ff. „Ein Weiser, fängt er an, lernt seine ganze Lebzeit durch sterben." G. — 35 ff „Der Tod, setzt er voraus, sey eine Trennung des Leibs und der Seele" G.

Wollüsten nachhängen, und nach köstlichen Speisen und Getränken so sonderlich streben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben seyn?

Eben so wenig!

Und in Ansehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er in seinen Kleidern z. B. auf Pracht und Ueppigkeit sehen, oder wird er sich mit dem Nothwendigen begnügen, und das Ueberflüssige nicht achten?

Was man entbehren kann, sprach jener, macht dem Weisen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt sagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweise suchet sich aller unnöthigen Leibessorgen zu entschlagen, um mit mehrerer Achtsamkeit der Seele warten zu können?

Warum nicht?

Er unterscheidet sich also schon hierinn von den übrigen Menschen, daß er sein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten fesseln läßt, sondern seine Seele zum Theil der Gemeinschaft des Leibes zu entwöhnen sucht?

Es scheint so.

Der größte Haufe der Menschen, o Simmias, wird dir sagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genieſſen will. Das nennen sie, sich nach dem Tode sehnen, wenn man dem sinnlichen Wohlleben absagt und sich aller fleischlichen Wollust enthält.

Dieß ist die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitsliebenden im Nachdenken, und wird er sich sonderlichen Fortgang in der Weisheit versprechen können, wenn er sich nicht von den sinnlichen Gegenständen zu erheben gelernet hat? — Ich erkläre mich — Die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs sind, so, wie sie uns von den Gegenständen zugeschickt werden, blos einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn diese müssen erst mit dem Verstande aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelnen Empfindungen ist ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter singen mit Recht: die Sinne täuschen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und sehen, ist voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber diese beyden Sinne keine deutlichen Einsichten gewähren: so wird der übrigen weit undeutlichern Sinnen gar nicht zu gedenken seyn.

Freylich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn sie zur Wahrheit gelangen will? Wo sie sich auf die Sinne verläßt, so ist sie betrogen.

11 ff. „Für den Leib sorgt der Weise nicht.“ G. — 25 ff. „Denn er ist ihm vielmehr beschwerlich. Die Seele kann sich schwer zur Betrachtung der geistigen Wesen erheben. Hier weicht Moses zum zweytenmal ab.“ G.

Richtig!

Sie muß also nachdenken, urtheilen, schliessen, erfinden; um durch diese Mittel, so viel möglich, in das wahre Wesen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am besten von statten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichsam nicht fühlen, wenn weder Gesicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns selbst erinnern. Alsdann zieht die Seele ihre Aufmerksamkeit von dem Körper ab, verläßt, so viel sie kann, seine Gesellschaft, um in sich versammelt, nicht den Sinnenschein, sondern das Wesen, nicht die Eindrücke, wie sie uns zugeführet werden, sondern das, was sie wahres enthalten, zu betrachten.

Richtig!

Abermals eine Gelegenheit, bey welcher die Seele des Weisen den Leib zu meiden, und sich, so viel sie kann, von ihm zu entfernen suchen muß.

Allem Ansehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen: Ist die allerhöchste Vollkommenheit ein bloser Gedanke, ohne äusserlichen Gegenstand, oder bedeutet es ein wirkliches Wesen, das auffer uns vorhanden ist?

Freylich ein wirkliches; außer uns vorhandenes, schrankenloses Wesen, dem das Daseyn vorzugsweise zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchste Güte, und die allerhöchste Weisheit? Sind diese auch etwas Wirkliches?

Beym Jupiter! ja! Es sind unzertrennliche Eigenschaften des allervollkommensten Wesens, ohne welche jenes nicht da seyn kann.

Wer hat uns aber dieses Wesen kennen gelehret? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie gesehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt; kein äusserlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkungsvermögen, u. s. w. zugeführet, und dennoch wissen wir, daß diese Dinge auffer uns wirklich sind, in dem allerhöchsten Grade wirklich sind. Kann uns niemand erklären, wie wir auf diese Begriffe gekommen sind?

Simmias sprach, die Stimme Jupiters, mein lieber Sokrates! Ich werde mich abermals auf dieselbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenstimme höreten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenspieler zu kennen, der unser Ohr so sehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortrefflichste Musik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, so wünschen wir, die Meisterhand zu kennen, die es verfertiget hat. Nun liegt in uns selbst das allervortrefflichste Bild, das Götteraugen und Menschenaugen

jemals gesehen, das Bild der allerhöchsten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit, u. s. f. und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der diese Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiederte: Ich erinnere mich einst vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes seine Freunde, versetzte Sokrates, nicht an dieser Hinterlassenschaft des glückseligen Philolaus Theil nehmen lassen?

Wenn diese, sprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es sey! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, sprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äussern Sinnen, sondern durch sich selbst erlangt, indem sie ihre eigenen Wirkungen beobachtet, und dadurch ihr eigenes Wesen und ihre Eigenschaften kennen lernt. — Dieses deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzusetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu sagen, die beyden Tonnen entlehnen, die in dem Vorsaale Jupiters liegen, aber zugleich uns die Freyheit ausbitten, sie nicht mit Glück und Unglück, sondern die zur Rechten mit wahrem Wesen, und die zur Linken mit Mangel und Unwesen anzufüllen. — So oft die Allmacht Jupiters einen Geist hervorbringen will, so schöpft er aus diesen beyden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schicksal, und bereitet, nach dessen Maasgebung, eine Mischung von Wesen und Mangel, welche die völlige Grundanlange des künftigen Geistes enthält. Daher findet sich zwischen allen Arten von geistigen Wesen eine verwundernswürdige Aehnlichkeit: denn, sie sind alle aus eben den Tonnen geschöpft, und nur an der Mischung unterschieden. Wenn also unsere Seele, welche gleichfalls nichts anders ist, als eine solche Mischung von Wesen und Mangel, sich selbst beobachtet, so erlanget sie einen Begriff von dem Wesen der Geister und ihren Schranken, von Vermögen und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verstand, Weisheit, Kraft, Absicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tausend andern unkörperlichen Dingen, über welche sie die äussern Sinne in der tiefsten Unwissenheit lassen würden.

Wie unvergleichlich! versetzte Sokrates. Siehe, Cebes! Du besitzest einen solchen Schatz, und wolltest mich sterben lassen; ohne mir denselben einmal zu zeigen! — Doch laß sehen, wie wir ihn noch vor dem Tode geniessen wollen. Philolaus sagte also: Die Seele erkennet ihre Nebengeister, indem sie sich selbst beobachtet. Nicht?

Ja!

Und sie erlanget Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem sie ihre eigenen Fähigkeiten auseinander setzt, und jeder, um sie deutlicher unterscheiden zu können, einen besondern Namen giebt?

Allerdings!

Wenn sie aber ein höheres Wesen, als sie selbst ist, einen Dämon z. B. sich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes schwieg, und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meynung des

Philolaus anders recht begriffen, so kann sich die Seele zwar niemals von einem höhern Wesen, als sie selbst ist, oder nur von einer höhern Fähigkeit, als sie selbst besitzet, einen der Sache gemäßen Begriff machen: allein sie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Wesen und weniger Mängel zu Theile worden, als ihr selbst, das heißt, welches vollkommener ist, als sie; oder hast du es vielleicht vom Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchsten Wesen, von der allerhöchsten Vollkommenheit hat sie auch nicht mehr, als diesen Schimmer einer Vorstellung. Sie kann das Wesen desselben nicht in seinem ganzen Umfange begreifen; aber sie denkt ihr eigenes Wesen, das, was sie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennet es in Gedanken von dem Mangel und Unwesen, mit welchem es in ihr vermischt ist, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit ist. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leise nachgesprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: Das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit ist.

Und Sokrates fuhr fort: Sehet ihr, meine Freunde! wie weit sich der Weisheitliebende von den Sinnen und ihren Gegenständen entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückseligkeit ist, das allerhöchste und vollkommenste Wesen? In dieser Gedankenjagd

11 ff. Einige Weltweise wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wissen, was er ist, sondern was er nicht ist, und stellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache so vor, als wenn wir von Gott und seinen Eigenschaften gar nichts wüßten. Nun ist es nicht zu läugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt seyn können, wenn wir auch wissen, daß sie dieses, oder jenes nicht sey. Allein wie oft ist nicht schon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommensten Wesen nur Mängel und Einschränkungen absprechen, und diese Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe. Daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenschaften Gottes verneinungsweise auszudrücken, ist eigentlich dem Ursprung unserer Begriffe von Gott zuzuschreiben, als welche die Verneinung unserer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. ist die Verneinung einer Unvollkommenheit, und im Grunde ein positiver Begriff nemlich immer dasselbe; aber wir drücken diesen Begriff verneinungsweise aus, weil wir durch die Verneinung der uns bewohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen sind. In diesem Verstande ist also der angeführte Satz ungegründet, denn unsere Begriffe von Gott zeigen nicht an, was Gott nicht ist; sondern was ihm nicht fehlet. Will man aber nur so viel sagen, daß wir von den positiven Eigenschaften Gottes keine Anschauung, keine selbstgefühlte Vorstellung haben; so wird dieses willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus diesem an sich unschuldigen Satze hat ziehen wollen. Das wenige, was uns von den göttlichen Eigenschaften bekannt ist, verliert dadurch weder seine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie selbst fühlen; so haben wir doch durch die innere Anschauung unserer selbst die Grundlage zu diesen Vollkommenheiten kennen lernen, und diese anschauend erkannte Grundlage mit der hinzugefügten symbolischen Absonderung der Mängel und Einschränkungen geben einer Menge von Lehrsätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. Saunderson hat keine selbstgefühlte Vorstellung vom Lichte; aber die allgemeine Aehnlichkeit des Gesichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtstrahlen durch Worte beyzubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er seinen Zuhörern aus diesen Grundbegriffen erklärte, war nichts desto weniger unumstößlich. Anm. Mendelssohns.

muß er Augen und Ohren verschliessen, Schmerz und Sinnenlust ferne von seiner Achtsamkeit seyn lassen, und wenn es möglich wäre, seines Leibes ganz vergessen, um desto einsamer sich ganz auf seine Seelenvermögen und ihre innere Wirksamkeit einzuschränken.

Der Leib ist seinem Verstande bey dieser Untersuchung nicht nur ein unnützlicher, sondern auch ein beschwerlicher Gesellschafter: denn jezt sucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, sondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr ist, alle mögliche Geister sich aufs deutlichste vorstellet, und in allen ersinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte ist der Körper auf dieser Reise?

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweisen, sprach Sokrates, die diese Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders, als diese Meynung hegen, und einer zum andern sprechen: Siehe! hier ist ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter weg führet, und alle unsere Hoffnungen vereitelt. Wir sind versichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unser einziger Wunsch sey. Aber so lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe schleppen; so lange unsere Seele noch mit dieser irdischen Seuche behaftet ist; können wir uns unmöglich schmeicheln, diesen Wunsch ganz erfüllt zu sehen. Wir sollen die Wahrheit suchen. Leider! läßt uns der Körper wenig Muße zu dieser wichtigen Unternehmung. Heute fodert sein Unterhalt unsere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünsche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerstreuen, die unsere Sinnen von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menschen? wer anders, als der Körper, und seine unersättlichen Begierden? Denn die Habsucht ist die Mutter aller Unruhen, und unsere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Besitzungen geizen, wenn sie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu sorgen hätte. Solchergestalt sind wir die meiste Zeit beschäfftiget, und haben selten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielet man auch irgend eine müssige Stunde, und macht sich bereit, die Wahrheit zu umarmen: so stehet uns abermals dieser Störer unserer Glückseligkeit, der Leib, im Wege, und bietet uns seine Schatten, statt der Wahrheit, an. Die Sinne halten uns, wider unsern Dank, ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und sie soll in diesem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? unmöglich! Wir müssen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Aussen und Ruhe von Innen uns das Glück verschafft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen, und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten, und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke! —

Wir sehen ja deutlich, daß wir das Ziel unserer Wünsche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unserm Tode; beym Leben ist keine Hoffnung dazu. Denn kann anders die Seele, so lange sie im Leibe wohnet, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so müssen wir eines von beyden setzen: entweder, wir werden sie niemals erkennen, oder, wir werden sie nach unserm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in diesem Leben zu jener seligen Erkenntniß vorbereiten, so müssen wir unterdessen dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfodert; wir müssen uns seiner Begierden und Lüste enthalten, und uns, so oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, uns in Freyheit zu setzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreyet, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchste und vollkommenste Wesen, mit lautern und heiligen Sinnen zu beschauen, indem wir vielleicht andere neben uns eben derselben Glückseligkeit geniessen sehen. — Diese Sprache, mein lieber Simmias! dürfen die wahren Wissensbegierigen unter einander führen, wenn sie sich von ihren Angelegenheiten besprechen, und diese Meynung müssen sie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn aber dem also ist, mein Lieber! hat ein solcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, besser als irgendwo, das zu erlangen, wornach er im gegenwärtigen Leben so sehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann also meine Reise heute mit guter Hoffnung antreten, und jeder Wahrheitliebender mit mir, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freyer Zutritt zu den Geheimnissen der Weisheit verstattet wird.

Dieses kann nicht geleugnet werden, sprach Simmias.

Die Reinigung aber ist nichts anders, als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen, und anhaltende Uebung über das Wesen und die Eigenschaften der Seele selbst Betrachtungen anzustellen, ohne sich darinn etwas, das nicht die Seele ist, irren zu lassen; mit einem Worte, die Bemühung, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben, die Seele von den Fesseln des Leibes zu befreyen, damit sie ungehindert sich selbst betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennet man den Tod.

Freylich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden also alle ersinnliche Mühe an, sich dem Tode, so viel sie können, zu nähern, sterben zu lernen. Nicht?

31 ff. „Gereinigt durch die Befreyung vom Körper zu werden, sey des Weisen Hoffnung und Wunsch.“ G.

Es scheinet so.

Wäre es nun aber nicht höchst ungereimt, wenn ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts gelernet, als die Kunst zu sterben, wenn ein solcher, sage ich, zuletzt sich betrüben wollte, da er den Tod sich nahen sieht; wäre es nicht lächerlich?

Unstreitig.

Also, Simmias! muß den wahren Weltweisen der Tod niemals schrecklich, sondern allezeit willkommen seyn. Die Gesellschaft des Leibes ist ihnen bey allen Gelegenheiten beschwerlich; denn wofern sie den wahren Endzweck ihres Daseyns erfüllen wollen, so müssen sie suchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichsam in sich selbst zu versammeln. Der Tod ist diese Trennung, die längstgewünschte Befreyung von der Gesellschaft des Leibes. Welche Ungereimtheit also, bey Herannahung desselben zu zittern, sich zu betrüben! Getrost und fröhlich vielmehr müssen wir dahin reisen, wo wir Hoffnung haben, unsere Liebe zu umarmen, ich meyne die Weisheit, und des überlästigen Gefährten los zu werden, der uns so vielen Kummer verursacht hat. Wie? gemeine und unwissende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünschen in ihrer Betrübniß nichts sehnlicher, als die Oberwelt verlassen und zu dem Gegenstande ihrer Liebe, oder ihrer Begierden, hinabsteigen zu können: und diese, die gewisse Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in solchem Glanze zu erblicken, als in jenem Leben, diese sind voller Angst? diese beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reise an? O nein! mein Lieber! nichts ist ungereimter, als ein Weltweiser, der den Tod fürchtet.

Beym Jupiter! ganz vortrefflich, rief Simmias.

Zittern und voller Angst seyn, wenn der Tod winkt, kann dieses nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, sondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drey zusammen liebet?

Ganz untrüglich.

Wem geziemet die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als dem Weltweisen?

Niemanden!

Und die Mäßigkeit, diese Tugend, die in der Fertigkeit bestehet, seine Begierden zu bezähmen, und in seinem Thun und Lassen eingezogen und sittsam zu seyn, wird sie nicht vornehmlich bey dem zu suchen seyn, der seinen Leib nicht achtet, und blos in der Weltweisheit lebt und webt?

Nothwendig, sprach er.

Aller übrigen Menschen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt scheinen, wenn du sie näher betrachtest.

Wie so? mein Sokrates!

Du weißt, versetzte er, daß die mehresten Menschen den Tod für ein sehr großes Uebel halten.

Richtig, sprach er.

Wenn also diese, sogenannten tapfern und mannhaften Leute, unerschrocken sterben, so geschiehet es blos aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Also sind alle Mannhaften, ausser den Weltweisen, blos aus Furcht unerschrocken. Ist aber eine Unerschrockenheit aus Furcht nicht höchst ungereimt?

Dieses ist nicht zu leugnen.

Mit der Mässigkeit hat es dieselbe Beschaffenheit. Aus Unmässigkeit leben sie mässig und enthaltsam. Man sollte dieses für unmöglich halten, und dennoch trifft es bey dieser unvernünftigen Mässigkeit völlig ein. Sie enthalten sich gewisser Wollüste, um andere, nach welchen sie gieriger sind, desto ungestörter geniessen zu können. Sie werden Herren über jene, weil sie von diesen Knechte sind. Frage sie, sie werden dir freylich sagen, sich von seinen Begierden beherrschen zu lassen, sey Unmässigkeit; allein sie selbst haben die Herrschaft über gewisse Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sklaverey gegen andere, die noch ausgelassener sind. Heisset nun dieses nicht gewissermassen aus Unmässigkeit enthaltsam seyn?

Allem Ansehen nach.

O mein theurer Simmias! Wollust gegen Wollust, Schmerz gegen Schmerz, und Furcht gegen Furcht vertauschen, gleichsam, wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechseln: dieß ist nicht der Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig ist, und für welche man alles andere hingeben muß, ist die Weisheit. Mit dieser schafft man sich alle übrigen Tugenden an: Tapferkeit, Mässigkeit, und Gerechtigkeit. Ueberhaupt bey der Weisheit ist wahre Tugend, wahre Herrschaft über die Begierden, über die Verabscheuungen, und über alle Leidenschaften; ohne Weisheit aber erlanget man nichts, als einen Tausch der Leidenschaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laster Sklavendienste thun muß, und an sich selbst nichts Gesundes und Wahres mit sich führet. Die wahre Tugend ist eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tausch der Begierden. Gerechtigkeit, Mässigkeit, Mannhaftigkeit, Weisheit, sind kein Tausch der Laster gegen einander. Unsere Vorfahren, welche die Teleten, oder die vollkommenen Versöhnungsfeste gestiftet, müssen, allem Ansehen nach, sehr weise Männer gewesen seyn: denn sie haben durch diese Räthsel zu verstehen geben wollen, daß, wer unversöhnt und ungeheiliget die Oberwelt verläßt, die härteste Strafe auszustehen habe; der Geläuterte und Versöhnte aber nach seinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit diesen Versöhnungsgeheimnissen umgehen, pflegen zu sagen: Es giebt viele Thyrsusträger: aber wenig Begeisterte: und meines Erachtens verstehet man unter den Begeisterten diejenigen, die sich der wahren Weisheit gewiedmet. Ich habe

2 f. „Es gäbe Leute, die aus Furcht für andern Übeln gerne sterben. Das seyen keine Weisen." G.

in meinem Leben nichts gespart, sondern unabläßig gestrebt, einer von diesen Begeisterten zu seyn; ob mein Bemühen fruchtlos gewesen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen, werde ich da, wo ich hinkomme, am besten erfahren, und so Gott will, in kurzer Zeit. —

Dieses ist meine Vertheidigung, Simmias und Cebes! warum ich meine besten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlasse, und bey Heranahung der Todesstunde so wenig zittere. Ich glaube, allda bessere Freunde und ein besseres Leben zu finden, als ich hier zurück lasse, so wenig auch dieses beym gemeinen Haufen Glauben finden wird.

Hat nun meine jetzige Schutzrede bessern Eingang gefunden, als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, so bin ich vollkommen vergnügt.

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebes ergriff das Wort: Es ist wahr, Sokrates! du hast dich vollkommen gerechtfertiget; allein was du von der Seele behauptest, muß vielen unglaublich scheinen; denn sie halten insgemein dafür, die Seele sey nirgend mehr anzutreffen, so bald sie den Körper verlassen, sondern werde, gleich nach dem Tode des Menschen, aufgelöset und zernichtet. Sie steige, wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf, aus dem Körper in die obere Luft, allwo sie vergehe, und völlig aufhöre zu seyn. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für sich bestehen kann, und nicht nothwendig mit diesem Leibe verbunden seyn muß; so hätten die Hoffnungen, die du dir machest, eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit; denn so bald es mit uns nach dem Tode besser werden kann; so hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich besser werden wird. Allein die Möglichkeit selbst ist schwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß sie noch Willen und Verstandeskräfte haben soll; diese also, mein Sokrates! erfordert noch einigen Beweis.

Du hast Recht, Cebes! versetzte Sokrates. Allein was ist zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht?

Ich bin sehr begierig, sprach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigstens kann derjenige, erwiederte Sokrates, der unsere Unterredung höret, und wenn es auch ein Komödienschreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beschäfftige mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich sind. Die Untersuchung, die wir itzt vorhaben, ist vielmehr so wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beystand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke schreiten. — Er schwieg, und saß eine Weile in Andacht vertieft; sodann sprach er: Doch, meine Freunde! mit lauterm Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdigste Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beystand leisten kann. Zur Sache also! Der Tod, o Cebes! ist eine natürliche Veränderung des mensch-

5 ff. „Ich glaube, allda bessere Freunde zu finden als ich hier verlasse." G. — 12 ff. „So endet sich der Eingang. Cebes verlangt bewiesen zu haben, daß die Seele nicht vergänglich sey." G.

lichen Zustandes, und wir wollen itzt untersuchen, was bey dieser Veränderung so wohl mit dem Leibe des Menschen als mit seiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathsam seyn, erst überhaupt zu erforschen, was eine natürliche Veränderung ist, und wie die Natur ihre Veränderungen nicht nur in Ansehung des Menschen, sondern auch in Ansehung der Thiere, Pflanzen und leblosen Dinge hervor zu bringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf diese Weise näher zu unserm Endzwecke kommen.

Der Einfall scheinet nicht unglücklich, versetzte Cebes! wir müssen also fürs erste eine Erklärung suchen, was Veränderung sey.

Mich dünkt, sprach Sokrates, wir sagen, ein Ding habe sich verändert, wenn unter zwoen entgegengesetzten Bestimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhöret, und die andere anfängt wirklich zu seyn. Z. B. schön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böse, Tag und Nacht, schlafen und wachen, sind dieses nicht entgegengesetzte Bestimmungen, die bey einer und eben derselben Sache möglich sind?

Ja!

Wenn eine Rose welkt und ihre schöne Gestalt verlieret: sagen wir alsdann nicht, sie habe sich verändert?

Allerdings!

Und wenn ein ungerechter Mann seine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengesetzte annehmen, und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt, wenn durch eine Veränderung etwas entstehen soll, so muß vorhin das Widerspiel davon da gewesen seyn. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht gewesen, und hinwiederum Nacht, nachdem es vorhin Tag gewesen, ein Ding wird schön, groß, schwer, ansehnlich u. s. w. nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unansehnlich gewesen ist. Nicht?

Ja!

Eine Veränderung heißt also überhaupt nichts anders, als die Abwechselung der entgegengesetzten Bestimmungen, die an einem Dinge möglich sind. Wollen wir es bey dieser Erklärung bewenden lassen? Cebes scheinet noch unentschlossen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort entgegengesetzte macht mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daß schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar aufeinander folgen könnten.

Richtig! versetzte Sokrates. Wir sehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzustand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dienet, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelst der Abend-

12 ff. Veränderung heißt, wenn eine entgegengesetzte Bestimmung der ersten an einer Sache folgt." G. — 30 ff. „Dazu alle mittleren Zustände genommen werden müssen." G.

dämmerung, so wie der Tag auf Nacht, vermittelst der Morgendämmerung. Nicht?

Freylich.

Das Große wird in der Natur klein, vermittelst der allmählichen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelst des Anwachses.

Richtig.

Wenn wir auch in gewissen Fällen diesem Uebergange keinen besondern Namen gegeben: so ist doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden seyn müsse, wenn ein Zustand natürlicher Weise mit seinem Widerspiel abwechseln soll: denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich seyn soll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt sind, hervorgebracht werden?

Wie könnte sie sonst natürlich heißen?

Diese ursprüngliche Kräfte aber sind stets wirksam, stets lebendig: denn wenn sie nur einen Augenblick entschliefen, so würde sie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieses natürlich nennen?

Wie könnten wir? sprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte also itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben sie schon von je her gearbeitet; denn sie waren niemals müßig, nur daß ihre Wirkung erst nach und nach sichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B., die die Tageszeiten verändert, arbeitet schon itzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen, aber sie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge sind von der Geburt des Tages bis auf seinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe selbst arbeiten die Lebenskräfte schon an der künftigen Erwachung, so wie sie im wachenden Zustande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieses ist nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zustand natürlicher Weise auf sein Widerspiel erfolgen soll, wie solches bey allen natürlichen Veränderungen geschiehet: so müssen die stets wirksamen Kräfte der Natur schon vorher an dieser Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zustand gleichsam mit dem zukünftigen beschwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittlern Zustände mitnehmen muß, wenn sie einen Zustand mit seinem Widerspiel ablösen will?

Ganz unleugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entstehe, ob nicht anfangs zu viel nachgegeben worden. Wir erfodern zu jeder natürlichen Veränderung dreyerley: einen vorhergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll; einen darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist; und einen Uebergang, oder die zwischen beiden liegende Zustände, die der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen. Wird dieses zugegeben?

Ja! ja! rief Cebes. Ich sehe nicht ab, wie man an dieser Wahrheit sollte zweifeln können.

Laß sehen, erwiederte Sokrates, ob dir folgendes eben so unleugbar scheinen wird. Mich dünkt, alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilet, und das Künftige beständig zu dem Vergangenen zurück sendet, so verwandelt sie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Gestalt. Bist du nicht auch dieser Meynung? Cebes!

Sie ist wenigstens wahrscheinlich.

Mir scheinet sie unwidersprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff ist, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geschicke, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, so wird etwas an ihm anders, als es vorhin gewesen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe sind: was könnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in seinem Laufe hemmen.

Itzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewisse Dinge oft eine Zeitlang unverändert scheinen, denn scheinet uns doch auch eine Flamme eben dieselbe, und dennoch ist sie nichts anders, als ein Feuerstrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß empor steigt, und unsichtbar wird. Die Farben kommen unsern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechselt beständig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit suchen, so müssen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht aber nach dem Sinnenschein beurtheilen.

Beym Jupiter, versetzte Cebes, diese Wahrheit öffnet uns eine so neue als reizende Aussicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er sich zu uns wandte, die Anwendung von dieser Lehre auf die Natur unserer Seele scheinet die wichtigsten Folgen zu versprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu schicken, versetzte Sokrates, ehe ich auf diese Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingestanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, so wie die vergangene Zeit älter wird, so wächst auch die aneinander hängende Reihe der Abänderungen, die da gewesen sind Nun überlege Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder stätigen Reihe auf einander?

Ich begreife nicht, sprach Cebes, was du sagen willst. —

Beyspiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des stillen Wassers scheinet uns in einem fortzugehen, und jedes Wassertheilchen mit denen, die um ihn sind, gemeinschaftliche Gränzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein bestehet, deren jedes seine eigene Gränzen hat. Nicht?

3 ff. „Alles Veränderliche kann keinen Augenblick unverändert bleiben.“ „Platons Sokrates führt seinen Beweiß hier aus dem Zirkel der Dinge.“ G.

Dieses ist begreiflich.

Wenn ich das Wort Cebes ausspreche, folgen hier nicht zwo vernehmliche Sylben auf einander, zwischen welchen keine dritte anzutreffen ist?

Richtig!

Das Wort Cebes also geht nicht in einem fort; sondern die Sylben, aus welchen es bestehet, folgen in einer unstätigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigene Gränzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geist mit diesem Worte verbindet, giebt es auch hier Theile, die ihre eigene Gränzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht, denn alle Theile und Merkmale eines zusammengesetzten Begriffes fliessen so in einander, daß sich keine Gränzen angeben lassen, wo dieses aufhört, jenes anfängt, sie machen also zusammen ein stätiges Ganze aus; da hingegen jede Sylbe ihre bestimmten Gränzen hat, und ihrer viele, die zusammenkommen, ein Wort ausmachen, in einer unstätigen Reihe aufeinander folgen.

Dieses ist vollkommen deutlich.

Ich frage also von der Zeit: Ist sie mit dem ausgesprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer stätigen, oder unstätigen Ordnung auf einander?

In einer stätigen, erwiederte Cebes.

Freylich, versetzte Simmias; denn durch die Folge unserer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie ist es also möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerley seyn sollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen also in einem fort, und haben gemeinschaftliche Gränzen?

Richtig!

Das kleinste Zeittheilchen ist eine solche Folge von Augenblicken, läßt sich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenschaften der Zeit behalten. Nicht?

Es scheinet.

Es giebt also auch keine zwo Augenblicke, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieses folget aus dem Zugestandenen.

Gehen die Bewegungen und überhaupt alle Veränderungen in der Natur, nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

33 f. Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die sich am nächsten sind." G. — 37 f. „Die Folge der Veränderungen kommt mit der Folge der Zeit überein und ist ebenfalls so stätig, so unzertrennlich, daß man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang stattfinden sollte." G.

Sie folgen also, wie die Zeit, in einer stätigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch keine zween Zustände geben, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen nicht noch ein dritter anzutreffen sey?

Es scheinet also.

Unsern Sinnen kömmt es freylich so vor, als wenn die Veränderungen der Dinge rückweise geschähen, indem sie solche nicht eher als nach merklichen Zwischenzeiten wahrnehmen; allein die Natur gehet nichts desto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmählig, und in einer stätigen Folge aufeinander. Der kleinste Theil dieser Folge ist selbst eine Folge von Veränderungen; und man mag zween Zustände so dicht an einander setzen, als man will, so giebt es immer noch einen Uebergang dazwischen, der sie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg zeigt.

Ich begreife dieses alles sehr wohl, sprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, itzt ist es Zeit, uns unserm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe gesammelt, die für unsere Ewigkeit streiten sollen, und ich verspreche mir einen gewissen Sieg. Wollen wir aber nicht, nach Gewohnheit der Feldherrn, ehe wir zum Treffen kommen, unsere Macht noch einmal übersehen, um ihre Stärke und Schwäche desto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat sehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, sprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, sind diese:

1) Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreyerley erfodert: 1) Ein Zustand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der seine Stelle vertreten soll, und 3) die mittlern Zustände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmählig geschehe.
2) Was veränderlich ist, bleibet keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.
3) Die Folge der Zeit gehet in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die sich einander die nächsten sind.
4) Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und ist ebenfalls so stätig, so aneinanderhängend, daß man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang Statt finden sollte. Sind wir nicht über diese Punkte einig worden?

Ja! sprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes! versetzte Sokrates, sind entgegengesetzte Zustände: Nicht?

Freylich!

Und das Sterben der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freylich!

Diese große Veränderung trifft vermuthlich die Seele sowohl als den Leib: denn beide Wesen standen in diesem Leben in der genauesten Verbindung.

Allem Ansehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieser wichtigen Begebenheit vorgehet, kann uns die Beobachtung lehren; denn das Ausgedehnte bleibt unsern Sinnen gegenwärtig: aber wie, wo, und was die Seele nach diesem Leben seyn wird, muß bloß durch die Vernunft ausgemacht werden; denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menschlichen Sinnen gegenwärtig zu seyn.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerster! erst das Sichtbare durch alle seine Veränderungen verfolgen, und hernach, wo möglich, das Unsichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das scheint der beste Weg, den wir einschlagen können, erwiederte Cebes.

In jedem thierischen Leibe, Cebes! gehen beständig Trennungen und Zusammensetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thierischen Maschine abzielen. Tod und Leben fangen bey der Geburt des Thieres schon an gleichsam mit einander zu ringen.

Dieß zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zustand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maschine vorgehen, mehr auf das Wohlseyn, als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Gesundheit?

Wie anders?

Hingegen werden die thierischen Veränderungen, welche die Auflösung der großen Maschine verursachen, durch Krankheiten vermehret, oder auch durch das Alter, welches die natürlichste Krankheit genennt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmählig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löset sich in seine kleinsten Theile auf. Aber was geschieht? Hören diese Theile auf, verändert zu werden? Hören sie auf, zu wirken, und zu leiden? Gehen sie ganz verloren?

Es scheinet nicht, versetzte Cebes.

Unmöglich, mein Werthester! erwiederte Sokrates, wenn das wahr ist, worüber wir einig geworden: denn giebt es wohl ein Mittel zwischen Seyn und Nichtseyn?

Keinesweges.

19 ff. „Vom thierischen Leibe." G.

Seyn und Nichtseyn wären also zween Zustände, die unmittelbar auf einander folgen, die sich einander die nächsten seyn müßten: wir haben aber gesehen, daß die Natur keine solche Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geschehen müssen, hervorbringen kann. Erinnerst du dich wohl noch dieses Satzes?

Sehr wohl, sprach Cebes.

Also kann die Natur weder ein Daseyn, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Daher gehet bey der Auflösung des thierischen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort, zu seyn, zu wirken, zu leiden, zusammen gesetzt und getrennt zu werden, bis sie sich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zusammengesetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Ist dieses nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrates! antworteten Cebes und Simmias zugleich.

Wir sehen also, meine Freunde! daß Tod und Leben, in so weit sie den Leib angehen, in der Natur nicht so getrennt sind, als sie in unsern Sinnen scheinen. Sie sind Glieder einer stätigen Reihe von Veränderungen, die durch stufenweise Uebergänge mit einander auf das genaueste verbunden sind. Es giebt keinen Augenblick, da man, nach aller Strenge, sagen könnte: Itzt stirbt das Thier; so wenig man, nach aller Strenge, sagen kann: Itzt ward es krank, oder itzt ward es wieder gesund. Freylich müssen die Veränderungen unsern Sinnen, wie getrennt scheinen, da sie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwischenzeit, merkbar werden; aber genug, wir wissen, daß sie es in der That nicht seyn können.

Ich besinne mich jetzt auf ein Beyspiel, das diesen Satz erläutern wird. Unsere Augen, die auf einen gewissen Erdstrich eingeschränkt sind, unterscheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es ist uns, als wenn diese Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgesondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennet gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht stätig aneinander hängen, und also jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich sey.

Homer hat nur, als Dichter, die Freyheit, seiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen: als ob jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeschränkt ist, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit sowohl Morgen als Abend wäre. Es ist den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen: allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Rosenfingern beständig die Thore des Himmels offen halten, und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern schleppen,

so wie die Götter, wenn sie nur des Nachts schlafen wollen, gar nicht oder beständig schlafen müssen. —

Es lassen sich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterscheiden; denn das Stätige und Aneinanderhängende läßt sich nur in der Einbildung, und nach den Vorspiegelungen der Sinne, in bestimmte und abgesonderte Theile zertrennen; der Verstand aber sieht gar wohl, daß man da nicht stehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung ist. Ist dieses deutlich? meine Freunde!

Gar sehr, erwiederte Simmias! —

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es sich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die dasselbe Ding erlitten, fängt sich, nach dem Urtheile unserer Sinne, da eine Epoche an, wo uns das Ding wirklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieses nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweyten Zeitpunkt, da, wo sich die thierischen oder pflanzigten Bewegungen unsern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wann endlich die thierischen oder pflanzigten Formen verschwinden und unscheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verwesung des Thieres oder der Pflanze. In der Natur aber sind alle diese Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette, allmählige Auswickelungen und Einwickelungen desselben Dinges, das sich in unzählige Gestalten einhüllet und entkleidet. Ist hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringsten nicht, versetzte Cebes.

Wenn wir sagen, fuhr Sokrates fort, die Seele stirbt, so müssen wir eines von beyden setzen: Entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie leidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stätigen Reihe fortgehen, und in dieser Reihe giebt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas anders geworden ist; so wie der Leib, nach unzähligen Veränderungen, aufhöret, ein menschlicher Leib zu seyn, und in Staub, Luft, Pflanze, oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Giebt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählig?

Nein, erwiederte Cebes. Diese Eintheilung erschöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, sprach Sokrates. Die also noch zweifeln, ob die Seele nicht sterblich seyn könnte, mögen wählen, ob sie besorgen, sie möchte plötzlich verschwinden, oder nach und nach dasjenige aufhören zu seyn, was sie war. Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und diese Wahl über sich nehmen?

25 ff. „Wenn wir sagen, die Seele stirbt, so heißt's entweder sie vergeht in einem Wink oder nach und nach." G.

Die Frage ist, ob jene die Wahl ihres Sachverwalters würden gelten lassen. Mein Rath wäre, wir überlegten beyde Fälle; denn wenn sie auf meine Wahl Verzicht thäten, und sich anders erklären sollten: so dürfte morgen niemand mehr da seyn, der sie widerlegen kann.

Mein lieber Cebes! versetzte Sokrates, Griechenland ist ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen diese Untersuchung am Herzen liegt. — Doch es sey! laßt uns beyde Fälle untersuchen. Der erste war: Vielleicht vergehet die Seele plötzlich, verschwindet in einem Nu. An und für sich ist diese Todesart möglich. Kann sie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr ist, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Zernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieses nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokrates. Zwischen Seyn und Nichtseyn ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann.

Ganz recht, versetzte Cebes. Wie aber, wenn sie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit, zernichtet würde?

O mein Theuerster! rief Sokrates aus, wie glücklich, wie wohl versorgt sind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir besorgten, war, ob die Natur unserer Seele nicht an und für sich selbst sterblich sey; und diese Besorgniß suchen wir durch Gründe zu vereiteln; ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, sie durch ein Wunderwerk zernichten werde? — Nein, Cebes! laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln, ehe wir von der selbständigen Güte eine grundböse Handlung, die Zernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, sprach Cebes, daß mein Einwurf beynahe eine Lästerung sey.

Die eine Todesart, die plötzliche Zernichtung, schreckt uns also nicht mehr, fuhr Sokrates fort; denn sie ist der Natur unmöglich. Doch überlegt auch folgendes, meine Freunde! Gesetzt, sie wäre nicht unmöglich, so ist die Frage: wann? zu welcher Zeit, soll unsere Seele verschwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Ansehen nach.

Nun haben wir aber gesehen, daß es keinen bestimmten Augenblick giebt, da man sagen kann, itzt stirbt das Thier. Die Auflösung der thierischen Maschine hat schon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen sichtbar geworden sind; denn es fehlt niemals an solchen thierischen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider

14 ff. „Zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann." G. — 23 ff. „Und von Gott haben wir nichts zu fürchten." G.

sind; nur daß sie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, sondern eine jede ihren besondern Endzweck angenommen hat: und alsdann ist die Maschine aufgelöset. Dieses geschiehet so allmählig, in einer so stätigen Ordnung, daß jeder Zustand eine gemeinschaftliche Gränze des vorhergehenden und nachfolgenden Zustandes, eine Wirkung des vorhergehenden und eine Ursache des nachfolgenden Zustandes zu nennen ist. Haben wir dieses nicht eingestanden?

Richtig!

Wenn also der Tod des Körpers auch der Tod der Seele seyn soll: so muß es auch keinen Augenblick geben, da man sagen kann, itzt verschwindet die Seele; sondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maschine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirksamkeit abnehmen. Scheinet es dir nicht also? mein Cebes!

Vollkommen!

Aber siehe! welche wunderbare Wendung unsere Untersuchung genommen hat! Sie scheinet sich, wie ein Kunstwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie so?

Wir haben angenommen, unsere Gegner besorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zusehen, ob diese Furcht gegründet sey, oder nicht. Wir haben darauf untersucht, in welchem Augenblicke sie zernichtet werden möchte; und diese Untersuchung selbst brachte uns auf das Widerspiel der Voraussetzung, daß sie nemlich nicht plötzlich zernichtet werde, sondern allmählig an innerer Kraft und Wirksamlichkeit abnehme.

Desto besser, antwortete Cebes. So hat sich jene angenommene Meynung gleichsam selbst widerlegt.

Wir haben also nur noch dieses zu untersuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht so allmählig vergehen können, wie sich die Theile der Maschine trennen.

Richtig!

Lasset uns diese getreuen Gefährten, Leib und Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben sollen, auf ihrer Reise verfolgen, um zu sehen, wo sie zuletzt bleiben. So lange der Körper gesund ist, so lange die mehresten Bewegungen der Maschine auf die Erhaltung und das Wohlseyn des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung auch ihre gehörige Beschaffenheit haben, so besitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denket, liebet, verabscheuet, begreifet und will. Nicht?

Unstreitig!

Der Leib wird krank. Es äussert sich eine sichtbare Mißhelligkeit

zwischen den Bewegungen, die in der Maschine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, sondern ganz besondere und streitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehret, wird sie indessen schwächer, empfindet unordentlich, denkt falsch und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib stirbt: das heißt, alle Bewegungen scheinen nunmehr nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige schwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkele Vorstellungen verschaffen: auf diese muß sich also die Kraft der Seele so lange einschränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verwesung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinschaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maschine ausgemacht haben, bekommen itzt ganz verschiedene Endzwecke, werden zu mannigfaltigen Theilen ganz verschiedener Maschinen. Und die Seele? mein Cebes! wo wollen wir die lassen? Ihre Maschine ist verweset. Die Theile, die noch von derselben übrig sind, sind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beseelt werden könnte. Hier sind keine Gliedmassen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung sie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll also alles in ihr öde seyn? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabscheuungen, Neigungen und Leidenschaften verschwunden seyn, und nicht die geringste Spur hinterlassen haben?

Unmöglich, sprach Cebes. Was wäre dieses anders als eine völlige Zernichtung, und keine Zernichtung, haben wir gesehen, steht in dem Vermögen der Natur.

Was ist also für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinaus schieben, wäre immer noch vom Daseyn zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet seyn kann. Sie wird also fortdauren, ewig vorhanden seyn. Soll sie vorhanden seyn, so muß sie wirken und leiden, soll sie wirken und leiden, so muß sie Begriffe haben: denn empfinden, denken und wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Wesen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer sinnlichen Empfindung, und wo sollen sinnliche Empfindungen herkommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmassen der Sinne vorhanden sind?

Nichts scheinet richtiger, sprach Cebes, als diese Folge von Schlüssen, und gleichwohl leitet sie zu einem offenbaren Widerspruch.

Eines von beyden, fuhr Sokrates fort; entweder die Seele muß zer-

13 ff. „Kann die Seele ohne Sinne empfinden?“ G

nichtet werden, oder sie muß nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben. Man ist sehr geneigt, diese beyden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich seyn? Laß sehen, ob wir aus diesem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unser Geist natürlicher Weise nicht zernichtet werden. Worauf gründet sich diese Unmöglichkeit? — Seyd unverdrossen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: sie führen aus auf eine der herrlichsten Gegenden, die das Gemüth der Menschen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Zernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieser Seite ist also schlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müssen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, sie muß nach dem Tode fortdauren, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier steht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unser Geist, ohne sinnliche Eindrücke, Begriffe haben soll: aber wer leistet für diese Unmöglichkeit die Gewähr? Ist es nicht blos die Erfahrung, daß wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke haben denken können?

Nichts anders.

Was für Grund haben wir aber, diese Erfahrung über die Gränzen dieses Lebens auszudehnen, und der Natur schlechterdings die Möglichkeit abzusprechen, die Seele, ohne diesen gegliederten Leib, denken zu lassen? Was meynest du? Simmias! würden wir einen Menschen nicht höchst lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlassen hätte, und aus seiner eigenen Erfahrung schliessen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders als bey uns, abwechselten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden seyn, daß es dereinst, von seiner Wurzel abgelöset, in freyer Luft das erquickende Licht der Sonne geniessen werde? würde es nicht vielmehr aus seinen itzigen Umständen die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen zu können glauben?

Allem Ansehen nach.

Und wir Blödsinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieses Leben eingekerkert, durch unsere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach diesem Leben möglich sey? — Ein einziger Blick in die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde solcher Schlüsse überführen. Wie dürftig, wie schwach würde sie seyn; wenn ihr Vermögen nicht weiter reichete, als unsere Erfahrung!

Freylich!

Wir können also mit gutem Grunde diese Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengesetzt, daß unser Geist

untergehen sollte. Homer läßt seinen Held mit Recht ausrufen: Fürwahr! auch in den Häusern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kömmt. Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus, und von den Schatten, die hinunterwandeln, machet, scheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieses ist gewiß, meine Geliebten! unser Geist siegt über Tod und Verwesung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tausend veränderten Gestalten die Absichten des Allerhöchsten zu erfüllen, er aber erhebt sich über den Staub, und fähret fort, nach andern natürlichen aber überirdischen Gesetzen, die Werke des Schöpfers zu beschauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwäget aber dieses, meine Freunde! wenn unsere Seele, nach dem Tode ihres Leichnams, noch lebet und denkt, wird sie nicht auch alsdann, so wie in diesem gegenwärtigen Zustande, nach der Glückseligkeit streben?

Wahrscheinlich dünkt michs, sprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünschte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe sind diese, versetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, so müssen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechseln, so muß sie diese Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt, einen Willen haben; hat sie aber einen Willen, wohin kann dieser anders zielen, als nach dem höchsten Grade des Wohlseyns, nach der Glückseligkeit?

Dieses war allen deutlich. Aber wie? fuhr Sokrates fort: das Wohlseyn eines Geistes, der nicht mehr für die Bedürfnisse seines Leibes zu sorgen hat, worinn bestehet dieses? Speise und Trank, Liebe und Wollust kann ihm nicht mehr behagen; was in diesem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, ist allda seiner Achtung unwürdig; kaum daß ihm noch eine schwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüsten bleibet, die er in Gesellschaft seines Leibes genossen. Wird er wohl nach diesen sonderlich streben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleyen der Kindheit, sprach Simmias.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel seiner Wünsche seyn?

Wie könnte dieses in einem Zustande möglich seyn, wo, allem Ansehen nach, kein Eigenthum besessen, kein Vermögen genossen werden kann?

Die Ehrbegierde ist zwar eine Leidenschaft, die, dem Ansehen nach, dem abgeschiedenen Geiste noch bleiben kann; denn sie scheinet wenig von den Leibesbedürfnissen abzuhängen; allein, worinn kann der körperlose Geist den Vorzug setzen, der ihm Ehre bringen soll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle diese Thorheiten läßt er mit seinem Körper auf der Erde zurück.

2. Plato hat diesen Vers des Homers anders verstanden, als einige neuere Ausleger, und führet ihn im 3. B. seiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieser Stelle die günstigere Auslegung gelten zu lassen. Anm. Mendelssohns.

Freylich!

Es bleibet ihm also nichts, als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und über seine Nebengeschöpfe erheben könnte. Außer dieser edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geistigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper genenßt, Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Diese Empfindungen sind der Natur eines Geistes so anerschaffen, daß sie ihn niemals verlassen können. Wer also auf Erden für seine Seele Sorge getragen, wer in diesem Leben sich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben lassen, der hat die größten Hoffnungen, auch nach dem Tode in diesen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe sich dem erhabensten Urwesen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und vorzugsweise die Schönheit selbst ist. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genossen, so oft eure Seele, von einer geistigen Schönheit hingerissen, den Leib samt seinen Bedürfnissen vergaß, und sich ganz der himmlischen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeisterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann diese erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch ist in der That jeder Begriff einer geistigen Schönheit ein Blick in das Wesen der Gottheit; denn das Schöne, Ordentliche und Vollkommene, das wir wahrnehmen, ist ein schwacher Abdruck dessen, der die selbständige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ist. Ich erinnere mich, diese Gedanken bey einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, und will gegenwärtig nur diese Folge daraus herleiten: Wenn es wahr ist, daß nach diesem Leben Weisheit und Tugend unsern Ehrgeiz, und das Bestreben nach geistiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unsere Begierden ausmachen: so wird unser fortdaurendes Daseyn nichts als ein ununterbrochenes Anschauen der Gottheit seyn, ein himmlisches Ergötzen, das, so wenig wir itzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was sind alle Mühseligkeiten dieses Lebens gegen eine solche Ewigkeit! Was ist Armuth, Verachtung und der schmählichste Tod, wenn wir uns dadurch zu einer solchen Glückseligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer sich eines rechtschaffenen Wandels bewußt ist, kann sich unmöglich betrüben, indem er die Reise zu dieser Seligkeit antritt. Nur wer in seinem Leben Götter und Menschen beleidiget, wer sich in viehischer Wollust herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menschenopfer geschlachtet, und an anderer Elend sein Ergötzen gefunden, der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank sey der Gottheit! mir keine von

2 ff. „Sie wird die erhabne, heilige, geistliche Gefühle von Schönheit, Ordnung und also von Gott haben.“ G.

diesen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer gesucht, und die Tugend über alles geliebt habe: so freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Lichte zu genießen, wornach ich in dieser Finsterniß gestrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen, und wenn sie euch überzeugen, so segnet meine Reise, und lebet so, daß euch der Tod dereinst abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen schleppe. Vielleicht führet uns die Gottheit dereinst in verklärter Freundschaft einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Ende des ersten Gesprächs.

10. „Bis hierher hat Platons Sokrates erwiesen es sei alles Erinnerung was wir in unserm Leben denken." — „Und weil wir einen Begriff vom Gleichen hätten, das doch vor unsrer Geburt müsse dagewesen seyn, so müsse unsre Seele auch vor unsrer Geburt dagewesen sein." — „Das Unsichtbare Geistische ist nicht zusammengesetzt, unsre Seele auch nicht, kann also nicht getrennt werden und bleibt also nach dem Tode." G.

Zweytes Gespräch.

Unser Lehrer hatte ausgeredet, und gieng, wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir saßen alle und schwiegen, und dachten der Sache nach. Nur Cebes und Simmias sprachen leise mit einander. Sokrates sahe sich um und fragte: Warum so leise? meine Freunde! Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbessern sey? Ich weiß wohl, daß ihnen zur völligen Deutlichkeit noch verschiedenes fehlet. Wenn ihr euch also jetzo von andern Dingen unterhaltet, so mag es gut seyn; redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, so entdecket uns immer eure Einwürfe und Zweifel, damit wir sie gemeinschaftlich untersuchen, und entweder heben, oder selbst mit zweifeln mögen. Simmias sprach: Ich muß dir gestehen, Sokrates! daß wir beyde Einwürfe zu machen haben, und uns schon lange einer den andern antreiben, sie vorzubringen, weil wir beide gerne deine Widerlegung hören möchten, ein jeder aber sich scheuet, dir bey jetziger Widerwärtigkeit beschwerlich zu fallen. Als Sokrates dieses hörete, lächelte er, und sprach: Ey! wie schwer, o Simmias! werde ich andere Menschen bereden können, daß ich meine Umstände für so mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben könnet, und besorget, ich möchte itzt unmuthiger und verdrüßlicher seyn, als ich vormals gewesen bin. Man saget von den Schwänen, daß sie, nahe an ihrem Ende, lieblicher singen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn diese Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiliget sind, so würde ich sagen, daß ihr Gott sie in der Todesstunde einen Vorschmack von der Seligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß sie sich an diesem Gefühl ergötzen, und singen. Mit mir verhält es sich eben so. Ich bin ein Priester dieses Gottes: und in Wahrheit! er hat

Zweytes Gespräch. „Moses II. Abschn. Köhl. Ph. 73." [Phädon, übersetzt von J. B. Köhler, Lübeck 176.].] „Simmias nach einer Detlamation von Empfindungen der Unsterblichkeit wirft ein, es könne das was wir Seele nennen, ein Wert der Organisation seyn, und sey vergänglich, wie die Harmonie nach zerrissner Leyer." — „Cebes sagt, es könne wohl die Seele fortdauern, vielleicht aber in einem dummen schlafenden Zustand." — „Beym Plato sagt Simmias eben dasselbe. Cebes aber wirft ein, es könne wohl die Seele, obwohl der würdigere Theil, endlich untergehn; wie ein Weber, der viele Kleider sich gewebt, endlich doch stirbt und das Geringere, sein letztes Kleid, zurücklässt." — „Ein anders ist Ebenmas, sagt Sokrates beym Moses, ein anders die Empfindung desselben; diese letztere kann nicht anders als einfach seyn." G.

meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich nahe an meinem Tode, weit heiterer seyn läßt, als in meinem ganzen Leben. Eröffnet mir also ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe. Fraget, was ihr zu fragen habt, so lange es die eilf Männer noch erlauben. — Gut! erwiederte Simmias, ich werde also den Anfang machen, und Cebes mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Erinnerung voraus zu schicken: Wenn ich Zweifel wider die Unsterblichkeit der Seele errege, so geschieht es nicht wider die Wahrheit dieser Lehre, sondern wider ihre vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o Sokrates! gewählt hast, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im übrigen nehme ich diese trostvolle Lehre von ganzem Herzen nicht nur so an, wie du sie uns vorgetragen, sondern so, wie sie uns von den ältesten Weisen ist überliefert worden, einige Verfälschungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerfindern hinzu gethan worden sind. Wo unsere Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da trauet sie sich den beruhigenden Meynungen, wie Fahrzeugen auf dem bodenlosen Meere, an, die sich bei heiterm Himmel sicher durch die Wellen dieses Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unsterblichkeit und von der Vergeltung nach unserm Tode nicht widersprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten sich erheben zu sehen, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, seiner Zuverläßigkeit beraubt zu sehen. Ist unsere Seele sterblich, so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlet der Tugend aller Glanz, der sie unsern Augen göttlich macht; so ist das Schöne und Erhabene, das Sittliche sowohl als das Physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten (denn nichts vergängliches kann den schwächsten Stral göttlicher Vollkommenheit fassen); so sind wir, wie das Vieh, hieher gesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenigen Tagen gleich viel seyn, ob ich eine Zierde, oder Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemühet, die Anzahl der Glückseligen, oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche sogar die Macht, sich der Herrschaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Gesetzgeber und Stifter der menschlichen Gesellschaften uns oder sich selbst betrogen; so hat das gesamte menschliche Geschlecht sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen, und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben: so ist ein Staat freyer, denkender Wesen nicht mehr, als eine Heerde vernunftloses Viehes, und der Mensch — ich entsetze mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpfe das elendeste Thier auf Erden, das zu seinem Unglücke über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten, und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe ergötzt, ein schadenfrohes Wesen müßte ihn mit

Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angst sich meiner Seele bemeistert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden setze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn sie der Freundschaft genießen, wenn sie die Wahrheit erkennen, wenn sie die Tugend ausüben, wenn sie den Schöpfer verehren, wenn sie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: so steiget der schreckliche Gedanke der Zernichtung, wie ein Gespenst, in ihrer Seele empor, und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsschlag, der stille steht, beraubt sie aller dieser Herrlichkeiten: das Gott verehrende Wesen wird Staub, Moder und Verwesung. Ich danke den Göttern, daß sie mich von dieser Furcht befreyet, die alle Wollüste meines Lebens mit Skorpionstichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen, und von dem Verhältnisse, in welchem er mit Gott steht, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löset alle diese Schwierigkeiten auf, und bringet die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherley Weise überzeuget sind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertiget die Gottheit, setzet die Tugend in ihren Adel ein, giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wollust ihre Reizung, versüßet das Elend, und macht selbst die Plagen dieses Lebens in unsern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlasset werden. Eine Lehre, die mit so vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie steht, und durch welche wir so ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben sehen, findet uns sehr geneigt, sie anzunehmen; bedarf beynahe keines fernern Beweises. Denn wenn gleich von diesen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchsten Grad der Gewißheit mit sich führet: so überzeugen sie uns doch, zusammengenommen, mit einer so siegenden Gewalt, daß sie uns völlig beruhigen, und alle unsere Zweifel aus dem Felde schlagen. Allein, mein lieber Sokrates! die Schwierigkeit ist, alle diese Gründe, so oft wir es wünschen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überschauen. Wir sind zu allen Zeiten, und in allen Umständen dieses Lebens, ihres Beystandes benöthiget; aber nicht alle Zeiten, nicht alle Umstände dieses Lebens vergönnen uns die Ruhe und Besonnenheit der Seele, uns aller dieser Gründe lebhaft zu erinnern, und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zusammenhange eingeflochten ist. So oft wir uns einen Theil derselben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorstellen, so verliert die Wahrheit von ihrer Stärke, und unsere Seelenruh ist in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o Sokrates! einschlägst, uns durch eine einfache Reihe von unumstößlichen Gründen zur Wahrheit führet; so können wir hoffen, uns des Beweisthums zu versichern, und ihn zu allen Zeiten in unserer Ge-

walt zu haben. Eine Kette deutlicher Schlüsse läßt sich leichter in die Gedanken zurückbringen, als jene Uebereinstimmung der Wahrheiten, die gewissermaßen ihre eigene Gemüthsbeschaffenheit erfordert. Aus dieser Ursache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegen zu setzen, die der entschlossenste Leugner der Unsterblichkeit vorbringen könnte. Wo ich dich recht verstanden habe, so war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper stehen in der genauesten Verbindung; dieser wird allmählig in seine Theile aufgelöset, jene muß entweder vernichtet werden, oder Vorstellungen haben. Durch natürliche Kräfte kann nichts zernichtet werden; daher kann unsere Seele, natürlicher Weise, niemals aufhören Begriffe zu haben. Wie aber, mein lieber Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe bewiese, daß die Harmonie fortdauren müsse, wenn man auch die Leyer zerbräche, oder daß die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden seyn müsse, wenn auch alle Steine von einander gerissen, und zu Staub zermalmet werden sollten? Die Harmonie sowohl als die Symmetrie, würde ich sagen, ist etwas: nicht? Man würde mir dieses nicht leugnen; jene stehet mit der Leyer und diese mit dem Gebäude in genauer Verbindung: auch dieses müßte man zugeben. Vergleichet die Leyer oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele: so haben wir erwiesen, daß das Saitenspiel länger dauren müsse, als die Saiten, das Ebenmaß länger, als das Gebäude. Nun ist dieses in Absicht auf die Harmonie und Symmetrie höchst ungereimt; denn da sie die Art und Weise der Zusammensetzung andeuten: so können sie nicht länger dauren, als die Zusammensetzung selbst.

Ein Gleiches läßt sich von der Gesundheit behaupten: Sie ist eine Eigenschaft des gegliederten Körpers, und nirgends anders anzutreffen, als wo die Verrichtungen dieser Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; sie ist ein Eigenthum des Zusammengesetzten, und verschwindet, wenn das Zusammengesetzte in seine Theile aufgelöset wird. Mit dem Leben hat es wahrscheinlicher Weise eine ähnliche Bewandniß Das Leben einer Pflanze höret auf, sobald die Bewegungen in den Theilen derselben zur Auflösung des Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanze die Gliedmaßen der Sinne und die Empfindung, und endlich der Mensch die Vernunft voraus. Vielleicht ist diese Empfindung in den Thieren, und selbst die Vernunft des Menschen, nichts als Eigenschaften des Zusammengesetzten, so wie Leben, Gesundheit, Harmonie, u. s. w. die ihrer Natur und Beschaffenheit nach nicht länger dauren können, als die Zusammensetzungen von denen sie unzertrennlich sind. Reichet die Kunst des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Gesundheit zu geben, so kann eine höhere Kunst vielleicht dem Thiere Empfindung, und dem Menschen Vernunft verleihen. Wir Blödsinnigen begreifen jenes so wenig, als dieses. Des geringsten Blättchens kunstreiche Bildung übersteigt alle menschliche Vernunft, enthält Geheimnisse, die des Fleißes und der Scharfsinnigkeit unserer spätesten Nachkommen noch spotten werden: und wir wollen vor-

schreiben, was durch die Organisation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht oder der Weisheit des Schöpfers Gränzen setzen? Eines von beyden, dächte ich, müssen wir nothwendig, wenn unsere Richtigkeit entscheiden soll, daß die Kunst des Allmächtigen selbst kein Vermögen zu empfinden und zu denken durch die Bildung der feinsten Materie hervorbringen könne.

Du siehst, mein lieber Sokrates! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueberzeugung noch fehlet. Ist die Seele beym Leben etwas, das der Allmächtige ausser dem Körper und seiner Bildung geschaffen und mit ihm verbunden hat: so hat es seine Richtigkeit, daß die Seele auch nach dem Tode fortdauern und Vorstellungen haben müsse; allein wer leistet für jenes die Gewähr? die Erfahrung scheinet vielmehr das Gegentheil auszusagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächst mit demselben, und leidet mit demselben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich stehen die Verrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in so genauer Verbindung mit der Wirksamkeit des Denkungsvermögens, daß man sehr geneigt ist, beyde aus einer Quelle herzuleiten, und also das Unsichtbare durch das Sichtbare zu erklären; so wie man Licht und Wärme einer einzigen Ursache zuschreibt, weil sie in ihren Veränderungen so sehr übereinstimmen.

Simmias schwieg, und Cebes ergriff das Wort. Unser Freund Simmias, sprach er, scheinet nur das sicher besitzen zu wollen, was ihm versprochen worden; ich aber, mein lieber Sokrates! möchte gern mehr haben, als du uns zugesagt. Wenn deine Beweise auch wider alle Einwürfe geschützet werden, so folget doch nichts mehr aus denselben, als daß unsere Seele nach dem Hintritt unsers Körpers fortdauret und Vorstellungen hat; aber wie fortdauret? vielleicht so, wie sie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauret. Die Seele des Schlafenden muß nicht ganz ohne Begriffe seyn; die Gegenstände umher müssen durch schwächere Eindrücke auf seine Sinne wirken, und in seiner Seele wenigstens schwache Empfindungen erregen, sonst würden stärkere und stärkere Eindrücke ihn nicht aufwecken können. Aber was sind dieses für Begriffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewußtseyn, ohne Erinnerung, ein vernunftloser Zustand, in welchem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und dessen wir uns auch in Zukunft nie wieder besinnen. Sollte nun unsere Seele mit der Trennung von dem Leibe in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten versinken, und nie wieder aufwachen, was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloses Daseyn ist von der Unsterblichkeit, die du hoffest, noch weiter entfernt, als die Glückseligkeit der Thiere von der Glückseligkeit eines Gott erkennenden Geistes. Wenn das, was ihm nach

23. Wenn mächtige Eindrücke lebhafte Empfindungen erregen; so müssen die schwächsten selbst nicht ganz ohne Wirkung seyn: sondern Empfindungen veranlassen, die nur dem Grade der Lebhaftigkeit nach von jenen unterschieden sind. Anm. Mendelssohns.

dem wiederfähret, uns angehen, und schon hienieden Furcht oder Hoffnung in uns erregen soll, so müssen wir selbst, die wir uns allhier unser bewußt sind, noch in jenem Leben dieses Selbstgefühl behalten, und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müssen das, was wir seyn werden, mit dem, was wir jetzt sind, vergleichen, und darüber urtheilen können. Ja, wo ich dich recht verstanden, mein lieber Sokrates! so erwartest du nach dem Tode ein besseres Leben, eine größere Erleuchtung des Verstandes, edlere und erhabnere Bewegungen des Herzens, als dem beglücktesten Sterblichen auf Erden zu Theile worden: worauf gründet sich diese schmeichelnde Hoffnung? Der Mangel alles klaren Bewußtseyns ist für unsere Seele, wenigstens für eine kurze Zeit, ein nicht unmöglicher Zustand; hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein solcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauren sollte?

Zwar hast du uns vorhin gezeigt, daß alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden müsse, und aus dieser Lehre leuchtet ein Stral der Hoffnung, daß meine Besorgniß ungegründet sey. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unserer Seele bevorstehen, ins Unendliche fortgehen, so ist höchst wahrscheinlich, daß sie nicht bestimmt sey, in Ewigkeit fort zu sinken, und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren; sondern daß sie sich, wenigstens mit der Zeit, auch erheben und die Stufe wieder einnehmen werde, auf welcher sie schon in der Schöpfung gestanden, nemlich eine Betrachterinn der Werke Gottes zu seyn. Und mehr als einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu bestärken, daß dem Tugendhaften ein besseres Leben bevorstehet. Indessen, mein lieber Sokrates! wünsche ich auch diesen Punkt von dir berühret zu sehen, weil ich weiß, daß alle Worte, die du heute sprichst, sich tief in meine Seele eingraben, und von unauslöschlichem Andenken seyn werden.

Wir hörten alle aufmerksam zu, und wie wir uns nachher gestanden, nicht ohne Unwillen, daß man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiß machte, von welcher wir so sehr überzeugt zu seyn glaubten. Nicht nur diese Lehre, sondern alles, was wir wußten und glaubten, schien uns damals ungewiß und schwankend zu werden, da wir sahen, daß entweder wir die Gabe nicht besitzen, Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden, oder daß sie an und für sich selbst nicht zu unterscheiden seyn müßten.

Echekrates. Mich wundert es nicht, mein lieber Phädon! daß ihr so dachtet: mir selbst ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Die Gründe des Sokrates hatten mich völlig überführt, und ich schien versichert, daß ich sie niemals würde in Zweifel ziehen können; allein des Simmias Einwurf macht mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daß ich vormals eben der Meynung gewesen, daß die Kraft zu denken eine Eigenschaft des Zusammengesetzten seyn, und ihren Grund in einer feinen Organisation oder Harmonie der Theile haben könne. Aber sage mir, lieber Phädon! wie hat Sokrates diese Einwürfe aufgenommen?

ward er so verdrüßlich darüber, als ihr, oder begegnete er ihnen mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat seine Antwort euch Gnüge gethan, oder nicht? Ich möchte dieses alles gern so umständlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon. Habe ich den Sokrates jemals bewundert, mein lieber Echekrates! so war es gewiß bey dieser Gelegenheit. Daß er eine Widerlegung in Bereitschaft hatte, ist eben nichts unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig schien, war erstlich die Gütigkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieser jungen Leute aufgenommen; sodann wie schnell er gemerkt, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hülfe eilete, wie er uns gleichsam von der Flucht zurück rief, zur Gegenwehr aufmunterte, und selbst zum Streite anführte.

Echekrates. Wie war dieses?

Phädon. Das will ich dir erzählen. Ich saß ihm zur Rechten neben dem Bette, auf einem niedrigen Sessel, er aber etwas höher, als ich. Er ergriff mein Haupt, und streichelte mir die Haare, die in den Nacken herunter hangen; wie er denn gewohnt war, zuweilen mit meinen Locken zu spielen: Morgen, sprach er, Phädon! dürftest du wohl diese Locken auf das Grab eines Freundes streuen. Allem Ansehen nach, erwiederte ich. O! thue es nicht, versetzte er. Warum denn das? fragte ich. Noch heute, fuhr er fort, müssen wir beyde unser Haar abschneiden, wenn unser schönes Lehrgebäude so dahin stirbt, und wir nicht im Stande sind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre, und man hätte mir eine solche Lehre zu Grunde gerichtet: so würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Haupthaar wieder wachsen zu lassen, bis ich des Simmias und Cebes Gegengründe besiegt hätte. Man pflegt zu sagen, sprach ich: Herkules selbst richtet wider zween nichts aus. So rufe denn, weil es noch helle ist, mich deinen Jolaus, zu Hülfe, versetzte er. Gut! sprach ich, ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Herkules seinen Jolaus, sondern wie Jolaus den Herkules. Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen müssen wir uns vor einem gewissen Fehltritt in acht nehmen. Vor welchem? fragte ich. Daß wir nicht Vernunfthasser werden; sprach er, so wie gewisse Leute Menschenhasser werden. Kein größeres Unglück könnte uns wiederfahren! — Der Vernunfthaß und der Menschenhaß pflegen auf eine ähnliche Weise zu entstehen. Der Menschenhaß nemlich entstehet insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemanden setzet, und ihn in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen, und rechtschaffenen Menschen hält, sodann aber erfähret, daß er weder aufrichtig noch rechtschaffen sey; besonders wenn uns dieses zu wiederholten malen, und sogar in Ansehung derer begegnet, die wir für unsere besten und vertrautesten Freunde gehalten. Alsdann wird man mißvergnügt, wirft seinen Haß auf alle Menschen ohne Unterschied, und traut niemanden mehr die mindeste Rechtschaffenheit zu. Hast du nicht bemerkt, daß es also zu gehen pflegt? Sehr oft, antwortete ich.

Ist dieses aber nicht schändlich? und heißt es nicht, ohne die geringste Einsicht in die menschliche Natur, von der menschlichen Gesellschaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken ist, findet hierinn gar leicht die Mittelstrasse, die in der That auch die Wahrheit für sich hat. Der vollkommen guten oder bösen Menschen sind nur sehr wenige. Die mehresten halten ungefähr das Mittel zwischen beyden Gränzen: — Wie sagst du? fragte ich. — So wie etwa, sprach er, in Ansehung der Größten und Kleinsten, oder der übrigen Eigenschaften. Was ist seltner, als ein Mensch, Hund oder anderes Geschöpf, das sehr groß oder sehr klein, sehr schnell oder sehr langsam, ausserordentlich schön, häßlich, schwarz, weiß, u. s. w. sey? Und hast du nicht auch bemerkt, daß in allen diesen Dingen das Aeusserste an beyden Seiten wenig und selten, das Mittelmäßige hingegen am allerhäufigsten angetroffen wird? Mich dünkt es, sprach ich. Mennest du nicht, versetzte er, wenn auf die äusserste Nichtswürdigkeit ein Preis gesetzt würde, daß sehr wenige Menschen denselben verdienen würden? Wahrscheinlicher Weise, antwortete ich. Höchst wahrscheinlicher Weise, fuhr er fort. Jedoch in diesem Punkte findet sich zwischen der Vernunft und zwischen dem menschlichen Geschlechte vielmehr eine Unähnlichkeit, als eine Aehnlichkeit: und ich bin durch deine Fragen auf diesen Abweg verleitet worden. Die Aehnlichkeit ist aber alsdann zu sehen, wann Jemand, ohne gehörige Untersuchung, und ohne Einsicht in die Natur der menschlichen Vernunft, irgend einen Schluß für wahr und bindig hält, und kurz darauf ihn wiederum unwahr zu finden glaubt, er möchte es nun an und für sich selbst seyn, oder nicht: — vornehmlich wenn dieses, so wie vorhin in Ansehung der Freundschaft, sich öfters zugetragen. Alsdann ergehet es ihm, wie jenen berüchtigten Tausendkünstlern, die so lange, was man nur will, verfechten und widerlegen, bis sie sich einbilden, die Weisesten unter den Sterblichen, ja die einzigen zu seyn, die da wahrgenommen, daß die Vernunft, so wie alle übrigen Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverlässiges habe; sondern daß alles, wie auf dem Euripus, im Meerstrudel auf und nieder schwanke, und keinen Augenblick an seiner vorigen Stelle bleibe. Es ist wahr, sagte ich. Wie aber, mein lieber Phädon! fuhr er fort: gesetzt, die Wahrheit sey an und für sich nicht nur zuverlässig und unveränderlich, sondern auch dem Menschen nicht ganz unerforschlich: und es liesse sich jemand von dergleichen Vorspiegelungen von Gründen und Gegengründen, die sich einander aufheben, dahin verleiten, daß er nicht sich und seiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, sondern aus Unwillen sie lieber der Vernunft selbst zur Last legte, und die übrige Zeit seines Lebens alle Vernunftgründe hassete und verabscheuete, alle Wahrheit und alle Erkenntniß ferne von sich seyn liesse: wäre das Unglück dieses Menschen nicht bejammernswerth? Beym Jupiter! antwortete ich, sehr bejammernswerth. Wir müssen also fürs erste diesen Irrthum zu vermeiden, und uns zu überzeugen suchen, daß nicht die Wahrheit selbst ungewiß und schwankend, sondern unser Verstand öfters zu schwach

sey, dieselbe fest zu halten, und sich ihrer zu bemeistern; damit wir unsere Kräfte und unsern Muth verdoppeln und immer neue Angriffe wagen müssen. Wir alle sind dazu verpflichtet, meine Freunde! Ihr des bevorstehenden Lebens, und ich des Todes halber; ja, ich habe sogar einen Bewegungsgrund dazu, der ziemlich, nach gemeiner unwissender Leute Denkungsart, mehr rechtsüchtig, als wahrliebend scheinen dürfte. Wenn diese etwas Zweifelhaftes zu untersuchen haben, so bekümmern sie sich wenig, wie die Sache an sich selber beschaffen sey, wenn sie nur Recht und ihre Meynungen von den Anwesenden Beyfall erhalten. Ich werde von diesen Leuten nur in einem Punkte unterschieden seyn. Denn daß ich die Anwesenden von meiner Meynung überführe, ist bey mir nur eine Nebenabsicht; meine vornehmste Sorge gehet dahin, mich selbst zu bereden, daß sie der Wahrheit gemäß sey, weil ich gar zu großen Vortheil dabey finde. Denn siehe, liebster Freund! ich mache folgenden Schluß: Ist die Lehre, die ich vortrage, gegründet, so thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge; ist aber den Verstorbenen keine Hoffnung mehr übrig, so gewinne ich wenigstens dieses, daß ich meinen Freunden noch vor meinem Tode nicht durch Klagen beschwerlich falle. Ich ergötze mich zuweilen an dem Gedanken, daß alles, was dem gesamten menschlichen Geschlechte wirklichen Trost und Vortheil bringen würde, wenn es wahr wäre, schon deswegen sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich habe, daß es wahr sey. Wenn die Zweifelsüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend vorwenden, sie sey eine bloße politische Erfindung, die zum Besten der menschlichen Gesellschaft erdacht worden: so möchte ich ihnen allezeit zurufen: O! meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menschlichen Gesellschaft so unentbehrlich ist, und ich wette, daß er wahr sey. Das menschliche Geschlecht ist zur Geselligkeit, so wie jedes Glied zur Glückseligkeit, berufen. Alles, was auf eine allgemeine, sichere und beständige Weise zu diesem Endzwecke führen kann, ist unstreitig von dem weisesten Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt, und hervorgebracht worden. Diese schmeichelhafte Vorstellungen haben ungemein viel tröstliches, und zeigen uns das Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Menschen in dem erquickendsten Lichte: daher ich nichts so sehr wünsche, als mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Jedoch, es wäre nicht gut, wenn meine Unwissenheit hierüber noch lange dauren sollte. Nein! ich werde bald davon befreyet werden. — In dieser Verfassung, Simmias und Cebes, wende ich mich zu euren Einwürfen. Ihr, meine Freunde! wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, so sehet mehr auf die Wahrheit, als auf den Sokrates. Findet ihr, daß ich der Wahrheit getreu bleibe, so gebt mir Beyfall; wo nicht, so widersetzet euch ohne die geringste Nachsicht: damit ich nicht, aus gar zu guter Meynung, euch und mich selbst hintergehe, und wie eine Biene, die ihren Stachel zurücklässt, von euch scheide. —

Wohlan, meine Freunde! merket auf, und erinnert mich, wo ich etwas

von euren Gründen auslassen, oder unrichtig vortragen würde. Simmias räumet ein, daß unser Denkungsvermögen entweder für sich geschaffen seyn, oder durch die Zusammensetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muß: Nicht? — Richtig! — In dem ersten Falle, wenn die Seele nemlich als ein für sich geschaffenes unkörperliches Ding zu betrachten ist, billiget er ferner die Reihe von Vernunftschlüssen, durch welche wir bewiesen, daß sie nicht mit dem Körper aufhören, durchaus nicht anders vergehen könne, als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieses noch zugegeben, oder stehet unter euch jemand noch an? — Wir stimmten alle willig ein. — Und daß dieser allgütige Urheber kein Werk seiner Hände jemals zernichte: so viel ich mich erinnere, hat auch hieran Niemand gezweifelt. — Niemand. — Aber dieses befürchtet Simmias: Vielleicht ist unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen; sondern, wie die Harmonie, wie die Gesundheit, oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers: war es nicht dieses, was du besorgtest? — Eben dieß, mein Sokrates! — Wir wollen sehen, sprach er, ob dasjenige, was wir von unserer Seele wissen, und, so oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Besorgniß unmöglich machet. Was geschiehet bey der künstlichsten Bildung oder Zusammensetzung der Dinge? werden da nicht gewisse Dinge näher zusammengebracht, die vorher von einander entfernet waren? — Allerdings! — Sie sind vorhin mit andern in Verbindung gewesen, und nunmehr werden sie unter sich verbunden, und machen die Bestandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zusammengesetztes nennen. — Gut! — Durch diese Verbindung der Theile entstehet erstlich in der Art und Weise, wie diese Bestandtheile neben einander sind, eine gewisse Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen ist. — Richtig! — Sodann werden auch die Kräfte und Wirksamkeiten der Bestandtheile durch die Zusammensetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem sie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmt, bald befördert, und bald in ihrer Richtung verändert werden. Nicht? — Es scheinet. — Der Urheber einer solchen Zusammensetzung siehet bald einzig und allein auf das Nebeneinanderseyn der Theile: z. B. bey der Wohlgereimtheit und dem Ebenmaaß in der Baukunst, wo nichts als diese Ordnung der Nebeneinanderseyenden in Betrachtung kömmt; bald hingegen gehet seine Absicht auf die veränderte Wirksamkeit der Bestandtheile, und die daraus erfolgte Kraft des Zusammengesetzten, wie bey einigen Triebwerken und Maschinen; ja es giebt dergleichen, wo man deutlich sieht, daß der Künstler sein Absehen auf beydes, auf die Ordnung der Theile und auf die Abänderung ihrer Wirksamkeit, zugleich gerichtet hat. — Der menschliche Künstler, sprach Simmias, vielleicht etwas selten, aber der Urheber der Natur scheinet diese Absichten allezeit auf das allervollkommenste verbunden zu haben. — Vortrefflich, versetzte Sokrates; jedoch ich verfolge diese Nebenbetrachtung nicht weiter. Sage mir nur dieses, mein Simmias! kann

durch die Zusammensetzung eine Kraft im Ganzen entstehen, die nicht in der Wirksamkeit der Bestandtheile ihren Grund hat? — Wie meynst du? mein Sokrates! — Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerstand, in einer todten Ruhe neben einander lägen, würde die künstlichste Ordnung und Versetzung derselben, im Ganzen irgend eine Bewegung, einen Widerstand, überhaupt eine Kraft hervorbringen können? — Es scheinet nicht, antwortete Simmias; aus unwirksamen Theilen kann wohl kein wirksames Ganzes zusammengesetzt werden. — Gut! sprach er, wir können diesen Grundsatz also annehmen. Allein wir bemerken gleichwohl, daß in dem Ganzen Uebereinstimmung und Ebenmaaß angetroffen werden kann, obgleich jeder Bestandtheil für sich weder Harmonie, noch Ebenmaaß hat: wie gehet dieses zu? Kein einzelner Laut ist harmonisch: und gleichwohl machen viele zusammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebäude kann aus Steinen bestehen, die weder Ebenmaaß noch Regelmäßigkeit haben. Warum kann ich hier aus unharmonischen Theilen ein harmonisches Ganzes, aus regellosen Theilen ein höchst regelmäßiges Ganzes zusammensetzen? — O! dieser Unterschied ist handgreiflich, versetzte Simmias, Ebenmaaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung, u. s. w. können, ohne Mannigfaltigkeit, nicht gedacht werden: denn sie bedeuten das Verhältniß verschiedener Eindrücke, wie sie sich uns, zusammengenommen, und in Vergleichung gegen einander, darstellen. Es gehört also zu diesen Begriffen ein Zusammennehmen, eine Vergleichung mannigfaltiger Eindrücke, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und sie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. — Fahre fort, mein lieber Simmias! rief Sokrates mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfsinnigkeit seines Freundes; sage uns auch dieses: Wenn jeder einzelne Laut nicht einen Eindruck in das Gehör machen sollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entstehen können? — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaaße: Jeder Theil muß in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaaß nennen, entstehen soll. — Nothwendiger Weise. — Wir sehen also auch hier, daß im Ganzen keine Wirksamkeit entstehen kann, wovon der Grund nicht in den Bestandtheilen anzutreffen, und daß alles übrige, was aus den Eigenschaften der Elemente und Bestandtheile nicht fließt, wie die Ordnung, Symmetrie, u. s. w. einzig und allein in der Art der Zusammensetzung zu suchen sey. Sind wir von diesem Satze überzeugt; meine Freunde! — Vollkommen. — Es kömmt also bey jeder, auch der allerkünstlichsten Zusammensetzung der Dinge, zweyerley zu betrachten vor: erstlich, die Folge und Ordnung der Bestandtheile in der Zeit oder im Raume; sodann, die Verbindung der ursprünglichen Kräfte

1. Zusammensetzung. „Zusammensetzung ist eine Verbindung entfernter Theile, dadurch entsteht eine Ordnung, oder eine Kraft.“ G. — 3 ff. „Wenn alle einzelne Theile in einer todten Ruhe liegen, kann das Ganze keine Kraft haben.“ G. — 10. Ebenmaaß. „Im Ganzen kann hingegen ein Ebenmaas seyn, wenn in den Theilen keines ist. Denn Mannigfaltigkeit, woraus das Ganze besteht, kommt keinem Theile zu.“ G. — 31. „Und im Ganzen kann keine Wirksamkeit entstehen, wenn nicht jeder Theil wirksam ist.“ G.

und die Art und Weise, wie sie sich im Zusammengesetzten äussern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte eingeschränkt, bestimmt und abgeändert, aber niemals kann durch die Zusammensetzung eine Kraft oder Wirksamkeit erhalten werden, deren Ursprung nicht in den Grundtheilen zu suchen ist. Ich verweile mich hier ein wenig bey diesen subtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer, der zu verschiedenen malen ansetzt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzueilen, sich um das Ziel herum zu schwenken, und wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beschieden, den Sieg davon zu tragen. Erwäge es mit mir, mein lieber Simmias! wenn unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern eine Eigenschaft des Zusammengesetzten seyn soll: muß es nicht entweder, wie Harmonie und Ebenmaaß, aus einer gewissen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder, wie die Kraft des Zusammengesetzten, seinen Ursprung in der Wirksamkeit der Bestandtheile haben? — Allerdings, da, wie wir gesehen, kein Drittes sich gedenken läßt. — In Ansehung der Harmonie haben wir gesehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmonisches hat, und die Uebereinstimmung blos in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verschiedener Laute bestehe: Nicht? — Richtig! — Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes; sie bestehet in der Zusammenfassung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Theile. Dieses ist nicht zu leugnen. Aber diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, ist sie wohl etwas anders, als die Wirkung des Denkungsvermögens? und wird sie, auisser dem denkenden Wesen, irgendwo in der Natur anzutreffen seyn? — Simmias wußte nicht, was er hierauf antworten sollte. — In der undenkenden Natur, fuhr Sokrates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf und neben einander. Wo ist hier Harmonie, Symmetrie, oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Wesen hinzukömmt, das die mannigfaltigen Theile zusammennimmt, gegeneinander hält, und in dieser Vergleichung eine Uebereinstimmung wahrnimmt, so weiß ich sie nirgend zu finden; oder weißt du, mein lieber Simmias! in der seelenlosen Natur ihre Spur aufzusuchen? — Ich muß mein Unvermögen bekennen, war seine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieses abzielet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn der Gegner selbst seine Niederlage ahnet. Antworte mir indessen unverdrossen, mein Freund! denn du hast keinen geringen Theil an dem Siege, den wir über dich selbst zu erhalten hoffen: Kann der Ursprung einer Sache aus ihren eigenen Wirkungen erkläret werden? Kann der Schatten, den ein Baum wirft, für die Erzeugungsursache dieses Baumes, oder der wohlriechende Duft für die Ursache der Blume angegeben werden? — Auf keinerley Weise. —

26 ff. u. 38 ff. „In der seelenlosen Natur giebt's kein Zusammenhalten. Die Kraft des Zusammenhaltens im Menschen kann ich nicht durch Harmonie erklären: ich erklärte sie da durch ihre eigne Wirkungen." G.

Ordnung, Ebenmaaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältnisse, die ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannigfaltigen erfordern, sind Wirkungen des Denkungsvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Wesens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannigfaltigen Theile ist das regelmäßigste Gebäude ein blosser Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmonischer, als das Aechzen der Nachteule. Ja ohne diese Wirkung giebt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen ausser einander seyenden Theilen bestehet; denn diese Theile haben ein jedes sein eigenes Daseyn, und sie müssen gegen einander gehalten, verglichen, und in Verbindung betrachtet werden, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Das denkende Vermögen, und dieses allein in der ganzen Natur, ist fähig, durch eine innerliche Thätigkeit Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen: daher der Ursprung alles Zusammengesetzten, der Zahlen, Größen, Symmetrie, Harmonie u. s. w. in so weit sie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfodern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu suchen seyn muß. Und da dieses zugegeben wird, so kann ja dieses Denkungsvermögen selbst, die Ursache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus diesen ihren eigenen Verrichtungen entspringen, unmöglich in einer Verhältniß, Harmonie, Symmetrie, unmöglich in einem Ganzen bestehen, das aus aussereinander seyenden Theilen zusammengesetzt ist: denn alle diese Dinge setzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Wesens voraus, und können nicht anders, als durch dieselben, wirklich werden. Dieses ist sehr deutlich, versetzte Simmias. — Da ein jedes Ganzes, das aus Theilen, die ausser einander sind, bestehet, ein Zusammennehmen und Vergleichen dieser Theile zum voraus setzet, dieses Zusammennehmen und Vergleichen aber die Verrichtung eines Vorstellungsvermögens seyn muß: so kann ich den Ursprung dieses Vorstellungsvermögens selbst nicht in ein Ganzes setzen, das aus solchen auseinander seyenden Theilen bestehet, ohne eine Sache durch ihre eigenen Verrichtungen entstehen zu lassen. Und eine solche Ungereimtheit haben die Fabeldichter selbst, so viel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Ursprung einer Flöte in das Zusammenstimmen ihrer Töne, oder den Ursprung des Sonnenlichts in den Regenbogen gesetzt. — Wie ich vermerke, mein lieber Sokrates! ist nunmehro auch der Ueberrest unsers Zweifels dahin. — Er verdienet indessen besonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch diese dornigten Untersuchungen eure Geduld nicht ermüde. Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieser auf die Probe zu setzen. Du hast der meinigen wenigstens nicht geschonet, als ich auf die Ausführung eines Vorschlags drang — — Nichts von einer Sache, fiel ihm Sokrates in das Wort, die nunmehr ihre zuverlässige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu untersuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu seyn scheinen. Zwar dieses nicht mehr, daß unser Vermögen zu empfinden und zu denken in

der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Bestandtheile zu suchen seyn sollte; dieses haben wir, ohne weder der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verworfen. Aber vielleicht ist dieses denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zusammengesetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zusammenhängens u. s. w. die von der Lage und Bildung der Theile wesentlich unterschieden, und dennoch nirgend anders, als im Zusammengesetzten, anzutreffen sind? Ist dieses nicht der einzige Ueberrest des Zweifels, den wir bestreiten? mein werther Simmias! — Richtig! — Wir wollen also diesen Fall setzen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unsere Seele sey eine Wirksamkeit des Zusammengesetzten. Wir haben gefunden, daß alle Wirksamkeiten des Zusammengesetzten aus den Kräften der Bestandtheile fliessen müssen: werden also, nach unserer Voraussetzung, die Bestandtheile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müssen, aus denen im Zusammengesetzten das Vermögen zu denken resultiret? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieser Bestandtheile, von welcher Natur und Beschaffenheit wollen wir sie annehmen? sollen sie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich seyn? — Diese Frage begreife ich nicht recht, war Simmias Antwort. - Eine einzelne Sylbe, sprach Sokrates, hat mit der ganzen Rede dieses gemein, daß sie vernehmlich ist; aber die ganze Rede hat einen Verstand, die Sylbe keinen: Nicht? — Richtig! — Indem also nur jede Sylbe ein zwar vernehmliches, aber verstandleeres Gefühl erregt, so entspringet aus ihrem Innbegriffe dennoch ein verständiger Sinn, der auf unsere Seele wirkt. Allhier entspringet die Wirksamkeit des Ganzen aus den Kräften der Theile, die ihnen unähnlich sind. — Dieses läßt sich begreifen. — In Ansehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das sie in der Seele wirken, entspringet aus den Eindrücken der Bestandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Mißfallen erregen kann. — Gut! — Abermals ein Beyspiel, daß die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Bestandtheile, die ihnen unähnlich sind, entspringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich stelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus solchen Kräften des Urstoffs entspringen, die ihnen ganz unähnlich sind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in solche Eindrücke aufgelöset werden, die nichts gefärbtes haben, und die Bewegung selbst entspringt vielleicht aus ursprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung sind. — Dieses würde einen Beweis erfodern, sprach Simmias. — Es ist aber vor jetzt nicht nöthig, daß wir uns hierbey aufhalten, sprach jener; es ist genug,

3 ff. „Aber vielleicht ist dieses denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zusammengesetzten, die von der Lage der Theile wirklich unterschieden, und dennoch nirgends anders als im Zusammengesetzten anzutreffen sind." G. — 13 ff. „Die Bestandtheile unsers Körpers müßten also Kräfte haben, aus denen im Zusammengesetzten das Vermögen zu denken entspringt. Und ihr entweder ähnlich oder unähnlich." G.

daß ich durch Beyspiele erläutert, was ich unter den Worten verstehe: die Wirksamkeit des Ganzen könne aus Kräften der Bestandtheile, die ihnen unähnlich sind, entspringen. Ist dieses nunmehro deutlich? — Vollkommen! — Nach unserer Voraussetzung also würden die Kräfte der Bestandtheile entweder selbst Vorstellungskräfte, und also der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entspringen soll, ähnlich, oder von einer ganz andern Beschaffenheit, und daher unähnlich seyn. Giebt es ein Drittes? — Unmöglich! — Antworte mir aber auch auf dieses, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verschiedene Kraft im Zusammengesetzten entspringen soll, wo kann diese neuentstandene Kraft anzutreffen seyn? Ausser dem denkenden Wesen sind die Kräfte des Ganzen nichts anders, als die einzelnen Kräfte der einfachen Bestandtheile, wie sie sich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern, und einschränken. Nun kann durch Wirkung und Gegenwirkung keine Kraft entspringen, die diesen Wirkungs- und Gegenwirkungskräften unähnlich sey. Wenn wir also etwas Unähnliches im Ganzen erhalten wollen, so müssen wir abermals unsere Zuflucht zu dem denkenden Wesen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zusammengenommen sich anders vorstellet, als sie dieselben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beyspiel hievon siehet man, ausser der Harmonie, auch an den Farben. Bringet zwo verschiedene Farben in einen so kleinen Raum zusammen, daß sie das Aug nicht unterscheiden kann: so werden sie ausser uns noch immer getrennet, und eine jede für sich bleiben; aber unsere Empfindung wird sich gleichwohl aus derselben eine Dritte zusammensetzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Geschmack, und, wo ich nicht irre, mit allen unsern Fühlungen und Empfindungen überhaupt. Sie können durch die Zusammensetzung und Verbindung zwar an und für sich nicht anders werden, als sie einzeln sind; wohl aber dem denkenden Wesen, das sie nicht deutlich auseinander setzen kann, anders scheinen, als sie ohne Verbindung scheinen würden. — Dieses kann zugegeben werden, sprach Simmias. — Kann also das denkende Wesen seinen Ursprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend sind? — Unmöglich! da wir vorhin gesehen, daß das Vermögen zu denken in keinem Ganzen, das aus vielen bestehet, seinen Ursprung haben könne. — Ganz recht! erwiederte Sokrates: das Zusammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zusammengesetzten entspringen soll, setzet ein denkendes Wesen zum voraus, dem sie in Verbindung anders scheinen, als sie sind; daher kann aus diesem Zusammennehmen, aus dieser Verbindung unmöglich das denkende Wesen entspringen. Wenn also das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorstellen eine Kraft

35 ff. „Das Zusammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zusammengesetzten entspringen soll, setzt ein denkendes Wesen zum voraus, dem sie in Verbindung anders scheinen als sie sind. Daher kann aus diesem Zusammen[fügen] das denkende Wesen nicht entspringen." G.

des Zusammengesetzten seyn soll: müssen die Kräfte der Bestandtheile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich und folglich gleichfalls Vorstellungskräfte seyn? — Wie wäre es anders möglich, nachdem es kein Drittes geben kann? — Und die Theile dieser Bestandtheile, so weit nur immer die Theilbarkeit reichen kann, müssen diese nicht auch dergleichen Vorstellungsthätigkeiten haben? — Unstreitig! da jeder Bestandtheil wieder ein Ganzes ist, das aus kleinen Theilen bestehet, und unsre Vernunftschlüsse so lang fortgesetzt werden können, bis wir auf Grundtheile kommen, die einfach sind und nicht aus vielen bestehen. — Sage mir, mein lieber Simmias! finden wir nicht in unsrer Seele eine fast unendliche Menge von Begriffen, Erkenntnissen, Neigungen, Leidenschaften, die uns unaufhörlich beschäftigen? — Allerdings! — Wo wären diese in den Theilen anzutreffen? Entweder zerstreuet, einige in diesem, andere in jenem, ohne jemals wiederholt zu werden; oder es giebt wenigstens ein einziges unter ihnen, das alle diese Erkenntnisse, Begierden und Abneigungen, so viel ihrer in unserer Seele anzutreffen, vereiniget und in sich fasset. — Nothwendig eines von beyden, gab Simmias zur Antwort, und wie mich dünkt, dürfte der erste Fall unmöglich seyn: denn alle Vorstellungen und Neigungen unsers Geistes sind so innerlich verknüpft und vereiniget, daß sie nothwendig auch irgendwo unzertrennt zugegen seyn müssen. — Du eilst mir mit starken Schritten entgegen, mein lieber Simmias! Wir würden weder uns erinnern, noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja wir würden nicht einmal die Person seyn, die wir vor einem Augenblicke gewesen, wenn unsere Begriffe unter vielen vertheilet und nicht irgendwo zusammen in ihrer genauesten Verbindung anzutreffen wären. Wir müssen also wenigstens eine Substanz annehmen, die alle Begriffe der Bestandtheile vereinigt, und diese Substanz wird sie aus Theilen zusammengesetzt seyn können? — Unmöglich, sonst brauchen wir wieder ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Theilen ein Ganzes werde, und wir kommen wiederum dahin, wo wir ausgegangen sind. — Sie wird also einfach seyn? — Nothwendig! — Auch unausgedehnt? denn das Ausgedehnte ist theilbar, und das Theilbare nicht einfach: — Richtig! — Es giebt also in unserm Körper wenigstens eine einzige Substanz, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, eine Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Begierden und Neigungen in sich vereiniget. Was hindert uns, diese Substanz Seele zu nennen? — Es ist gleichviel, vortrefflicher Freund! erwiederte Simmias, welchen Namen wir ihr geben; genug daß mein Einwurf bey ihr nicht statt findet, und alle deine Vernunftschlüsse, die du für die Unvergäng-

1 f. „Also müßten die Theile sich und dem Ganzen ähnlich und auch denkende Kräfte sein." G. — 25 ff. „Und endlich müßten wir doch eine Kraft zugeben, die alle andern versammelte. Oder wir gäben viele Geister zu, da ich nur einen haben will." — „Sokrates beym Plato sagt erst, wenn die Seele eine Harmonie wäre, so müßten alle Seelen einander gleich seyn. Hernach sey eine Harmonie nichts thätiges." G.

lichkeit des denkenden Wesens vorgebracht, nunmehr unumstößlich sind. — Lasset uns noch dieses in Erwägung ziehen, versetzte jener: Wenn viele dergleichen Substanzen in einem menschlichen Körper zusammen wären, ja wenn wir alle Grundelemente unsers Körpers für Substanzen von dieser Natur halten wollten, würden meine Vernunftgründe für die Unvergänglichkeit dadurch etwas von ihrer Bündigkeit verlieren? oder würde uns eine solche Voraussetzung nicht viel mehr nöthigen, statt Eines unvergänglichen Geistes viele zu gestatten, und also mehr einzuräumen, als wir zu unserm Vorhaben verlangen? Denn eine jede von diesen Substanzen würde, wie wir vorhin gesehen, den ganzen Inbegriff aller Vorstellungen, Wünsche und Begierden des ganzen Menschens in sich fassen, und also, was den Umfang der Erkenntniß betrifft, würde ihre Kraft nicht eingeschränkter seyn können, als die Kraft des Ganzen — Unmöglich eingeschränkter. — Und wie an Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit und Leben der Erkenntniß? Setze viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe neben einander, wird dadurch ein aufgeklärter, vollständiger und bestimmter Begriff hervorgebracht? — Es scheinet nicht. — Wo nicht ein Geist hinzu kömmt, der sie vergleichet, und durch Nachdenken und Ueberlegen sich eine vollkommenere Erkenntniß aus derselben selbst bildet: so hören sie in Ewigkeit nicht auf, viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe zu seyn. — Richtig! — Die Bestandtheile der denkenden Materie würden also Vorstellungen haben müssen, die eben so deutlich, eben so wahr, eben so vollkommen sind, als die Vorstellungen des Ganzen; denn aus weniger deutlichen, weniger wahren u. s. w. läßt sich keine Erkenntniß durch Zusammensetzen herausbringen, die einen größern Grad von diesen Vollkommenheiten haben sollte. — Dieses ist nicht zu leugnen. — Heißt aber dieses nicht, statt eines vernünftigen Geistes, den wir in jeden menschlichen Körper setzen wollten, ganz ohne Noth eine unzählige Menge derselben annehmen? — Freylich! — Und diese Menge der denkenden Substanzen selbst wird sich wahrscheinlicher Weise an Vollkommenheit einander nicht gleich seyn; denn dergleichen unnütze Vervielfältigungen finden in diesem wohl geordneten Weltall nicht statt. — Die allerhöchste Vollkommenheit ihres Schöpfers, antwortete Simmias, läßt uns dieses mit Zuverlässigkeit schließen. — Also wird eine unter den denkenden Substanzen, die wir in den menschlichen Körper gesetzt, die vollkommenste unter ihnen seyn, und folglich die deutlichsten und aufgeklärtesten Begriffe haben: Nicht? Nothwendiger Weise! — Diese einfache Substanz, die unausgedehnt ist, Vorstellungsvermögen besitzt, die vollkommenste unter den denkenden Substanzen ist, die in mir wohnen, und alle Begriffe, deren ich mir bewußt bin, in eben der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit, u. s. w. in sich fasset, ist dieses nicht meine Seele? — Nichts anders, mein theurer Sokrates! — Mein lieber Simmias; nunmehr ist es Zeit, einen Blick

6 ff. Vgl. S. 303, Anm.

hinter uns auf den Weg zu werfen, den wir zurück gelegt. Wir haben voraus gesetzt, das Denkungsvermögen sey eine Eigenschaft des Zusammengesetzten, und, wie wunderbar! aus dieser Voraussetzung selbst bringen wir, durch eine Reihe von Vernunftschlüssen, den schnurstracks entgegengesetzten Satz heraus, daß nehmlich das Empfinden und Denken nothwendig Eigenschaften des Einfachen und nicht Zusammengesetzten seyn müßten: ist dieses nicht ein hinlänglicher Beweis, daß jene Voraussetzung unmöglich, sich selbst widersprechend, und also zu verwerfen sey? — Niemand kann dieses in Zweifel ziehen. — Ausdehnung und Bewegung, fuhr Sokrates fort, in diese Grundbegriffe läßt sich, wie wir gesehen, alles auflösen, was dem Zusammengesetzten zukommen kann; die Ausdehnung ist der Stoff, und die Bewegung die Quelle, aus welchen die Veränderungen entspringen. Beide zeigen sich in der Zusammensetzung unter tausend mannigfaltigen Gestalten, und stellen in der körperlichen Natur die unendliche Reihe wundervoller Bildungen dar, vom kleinsten Sonnenstäublein bis zu jener Herrlichkeit der himmlischen Sphären, die von den Dichtern für den Sitz der Götter gehalten werden. Alle kommen darinn überein, daß ihr Stoff Ausdehnung, und ihre Wirksamkeit Bewegung ist. Aber Wahrnehmen, Vergleichen, Schliessen, Begehren, Wollen, Lust und Unlust empfinden, erfordern eine von Ausdehnung und Bewegung ganz verschiedene Bestandheit, einen andern Grundstoff, andere Quellen der Veränderung. In einem einfachen Grundwesen muß hier vieles vorgestellet, das Aussereinanderseyende zusammen begriffen, das Mannigfaltige gegen einander gehalten, und das Verschiedene in Vergleichung gebracht werden. Was in dem weiten Raum der Körperwelt zerstreuet ist, dränget sich hier, ein Ganzes auszumachen, wie in einem Punkt zusammen, und was nicht mehr ist, wird in dem gegenwärtigen Augenblick, mit dem, was noch werden soll, in Vergleichung gebracht. Allhier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, sondern ein innerliches wirksames Wesen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit sich vorstellet, verbindet, trennet, vergleichet, wählet, und noch tausend anderer Beschaffenheiten fähig ist, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeste Gemeinschaft haben. Lust und Unlust, Begierden und Verabscheuungen, Hoffnung und Furcht, Glückseligkeit und Elend, sind keine Ortveränderungen kleiner Erdstäublein. Bescheidenheit, Menschenliebe, Wohlwollen, das Entzücken der Freundschaft und das hohe Gefühl der Gottesfurcht sind etwas mehr, als die Wallungen des Geblüts, und das Schlagen der Pulsadern, von welchen sie begleitet zu werden pflegen. Dinge von so verschiedener Art, mein lieber Simmias! von so verschiedenen Eigenschaften können, ohne die äußerste Unachtsamkeit, nicht miteinander verwechselt werden. — Ich bin völlig befriediget, war Simmias Antwort. — Noch eine kleine Anmerkung, versetzte jener, bevor ich mich zu dir wende, mein Cebes! Das erste, was wir von dem Körper und seinen Eigenschaften wissen,

ist es etwas mehr, als die Art und Weise, wie er sich unsern Sinnen darstellet?

Etwas deutlicher, mein lieber Sokrates! — Ausdehnung und Bewegung sind Vorstellungen des denkenden Wesens von dem, was ausser ihm wirklich ist: Nicht? — Zugegeben! — Wir mögen die zuverläßigsten Gründe haben, versichert zu seyn, daß die Dinge ausser uns nichts anders sind, als sie uns ohne Hinderniß erscheinen: gehet nicht aber diesem ohngeachtet allezeit die Vorstellung selbst voran, und die Versicherung, daß ihr Gegenstand wirklich ist, folget nachher? — Wie ist es anders möglich, versetzte Simmias, da wir vom Daseyn der Dinge ausser uns nicht anders, als durch ihre Eindrücke benachrichtiget werden können? — In der Reihe unserer Erkenntniß gehet also allezeit das denkende Wesen voran, und das ausgedehnte Wesen folget; wir erfahren zuerst, daß Begriffe, und folglich ein begreifendes Wesen, wirklich seyn, und von ihnen schliessen wir auf das wirkliche Daseyn des Körpers und seine Eigenschaften. Wir können uns von dieser Wahrheit auch dadurch überzeugen, weil der Körper, wie wir vorhin gesehen, ohne Verrichtung des denkenden Wesens kein Ganzes ausmachen, und die Bewegung selbst, ohne Zusammenhalten des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, keine Bewegung seyn würde. Wir mögen die Sache also betrachten, von welcher Seite wir wollen, so stößt uns allezeit die Seele mit ihren Verrichtungen zuerst auf, und sodann folget der Körper mit seinen Veränderungen. Das Begreifende gehet allezeit vor dem blos Begreiflichen her. — Dieser Begriff scheinet fruchtbar, meine Freunde! sprach Cebes. — Wir können die ganze Kette von Wesen, fuhr Sokrates fort, vom Unendlichen an bis auf das kleinste Stäublein, in drey Glieder eintheilen. Das erste Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen werden; dieses ist der Einzige, dessen Vollkommenheit alle endlichen Begriffe übersteiget. Die erschaffenen Geister und Seelen machen das zweyte Glied: Diese begreifen und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt ist das letzte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreifen kann. Die Gegenstände dieses letzten Gliedes sind, so wohl in der Reihe unserer Erkenntniß, als im Daseyn selbst, ausser uns, allezeit die hintersten in der Ordnung, indem sie allezeit die Wirklichkeit eines begreifenden Wesens voraussetzen: wollen wir dieses einräumen? — Wir können nicht anders, sprach Simmias, nachdem das vorige alles hat zugegeben werden müssen. — Und gleichwohl, fuhr Sokrates fort, nimmt die Meynung der Menschen mehrentheils den Rückweg von dieser Ordnung. Das erste, davon wir versichert zu seyn glauben, ist der Körper und seine Veränderungen; diese bemeistern sich so sehr aller unserer Sinne, daß wir eine Zeit lang das materielle Daseyn für das einzige, und alles übrige für Eigenschaften desselben halten. — Mich freuet es, sprach Simmias, daß du selbst, wie du nicht undeutlich zu verstehen giebst, diesen verkehrten Weg gegangen bist. — Allerdings, mein Lieber! versetzte Sokrates. Die ersten Meynungen aller

Sterblichen sind sich einander ähnlich. Dieses ist die Rhede, von welcher sie insgesamt ihre Fahrt antreten. Sie irren, die Wahrheit suchend, auf dem Meere der Meynungen auf und nieder, bis ihnen Vernunft und Nachdenken, die Kinder Jupiters, in die Segel leuchten, und eine glückliche Anlandung verkündigen. Vernunft und Nachdenken führen unsern Geist von den sinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in seine Heimat, in das Reich der denkenden Wesen, vorerst zu seines Gleichen, zu erschaffenen Wesen, die, ihrer Endlichkeit halber, auch von andern gedacht und deutlich begriffen werden können. Von diesen erheben sie ihn zu jener Urquelle des Denkenden und Gedenkbaren, zu jenem alles begreifenden, aber allen unbegreiflichen Wesen, von dem wir, zu unserm Troste, so viel wissen, daß alles, was in der Körperwelt und in der Geisterwelt gut, schön und vollkommen ist, von ihm seine Wirklichkeit hat, und durch seine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht es nicht zu unserer Beruhigung, zu unserer Glückseligkeit in diesem und in jenem Leben, als von dieser Wahrheit überzeugt, gerührt, und in dem Innersten unsers Herzens ganz durchdrungen zu seyn.

Ende des zweyten Gespräches.

Drittes Gespräch.

Nach einigem Stillschweigen wendete sich Sokrates zum Cebes und sprach: Mein lieber Cebes! seitdem du von dem Wesen der Unsterblichen richtigere Begriffe erlangt hast, was dünkt dich von den Fabellehrern, die öfters einen Gott auf die Verdienste eines Sterblichen neidisch, und wider denselben blos aus Mißgunst feindlich gesinnt seyn lassen? — Du weißt es, Sokrates! was wir von dergleichen Lehrern und ihren Erdichtungen zu halten gelernt haben. — Haß und Neid, diese niederträchtigen Leidenschaften, die die menschliche Natur so sehr entehren, müssen der göttlichen Heiligkeit schnurstracks widersprechen. — Ich bin hievon überzeugt. — Du glaubst also nunmehr zuverlässig, und ohne die geringste Bedenklichkeit, daß du, wir, und alle unsere Nebenmenschen von jenem allerheiligsten Wesen, das uns hervorgebracht, nicht beneidet, nicht gehaßt, nicht verfolgt, sondern auf das zärtlichste geliebt werden? — Richtig! — In dieser festen Ueberzeugung kann dir niemals die mindeste Furcht anwandeln, daß der Allerhöchste dich zur ewigen Qual berufen, und du seyest schuldig oder unschuldig, unaufhörlich würde elend seyn lassen? — Niemals, niemals! rief Apollodorus, an den die Frage doch gar nicht gerichtet gewesen, und Cebes begnügte sich einzustimmen. — Wir wollen diesen Satz, fuhr Sokrates fort, daß uns Gott nicht zum ewigen Elende bestimmt, zum Maßstabe für die Gewißheit unserer Erkenntniß annehmen, so oft von zukünftigen Dingen die Rede ist, die einzig und allein von dem Willen des

Drittes Gespräch. „Sokrates benm M. widerlegt den Cebes hauptsächlich durch die Betrachtung des Zunehmens von unsrer Geburt an, und durch die Empfindung und Bestrebung nach Unendlichkeit, die wir in uns fühlen."

„Zeigt endlich die Schwierigkeiten, die ein entgegengesetztes System hat, die Fürtrefflichkeit der Folgen des seinigen. Und schließt mit seinem Tode."

„Beym Plato fängt Sokrates an zu erzählen, wie es ihm mit seinen Spekulationen über die Entstehung und Veränderung der Dinge gegangen."

„Das Schöne und Gute ist was wirkliches."

„Man weiß nicht, auf welche Weise ein Ding etwas werde, als durch die Theilnehmung an dem jedem Dinge eigenen Wesen."

„Entgegengesetzte Bestimmungen können sich nicht nur nie miteinander vereinigen, sondern auch andre Sachen leiden nicht, daß in ihnen entgegengesetzte Bestimmungen zusammenkommen."

„Die Seele führt das Leben immer mit sich, also kann sie nicht sterben."

„Hierauf folgt eine erbauliche Cosmologie, und er stirbt." G.

Allerhöchsten abhängen. Aus der Natur und den Eigenschaften erschaffener Dinge läßt sich in diesem Falle nichts mit Gewißheit schliessen: denn aus diesem folgen nur diejenigen Sätze, die an und für sich unveränderlich sind, und also von der Erkenntniß des Allerhöchsten, nicht von seinem Gutfinden, abhängen. Zu den göttlichen Vollkommenheiten müssen wir uns in dergleichen Untersuchungen wenden, und zu erforschen suchen, was mit denselben übereinstimmt, und was ihnen widerspricht. Wovon wir überzeugt sind, daß es denselben nicht gemäß sey, das können wir verwerfen, und für so unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Wesen des untersuchten Dinges selbst stritte. Eine ähnliche Frage ist die, mein Cebes! die wir auf Veranlassung deines Einwurfs nunmehr zu untersuchen haben. Du räumest es ein, mein Freund! daß die Seele ein einfaches Wesen sey, das ohne den Körper seine eigene Bestandheit hat: Nicht? — Richtig! — Du giebst ferner zu, daß sie unvergänglich sey? — Hiervon bin ich überzeugt. — So weit, fuhr Sokrates fort, haben uns unsere Begriffe von der Natur der Ausdehnung und der Vorstellung geführet. Aber nunmehro entstehen Zweifel über das zukünftige Schicksal des menschlichen Geistes, das in so weit einzig und allein von dem Willen und von dem Gutfinden des Allerhöchsten abhängt. Wird er den Geist des Menschen in einem wachenden Zustande, des Gegenwärtigen und des Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauern lassen? oder hat er denselben bestimmt, mit dem Hintritt seines Körpers in einen dem Schlaf ähnlichen Zustand zu versinken, und niemals zu erwachen? War es dieses nicht, was dir noch ungewiß schien? — Eben dieses, mein Sokrates! — Daß eine gänzliche Beraubung alles klaren Bewußtseyns, aller Besinnung, wenigstens auf eine kurze Zeit, nicht unmöglich sey, lehret Schlaf, Ohnmacht, Schwindel, Entzücken, und tausend andere Erfahrungen. Zwar ist die Seele in allen diesen Fällen noch an ihren Körper gefesselt, und muß sich nach der Beschaffenheit des Gehirns richten, das ihr in allen diesen Schwachheiten nichts als unmerkliche, leicht verlöschliche Züge darbeut. Hievon ist kein Schluß auf den Zustand unserer Seele, nach ihrer Scheidung von dem Körper, zu ziehen; weil alsdann die Gemeinschaft zwischen diesen verschiedenen Wesen aufgehoben wird, der Körper aufhört, das Werkzeug der Seele zu seyn, und die Seele ganz andern Gesezen folgen muß, als die ihr hienieden vorgeschrieben sind. Indessen ist es genug für unsere Ungewißheit, daß der Mangel des klaren Bewußtseyns, wie etwa im Schlafe, der Natur eines Geistes nicht widerspricht; denn wenn dieses ist, so scheinet unsere Furcht nicht ganz ungegründet. — Aber wenn wir von diesem fürchterlichen Zweifel befreyet zu seyn wünschen, können wir etwas mehr verlangen, als die Vergewisserung, daß unsere Besorgniß den Absichten Gottes zuwider laufe, und von demselben eben so wenig, als das ewige Elend seiner Geschöpfe, hat beliebt werden können? — Freylich, war Cebes Antwort, wenn wir nicht eine Ueberzeugung verlangen, die der Natur der untersuchten Sache zuwider läuft. Als ich dir meine

Zweifel vorbrachte, mein theurer Freund! habe ich selbst einige aus den Absichten des Schöpfers entlehnte Gründe angezeigt, die dein Lehrgebäude höchst wahrscheinlich machen: ich wünsche sie aber aus deinem Munde zu empfangen, und meine Freunde wünschen es mit mir. — Ich versuche es, sprach Sokrates, ob ich euch Gnüge leisten kann. Antworte mir, mein Cebes! wenn du befürchtest, mit dem Tode auf ewig alles wachende Bewußtseyn deiner selbst zu verlieren, besorgest du etwa, daß dieses Schicksal dem gesammten menschlichen Geschlechte, oder nur einem Theil desselben bevorstehe? Werden wir alle von dem Tode hingerafft, und in der Sprache der Dichter zu reden, von ihm in die Arme seines ältern Bruders, des ewigen Schlafes getragen? oder sind einige von den Erdbewohnern bestimmt, von jener himmlischen Aurora zur Unsterblichkeit aufgeweckt zu werden? So bald wir einräumen, daß einem Theile des menschlichen Geschlechts die wahre Unsterblichkeit beschieden ist: so zweifelt Cebes wohl nicht einen Augenblick, daß diese Seligkeit den Gerechten, den Freunden der Götter und Menschen, vorbehalten sey? — Nein, mein Sokrates! die Götter theilen den ewigen Tod gewiß so ungerecht nicht aus, als die Athenienser den zeitlichen. Ich bin überdem der Meynung, daß in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Wesen auch ähnliche Bestimmungen haben, und mithin dem gesammten menschlichen Geschlechte nach diesem Leben ein ähnliches Schicksal bevorstehen müsse. Entweder sie erwachen alle zu einem neuen Bewußtseyn; und alsdann können Anitus und Melitus selbst wohl nicht zweifeln, daß der unterdrückten Unschuld ein besseres Schicksal erwarte, als ihrer Verfolger; oder sie endigen alle mit diesem Leben ihre Bestimmung, und kehren in den Zustand zurück, aus welchem sie bey der Geburt gezogen worden; ihre Rollen reichen nicht weiter, als auf die Bühne dieses Lebens: am Ende treten die Schauspieler ab, und werden wieder das, was sie in dem gemeinen Leben sonst gewesen. Ich entsehe mich, mein theurer Freund! diese Gedanken weiter zu verfolgen; denn ich merke, daß sie mich auf offenbare Ungereimtheiten führen. — Das thut nichts, Cebes! antwortet jener: wir müssen auch für die sorgen, welche nicht so leicht bey einer ungereimten Folge schamroth werden. Aehnliche Wesen, hast du behauptet, mein Werther: müßten in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Bestimmungen haben? — Ja! — Alle erschaffene Wesen, die denken und wollen, sind einander ähnlich? — Allerdings! — Wenn auch dieses richtiger, wahrer, vollkommener denkt, mehr Gegenstände umfassen kann, als jenes: so giebt es doch keine Gränzlinie, die sie in verschiedene Klassen trennet, sondern sie erheben sich in unmerklichen Stufen übereinander, und machen ein einziges Geschlecht aus: Nicht? — Dieses muß zugegeben werden. — Und wenn es über uns noch höhere Geister giebt, die sich einander an unmerklichen Graden der Vollkommenheit übertreffen, und dem unendlichen Geiste allmählich nähern, gehören sie nicht alle, so viel ihrer erschaffen sind, zu einem einzigen Geschlechte? — Richtig! — Wie ihre Eigenschaften nicht wesentlich unterschieden sind,

sondern nur dem Grade nach, wie in einer stetigen Reihe, sich allmählich erheben: so müssen auch ihre Bestimmungen sich im Wesentlichen ähnlich, nur in unmerklichen Graden von einander unterschieden seyn. Denn in dem großen Plane der Schöpfung ist alles nach den Regeln der allervollkommensten Harmonie angeordnet: daher auch die Bestimmungen der Wesen mit ihren Vollkommenheiten und Eigenschaften auf das genaueste übereinstimmen müssen. Können wir dieses wohl in Zweifel ziehen? — Im geringsten nicht! — O! meine Freunde! die Frage, die wir hier untersuchen, fängt an, in dem göttlichen Entwurfe des großen Weltalls von unendlicher Wichtigkeit zu werden. Nicht das menschliche Geschlecht allein, die Entscheidung geht das gesammte Reich der denkenden Wesen an. Sind sie zur wahren Unsterblichkeit, zur ewigen Fortdauer ihres Bewußtseyns und deutlichen Selbstgefühls bestimmt, oder hören diese Wohlthaten des Schöpfers nach einem kurzen Genusse wieder auf, und machen einer ewigen Vergessenheit Platz? In dem Rathschlusse des Allerhöchsten muß, wie wir gesehen, die Frage in dieser Allgemeinheit entschieden worden seyn: werden wir nicht, bey unserer Untersuchung, sie auch in diesem allgemeinen Lichte zu betrachten haben? — Wie es scheinet. — Aber je allgemeiner der Gegenstand wird, fuhr Sokrates fort, desto ungereimter wird unsere Besorgniß. Alle endliche Geister haben anerschaffene Fähigkeiten, die sie durch Uebung entwickeln und vollkommener machen. Der Mensch bearbeitet sein angebornes Vermögen zu empfinden und zu denken mit einer erstaunenswerthen Geschwindigkeit. Mit jeder Empfindung strömet ihm eine Menge von Erkenntnissen zu, die der menschlichen Zunge unaussprechlich sind; und wenn er die Empfindungen gegen einander hält, wenn er vergleichet, urtheilet, schließt, wählt, verwirft, so vervielfältiget er diese Menge ins Unendliche. Zu gleicher Zeit entfaltet eine unaufhörliche Geschäftigkeit die ihm angebornen Fähigkeiten des Geistes, und bildet in ihm Witz, Verstand, Vernunft, Erfindungskraft, Empfindung des Schönen und Guten, Großmuth, Menschenliebe, Geselligkeit, und wie die Vollkommenheiten alle heissen, die noch kein Sterblicher auf Erden hat unterlassen können zu erwerben. Laß es seyn, daß wir manche Menschen dumm, thöricht, gefühllos, niederträchtig und grausam schelten: vergleichungsweise können diese Benennungen zuweilen Grund haben; aber noch hat kein Dummkopf gelebt, der nicht einige Merkmale des Verstandes von sich gegeben, und noch kein Tyrann, in dessen Busen nicht noch ein Funken von Menschenliebe geglimmt hätte. Wir erwerben alle dieselben Vollkommenheiten, und der Unterschied bestehet nur in dem mehr und weniger; wir erwerben sie alle, sage ich, meine Freunde! denn auch dem Gottlosesten ist es nie gelungen, seiner Bestimmung schnurstracks zuwider zu handeln. Er streube, er widersetze sich mit der größten Hartnäckigkeit: so wird sein Widerstreben selbst einen angebornen Trieb zum Grunde haben, der ursprünglich gut, und blos durch unrechte Anwendung verdorben seyn wird. Diese fehlerhafte Anwendung macht den Menschen unvollkommen und elend; allein die

Ausübung des ursprünglich guten Triebes befördert gleichwohl, wider seinen Dank und Willen, den Endzweck seines Daseyns. Auf solche Weise, meine Freunde! hat noch kein Mensch in dem wohlthätigen Umgange mit seinen Nebenmenschen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener verlassen, als er ihn betreten hat. Mit der gesammten Reihe der denkenden Wesen hat es die nämliche Beschaffenheit: so lange sie mit Selbstgefühl empfinden, denken, wollen, begehren, verabscheuen, so bilden sie die ihnen anerschaffenen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger sie geschäftig sind, desto wirksamer werden ihre Kräfte, desto fertiger, schneller, und unaufhaltsamer werden ihre Wirkungen, desto fähiger werden sie, in der Beschauung des wahren Schönen und Vollkommenen ihre Seligkeit zu finden. Und wie? meine Freunde! alle diese erworbenen, göttlichen Vollkommenheiten fahren dahin, wie leichter Schaum auf dem Wasser, wie ein Pfeil durch die Luft fliegt und lassen keine Spuren hinter sich, daß sie jemals da gewesen sind? Das kleinste Sonnenstäublein kann in der Natur der Dinge, ohne wunderthätige Zernichtung nicht verloren gehen: und diese Herrlichkeiten sollen auf ewig verschwinden? sollen in Absicht auf die Wesen, von welchen sie besessen worden, ohne Folgen, ohne Nutzen, so anzusehen seyn, als wenn sie ihm niemals zugehöret hätten? Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung setzet diese Meynung voraus! In diesem allerweisesten Plane ist das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörlichen Folgen; doch nur die Vollkommenheit der einfachen, sich selbst fühlenden Wesen, denen im eigentlichen Verstande eine wirkliche Vollkommenheit zugeschrieben werden kann; diejenige hingegen, welche wir in zusammengesetzten Dingen wahrnehmen, ist vergänglich und wandelbar, wie die Dinge selbst, denen sie zukömmt. Um dieses deutlicher zu machen, meine Freunde! müssen wir den Unterschied zwischen dem Einfachen und dem Zusammengesetzten abermals in Erwägung ziehen. Ohne Beziehung auf das Einfache, auf denkende Wesen, haben wir gesehen, kann dem Zusammengesetzten weder Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, noch Vollkommenheit zugeschrieben, ja sie können, ohne diese Beziehung, nicht einmal zusammengenommen werden, um Ganze auszumachen. Auch sind sie in dem großen Entwurfe dieses Weltalls nicht um ihrer selbst willen hervorgebracht worden: denn sie sind leblos und ihres Daseyns unbewußt, auch an und für sich keiner Vollkommenheit fähig. Der Endzweck ihres Daseyns ist vielmehr in dem lebenden und empfindenden Theile der Schöpfung zu suchen: das Leblose dient dem Lebendigen zu Werkzeugen der Empfindungen, und gewähret ihm nicht nur sinnliches Gefühl von mannigfaltigen Dingen, sondern auch Begriffe von Schönheit, Ordnung, Ebenmaas, Mittel, Endzweck, Vollkommenheit, oder wenigstens den Stoff zu allen diesen Begriffen, die sich das denkende Wesen hernach, vermöge seiner innern Thätigkeit, selbst bildet. Im Zusammengesetzten finden wir nichts für sich bestehendes, nichts, das fortdauere, und von einiger Beständigkeit sey, so daß man in dem zweyten Augenblick sagen könne, es sey noch das vorige.

Indem ich euch hier ansehe, meine Freunde! so ist nicht nur das Licht der Sonne, das von eurem Antlitze wiederstralt, in einem beständigen Strome; sondern eure Leiber haben unterdessen in ihrer innern Bildung und Zusammenfügung unendliche Veränderungen gelitten; alle Theile derselben haben aufgehört die vorigen zu seyn, sie sind im stätten Wechsel und Flusse von Veränderungen, der sie unabläßig mit sich fortreißt. Wie die glückseligen Weisen der vorigen Zeiten schon bemerket, daß die körperlichen Dinge nicht sind, sondern entstehen und vergehen: nichts ist in denselben von Dauer und Bestandheit; sondern alles folget einem unaufhaltsamen Strome von Bewegungen, dadurch die zusammengesetzten Dinge ohne Unterlaß erzeugt und aufgelöset werden. Dieses hat auch Homer darunter verstanden, wenn er den Ocean den Vater, und die Thetis die Mutter aller Dinge nennet; er hat damit anzeigen wollen, daß alle Dinge in der sichtbaren Welt durch den stätten Wechsel entstehen, und, wie in einem fortströmenden Weltmeer, nicht einen Augenblick an der vorigen Stelle bleiben.

Ist nun das Zusammengesetzte an sich selbst keines Fortdauerns fähig: wie viel weniger wird es ihre Vollkommenheit seyn, die ihnen, wie wir gesehen, niemals an und für sich selbst, sondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeschrieben werden kann? Daher sehen wir in der leblosen Schöpfung das Schöne verwelken und aufblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Gestalt wieder zum Vorscheine kommen, scheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißstimmung, Angenehmes und Widriges, Gutes und Böses in unendlicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechseln, so wie es Gebrauch, Nutzen, Bequemlichkeit, Lust und Glückseligkeit der lebendigen Dinge erfordert, um deren Willen jene hervorgebracht worden.

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwo Klassen, sinnlichempfindende und denkende Naturen. Beyde haben dieses gemein, daß sie von fortdaurendem Wesen sind, eine innere für sich bestehende Vollkommenheit besitzen und geniessen können. Wir finden bey allen Thieren, die diesen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntnisse, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das wunderbarste mit ihren Bedürfnissen übereinstimmen, und insgesamt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlseyn ihrer Nachkommen abzielen. Diese Harmonie wohnet ihnen innerlich bey; denn alle diese Fühlungen und Naturtriebe sind Beschaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Wesens, das sich in ihnen seiner selbst und anderer Dinge bewußt ist: daher besitzen sie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erst in Beziehung auf andere ausser ihnen so genennet werden darf, sondern ihre Bestandheit und ihr Fortdaurendes für sich hat. Sind die leblosen Dinge zum Theil ihrentwegen da, damit sie Unterhaltung, Lust und Bequemlichkeit finden sollen: so sind sie ihrer Seits auch fähig, diese Wohlthaten zu geniessen, Lust und Unlust, Angenehmes und Widriges, Verlangen und

Abscheu, Wohlseyn und Unglückseligkeit zu fühlen, und dadurch innerlich vollkommen oder unvollkommen zu werden. Sind die leblosen Dinge die Mittel gewesen, derer sich der allerweiseste Schöpfer bedienet: so gehören die Thiere schon mit zu seinen Absichten: denn um ihrentwillen ist ein Theil des Leblosen hervorgebracht worden, und sie besitzen das Vermögen zu geniessen, und dadurch in ihrer innern Natur übereinstimmend und vollkommen zu werden. Hingegen bemerken wir bey ihnen, so wie wir sie auf dem Erdboden vor uns sehen, keinen beständigen Fortgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit. Sie erhalten ohne Unterweisung, ohne Ueberlegung, ohne Uibung, ohne Vorsatz und Wissensbegierde, gleichsam unmittelbar aus der Hand des Allmächtigen, diejenigen Gaben, Fertigkeit und Triebe, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöthig sind. Ein mehreres erwerben sie nicht, und wenn sie Jahrhunderte leben, oder sich unendlich vermehren und fortpflanzen. Sie können auch das Erhaltene weder verbessern noch verschlimmern, auch keinem andern mittheilen; sondern üben es auf die ihnen eingepflanzte Weise aus, so lange es ihren Umständen zuträglich ist, und hernach scheinen sie es wohl selber wieder zu vergessen. Durch menschlichen Unterricht können zwar einige Hausthiere etwas weniges erlernen, und zum Kriege, oder zu geringen häuslichen Verrichtungen gewöhnet und gezogen werden: sie zeigen aber durch die Art und Weise, wie sie diesen Unterricht annehmen, zur Gnüge, daß ihr Leben hienieden nicht bestimmt sey, ein beständiger Fortgang zur Vollkommenheit zu seyn; sondern daß ein gewisser Grad der Fähigkeit, den sie erreichen, auch ihr letztes Ziel sey, und daß sie von selbst nie weiter streben, nie höhere Dinge zu beginnen von ihnen angetrieben werden. Nun ist zwar dieses Stillstehen, diese dumme Zufriedenheit mit dem Erreichten, ohne sich erheben und empor schwingen zu wollen, ein Zeichen, daß sie in dem großen Entwurfe der Schöpfung nicht das letzte Ziel gewesen, sondern als niedrige Absichten zugleich Mittel abgeben, und Dingen von würdigern und erhabenern Bestimmungen in Erfüllung der Endabsichten Gottes behülflich sein sollten. Allein die Quelle des Lebens und der Empfindungen in ihnen ist ein einfaches für sich bestehendes Wesen, das unter allen Abänderungen, die es in dem Laufe der Dinge leidet, etwas Beständiges und Fortdaurendes hat; daher die Eigenschaften, die es einmal durch Erlernen, oder als ein unmittelbares Geschenk von der Hand des Allgütigen erhalten, ihm eigentümlich zukommen, durch natürliche Wege nie wieder gänzlich verschwinden, sondern von unaufhörlichen Folgen seyn müssen. Da diese empfindliche Seele natürlicher Weise nie aufhört zu seyn, so hört sie auch nie auf, die Absichten Gottes in der Natur zu befördern, und sie wird mit jeder Dauer ihres Daseyns immer tüchtiger und tüchtiger, ihres Urhebers großen Endzweck in Erfüllung bringen zu helfen. Dieses ist der unendlichen Weisheit gemäß, mit welcher der Plan dieses Weltalls in dem Rathe der Götter ist entworfen worden. Alles ist in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewisse Absichten in diesem

Plane zu erfüllen; einer jeden wahren Substanz ist eine unabsehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeschrieben, die sie nach und nach bewirken muß, und die wirkende Substanz wird allezeit durch die letzte Verrichtung tüchtiger, die nächstfolgende auszuführen. Nach diesen Grundsätzen ist das geistige Wesen, das die Thiere belebt, von unendlicher Dauer, und fähret auch in Ewigkeit fort, die Absichten Gottes in der Reihe, und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewiesen worden.

Ob diese thierischen blos sinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlassen, und von einem Winke des Allmächtigen gelockt, sich in die Sphäre der Geister emporschwingen werden, läßt sich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich sehr geneigt bin, es zu glauben.

Die vernünftigen Naturen und Geister nehmen in dem großen Weltall, so wie insbesondere der Mensch auf diesem Erdboden, die vornehmsten Stellen ein. Diesem Unterherrn der Schöpfung schmückt sich die Natur in ihrer jungfräulichen Schönheit. Ihm dienet das Leblose nicht nur zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, nicht nur zur Nahrung, Kleidung, Wohnung, und zum sicheren Aufenthalt, sondern vornehmlich zur Ergötzung und zum Unterrichte; und die erhabensten Sphären, die entferntesten Gestirne, die kaum mit dem Auge entdeckt werden können, müssen ihm in dieser Absicht nützlich seyn. Wollt ihr seine Bestimmung hienieden wissen: so sehet nur, was er hienieden verrichtet. Er bringt auf diesen Schauplatz weder Fertigkeit, noch Naturtrieb, noch angebornes Geschick, weder Wehr noch Schutz mit, und erscheinet bey seinem ersten Auftritte dürftiger und hülfloser, als das unvernünftige Thier. Aber die Bestrebung und die Fähigkeit sich vollkommener zu machen, diese erhabensten Geschenke, deren eine erschaffene Natur fähig ist, ersetzen vielfältig den Abgang jener viehischen Triebe und Fertigkeiten, die keine Verbesserung, keinen höhern Grad der Vollkommenheit je annehmen können. Kaum genießt er das Licht der Sonnen, so arbeitet schon die gesammte Natur, ihn vollkommener zu machen: dieses schärfet seine Sinne, Einbildungskraft, und Erinnerungsvermögen; jenes übt seine edlern Erkenntnißgründe, bearbeitet seinen Verstand, seine Vernunft, seinen Witz, seine Scharfsinnigkeit; das Schöne in der Natur bildet seinen Geschmack und verfeinert seine Empfindung; das Erhabene erregt seine Bewunderung, und erhebt seine Begriffe gleichsam über die Sphäre dieser Vergänglichkeit hinweg. Ordnung, Uibereinstimmung, und Ebenmaas dienen ihm nicht nur zum vernünftigen Ergötzen, sondern beschäfftigen seine Gemüthskräfte alle in gehöriger und ihrer Vollkommenheit zuträglicher Harmonie. Bald tritt er mit seines Gleichen in Gesellschaft, um sich wechselweise die Mittel zur Glückseligkeit zu erleichtern: und siehe! es zeigen und bilden sich an ihm in dieser Gesellschaft höhere Vollkommenheiten, die bisher wie in einer Knospe eingewickelt gewesen. Er erlanget Pflichten, Rechte, Befugnisse, und Obliegenheiten, die ihn in die Klasse moralischer Naturen erheben; es entstehen Begriffe von Gerechtigkeit,

Billigkeit, Anständigkeit, Ehre, Ansehen, Nachruhm. Der eingeschränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterlande, zum ganzen menschlichen Geschlecht erweitert, und aus dem angebornen Keime des Mitleidens entsprossen Wohlwollen, Mildthätigkeit, und Großmuth.

Nach und nach bringt der Umgang, die Geselligkeit, das Gespräch, die Aufmunterung alle sittlichen Tugenden zur Reife, sie entzünden das Herz zur Freundschaft, die Brust zur Tapferkeit, und den Geist zur Wahrheitsliebe; breiten einen Wetteifer von Dienst und Gegendienst, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechselung von Ernst und Scherz, Tiefsinn und Munterkeit, über das menschliche Leben aus, die alle einsamen und ungeselligen Wollüste an Süssigkeit übertreffen. Daher auch der Besitz aller Güter dieser Erde, Genuß der feurigsten Wollüste uns nicht behagt, wenn wir sie in der Einsamkeit besizen und geniessen sollen; und die erhabensten und prächtigsten Gegenstände der Natur ergözen das gesellige Thier, den Menschen, nicht so sehr, als ein Anblick von seinem Mitmenschen.

Erlanget nun dieses vernünftige Geschöpf erst wahre Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften, o! welch ein kühner Schritt zu einer höhern Vollkommenheit! Aus der Gemeinschaft mit dem Nebengeschöpfe tritt er in eine Gemeinschaft mit dem Schöpfer, erkennet das Verhältniß, in welchem er, das ganze menschliche Geschlecht, alles Lebendige und alles Leblose, mit diesem Urheber und Erhalter des Ganzen stehen; die große Ordnung von Ursachen und Wirkungen in der Natur wird ihm nunmehr auch zu einer Ordnung von Mitteln und Absichten; was er bisher auf Erden genossen, ward ihm wie aus den Wolken zugeworfen: nunmehr zertheilten sich diese Wolken, und er siehet den freundlichen Geber, der ihm alle diese Wohlthaten hat zufliessen lassen. Was er an Leib und an Gemüthe für Eigenschaften, Gaben und Geschicklichkeiten besitzet, erkennet er als Geschenke dieses gütigen Vaters; alle Schönheit, alle Harmonie, alles Gute, alle Weisheit, Vorsicht, Mittel, und Endzwecke, die er bisher in der sichtbaren und unsichtbaren Welt erkannt, betrachtet er als Gedanken des Allerweisesten, die er ihm in dem Buche der Schöpfung zu lesen gegeben, um ihn zur höhern Vollkommenheit zu erziehen. Diesem liebreichen Vater und Erzieher, diesem gnädigen Regenten der Welt heiliget er zugleich alle Tugenden seines Herzens, und sie gewinnen in seinen Augen einen göttlichen Glanz, da er weiß, daß er durch sie, und durch sie allein dem Allgütigen wohlgefallen kann. Die Tugend allein führet zur Glückseligkeit, und wir können dem Schöpfer nicht anders wohlgefallen, als wenn wir nach unserer wahren Glückseligkeit streben. Welch eine Höhe hat der Mensch in dieser Verfassung auf Erden erreichet! Betrachtet ihn, meine Freunde! den wohlgesinnten Bürger im Staate Gottes, wie alle seine Gedanken, Wünsche, Neigungen und Leidenschaften unter sich harmoniren, wie sie alle zum wahren Wohlseyn des Geschöpfes, und zur Verherrlichung des Schöpfers abzielen! O! wenn die Welt nur ein einziges Geschöpf von dieser Vollkommenheit aufzuweisen hätte, wollten wir an-

stehen, in diesem Nachahmer der Gottheit, in diesem Gegenstande des göttlichen Wohlgefallens, den lezten Endzweck der Schöpfung zu suchen?

Zwar treffen alle Züge dieses Gemäldes nicht den Menschen überhaupt, sondern nur wenige Edle, die eine Zierde des menschlichen Geschlechts sind; allein dieses mag allenfalls die Gränzlinie seyn zwischen Menschen und höhern Geistern. Genug, daß sie alle zu derselben Klasse gehören, und ihr Unterschied nur in dem Mehr und Weniger bestehet. Vom unwissendsten Menschen bis zum vollkommensten unter den erschaffenen Geistern haben alle die der Weisheit Gottes so anständige, und ihren eigenen Kräften und Fähigkeiten so angemessene Bestimmung, sich und andere vollkommener zu machen. Dieser Pfad ist ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteste Wille kann Niemanden ganz davon abführen. Alles, was lebt, und denkt, kann nicht unterlassen, seine Erkenntniß und seine Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fertigkeiten zu verwandeln, mithin mehr oder weniger, mit stärkern oder schwächern Schritten sich der Vollkommenheit zu nähern. Und dieses Ziel, wann wird es erreicht? Wie es scheinet niemals so völlig, daß der Weg zu einem fernern Fortgange versperret seyn sollte; denn erschaffene Naturen können niemals eine Vollkommenheit erreichen, über welche sich nichts gedenken liesse. Je höher sie klimmen, desto mehr ungesehene Fernen entwölken sich ihren Augen, die ihre Schritte anspornen. Das Ziel dieses Bestrebens bestehet, wie das Wesen der Zeit, in der Fortschreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man sich allmählich seinen Vollkommenheiten nähern, und in dieser Näherung bestehet die Glückseligkeit der Geister; aber der Weg zu denselben ist unendlich, kann in Ewigkeit nicht ganz zurückgeleget werden. Daher kennet das Fortstreben in dem menschlichen Leben keine Gränzen. Eine jede menschliche Begierde zielet an und für sich selbst in die Unendlichkeit hinaus. Unsere Wissensbegierde ist unersättlich, unser Ehrgeiz unersättlich, ja der niedrige Geldgeiz selbst quälet und beunruhiget, ohne jemals eine völlige Befriedigung zu gestatten. Die Empfindung der Schönheit suchet das Unendliche; das Erhabene reizet uns blos durch das Unergründliche, das ihm anhängig: die Wollust eckelt uns, so bald sie die Gränzen der Sättigung berühret. Wo wir Schranken sehen, die nicht zu übersteigen sind, da fühlet sich unsere Einbildungskraft wie in Fesseln geschmiedet, und die Himmel selbst scheinen unser Daseyn in gar zu enge Räume einzuschliessen: daher wir unserer Einbildungskraft so gern den freyen Lauf lassen: und die Gränzen des Raumes ins Unendliche hinaus setzen. Dieses endlose Bestreben, das sein Ziel immer weiter hinausstreckt, ist dem Wesen, den Eigenschaften, und der Bestimmung der Geister angemessen, und die wundervollen Werke des Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieses Bestreben in Ewigkeit zu unterhalten: je mehr wir in ihre Geheimnisse eindringen, desto weitere Aussichten thun sich unseren gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, desto mehr finden wir zu erforschen; je mehr wir geniessen, desto unerschöpflicher ist die Quelle.

Wir können also, fuhr Sokrates fort, mit gutem Grunde annehmen, dieses Fortstreben zur Vollkommenheit, dieses Zunehmen, dieses Wachsthum an innerer Vortrefflichkeit sey die Bestimmung vernünftiger Wesen, mithin auch der höchste Endzweck der Schöpfung. Wir können sagen, dieses unermeßliche Weltgebäude sey hervorgebracht worden, damit es vernünftige Wesen gebe, die von Stufe zu Stufe fortschreiten, an Vollkommenheit allmählich zunehmen, und in dieser Zunahme ihre Glückseligkeit finden mögen. Daß diese nun sämmtlich mitten auf dem Wege stille stehen, nicht nur stille stehen, sondern auf einmal in den Abgrund zurück gestossen werden, und alle Früchte ihres Bemühens verlieren sollten, dieses kann das allerhöchste Wesen unmöglich beliebet, und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen hat. Als einfache Wesen sind sie unvergänglich: als für sich bestehende Naturen sind auch ihre Vollkommenheiten fortdaurend und von unendlichen Folgen; als vernünftige Wesen streben sie nach einem unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit: die Natur bietet ihnen zu diesem endlosen Fortgange hinlänglichen Stoff dar; und als lezter Endzweck der Schöpfung können sie keiner andern Absicht nachgesetzt, und deswegen im Fortgange oder Besize ihrer Vollkommenheiten vorsetzlich gestört werden. Ists der Weisheit anständig eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geister, die sie hineinsetzt, ihre Wunder betrachten, und glückselig seyn mögen, und einen Augenblick darauf diesen Geistern selbst die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückseligkeit auf ewig zu entziehen? Ists der Weisheit anständig, ein Schattenwerk der Glückseligkeit, das immer kömmt und immer vergehet, zum lezten Ziel ihrer Wunderthaten zu machen? O nein! meine Freunde! nicht umsonst hat uns die Vorsehung ein Verlangen nach ewiger Glückseligkeit eingegeben: es kann und wird befriediget werden. Das Ziel der Schöpfung dauert so lange, als die Schöpfung; die Bewunderer göttlicher Vollkommenheiten so lange, als das Werk, in welchem diese Vollkommenheiten sichtbar sind. So wie wir hienieden dem Regenten der Welt dienen, indem wir unsere Fähigkeiten entwickeln: so werden wir auch in jenem Leben unter seiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und tüchtiger zu machen, die Reihe der göttlichen Absichten zu erfüllen, die sich von uns hin in das Unendliche erstreckt. Irgendwo auf diesem Wege stille stehen, streitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Gütigkeit oder Allmacht, hat, so wenig, als das allerhöchste Elend unschuldiger Geschöpfe, von dem vollkommensten Wesen bei dem Entwurfe des Weltplans beliebet werden können.

Wie bellagenswerth ist das Schicksal eines Sterblichen, der sich durch unglückliche Sophistereyen um die tröstliche Erwartung einer Zukunft gebracht hat! Er muß über seinen Zustand nicht nachdenken, und wie in einer Betäubung dahin leben, oder verzweifeln. Was ist der menschlichen Seele schrecklicher, als die Zernichtung? und was elender, als ein

Mensch, der sie mit starken Schritten auf sich zukommen siehet, und in der trostlosen Furcht, mit der er sie erwartet, sie schon vorher zu empfinden glaubet? Im Glücke schleicht sich der entsetzliche Gedanke vom Nichtseyn zwischen die wollüstigsten Vorstellungen, wie eine Schlange zwischen Blumen, und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglücke schlägt er den Menschen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Trost verkümmert, der das Elend versüßen kann, die Hoffnung einer bessern Zukunft. Ja der Begriff einer bevorstehenden Zernichtung streitet so sehr wider die Natur der menschlichen Seele, daß wir ihn mit seinen nächsten Folgen nicht zusammen reimen können, und wohin wir uns wenden, auf tausend Ungereimtheiten und Widersprüche stoßen. Was ist dieses Leben mit allen seinen Mühseligkeiten, besonders wenn die angenehmen Augenblicke desselben von der Angst für eine unvermeidliche Zernichtung vergällt werden? Was ist eine Dauer von gestern und heute, die morgen nicht mehr seyn wird? eine höchst verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen, und Beschwerlichkeiten, mit welchen sie erhalten wird, sehr schlecht belohnet. Und gleichwohl ist dem, der nichts Besseres zu hoffen hat, diese Kleinigkeit alles. Seiner Lehre zu Folge, müßte ihm das gegenwärtige Daseyn das höchste Gut seyn, dem nichts in der Welt die Wage halten kann, müßte das schmerzlichste, das gequälteste Leben dem Tode, als der völligen Zernichtung seines Wesens, unendlich vorzuziehen seyn; seine Liebe zum Leben müßte schlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Bewegungsgrund, welche Betrachtung würde mächtig genug seyn, ihn in die geringste Lebensgefahr zu führen? Ehre und Nachruhm? diese Schatten verschwinden, wenn von wirklichen Gütern die Rede ist, die mit ihnen in Vergleichung kommen sollen. Es betrifft das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes? — und wenn es das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechtes wäre; ihm ist der armseligste Genuß weniger Augenblicke alles, was er sich zu getrösten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit: wie kann er sie in die Schanze schlagen? Was er wagt, ist mit dem, was er zu erhalten hoffet, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn das Leben ist, nach den Gedanken dieser Sophisten, in Vergleichung mit allen andern Gütern unendlich groß.

Hat es aber keine Heldengeister gegeben, die, ohne von ihrer Unsterblichkeit überführt zu seyn, für die Rechte der Menschlichkeit, Freyheit, Tugend, Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch solche, die es um weit minder löblicher Ursachen willen auf das Spiel gesetzt. Aber gewiß hat sie das Herz, und nicht der Verstand dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wissen, durch diese That ihre eigene Grundsätze verläugnet. Wer ein künftiges Leben hoffet, und das Ziel seines Daseyns in der Fortschreitung zur Vollkommenheit setzet, der kann zu sich selber sagen: Siehe! du bist hierher gesendet worden, durch Beförderung des Guten dich selbst vollkommener zu machen: du darfst also das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, selbst auf Unkosten deines Lebens befördern. Drohet

die Tyranney deinem Vaterlande den Untergang, ist die Gerechtigkeit in Gefahr unterdrückt, die Tugend gekränkt, und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden: — so mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden, stirb, um dem menschlichen Geschlechte diese theuren Mittel zur Glückseligkeit zu erhalten! Das Verdienst, mit so vieler Selbstverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt deinem Wesen einen unaussprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer seyn wird. So bald mir der Tod das gewähret, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es meine Pflicht, mein Beruf, meiner Bestimmung gemäß zu sterben. Nur alsdann läßt sich der Werth dieses Leben angeben, und mit andern Gütern in Vergleichung bringen, wann wir es als ein Mittel zur Glückseligkeit betrachten. So bald wir aber mit dem Leben auch unser Daseyn verlieren, so hört es auf ein bloßes Mittel zu seyn, es wird der Endzweck, das letzte Ziel unserer Wünsche, das höchste Gut, wornach wir streben können, das um sein selbstwillen gesucht, geliebt, und verlanget wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden, denn es übertrift alle andere Betrachtungen an Wichtigkeit. Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem mit diesem Leben alles aus ist, sich, nach seinen Grundsätzen, dem Wohl des Vaterlandes, oder des ganzen menschlichen Geschlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meynung, daß, so oft die Erhaltung des Vaterlandes z. B. unumgänglich erfodert, daß ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung, ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muß, und was das seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des Ganzen aufopfere? Wer wird dieses leugnen? Allein dieser Bürger hat das gerade entgegengesetzte Recht, so bald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf, ja er ist diesen Grundsätzen nach verbunden es zu thun, den Untergang seines Vaterlandes zu suchen, um sein allertheuerstes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moralischen Wesen kömmt, nach dieser Voraussetzung, ein entschiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verursachen, wenn es sein Leben, das heißt sein Daseyn, nur fristen kann. Ebendasselbe Recht haben alle seine Nebenwesen. Welch ein allgemeiner Aufstand! welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der sittlichen Welt! Ein Krieg, der auf beyden Seiten gerecht ist, ein allgemeiner Krieg aller moralischen Wesen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf seiner Seite hat; ein Streit, der an und für sich selbst, auch von dem allergerechtesten Richter der Welt, nicht nach Recht und Billigkeit entschieden werden kann: was kann ungereimter seyn?

Wenn alle Meynungen, worüber die Menschen jemals gestritten und in Zweifel gewesen, vor den Thron der Wahrheit gebracht werden sollten: was dünkt euch, meine Freunde! würde diese Gottheit nicht alsofort entscheiden, und unwiederruflich festsetzen können, welcher Satz wahr, und

welcher irrig sey? Ganz unstreitig! denn in dem Reiche der Wahrheit giebt es keinen Zweifel, keinen Schein, kein Dünken und Meynen; sondern alles ist entschieden wahr, oder entschieden irrig und falsch. Jedermann wird mir auch dieses einräumen, daß eine Lehre, die nicht bestehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten selbst Widersprüche, unauflösliche Zweifel oder nicht zu entscheidende Ungewißheiten annehmen, nothwendig falsch seyn müsse: denn in diesem Reiche herrschet die allervollkommenste Harmonie, die durch nichts unterbrochen oder gestört werden kann. Nun aber hat es mit der Gerechtigkeit die nehmliche Beschaffenheit: vor ihrem Throne werden alle Zwiste und Streitigkeiten über Recht und Unrecht durch ewige und unveränderliche Regeln entschieden. Da ist kein Rechtsfall streitig und ungewiß, da sind keine Gerechtsame zweifelhaft, da finden sich niemals zwey moralische Wesen, die auf eine und ebendieselbe Sache ein gleiches Recht hätten. Alle diese Schwachheiten sind ein Erbtheil des kurzsichtigen Menschen, der die Gründe und Gegengründe nicht gehörig einsiehet, oder nicht gegeneinander abwiegen kann; in dem Verstande des allerhöchsten Geistes stehen alle Pflichten und Rechte moralischer Wesen, so wie alle Wahrheiten, in der vollkommensten Harmonie. Aller Streit der Obliegenheiten, alle Kollision der Pflichten, die ein eingeschränktes Wesen in Zweifel und Ungewißheit setzen können, finden hier ihre unwiederrufliche Entscheidung, und ein gleiches Recht und Gegenrecht ist in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Saz und Gegensaz, Seyn und Nichtseyn, welche beide in eben der Zeit dem Gegenstande zukommen sollen. Was sollen wir also zu einer Meynung sagen, die uns durch die bindigsten Folgerungen auf so übel zusammenhängende und unstatthafte Begriffe führet? Kann sie vor dem Throne der Wahrheit genehmiget werden?

Mein Freund Kriton war vor einigen Tagen nicht geneigt mir einzuräumen, daß ich es der Republik und den Gesetzen schuldig sey, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferlegt worden. Wenn mir seine Denkungsart nicht ganz unbekannt ist, so schien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgesprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen schuldig gemacht, die wider mich eingeklaget worden sind; so würde er nicht zweifeln, daß die Republik berechtiget sey, mich am Leben zu strafen, und daß mir obliege diese Strafe zu leiden. Dem Rechte zu thun entspricht allezeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat die Republik, wie jede andere sittliche Person, ein Recht, denjenigen zu strafen, der sie beleidiget, und

38. Das Recht der Ahndung, oder eine Beleidigung durch Zufügung physikalischer Uebel zu vergelten, findet auch im Stande der Natur statt, und gründet sich nicht, wie einige Weltweisen behaupten, auf den gesellschaftlichen Vertrag, ist auch von dem eingeführten Eigenthumsrecht unabhängig. Der Mensch ist auch im Stande der Natur verbunden, für seine Erhaltung, Gesundheit und Vollkommenheit zu sorgen, und hat ein Recht, sich der erlaubten Mittel hiezu zu bedienen. Mithin darf er auch andere abhalten, daß sie ihm in unschuldiger Ausübung dieses Rechts nicht hinderlich seyen. Er hat also ein vollkommenes

wenn es leichtere Strafen nicht thun, ihn sogar am Leben zu strafen: so muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden seyn, diese Strafe zu dulden. Ohne diese leidende Verbindlichkeit wäre jenes Recht ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der physischen Welt ein Wirken ohne ein Leiden giebt, eben so wenig kann in der sittlichen Welt ein Recht auf eine Person ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieser Person gedacht werden. Ich zweifle nicht, meine Freunde! daß Kriton und ihr alle hierinn mit mir einstimmet. Aber so könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns alles wäre. Dieser irrigen Meynung zu Folge käme dem abscheulichsten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; sondern wenn er bey der Republik sein Leben verwirkt hat, so ist er befugt, das Vaterland, das seinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das geschehene ist nicht mehr zu ändern, das Leben ist sein höchstes Gut: wie kann er ihm das Wohl der Republik vorziehen? wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorschreiben, die nicht auf sein höchstes Gut abzielet? wie kann er verbunden seyn, etwas zu thun, oder zu leiden, das mit seiner ganzen Glückseligkeit streitet? Es wird also ihm nicht unerlaubt seyn, ja sogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwerd zu verwirren, wenn er sein Leben dadurch retten kann. Wodurch aber hätte der Bösewicht diese Befugniß erlangt? Bevor er das zu bestrafende Verbrechen begangen, war er, als Mensch, verbunden, das Wohl der Menschen, als Bürger, das Wohl seiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieser Verbindlichkeit befreyet, und ihm dagegen das entgegengesetzte Recht gegeben haben, alles neben sich zu zernichten? Was hat diese Veränderung

Recht, von jedem andern zu fordern, daß er ihn nicht beleidige, und endlich zu Abhaltung fernerer Beleidigung, sich der Ahndung oder Strafe zu bedienen. Die Grade der Strafen richten sich nach Maßgebung der Beleidigung, und vornehmlich nach der Wahrscheinlichkeit, daß sie hinreichen werden, für künftiges Unrecht zu beschützen. Daher auch Todesstrafen Rechtens sind, wenn geringere Strafen nicht hinreichen wollen. Wer mir, im Stande der ungeselligen Natur, meine Hütte niederreißt, mein Wasser trübe macht, oder mir gar einen Stein nachwirft, um mich zu beschädigen, den kann ich mit Recht strafen, obgleich kein Eigenthumsrecht noch eingeführet, kein gesellschaftlicher Vertrag zwischen uns geschlossen ist. Es wird auch niemand in Abrede seyn, daß jeder Staat das Recht habe, einen Auswärtigen, der ihn beleidiget, zu bestrafen, ob derselbe gleich in keinem gesellschaftlichen Verrage mit diesem Staate stehet. Ja die Staaten unter sich räumen sich einander ein Recht zu strafen ein, ob sie gleich sehr oft noch im Stande der Natur unter sich leben. Anm. Mendelsohns.

7. Das Gesetz des Stärkern kann in dem Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entscheiden. Gewalt und Recht sind Begriffe von so verschiedener Natur, daß die Gewalt so wenig ein Recht, als das Recht eine Gewalt erzeugen kann. Ein Recht an der einen, ohne Obliegenheit an der andern Seite, müßte durch die Gewalt entschieden werden, und dieses ist ungereimt. Wenn Eltern das vollkommene Recht haben, von ihren Kindern Gehorsam zu fodern; so müssen diese an ihrer Seite verbunden sein, Gehorsam zu leisten. Sind die Kinder berechtiget, so lange sie sich nicht selbst pflegen können, ihre Verpflegung von den Eltern zu fordern; so muß den Eltern obliegen, dafür zu sorgen. Dem unvollkommenen Rechte entspricht von der andern Seite eine unvollkommene Verbindlichkeit. Wer in den Anfangsgründen des Naturrechts kein Fremdling ist, kann an diesen Sätzen unmöglich zweifeln. Anm. Mendelsohns.

18. Alle Pflichten, die die Natur dem Menschen vorschreibt, müssen das höchste Gut zum Ziele haben. Ist unser höchstes Gut die Glückseligkeit; so kann die Pflicht befehlen, das Leben der Glückseligkeit nachzusetzen. Ist aber das Leben selbst das höchste Gut, so kann es keine Pflicht geben, das Leben selbst zu verlieren. Anm. Mendelsohns.

in seinen Pflichten verursacht? Wer unterstehet sich zu antworten: Das begangene Verbrechen selbst!

Eine andere unglückselige Folge von dieser Meynung ist, daß ihre Anhänger auch endlich genöthiget sind, die Vorsehung Gottes zu läugnen. Da, nach ihren Gedanken, das Leben der Menschen zwischen die engen Gränzen von Geburt und Tod eingeschränkt ist: so können sie den Lauf desselben mit ihren Augen verfolgen, und ganz übersehen. Sie haben also Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorsehung, wenn es eine giebt, zu beurtheilen. Nun bemerken sie in den Begebenheiten dieser Welt nichts, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenschaften Gottes machen müssen, nicht übereinkömmt. Manches widerspricht seiner Güte, manches seiner Gerechtigkeit, und bisweilen sollte man glauben, das Schicksal der Menschen sey von einer Ursache angeordnet worden, die am Bösen Vergnügen gefunden. In den physischen Theilen des Menschen entdecken sie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweisesten Absichten, und die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen Mittel und Endzweck: lauter sichtbare Beweise der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem gesellschaftlichen und sittlichen Leben der Menschen, so viel wir allhier davon übersehen können, sind die Spuren dieser göttlichen Eigenschaften ganz unkenntlich. Triumphirende Laster, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unschuld, unterdrückte Tugend sind wenigstens nicht selten; die Unschuldigen und Gerechten leiden nicht seltener, als die Uebelthäter; Meuterey gelingt so oft, als die weiseste Gesetzgebung, und ein ungerechter Krieg so gut, als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Besten des menschlichen Geschlechts gereicht; Glück und Unglück trift Gute und Böse, ohne merklichen Unterschied, und müssen in den Augen dieser Sophisten wenigstens, ganz ohne Absicht auf Tugend und Verdienst, unter die Menschen vertheilt zu seyn scheinen. Wenn sich ein weises, gütiges und gerechtes Wesen um das Schicksal der Menschen bekümmerte, und es nach seinem Wohlgefallen ordnete: würde nicht in der sittlichen Welt eben die weise Ordnung herrschen, die wir in der physischen bewundern?

Zwar dürfte mancher sagen: „Diese Klagen rühren bloß von unzufriedenen Gemüthern her, denen es weder Gott noch Menschen jemals recht machen können. Erfüllet ihnen alle ihre Wünsche, setzet sie auf den Gipfel der Glückseligkeit: sie finden in den düstern Winkeln ihres Herzens noch allemal Eigensinn und üble Laune genug, sich über ihre Wohlthäter selbst zu beklagen. In den Augen eines mäßigen und genügsamen Menschen sind die Güter dieser Welt so ungleich nicht ausgetheilt, als man glaubt. Die Tugend hat mehrentheils eine innere Selbstberuhigung zur Gefährtinn, welche eine süßere Belohnung für sie ist, als Glück, Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unschuld würde sich vielleicht selten an die Stelle des Wütrichs wünschen, der ihr den Fuß in den Nacken setzet; sie würde das in die Augen fallende Glück nur allzutheuer durch innere Unruhen er-

kaufen müssen. Ueberhaupt, wer mehr auf die Empfindungen der Menschen Achtung giebt, als auf ihre Urtheile, der wird ihren Zustand lange so beklagenswerth nicht finden, als sie ihn in ihren gemeinen Reden und Unterhaltungen machen." So dürfte mancher vorgeben, um die Wege einer weisen Vorsehung in der Natur zu retten. Allein alle diese Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wann mit diesem Leben nicht alles für uns aus ist, wann sich die Hoffnungen vor uns hin ins Unendliche erstrecken. In diesem Falle kann es, ja es muß für unsere Glückseligkeit weit wichtiger seyn, wenn wir hienieden mit dem Unglück ringen, wenn wir Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueberfluß vergessen. Wenn ich auch das Leben unter tausend Martern endige, was thut dieses? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unschuld erworben, so ist sie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual ist vergänglich, und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den schadlos, der unter diesen Qualen sein ganzes Daseyn aufgiebt? und mit dem letzten Odem auch alle Schönheiten seines Geistes fahren läßt, die er durch diesen Kampf erworben? Ist das Schicksal eines solchen Menschen nicht grausam? kann der gerecht und gütig seyn, der es so geordnet? — Und gesetzt, das Bewußtseyn der Unschuld hielte allen schmerzhaften Empfindungen, der Todesqual selbst, die der Unschuldige von den Händen seines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht: soll jener Gewaltthäter, jener Beleidiger der göttlichen und menschlichen Rechte so dahin fahren, ohne jemals aus der blinden Verstocktheit, in welcher er gelebt, gerissen zu werden, und vom Guten und Bösen richtigere Begriffe zu erlangen? ohne jemals gewahr zu werden, daß diese Welt von einem Wesen regieret wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger so wenig zu rechtigen, als gegen den Verfolgten.

Unglücklicher Weise werden viele durch diese anscheinende Schwierigkeiten verführt, die Vorsehung zu leugnen. Das allerhöchste Wesen, wähnen sie, bekümmere sich um das Schicksal der Menschen gar nicht, so sehr es sich auch die Vollkommenheit seiner physischen Natur hat angelegen seyn lassen. Tugend und Laster, Unschuld und Verbrechen, wer ihm dienet, und wer ihn lästert, sprechen sie, seyn dem allgemeinen Weltgeist vollkommen gleich, und was dergleichen so lächerlicher als strafbarer Meynungen mehr sind, auf die man nothwendig gerathen muß, so bald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüssig, meine Freunde! von dem Ungrunde dieser Meynungen viele Worte zu machen, da wir alle versichert sind, daß wir unter der göttlichen Obhut stehen, und das Gute von seinen Händen, so wie das Böse nicht anders als mit seiner Zulassung, empfangen.

Hingegen wissen wir einen sicherern und leichtern Weg, uns aus diesem Labyrinthe zu finden. In unseren Augen verleugnet das Sittliche

so wenig, als das Physische dieser Welt, die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie sich in der physischen Welt Unordnungen in den Theilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Pest, u. s. w. in Vollkommenheiten des unermeßlichen Ganzen auflösen: eben also dienen in der sittlichen Welt, in dem Schicksale und den Begegnissen des geselligen Menschen, alle zeitliche Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Ungemach zu dauerhafter Verbesserung, und die Leiden selbst verwandeln sich in bloße Uebungen, die zur Seligkeit unentbehrlich sind. Das Schicksal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in seiner ganzen Ewigkeit übersehen können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurtheilen, wann wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wesens unter einen einzigen, unserer Schwachheit angemessenen Gesichtspunkt bringen könnten: aber alsdann seyd versichert, meine Lieben! würden wir weder tadeln, noch murren, noch unzufrieden seyn; sondern voller Verwunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten.

Aus allen diesen Beweisgründen zusammengenommen, meine Freunde! erwächst die zuverlässigste Versicherung von einem zukünftigen Leben, die unser Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen zu empfinden ist keine Beschaffenheit des Körpers und seines feinen Baues; sondern hat seine Bestandheit für sich. Das Wesen dieser Bestandheit ist einfach, und folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die diese einfache Substanz erworben, muß in Absicht auf sie selbst von unaufhörlichen Folgen seyn, und sie immer tüchtiger machen, die Absichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbesondere gehört unsere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit strebendes Wesen, zu dem Geschlechte der Geister, die den Endzweck der Schöpfung enthalten, und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu seyn. Der Anfang ihres Daseyns ist, wie wir sehen, ein Bestreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Wesen ist des unaufhörlichen Wachsthums fähig; ihr Trieb hat die augenscheinlichste Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löschenden Durste eine unerschöpfliche Quelle an. Ferner haben sie, als moralische Wesen, ein System von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten, und Widersprüche seyn würde, wenn sie auf dem Wege der Vollkommenheit gehemmet und zurückgestossen werden sollten. Und endlich verweiset uns die anscheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schicksale der Menschen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher sich alles auflöset, was hier verschlungen scheinet. Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichsam dem Unglücke zu Trotz, seine Pflicht erfüllet, und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn seiner Tugenden endlich geniessen, und der Lasterhafte kann nicht dahinfahren, ohne auf eine oder die andere Weise zur Erkenntniß gebracht zu seyn, daß die Uebelthaten nicht der Weg zur Glückseligkeit sind. Mit

einem Worte, allen Eigenschaften Gottes, seiner Weisheit, seiner Güte, seiner Gerechtigkeit würde es widersprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit strebenden Wesen nur zu einer zeitlichen Dauer geschaffen hätte.

Es dürfte Jemand von euch sprechen: „Gut Sokrates! Du hast uns gezeigt, daß wir uns eines künftigen Lebens zu getrösten haben: sage uns aber auch, wo werden sich unsere abgeschiedenen Geister aufhalten? welche Gegend des Aethers werden sie bewohnen? womit werden sie sich beschäftigen? auf welche Art werden die Tugendhaften belohnt, und die Lasterhaften zu besserer Erkenntniß gebracht werden?"

Wenn Jemand mich dieses fragt, so antworte ich: Freund! du foderst mehr, als meines Berufs ist. Ich habe dich durch alle Krümmungen des Labyrinths hindurch geführt, und zeige dir den Ausgang: hier endiget sich mein Beruf. Andere Wegweiser mögen dich weiter führen. Ob die Seelen der Gottlosen werden Frost oder Hitze, Hunger oder Durst zu leiden haben, ob sie in dem Acherusischen Moraste sich herumwälzen, in dem düstern Tartarus, oder in den Flammen des Pyriphlegetons ihre Zeit hinbringen müssen, bis sie geläutert werden; ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelgestein blizenden Erde die reinste Himmelsluft einsaugen, und sich in dem Glanze der Morgenröthe sonnen, oder ob sie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und sich mit Nektar und Ambrosia füttern lassen: alles dieses, mein Freund! weiß ich nicht. Wissen es unsere Dichter und Fabellehrer besser, so mögen sie andere davon versichern. Es schadet vielleicht nicht, wenn gewisser Leute Einbildungskraft auf eine solche Weise beschäftiget und angestrengt wird. Was mich betrift, so begnüge ich mich mit der Ueberzeugung, daß ich ewig unter göttlicher Obhut stehen werde, daß seine heilige und gerechte Vorsehung in jenem Leben, so wie in diesem, über mich walte, und daß meine wahre Glückseligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geistes bestehe: diese sind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freyheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung seiner Absichten, und Ergebung in seinen heiligen Willen. Diese Seligkeiten erwarten meiner in jener Zukunft, dahin ich eile, und ein mehreres brauche ich nicht zu wissen, um mit getrostem Muthe den Weg anzutreten, der mich dahin führet. Ihr, Simmias, Cebes, und übrigen Freunde! ihr werdet mir folgen, ein jeder zu seiner Zeit. Mir winkt jetzt schon das unbewegliche Schicksal, wie etwa ein Trauerspieldichter sagen würde. Es ist Zeit, daß ich ins Bad gehe; denn ich halte es für anständiger, nach dem Bade erst den Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erspare, meinen Leichnam zu waschen.

Als Sokrates ausgeredet hatte, ergriff Kriton das Wort und sprach: Es sey! Was hast du aber diesen Freunden oder mir zu hinterlassen, das deine Kinder oder häuslichen Angelegenheiten angehet? womit können wir dir zu Gefallen leben? — Wenn ihr so lebet, Kriton! sprach er, wie

ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts Neues hinzuzuthun. Wenn ihr für euch selbst Achtung habet, so werdet ihr mir, den Meinigen und euch selbst zu Gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht versprechet, vernachlässiget ihr aber euch selbst, und wollet der Spur nicht folgen, die euch heute, und in vorigen Zeiten vorgezeichnet worden: so wird es nichts helfen, wenn ihr auch jetzt noch soviel zusaget. — Kriton versetzte: Wir werden mit allen Kräften streben, dir zu gehorchen, mein Sokrates! Wie sollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren? — Wie ihr wollet, antwortete Sokrates! wenn ihr mich anders habet, und ich euch nicht entwische! — Zu gleicher Zeit sahe er uns lächelnd an, und sprach: Ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde! daß derjenige eigentlich Sokrates sey, der jetzt redet, und euch eine Zeitlang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu sehen bekommen, und der vorjetzo nur meine Hülle ist, das sey Sokrates, und fragt, wie er mich begraben soll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführet, zu beweisen, daß ich, so bald der Gift gewirket haben wird, nicht mehr bey euch bleiben, sondern in die Wohnungen der Glückseligen versetzt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten. Seyd so gut, meine Freunde! und verbürget nun beym Kriton das Gegentheil dessen, was er bey den Richtern verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müsset ihm dafür stehen, daß ich mich gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde senken sehe, und sich nicht so sehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück wiederführe. Er spreche auch bey meinem Leichenbegängnisse nicht: man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinweg, man beerdiget den Sokrates. Denn wisse, fuhr er fort, mein werther Kriton! dergleichen Reden sind nicht nur der Wahrheit zuwider, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sey vielmehr getrostes Muths, und sprich: mein Leichnam werde beerdiget. Im übrigen magst du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubest, daß es die Gesetze mit sich bringen. Hierauf gieng er in ein benachbartes Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben und unterhielten uns eines Theils mit dem, was wir gehöret hatten, wiederholten, überdachten, und erwogen einige Gründe, um uns davon gehörig zu überzeugen; andern Theils aber beschäftigte uns die trostlose Erwartung des großen Unglücks, das uns bevorstund. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unsern Vater verlören, und von nun an als Waisen in der Welt leben müßten. Als er sich gewaschen hatte, brachte man ihm seine Kinder (er hatte ihrer drey, zwey kleine und ein erwachsenes): und seine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt sich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang; denn er hatte sich etwas lange in dem Neben-

gemache verweilet. Er setzte sich nieder, sprach aber sehr wenig; denn bald darauf kam der Trabante der Eilfmänner, stellte sich neben ihn, und sprach: O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz anders gewahr, als an andern Verurtheilten. Sie pflegen sich zu entrüsten, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit sey, den Gift zu trinken; du aber schiensst mir schon sonst der gelassenste und sanftmüthigste Mann zu seyn, der jemals diesen Ort betreten, und jetzt scheinst du mir vornehmlich also. Ich weiß gewiß, du bist auch jetzo über mich nicht ungehalten, sondern über die, (du kennest sie!) die daran Schuld sind. Du merkest nun wohl, Sokrates! was für eine Bothschaft ich dir zu bringen habe. Gehab dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern ist. Er sprach es, kehrte sich herum und weinte. Sokrates sahe sich nach ihm um, und sprach: Lebe du wohl, Freund! wir werden thun, was du verlangest. Zu uns aber sprach er: Was für ein rechtschaffener Mann! er hat mich oft besuchet, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. Es ist ein gar guter und ehrlicher Mensch: sehet, wie aufrichtig er jetzt um mich weinet. Allein, Kriton! wir müssen ihm in der That gehorchen: laß den Gift herbringen, wenn er fertig ist; wo nicht, so mag ihn dieser zu rechte machen.

Warum so eilig, mein Sokrates! versetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheinet, und noch nicht untergegangen ist. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor sie den Gifttrank zu sich nehmen, und vorher sich gütlich zu thun, zu essen, zu trinken, auch wohl gar der Liebe zu pflegen. Wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton! antwortete Sokrates! welche jede Frist für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur selbst lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein ist. Thue mir immer meinen Willen, und halte mich nicht auf.

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand. Der Knabe gieng heraus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Gifts, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates sahe ihn kommen, und sprach: Guter Mann, gieb her! Aber was muß ich dabey thun? du wirst es wissen. Nichts anders, antwortete dieser, als nach dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füsse schwer werden; sodann legst du dich nieder: dieses ist alles. Und hiemit reichte er ihm den Becher. Sokrates nahm ihn, lieber Echekrates! mit solcher Gelassenheit, ohne Zittern, ohne Farbe oder Gesichtszüge im geringsten zu verändern, sahe den Menschen mit seinen weit offenen Augen an, und sprach: Was meynest du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergiessen? Es ist gerade so viel, als nöthig ist, versetzte dieser. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates: aber ein Gebeth kann ich doch an sie richten: Die

ihr mich rufet ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise! Mit diesen Worten setzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bisher konnten sich viele von uns noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber ansetzen, trinken und ausleeren sahen, da war es nicht möglich. Mir selbst tröpfelten die Thränen nicht, sondern ergossen sich, wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Gesicht in den Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können, nicht über ihn, sondern über mich selbst, das ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu verlieren. Kriton, der sich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, stund auf und irrete im Gefängnisse umher; und Apollodorus, der die ganze Zeit mehrentheils geweinet, fieng damals an, überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt, und rief uns zu: Was machet ihr? Kleinmüthigen! deswegen habe ich so eben die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht so klagen und winseln möchten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse suchen unter Segnungen und guten Wünschen den Geist aufzugeben. Seyd ruhig, und zeiget euch als Männer! — Als wir dieses vernommen, schämeten wir uns, und hörten auf zu weinen. Er gieng auf und nieder, bis ihm die Füsse schwer wurden, und legte sich sodann auf den Rücken, wie der Sklave ihm gerathen hatte. Bald darauf betastete ihn der Mann, welcher ihm den Gift gereicht, mit den Händen, und beobachtete seine Füsse und seine Hüften. Er drückte ihm den Fuß, und fragte, ob er es fühlte? Nein, sprach er. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber wieder los, und gab uns zu verstehen, daß er kalt und steif sey. Er betastete ihn wieder, und sprach: So bald es ihm ans Herz kömmt, wird er verscheiden. Nun fieng ihm der Unterleib schon an kalt zu werden. Er deckte sich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte zum Kriton (dieses waren seine letzten Worte): Freund, vergiß nicht dem Gott der Genesung einen Hahn zu bringen, denn wir sind ihm einen schuldig — Kriton antwortete: Es soll geschehen. Hast du sonst nichts mehr zu hinterlassen? Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton es sahe, drückte er ihm Mund und Augen zu.

Dieses war das Ende unseres Freundes, o Echekrates! eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der rechtschaffenste, weiseste, und gerechteste gewesen.

Ende des dritten Gesprächs.

J. G. Zimmermann.

Einleitung.

Der Mann, welcher auf folgenden Seiten näher ins Auge gefaßt wird, nimmt eine eigentümliche Mittelstellung zwischen der Aufklärung einerseits und dem Sturm und Drange andrerseits ein. Nachdem er im Dienste der ersteren mit allen Mitteln publizistischer Streitsucht gegen Mystik und Mönchstum ins Feld gezogen war, machte er plötzlich kehrt und schlug nun ebenso unverdrossen und blind gegen seine ehemaligen Waffenbrüder, die Berliner Aufklärer, los. Mit den Stürmern und Drängern, mit Lavater, Goethe, Herder verbanden ihn nicht bloß persönliche Beziehungen: er teilte mit ihnen auch das bewußte und absichtliche Hervorkehren der Individualität in Form und Inhalt seiner Schriften. Leider daß es nicht gerade der schönere Teil von Zimmermanns Wesen war, der in seinen Schriften zum Ausdrucke kam: denn während er es im Leben wohl verstand, mit Manier aufzutreten, ergoß er die ganze Derbheit und Grobheit seines schweizerischen Naturells in seine Schriften. Leider, daß er je länger je mehr auch die unbedeutendsten Zufälligkeiten seines Lebens für wichtig genug hielt, den Inhalt seiner Schriftstellerei abzugeben, und sich von ungezähmter Eitelkeit verführen ließ, sich selbst als den notwendigen Mitunterredner oder Mitsprecher bei allem, was in der Welt

vorging, zu betrachten. Leider endlich, und am meisten, daß seine Persönlichkeit durch zunehmende Hypochondrie und Kränklichkeit zerstört und in mannichfaltigen Zwiespalt mit sich selbst gebracht wurde. Das Bild, welches sein Freund Lavater in der Physiognomik von Zimmermann entwirft, darf hier nicht fehlen: „Aus welchen Kontrasten ist der Charakter

J. G. Zimmermann

zusammengesetzt! wie so leicht verführt er zu einseitigen, schrecklich falschen Urteilen! — Also Fragment seines wahren Charakters: Kälte des Todes und verzehrendes Blitzfeuer — in einer Seele, einem Gesichte. Heiterer Frühling und stürmendes Donnerwetter schnell aufeinander. Eisenfeste Härte mit der zärtlichsten Empfindsamkeit; Mut und Mutlosigkeit; heldenmäßige Dreistigkeit mit höflicher Unterwürfigkeit; — scheinbare Eitelkeit mit wahrer Bescheidenheit; beißende Satire mit sanfter, schonender

Herzensgüte; unbeschreibliche Reizbarkeit mit ausharrender Geduld. Peinliche Genauheit und keine Spur von Pedanterie — unermüdliche Treue und für den, der ihn nicht kennt, beleidigende Kaltheit, die im Augenblicke wieder Eifer und Liebeshitze ist. Den einen Augenblick keine Herrschaft über sich selbst — und dann wieder alle mögliche Herrschaft. Ein Arzt mit königlicher Macht. Jetzt zerschmilzt sein Aug' in den sanftesten, menschenfreundlichsten Thränen — dann durchschneidet es euch wieder mit dem Blicke des Blitzes. Ein herzregierender Mann — den jedoch ein Kind leiten kann, wenn es ihn kennt — gebildet, keinem Menschen Langeweile zu machen, aber oft Langeweile mit Todesangst zu dulden."

Johann Georg Zimmermann ist am 8. Dezember 1728 als Sohn eines Ratsherrn zu Brugg im schweizerischen Kanton Bern geboren. Seinen Vater verherrlicht der Sohn in seinem bedeutendsten Werke als echten Mystiker: das sagt uns eben genug, daß wir ihn für einen mehr vernünftigen und aufgeklärten als wirklich schwärmerischen Kopf halten. Von seiner nervenschwachen und später gemütskranken Mutter erhielt Zimmermann im Keime die krankhafte, nervöse Anlage, welche sich in seinem und seines Sohnes Schicksal später so traurig äußerte. Schon auf der Akademie in Bern, auf welcher Zimmermann, nachdem er dem privaten und öffentlichen Unterrichte seiner Vaterstadt entwachsen war, seit 1741 seine weitere Ausbildung erhielt, machte sich eine seltsame Gemütsanlage bemerkbar. Mit einem einzigen Freunde, Daniel Stapfer, zog er sich von dem Verkehre seiner Kameraden und Mitschüler zurück, um sich in der Einsamkeit seinen ehrgeizigen Plänen nach zukünftiger Größe, einer weltscheuen Tugendschwärmerei, aber auch ernsthafteren wissenschaftlichen Studien hinzugeben. Nachdem er bald darauf Vater und Mutter verloren hatte, nahm sich an der Universität Göttingen, wo er neben allgemeineren Studien die Medizin zu seiner Lebensaufgabe wählte, sein großer Landsmann Haller seiner in freundschaftlicher, fast väterlicher Weise an. Eine Disputation über ein an Hallers Lehre von der Reizbarkeit anknüpfendes Thema trug ihm 1751 den Doktortitel ein; offenbar zur Erholung von den Beschwerden angestrengter Studien, welche schon damals hypochondrische Anwandlungen in ihm erregt hatten, begab sich Zimmermann auf eine Reise durch Holland und Frankreich nach Paris und ließ sich, nachdem er es kurze Zeit mit dem Hofmeisterleben in Göttingen versucht hatte, endlich in seiner Heimat Bern als praktischer Arzt nieder.

Hier trat Zimmermann auch zum erstenmale, und zwar in französischer Sprache und als Verkündiger des Ruhmes seines Lehrers Haller schriftstellerisch hervor. Das Journal helvetique von 1752 enthielt eine französische lettre über Haller, welche zugleich auch das letzte blieb, was Zimmermann in dieser Sprache (seiner eigentlichen Muttersprache, denn seine Mutter war eine Französin) geschrieben hat, und welche er drei Jahre später zu einer ausführlichen Schrift, dem „Leben des Herrn

von Haller" (Zürich 1756) erweiterte. Bis auf unsere Tage ist dieses Buch, so wenig es die Zimmermannsche Redseligkeit und Weitschweifigkeit vermeidet, die aufschlußreichste Quelle über das Leben des großen Gelehrten und Dichters geblieben und erst vor wenigen Jahren ist es durch Hirzels bedeutende Arbeit völlig entbehrlich gemacht worden.

Nicht lange lebte Zimmermann, nachdem er im Jahre 1753 die Übersiedlung seines Lehrers von Göttingen nach Bern selber ins Werk gesetzt und sich eine junge Witwe aus Hallers Verwandtschaft zur Frau genommen hatte, in dessen Nähe. Schon im Frühjahr 1754 ging er als Physikus in seine Vaterstadt Brugg. Kleinliche Verhältnisse, in welche sich Zimmermann nicht zu finden wußte, nährten hier seine Hypochondrie und trieben ihn wieder und mehr als jemals mit Freund Stapfer, den er als Diakonus antraf, in die Einsamkeit zurück. Nach und nach fand er in der Schriftstellerei nicht nur ein Heilmittel gegen die Widerwärtigkeiten in seinem Innern, sondern auch ein Rachеschwert gegen seine äußeren Feinde. Er begann in Züricher Zeitschriften Satiren gegen die Kleinstädter zu veröffentlichen und konnte sich nicht enthalten, einem Lehrgedichte in ungereimten Alexandrinern, zu welchem ihm das Erdbeben von Lissabon die Anregung gab, eine beißende Vorrede und satirische Anmerkungen beizufügen. Bodmer und Breitinger, welchen Zimmermann das Manuskript zur Lektüre überschickte, gaben es ohne sein Vorwissen und gegen seinen Willen in den Druck. Zimmermann, der sich selbst im „Leben Hallers" wohl eine Dichterseele, aber kein Dichtertalent zuerkannt hatte, ließ sich durch Bodmers und Breitingers Ermunterung dennoch eine Zeitlang irre führen. Er verbesserte seine erste Dichtung und ließ sie unter dem Titel „Zerstörung von Lissabon, poetisch entworfen von J. G. Zimmermann" (Zürich 1756) noch einmal auflegen; er dichtete Oden und ließ sich Hallers Warnung, man werde dem Arzt den Dichter entgelten lassen, nicht weiter anfechten. Erst Wieland, mit welchem Zimmermann während dessen schweizerischen Aufenthaltes bekannt geworden war und der gleichfalls anfangs Zimmermanns poetische Versuche unterstützte, scheint ihn durch sein offenes Urteil eines besseren belehrt zu haben. Er fand Zimmermanns Oden schwülstig, mit Hyperbeln ausgesteift, auf hochtrabenden Wörtern wie auf ebenso vielen Blasen daherschwimmend, und während Bodmer ihn gar für das Trauerspiel gewinnen wollte, riet Wieland mit richtigem Urteil zur Prosa. In dieser fand und erreichte Zimmermann denn auch, und schon in der nächsten Zeit, seine litterarische Bestimmung. Schon 1756 erschienen in Zürich als Vorläufer des größeren Werkes die „Betrachtungen über die Einsamkeit". Zwei Jahre später trat Zimmermann mit einer größeren Schrift hervor, welche innerhalb weniger Jahrzehnte sechs Auflagen erlebte und „Vom Nationalstolze" (Zürich 1758) handelte. Die Schrift ist durch ein bloßes Ungefähr und ohne weitere Vorarbeit entstanden. Zimmermann hatte eine Vorrede zu einer Sammlung von Lebensbeschreibungen und

Bildnissen berühmter Schweizer schreiben sollen; der Gedanke vom Nationalstolze schien ihm zu diesem Zwecke bequem. Aus den Einleitungen wurde ein Buch und die Vorrede unterblieb. Die Gliederung des Inhaltes ist ganz ähnlich wie bei dem späteren großen Werke über die Einsamkeit. Auch hier finden wir drei einleitende Kapitel (1—3), in welchen der Verfasser zunächst von seinem Thema im allgemeinen (1), dann von dem Stolze einzelner Menschen und Menschenarten im besonderen handelt (2) und endlich wieder auf den Stolz ganzer Nationen zurückkommt (3). Der folgende exegetische Teil (4—17) gliedert sich in 2 Hälften von je sieben Kapiteln: die erste Hälfte (4—10) handelt von dem Nationalstolz, insofern er sich auf eingebildete, die zweite (11—17), insofern er sich auf wahre Vorzüge stützt. Jede der beiden Hälften wird durch ein paralleles Kapitel (10 und 17) über einige Vorteile und Nachteile des Nationalstolzes, insofern er sich auf eingebildete (10) oder wahre (17) Vorzüge bezieht, abgeschlossen. Diese Gliederung bringt es mit sich, daß (wiederum wie in der Schrift über die Einsamkeit) ein polemisch-satirischer Teil vorangeht, in welchem sich Zimmermanns Bitterkeit an gehässigen, mit Beispielen reich illustrierten und mit Anekdoten gewürzten Darstellungen der verschiedenen Arten des Stolzes, des Ahnenstolzes, Religionsstolzes, Freiheitsstolzes, Dummheitsstolzes ꝛc., genug thut. Der Arzt verrät sich auch hier, indem am Schlusse der ersten Abteilung der Einfluß des Klima und der Lebensart auf die verschiedenen Nationaleigentümlichkeiten der Völker untersucht wird. Und endlich gefällt sich der Verfasser auch hier wie in der Schrift über die Einsamkeit mehr im Lobe als im Tadel dieser Nationaleigenschaft und zusehends erhebt sich der Ton im zweiten Teile zu größerem Feuer und Nachdruck.

Ungeachtet dieser strengen Disposition hatte aber Wieland doch nicht unrecht, wenn er Zimmermanns Art zu philosophieren kavalierisch fand und die ganze Abhandlung ein Potpourri nannte, dergleichen man schreiben müsse, wenn man von vielen applaudiert werden wolle. Zimmermann selber wollte das Buch später nur in der Absicht und unter dem Titel eines Narrenbuches gelten lassen: zunächst aber gab er sich die Mühe, es der Vollkommenheit näher zu bringen. Schon die zweite Auflage (1760) war von der ersten sehr unterschieden: nicht bloß in der Sprache, in welcher Zimmermann die Provinzialismen zu vermeiden und (wie Mendelssohn sagt) die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu erraten suchte. Mendelssohn hätte in der ersten Abteilung mehr Zusammenhang anzutreffen gewünscht, damit die häufigen Exempel aus der Geschichte, die darin angeführt würden, ein Ganzes ausmachten und nicht gleichsam von ungefähr untereinander gestellt sein möchten: hier suchte Zimmermann nachzuhelfen, wie er überhaupt durch Hinweglassung alles mehr Schimmernden als Unterrichtenden eine gedrängte Kürze und größere Ordnung zu erreichen strebte. Während der Arbeit an der ersten Auflage hatte sich Zimmermann mit den asiatischen Völkern näher bekannt gemacht und deshalb am Ende des

Werkes Zusätze hinzugefügt: diese Zusätze wurden jetzt am gehörigen Orte eingeschaltet. Was aber das wichtigste ist: der politische Standtpunkt des Verfassers hatte sich inzwischen verändert. Zimmermann hatte für das politische Leben der Zeit vor der französischen Revolution kein unbedeutendes Verständnis: seine Prophezeihung der kommenden Revolution, welche er hier schon als eine Folge der mißverstandenen und verirrten Aufklärung betrachtet, wirkt fast verblüffend. In der ersten Auflage seiner Abhandlung hatte Zimmermann denjenigen Nationalstolz, welcher aus der Regierungsform eines Landes entsteht, bloß freien Staaten zugestanden und die Vorteile der Freiheit, Mittelmäßigkeit und Gleichheit, welche in einer wohl eingerichteten Republik herrschen, und die daraus entspringende Liebe zum Vaterlande als echter Schweizer so feurig und lebhaft geschildert, daß diese Stellen selbst einem Mendelssohn nach allem dem, was die Alten darüber geschrieben hatten, noch lesenswürdig schienen. In der zweiten Auflage will er den Stolz, der sich auf die Regierungsform gründet, nicht mehr bloß ausschließlich den freien Staaten erlauben, sondern durch die glänzende Rolle, welche jetzt der monarchische Staat vor den Augen der Nachwelt spiele, veranlaßt, widmet er jetzt auch dem Stolze, der in den Monarchieen am Platze ist, ein eigenes Hauptstück; und in der Beschreibung des Fürsten, auf welchen seine Nation stolz zu sein Ursache hat, entwirft er ein begeistertes Bild des Philosophen auf dem Throne (Friedrichs II.). Also schon ganz so, wie Zimmermann später in der Schrift über die Einsamkeit gegen den schweizerischen Republikanismus zu der Monarchie im Sinne Friedrichs des Großen steht.

Mit dieser Schrift war Zimmermann einer der ersten, der die Litteratur in das politische Leben hinausführte und sie hier freiere Umschau zu halten anleitete. Mendelssohn begrüßte das Erscheinen des Versuches in der Bibliothek der Wissenschaften mit den Worten: „Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammen kommen, die Genies der verschiedenen Nationen zu beurtheilen und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fodern." Die Alten hätten uns vortreffliche Schriften von dieser Art hinterlassen; die Engländer und Franzosen seien in ihre Fußstapfen getreten. Die Weltweisen der Deutschen dagegen schränkten sich in dem engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publizisten seien weder Philosophen, noch schöne Geister. Nur die Schweizer begannen um diese Zeit, Proben solcher Schriften, wie sie Mendelssohn im Sinne hatte, zu liefern. Vor und gleichzeitig mit Zimmermanns Schrift erschienen Iselins „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes" und „Ueber die Gesetzgebung". Zimmermann seinerseits gab nun wieder das Vorbild für Abbts Schriften „Vom Verdienste" und vom „Tod fürs Vaterland".

Zimmermanns Schrift „Vom Nationalstolze" wurde ins Französische, Englische und Russische übersetzt: einen ähnlichen europäischen Erfolg hatte ein anderes Werk, welches fachwissenschaftliche Gegenstände in populärer Weise zu Erörterung brachte und gleichfalls ins Französische und Italienische übersetzt wurde. Das Buch „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" ist unvollständig (zwei Teile, 1763 und 1764, Zürich) geblieben, weil sich der mit seinen eigenen Arbeiten ewig ebenso wie mit der Welt unzufriedene Verfasser zur Umarbeitung der ersten Teile nicht entschließen konnte. Auch hier liegt ein Kontrast, der Unterschied zwischen wahrer und falscher Erfahrung, dem Ganzen zu Grunde; Wissenschaft und bloßer Empirismus bilden die Gegensätze, welche durch das Ganze hindurch gehen und miteinander versöhnt werden sollen.

In der letzten Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz gehörte Zimmermann bereits zu den litterarischen Größen dieses Landes. In der Schinznacher Gesellschaft, die ihn zu ihren Mitbegründern zählte, nahm er einen der vordersten Plätze ein. Am innigsten begegnete er sich hier mit Geßner und Lavater; besonders sein Verhältnis zu dem letzteren ist von Interesse und mag durch einige Briefstellen illustriert werden, welche Zimmermanns Aufrichtigkeit und Freundesliebe in weit günstigerem Lichte erscheinen lassen als seine Schriften, in denen uns die Grobkörnigkeit weniger am Platze scheint. „Lavater, (schreibt er einmal) wenn Du keinen Pietisten, Asketen und Schwärmern unter die Hände gekommen wärest, so will ich diesen Augenblick sterben, wenn Du nicht für eine der größten Erscheinungen im Reiche der Wahrheitseher wärest erkannt worden, und ich lebe und sterbe auf den Gedanken: Dieses hätte Deiner Seligkeit nicht geschadet" . . . „Ich wiederhole es: Dein getreuer Freund bleibe ich bis in den Tod, aber Deine Fehler sage ich Dir ohne Barmherzigkeit, sobald ich sehe, daß sie Dich von einem Säulenfuße (wo man Dich anbeten würde) hinunterschmeißen in den Dreck" . . . „Wenn Du doch auch nur einmal Deine Wunderbutike zuschlössest! Glaube hierüber, was Du willst, aber um Gotteswillen behalte Deinen Glauben, Deine Theorie und Praxis desselben für Dich und die wenigen Liebhaber. Du magst Wunder glauben, Wunder erzählen und Wunder verfechten, so lange als Du willst; ich glaube an ein einziges Wunder, das Du wirklich gethan hast, dieses Wunder ist Deine Physiognomik." In der That war Zimmermann einer der ersten Ankündiger und Vertreter der Lavaterschen Physiognomik und wurde um ihretwillen mit Lichtenberg in einen Federkrieg verwickelt, dessen Einzelheiten man in Jördens Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten III 348—351 aufgezählt findet.

Im Juli 1768 folgte Zimmermann, der sich schon lange aus seiner Vaterstadt weg sehnte, einem Rufe als königlicher Leibarzt nach Hannover. Ehre, Ruhm und jeden materiellen Gewinn, den er nur wünschen konnte, fand er in dieser neuen Stellung: er war einer der bekanntesten und gesuchtesten Ärzte in ganz Deutschland und besonders von den Großen und Vor-

nehmen gern befragt. Aber das innere Glück blieb dem schwerblütigen Manne auch hier versagt. Sogleich bei seinem Eintritt in Hannover verstimmte ihn eine Reihe kleinerer Unfälle; die Schwerfälligkeit, sich in fremde Zustände zu finden, vermehrte den Verdruß; den Neid seiner Rivalen und Gegner verstand Zimmermann gleichfalls nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, und auch das Heimweh stellte sich nach und nach ein. Die Überanstrengung in seinem Berufe vermochte er um so weniger ohne Mühsal zu ertragen, als ihm ein Bruchleiden, an welchem er seit längerer Zeit litt, möglichste Schonung auferlegte. So kam es, daß Zimmermann, der anfangs nicht ohne die Eitelkeit war, auf Assembleen und in den Häusern der Großen zu glänzen, sich nach und nach immer mehr in die Einsamkeit zurückzog, besonders nachdem der Tod seiner Frau (1770) eines der stärksten Bindeglieder zwischen ihm und der äußeren Welt zerschnitten hatte. Überhandnehmende Leiden zwangen ihn endlich, sich 1771 einer höchst schmerzvollen Operation in Berlin zu unterziehen, wo er mit den dortigen Litteraten (Sulzer, Mendelssohn, Nicolai, Ramler, Karschin u. a.) in Berührung kam und seine erste Unterredung mit Friedrich dem Großen hatte. Seit 1772 besuchte er auch alljährlich das Bad Pyrmont, in welchem er Herder, Boie u. a. begegnete. Auf einer Reise, welche er zum Besuche seiner Freunde 1775 in die Schweiz unternahm, traf Zimmermann in Straßburg mit Goethe zusammen, welchem er die Silhouette der Frau von Stein zeigte und in dessen Vaterhause er auf der Rückreise einige Tage verweilte: auf diese persönliche Begegnungen sind die der Wahrheit nicht ganz entsprechenden Nachrichten gegründet, welche Goethe in Dichtung und Wahrheit von Zimmermann giebt. Auch in Hannover selbst fand Zimmermann ab und zu einen anregenden litterarischen Verkehr: Boie, Leisewitz, auch Hölty, welchen Zimmermann in seiner letzten Krankheit behandelte, lebten längere oder kürzere Zeit in seiner Nähe.

In den siebziger Jahren nimmt denn auch Zimmermanns Schriftstellerei einen neuen Aufschwung. Schon aus der Schweiz hatte er für Nicolais Allgemeine deutsche Bibliothek wiederholt Aufsätze geliefert, welche Aufsehen und Feindschaft erregten und ihren Verfasser jedesmal durch seinen eigenartigen, grobkörnigen Stil verrieten. Jetzt lieferte er in das Deutsche Museum, den Deutschen Merkur, besonders aber in das Hannöversche Magazin massenhaft kleinere Aufsätze und Arbeiten, in welchen er ebenso über die Zustände der großen, wie einstmals über die der kleinen Welt seinem Ärger freien Lauf ließ. Weder seine Fachkollegen, die Ärzte, noch seine litterarischen Gegner, die Kästner, Lichtenberg u. a., ließ er ungeschoren und ein allgemeiner Lärm entstand, so oft das Magazin einen neuen Artikel aus seiner Feder brachte. Er hielt sich dazu berufen, jedem „mit der bekannten altschweizerischen Offenheit ein paar sanfte, gemeinnützige Wahrheiten" anzuhängen. In der Wahl seiner Mittel war er dabei gar nicht wählerisch und die kleinlichsten persönlichen Anzüglichkeiten und Anek-

doten wußte seine kleinstädtische Trätschsucht zu verwerten. Ohne sich um seine immer zunehmenden Feinde und Neider zu kümmern, handelte er so im Hannöverschen Magazin einmal „Ueber das Händeküssen", dann wieder über eine von seinen Kollegen angesagte Epidemie; ein drittes Mal im Deutschen Museum über Selbstbefleckung der Frauen und gleich darauf über die verschiedenen Arten von Pedanten in der Form von satirischen Fragen, welche sogleich auch die Antwort enthalten; über Empfindelei und Gemeinwesen, über Physiognomik, Schrittschuhlaufen und kalte Bäder u. s. w. Sammlungen von einzelnen dieser zerstreuten Aufsätze sind durch Zimmermanns Freunde veranstaltet worden: „J. G. Zimmermanns Versuch in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen, launigten Einfällen und philosophischen Remarquen über allerlei Gegenstände. Zweite, mit einem Fragment und dem Sendschreiben des Herrn Hofrath Kästners von dem Verfasser vermehrte Auflage" (Göttingen 1779) und: „Zerstreute Blätter vermischten Inhaltes von dem verstorbenen Hofrath und Leibarzt, Ritter von Zimmermann in Hannover; herausgegeben von einem Freunde dieses Mannes" (1799). Auch das Fragment „Von der Einsamkeit", der zweite Vorläufer seines großen Werkes, ist zuerst in einzelnen Aufsätzen im Hannöverschen Magazin erschienen.

Die Entstehungsgeschichte seines Buches „Ueber die Einsamkeit" erzählt Zimmermann selbst in dem achten Kapitel desselben. Durch frühen Hang an die Einsamkeit gewöhnt, war schon in Brugg der erste Keim des späteren großen Werkes entstanden. In einem schönen Sommermonat, in seinem väterlichen Hause auf einer Dachstube, wo er nichts sah und nichts hörte, als ein paar verirrte Vögelein, während seine Familie für eine ziemlich lange Zeit verreist war und ihm nun jeder in die Ohren schrie: er müsse nicht immer allein im Hause sitzen, denn er sei ja da allein, er müsse an allen Lustbarkeiten seiner Mitbürger teilnehmen, schrieb er ein kleines Buch von 110 Oktavseiten: „Betrachtungen über die Einsamkeit von Dr Johann Georg Zimmermann, Stadtphysikus in Brugg" (Zürich 1756), in welchem er mit schwacher jugendlicher Feder den vernünftigen Genuß der eilenden Zeit, den nützlichsten Gebrauch der wichtigsten Wissenschaften empfahl und in welchem er seine süßesten Empfindungen für Religion und Tugend ergoß. Diesen ersten Entwurf seiner Gedanken betrachtete Zimmermann keineswegs als eine abgeschlossene Arbeit, sondern er suchte ihn langsam und allmählich zu vertiefen. Er gewöhnte sich seit 1757 über die Einsamkeit philosophisch nachzudenken; er untersuchte auch die Nachteile der Einsamkeit, um seinem Hange gemäß die Seele noch mehr zu ihrem Lobe ergießen zu können. Er begann, um die Schattenseiten der Einsamkeit prüfen zu können, das Studium der Kirchengeschichte, er las die Kirchenväter und die Lebensgeschichten der Heiligen. Aber schon in der Schweiz waren diese Studien durch zunehmende Berufsgeschäfte unterbrochen worden und auch in Hannover, wo er mitten in der größten Geselligkeit ein einsames Leben führte, konnte er erst 1772

zur vorläufigen Aufzeichnung seiner Gedanken gelangen, als er sich in einer Nervenkrankheit von einer solchen Beschäftigung Erleichterung versprach. Aus den in der Schweiz aufgezeichneten Anmerkungen stellte er das Fragment zusammen, welches zuerst im Hannöverschen Magazin, dann im Einzeldruck unter dem Titel erschien: „Johann Georg Zimmermann, königl. Großbritannischer Leibmedikus in Hannover, von der Einsamkeit" (Leipzig 1773). Hier befand sich Zimmermann bereits auf dem Wege zu seinem letzten Werke über dasselbe Thema: er erging sich nicht mehr allein in jugendlichem Enthusiasmus, er suchte seine Auslassungen auf Beobachtung, Geschichte und Thatsachen zu gründen; er griff hier schon die falschen Vertreter der Einsamkeit, die Mystiker, Mönche und Anachoreten schonungslos an. Diese fanden dagegen in Jakob Hermann Obereit, Chirurgus zu Lindau am Bodensee, neuerdings als Wiederentdecker der Nibelungen zu übertriebenen Ehren gekommen, einen possierlichen, kaum ernst zu nehmenden Vertreter. Dieser schickte eine ausführliche, von den derbsten Grobheiten strotzende Widerlegung direkt an den Verfasser des Fragmentes von der Einsamkeit, mit der unverschämten Forderung, ihm für dieselbe einen Verleger zu schaffen. Zimmermann schwieg zunächst; aber Obereits unaufhörliches Drängen trieb ihn endlich, die Schrift seines Gegners samt dem sie begleitenden Schmähbrief unter verändertem Titel und von einer höflichen Vorrede begleitet in den Druck zu geben („Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen den Herrn Leibarzt Zimmermann, von Jakob Hermann Obereit, Doktor der Philosophie am Bodensee", Frankfurt a. M. 1775). Als Zimmermann sich gegen Obereits Vorwürfe weder vor Obereit noch vor dem Publikum verantwortete, sondern hartnäckig schwieg, ließ Obereit durch den Konrektor Kleuker in Osnabrück, der das Manuskript überarbeitete und auch Titel, Vorrede und Anmerkungen hinzufügte, sechs Jahre später (März 1781) zu Leipzig eine zweite Schrift gegen Zimmermann in den Druck geben: „Die Einsamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philanthropen." Während sich nun Zimmermann, dessen Geduld zu Ende war, zur Abwehr rüstete und von seiner Freundin, der Regierungsrätin von Döring, aufgemuntert noch in demselben Monate März an die Abfassung eines dritten Buches über die Einsamkeit ging, geschah das Unerhörte, daß er mit seinem Gegner in persönliche Berührung kam. Dieser Obereit war ein wunderlicher Geselle, dem ehemaligen Kraftapostel Kaufmann in seinem Leben und in seinen Sonderbarkeiten von manchen Seiten ähnlich. Er zog wie dieser in ganz Deutschland umher, wollte die Leute Gold machen lehren und war als lustiger Kauz, der zu manchem Spaß Gelegenheit und Anregung gab, allenthalben beliebt. Nachdem er lange in der Lausitz sein Wesen getrieben, verwandelte er in Sachsen seine schweizerische Derbheit in die landesübliche Urbanität*); er eignete sich feinere Manieren an und

*) Über seinen späteren Aufenthalt in Meiningen vgl. Bechstein, Mitteilungen S. 236 ff.

erschien nun selbst an den Höfen, wo er Arzneien, um alte Weiber wieder jung zu machen, verkaufte; später wagte er sich sogar nach Weimar, wo Wieland nach gewohnter Art sein Protektor war. Im August 1782, während Zimmermann eben recht in der Arbeit war, traf der Weltüberwinder Obereit mit seinem Gegner zufälliger Weise an einem dritten Orte zusammen. Und man gefiel sich, Dank der Bonhommie Obereits, gegenseitig; man schüttelte sich die Hände und Obereit war während seines Hannöverschen Aufenthaltes wiederholt der Gast Zimmermanns, der ihn freilich mit seiner Gastfreundschaft nur zum besten hielt. Bei dieser sonderbaren Begegnung der beiden feindlichen Männer will uns fast der Weltüberwinder Obereit, der sich so harmlos gab als er im Grunde auch war, besser gefallen denn der kluge und listige Zimmermann: welcher, nachdem er mit seinem Gaste gegessen und getrunken hatte, sich den folgenden Tag an seiner Polemik gegen ihn gütlich that und sich die Hypochondrie von der Seele, die Kränklichkeit aus dem Leibe schrieb; ja, welcher die Aufrichtigkeit und Ahnungslosigkeit seines Gastes mißbrauchend nicht nur die ganze Biographie desselben — angeblich weil sie ihn mit mehr Billigkeit und von manchen guten und ehrwürdigen Seiten zeige, in Wahrheit aber um ihn der Lächerlichkeit und Nichtigkeit Preis zu geben — in sein Werk einflocht, sondern auch alle seine Begegnungen mit demselben nicht zum Nutzen seines Tischgenossen wiedererzählte. Über alle diese Bedenken glaubte sich Zimmermann hinweggesetzt und seiner Ehrlichkeit genug gethan zu haben, indem er nach längerem Zaudern Obereit ankündigte, daß er ein Buch gegen ihn unter der Feder habe. Zwei Jahre später erschien denn auch dieses weitläufige Werk: „Ueber die Einsamkeit von Johann Georg Zimmermann, königl. Großbritannischen Hofrath und Leibarzt in Hannover" (4 Teile; Leipzig 1784 und 1785). Diesem folgte Obereits satirische, aber (wie es heißt) ziemlich witzlose Entgegnung auf dem Fuße, mit der Widmung an dieselbe Regierungsrätin von Döring, welche hinter dem Titel des Zimmermannschen Buches stand und ihre Teilnahme beiden, in ihren Grundsätzen so verschiedenen, Männern zu bewahren verstanden hatte („Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des Königl. Großbritannischen Herrn Hofr. und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drei Aufwartungen von dem Verfasser der Einsamkeit der Weltüberwinder J. H. Obereit, der Philosophie Doctor"; Leipzig 1785).

Dieses große Werk Zimmermanns über die Einsamkeit erscheint äußerlich wohlgegliedert in zwölf Kapitel. Den Plan des Ganzen entwickelt das erste Kapitel. „In diesem unruhvollen Leben", so beginnt der Verfasser, „unter dem Zwange der Geschäfte und Pflichten, in Fesseln der Welt und am Abend meiner Tage, möchte ich noch Schatten verschwundener Freude hervorrufen; ach, nur Schatten aus jenen Tagen meiner Jugend, in denen Einsamkeit meine einzige Freude war; in denen ich keine angenehmere Ausflucht kannte, als in Klöster und Zellen, in unbewanderte

Gebirge, hohe schauervolle Wälder und zerstörte Schlösser alter Grafen und Ritter, und kein lebhafteres Vergnügen als den Umgang mit den Todten. Über eine wichtige Angelegenheit des Menschen möchte ich nachdenken: über der Einsamkeit Schaden und Trost; über ihren in allen Zeiten und unter den berühmtesten Völkern gekannten, aber vielleicht nie genug geprüften Werth; über ihren allmächtigen Trost, wenn dich Kummer austrocknet, Krankheit entnervt, des Tages Last und Bürde zerdrückt; auch über ihren Trost in Leiden, die das Herz nicht erträgt.“ Durch eine Untersuchung dessen, was die Einsamkeit wirkt, was sie gegen sich hat und wozu sie gut ist, will der Verfasser einen Beitrag zu einer praktischen Untersuchung über die menschliche Glückseligkeit überhaupt liefern; und folgerichtig erweitert sich der Gedanke seines Werkes unter der Hand zu einer allgemeinen Lebensphilosophie, zu einer allgemeinen Diätetik der Seele, in welcher die Einsamkeit das alleinige Heilmittel bildet. Aber nicht ein bloßes Eremitenleben wird unter der Einsamkeit verstanden, sondern das Wort auch im allgemeinsten Sinne genommen: auch mitten unter Menschen, auch dort, wo man nicht allein ist, kann man einsam sein. Es soll auch keine klösterliche Abgeschlossenheit als Ideal empfohlen und nichts dagegen eingewendet werden, daß man zwischendurch freundlich und gesellig mit den Menschen lebe: in der richtigen Verbindung von Selbstgenuß und Weltgenuß, welche freilich beide weit genug auseinander stehen, liegt nach Zimmermann die Aufgabe des Menschen.

Dieser letzte Gedanke bestimmt den Inhalt der beiden folgenden Kapitel: es wird im zweiten der Trieb zur Geselligkeit, im dritten der Trieb zur Einsamkeit in seinen Gründen und Wirkungen untersucht. Hier freilich verrät sich die Person des Verfassers und die Partei, welche er selbst ergriffen hat: denn als Hauptgrund des Triebes zur Geselligkeit wird mit besonderem Nachdruck die Langeweile und der Ekel an sich selbst geltend gemacht, während umgekehrt der Trieb zur Einsamkeit nicht durchaus, aber vorwiegend auf löbliche Beweggründe zurückgeführt wird. Bedürfnis nach Ruhe und Unabhängigkeit; nach Umgang mit den besten Köpfen aller Zeiten und Völker; nach ungestörter Thätigkeit, nach religiöser Vertiefung führen ebenso wie Hypochondrie, Widerwillen gegen die Meinungen der Menschen, Schwärmerei, Mode und Heuchelei in die Einsamkeit. Mit reichlichen Beispielen aus der Geschichte und dem Leben wird jeder dieser Fälle illustriert; ein Meisterstück, welches den ärztlichen Beobachter und den Kranken in einer Person verrät, ist das Bild, welches Zimmermann von der Hypochondrie und allen ihren Symptomen entwirft.

Schon in dem dritten Kapitel, dort wo die unlöblichen Beweggründe des Triebes zur Einsamkeit besprochen werden, läßt es Zimmermann an erbitterten Ausfällen gegen die „Weltüberwinder“, die Mönche und Anachoreten, und ihren Verteidiger Obereit nicht fehlen. Dieselben beherrschen den Inhalt des vierten Abschnittes, in welchem der Mediziner den Trieb zur Einsamkeit, besonders im Morgenlande, auf körperliche Ursachen, be-

sonders auf die den Geist zur Schwärmerei und Mystik entzündende Sonnenhitze zurückführen will und deshalb einen historischen Rückblick über die Einsamen seit den Zeiten des Judentums, in den ersten Zeiten der christlichen Kirche und überhaupt in den Morgenländern anstellt. Hier gestaltet sich Zimmermanns Buch zu einer Parteischrift der Aufklärung gegen Mönchstum und Mystik. In dem denkbar injuriösesten und herabwürdigendsten Tone fällt er gegen die ersten christlichen Einsiedler, die Mystiker und Wunderthäter, diese „christlichen Hallunken" aus. Der Spott, daß er sich durch Bekämpfung derer, welche die Leute durch Teufelsaustreibung heilen, nur ärztliche Konkurrenten habe vom Leibe schaffen wollen, lag nahe genug. Mit der geschichtlichen Wahrheit geht Zimmermann gleichfalls schweizerisch derb um und gefällt sich darin, die dunklen Schatten noch schwärzer nachzumalen. Als Gewährsmänner aus der neueren Zeit fungieren durchaus Göttingische Gelehrte, in geschichtlichen Dingen besonders Hißmann und Spittler, in philosophischen Meiners und Feder. Aber auch die Berufung auf die Helden der Aufklärung und der rationalistischen Theologie, auf die Nicolai, Garve, Zollikofer, Spalding u. a. fehlt nicht. Der gesunde Menschenverstand wird als Gradmesser an die heiligen Einsiedler und Mönche gelegt. Der heilige Antonius ist bei seinen Visionen nicht recht im Kopfe; der heilige Pachomius dagegen, der gar nicht überspannte Heilige, ist ein Weiser in einer Welt voll Thoren. Auch bei den Indiern findet Zimmermann die „erhabenste von allen Windbeuteleien", die Mystik, wieder.

Die drei folgenden Kapitel, welche die Nachteile der Einsamkeit behandeln, setzen die Polemik mit denselben Waffen fort. Das fünfte erörtert die Nachteile der Einsamkeit zuerst im allgemeinen: ziemlich unglücklich wird hier die Genieperiode als Beispiel für die hochtrabende Selbstzufriedenheit der cynischen Einsamen hereingezogen, passender dagegen auf die Nachteile hingewiesen, welche die Einsamkeit für Gelehrte und Professoren habe. Im sechsten und siebenten dagegen werden die Nachteile, welche die Einsamkeit auf Einbildungskraft (6) und auf die Leidenschaften (7) hat, nur darum im besonderen entwickelt, um zur Lösung der Frage etwas beizutragen, ob man in Klöstern und Einsiedeleien mehr Gott oder dem Teufel diene, an den Urquell der Weisheit gelange oder nur in mystische Luft. Schwärmerei erscheint hier als die am weitesten herrschende Krankheit unseres Zeitalters, gegen welche erst Kaiser Josef II. einen rühmenswerten Widerstand entfalte. Dem religiösen Schwärmer stellt Zimmermann in dem echten Maurer den wahren Enthusiasten entgegen. Gegen Alchymie und Theurgie, den Gespensterglauben und Jakob Böhmeschen Unsinn, der jetzt Hof- und Weltleute und Menschen ohne Zahl umneble, eifert er nicht bloß mit rühmenswerter Kraft und Entschiedenheit; er schlägt wohl auch mit wahrer Berserkerwut nach allen Richtungen aus, wo sich ein Gegner versteckt haben könnte: „Also gehören mit dem Glauben der Schwärmer auch ihre Werke zum allgemeinen Begriffe

der Schwärmerei. Also nicht nur des unregsamsten Mystikers, des staunenden Fakirs, des feurigsten Liebhabers innigste Verbindung mit dem höchsten und einzigen Gegenstande seiner Liebe, sondern auch die protestantische Association in London. Also nicht nur die Einbildungen aller einsiedlerischen Grillenfänger in den Wüsten Ägyptens, sondern alle Thaten der Mönche. Also nicht nur der ewige Schnickschnack unserer Damen an allen Wundern und Schustereien, sondern die täglichen Fortschritte der neuplatonisch-deutschen Philosophie, Theurgie und Kabbalistik, auf der Nachbarschaft unserer Universitäten und vor dem Barte unserer Philosophen. Also jede theologische, moralische, politische, beutelschneiderische und Volksvernunft erwürgende Schwärmerei." Und so wird im sechsten Kapitel durch einen Blick ins Große und Weite aus Beispielen der Einsamen in allen Religionen nachgewiesen, wie Einsamkeit die Schwärmerei durch die Imagination befördere. Hier fällt selbst gegen Lavater (der sonst nur mit Verehrung genannt wird) und seine neuerliche Lehre, daß jeder Christ noch jetzt unter gewissen Bedingungen Wunder thun könne, eine abweisende Bemerkung. In Jakob Böhms Schriften dagegen vermißt Zimmermann selbst bei dem Schlichten und Wahren, das sich zuweilen finde, die Spuren von Göttlichkeit. Die interessanteste Partie dieses Kapitels ist wiederum von dem Arzte dittiert, welcher an geschichtlichen Beispielen und im Anschlusse an eine Bemerkung Hemsterhuys' nachweist, wie die körperlichen Organe bei den mystischen Empfindungen der Frauen in Mitleidenschaft gezogen werden. Ausgezeichnet und wiederum die freie Beobachtung des Arztes mit der selbstquälerischen Beobachtung des Kranken verbindend ist ferner am Schlusse des Kapitels die Schilderung der Melancholie, welche den Trieb zur Einsamkeit erregt und umgekehrt durch die Einsamkeit befördert wird. Hier fallen empfindungsvolle, mitfühlende Worte über verwandte Geister und befreundete Melancholiker: über Rousseau und über Haller, dessen religiöse Melancholie freilich etwas grell ausgemalt wird. Wie sich Zimmermann in diesem Kapitel wiederholt auf Fälle aus seiner eigenen ärztlichen Praxis beruft, so zieht er dieselben auch in dem siebenten wiederholt zu Rate, welches den Nachteil der Einsamkeit für die Leidenschaften entwickelt und seine Spitze gleichfalls gegen die unter den Mönchen herrschende Unsittlichkeit, Misanthropie und Grausamkeit richtet.

Und hier nun, gerade im Mittelpunkt seines Werkes, im achten Kapitel bringt Zimmermann seine „Apologie gegen einen falschen Apostel der Einsamkeit", d. i. gegen Obereit vor. Hier werden diesem zum Hohne und Schaden die ganze Geschichte des Zimmermannschen Buches, die Angriffe seines Gegners, aber auch das ganze Leben „Sanct Obereits" und Zimmermanns freundschaftlicher Verkehr mit ihm erzählt. Hiermit wollte Zimmermann gewissermaßen das Siegel auf diesen ersten, hauptsächlich polemischen Teil seines Werkes gedruckt haben. Er glaubte in vollem Rechte zu handeln, wenn er seinen Gegner bloß als Vertreter eines feindlichen Prinzipes betrachtete, im übrigen aber freundschaftlich in sein Haus

aufnahm. Er hätte dann aber auch die Pflicht gehabt, die Person seines Gegners aus dem Spiele zu lassen und ihn nicht als Hanswurst nach einer Reihe von Hallunken vorzuführen. Das war kein ehrliches Beginnen, auch wenn Obereit sich in in dieser Rolle gefiel und weiter daran keinen Anstoß nahm.

Der zweite Teil des Werkes entwickelt die Vorteile der Einsamkeit. Die Disposition korrespondiert mit der des ersten Teiles: es werden zunächst in dem neunten Kapitel die allgemeinen Vorteile entwickelt, worauf das zehnte die besonderen Vorteile für den Geist und das elfte die besonderen Vorteile für das Herz entwickelt. Die Vorteile für den Geist faßt Zimmermann in dem schon von andern ausgesprochenen Satz zusammen: Einsamkeit ist unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit und Stärke zu geben, so wie hingegen auch das gesellige Leben unentbehrlich ist zu ihrem Reichtum, zu ihrer Deutlichkeit und ihrer nützlichen und glücklichen Anwendung. Hier kommen auch, aber sehr allgemein, Zimmermanns Gedanken über Schriftstellerei zum Ausdrucke und sehr schätzenswerte Äußerungen über den individuellen Stil. Auch sein politisches Glaubensbekenntnis, welches sich von den Republiken seines Vaterlandes durchaus abkehrte und den deutschen Monarchieen zuwandte, sein Haß gegen die Kleinstädterei, gegen den Adelsstolz und gegen die Adelssucht, seine Zuneigung zu den Vornehmen spricht sich hier deutlich oder verstohlen aus; die Empfindung persönlicher Gereiztheit, kleinlichen Ärgers und hypochondrischer Verstimmtheit kann man bei der Lektüre der Ausfälle gegen sein Vaterland nicht immer überwinden. Gelegentlich der Vorteile, welche die Einsamkeit dem Herzen gewährt, bricht die Rinde von seinem durch Mißmut verhärteten Herzen: für das Glück der Natureinsamkeit und der Einsamkeit der Liebe stehen ihm Worte voll tiefer Empfindung zu Gebote. Was diesem Teile an konkretem Gehalt durch den mangelnden historischen Bestandteil entgeht, wird durch reichliche Exemplifikation aus der Litteratur und dem Leben ersetzt. Petrark und Rousseau, die beiden großen Apostel der Einsamkeit, werden unaufhörlich zitiert, der erstere fast noch häufiger als der letztere und nicht seiner Schrift über die Einsamkeit, sondern seines Beispiels wegen. Von theoretischen Schriftstellern und Schriften über dasselbe Thema wird auch Pope genannt, am meisten aber eine Predigt Spaldings angeführt. Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen und Josephs II. und aus dem Kreise seiner litterarischen Bekanntschaft dienen am häufigsten zur Exemplifikation.

Hervorragendes Interesse darf noch das letzte Kapitel beanspruchen, welches eine Übersicht des Ganzen, neuerliche Reflexionen über Mystik und Mönchere und den Beschluß enthält. Hier zwingt er sich, wohl in dem Bewußtsein, daß ihn sein schwarzgalliges Naturell zu weit geführt habe, eine förmliche Apologie der Mystik ab. Hatte er früher nur ganz gelegentlich eine Äußerung gethan, welche zeigen sollte, daß er das Erhabene in

der Mystik nicht ganz verkenne, so preist er jetzt nicht nur Fenelon, Muralt und seinen eigenen Vater wegen der ihnen zuteil gewordenen mystischen Gesinnung, sondern er stellt überhaupt die erhabene Seite der Mystik in den Vordergrund, welche in einer Zeit, wo Religion und Theologie von orthodoxen Schulfuchsereien und scholastischen Spitzfindigkeiten beherrscht waren, allein die Religion des Herzens und Theologie des Friedens gewesen sei. Mystik (so heißt es jetzt) war besser als jene steife Pedantentheologie, die dem Herzen nichts sagt und durch ihr Schulgeschwätz weder erleuchtet noch bessert. Aber freilich: unendlich vernünftiger, tröstender, lehrreicher und klarer als alle Mystik ist die Religion, wie sie in unsern Zeiten vorgetragen wird — das heißt also: der rationalistische Protestantismus der Aufklärungsperiode. Verwerflich ist die Mystik nur, insofern sie in Dampf und Nebel, d. h. in unverständliches Geschwätz und kanderwelschen Stil gehüllt ist und die Vernunft zu allen geistlichen Empfindungen und Erfahrungen für ungeschickt erklärt. Ja, Zimmermann will nun selbst eingestehen, daß auch in dem Enthusiasmus und in der Überspannung der menschlichen Kräfte, welche uns die Mönche und Anachoreten aufzeigen, doch etwas Großes sei. Er will zugeben, daß durch Klöster viel Gutes geschehe und geschehen könne. Aber von seinem Standpunkt weicht er darum doch um kein Haar breit. Sein ganzer Ingrimm erwacht, wenn er in Bayern den Mönchen die Jugenderziehung neuerdings anvertraut sehen muß; er plaidiert für die Abschaffung der Bettelmönche in den katholischen Ländern. Er hält sich mit allen seinen Hoffnungen an Kaiser Joseph, der in wenigen Monaten in seinen Staaten mehr Licht verbreitet habe, als alle Schulen der Philosophen Deutschlands seit Kaiser Leopold, unter dessen Führung Wien alle deutschen Städte an Aufklärung bereits übertroffen habe. „Kaiser Joseph sprach, es werde Licht und das Licht wird kommen mit der Zeit.“

Das ist der Inhalt des Buches „Über die Einsamkeit“. Kein Zweifel, daß derselbe tief aus dem Innern des grillenfängerischen und hypochondrischen Sonderlings Zimmermann hervorgegangen ist: wir dürfen nur daneben auch den Einfluß nicht vergessen, den der Verfasser von seiner Zeit erfuhr. Wie sich Cronegk in Nachahmung Youngs aus der Welt in die Einsamkeit flüchtete, in welcher ihm alles Glück und Tugend schien, was in der äußeren Welt Schein und Nichtigkeit ist, haben wir an einer andern Stelle gesehen: einige Jahre nach Cronegks Lehrgedicht „Die Einsamkeiten“ ist ja auch Zimmermanns erster Entwurf entstanden, welcher gleichfalls in süßlicher Religions- und Tugendschwärmerei seinen Hauptinhalt fand. Später lehrte Rousseau die Einsamkeit aus Bedürfnis nach Ruhe und Unabhängigkeit suchen und wir wissen, wie oft sich Zimmermann auf Jean Jacques als seinen Gewährsmann beruft. Den polemischen Gehalt gegen Mönchtum und Aberglauben brachte dem Verfasser die Aufklärung entgegen und es begreift sich wohl, wie in einem Manne, der mit seiner ganzen Seele an der Einsamkeit hing und doch durch seinen

Beruf immer wieder ins Leben gezogen wurde, alle diese Anregungen zu einem, im Vergleiche mit dem beschränkten Thema fast ungeheuren Werke zusammenfließen konnten.

Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit“ gehört seinem Inhalte und seiner Form nach unter die bedeutendsten prosaischen Leistungen des vorigen Jahrhunderts. Ein eigentümlicher, urteilsfähiger Kopf, ein recht- und wahrheitliebender Charakter macht sich allenthalben geltend. Die Vorzüge und Fehler seiner Person sind auch die seines Stiles: das ist unter allen Umständen ein Lob, welches wenigen Prosaisten zuerkannt werden darf. Schon im vorigen Jahrhundert hat man die schweizerische Derbheit seines etwas zu vollblütigen Stiles erkannt. Wieland warf ihm vor, daß er die Farben zu dick auftrage; daß er gegen seine Landsleute und Zeitgenossen (er dachte wohl besonders an Obereit) seinen Pinsel in Galle tauche; daß er vollends deutsch herausjage, was eine Dame in einem Buche so wenig als im Umgange gern vor ihr Anschauen bringen läßt (Hure und Hintern sind Ausdrücke, welche zu vermeiden Zimmermann nicht den geringsten Umweg macht). Aber es verlohnt sich wohl anzuhören, was er selber gegen einen Ankläger der neudeutschen Manier im Stile einzuwenden hat. Dieser hatte eine allgemein geltende Regel des Stils verlangt; Zimmermann wünscht Freiheit des Stils in Büchern für Menschen von allerlei Laune. „Er will, daß man nach einem fremden Stil strebe; ich möchte, daß man nicht nur etwa seinen Stil, sondern sein ganzes Buch sich selbst so ähnlich mache als möglich. Er will, daß der Schriftsteller sich in seinem Werke nicht selbst zeige; und mir scheint es eben so erlaubt, den Zustand seiner Seele öffentlich zu zergliedern und Beobachtungen über sich selbst andern zum Besten anzustellen, als es erlaubt ist, andern zum Besten seinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Anatomie zu vermachen. Er will keinen Schritt außer dem gewöhnlichen Leisten; und ich sage: so hole der Teufel das ganze Handwerk! Er will einen gewissen ehrbaren, festen, deutschen Tritt; und ich höre nicht gern von einem andern, wie ich treten oder nicht treten soll. Er will also immer fremden Gang und ich immer, so viel möglich, eignen Gang. Er sagt, wenn jeder seinen eignen Gang hat, so ist kein allgemeiner Gang mehr; und ich sage, ein allgemeiner Gang ist ein Schafsgang. Er sagt, einige deutsche Männer von großer Kraft haben bestimmte Sprache, Tritt und Schritt gehabt, und es sei nicht gegen den Wohlstand gewesen, daß sie sich fasernackt zeigten; ich habe allen gebührenden Respekt für jene nackten Männer, aber ich glaube doch, man komme mit Kleidern eben so weit.“ . . . „Wenn unsere deutschen Schriftsteller sich in der Einsamkeit gewöhnen, statt vor ihrem Publikum zu erscheinen, wenn sie Leben und Sitten und Denkart aller Stände aus Anschauen und Erfahrung kennen, wenn sie nur einmal mutig und dreist alles bei seinem rechten Namen nennen, wenn sie in ihren Schriften von allem sprechen, worüber ein vernünftiger Mann sprechen darf, dann kommt allmählich Kultur unter

das Volk, dann verbreitet sich Philosophie des Lebens und dann endlich wirft jeder zum Modell seiner Denkart den Leisten der allgemeinen Denkart weg." . . „Aus unserer Konversationssprache ist jeder starke Gedanke verbannt und nichts ist in guter Gesellschaft Sitte, als Worte, die Ideen erdrosseln, und Gesinnungen, die eben so erschlaffend sind wie Thee. Aber biedre Schriftstellersprache im Umgange wäre eine Kannibalensprache und die schmeichelhafte Sprache des Umgangs wäre in Büchern Fopperei. Wahrheit muß gesagt werden. Nur gewöhne man sich, im Umgange sie immer zu fühlen und so oft als es nötig ist, zu verschweigen. Man bilde seine Manieren in der Welt und seinen Charakter in der Einsamkeit; und so zeigt sich's bald, wo man Geschmeidigkeit erwirbt und wo Freiheit, Festigkeit, Ausdruck, Selbständigkeit, Würde, Adel und durch dieses alles Nerv zu allem." Nach diesen Grundsätzen ist auch Zimmermanns Stil beschaffen, so wenig er mit demselben auch selbst zufrieden war. Er sagt uns in der Vorrede, daß er schon des Stils wegen Lust gehabt habe alles zu verbrennen. „In diesem und allen folgenden Bänden reicht nur überaus weniges an diejenigen Schriftsteller, von denen ich glaube, sie können schreiben. Bei jedem Blicke sehe ich immer wieder etwas, das besser könnte gesagt sein als ich es sage. Und dann, wie manches Bild ist in diesem Buche, das ich im Umgange ganz unfähig wäre vor das Anschauen irgend einer Dame zu bringen. Alle diese Bilder hätte ich vernichtet, wenn trockenes Raisonnement von eben so vieler Wirkung wäre, als Thatsachen, Beobachtung und Geschichte." Manches (meint er) müsse man dem Arzte verzeihen, der auch bei manchem Worte, das kein anderer Mensch in guter Gesellschaft ausspricht, nichts Arges denke. Er hätte seine Motive entweder gar nicht abhandeln müssen, oder doch sehr oft Dinge sagen, die man unter weiblichen Augen nur lateinisch denke. Man werde ihm auch vorwerfen, daß der Schriftsteller zu oft im Werke erscheine; daß er ohne Ziererei und Lüge alles sage, male, offenbare, was er an Dingen, die sich sagen lassen, etwa selbst gesehen und erfahren habe, in der Welt und bei den Menschen. „Es ist meine Manier in jeder Absicht frei zu schreiben. Ich habe auch deswegen gegen alle Regeln der Schriftstellerei gesündigt, wenn ich glaubte, meine Worte werden wirken. Weit weg habe ich sogar die Regeln unserer deutschen Grammatiker geworfen, wenn ich sah, daß unter denselben der Stil hinkt und ermattet. So oft es mein Periodenbau erfoderte, habe ich Wortstellungen gewagt, die gegen alle Regeln sind, die aber doch jedermann versteht, nicht weil ich die Regeln nicht wüßte oder sie nicht sehr leicht hätte befolgen können, sondern weil ich nicht gern meine Perioden mit schaalen Wörtern schließe." Mit Berufung auf einen Satz von d'Allembert, daß oft eine Silbe mehr oder weniger am Schlusse einer Phrase einen Unterschied des Tonfalls mit sich bringe, hält er sich berechtigt, die bei orthodoxen Grammatikern so sehr beliebten Wortbeugungen und Dehnungsbuchstaben, wo es nötig ist, zu verwerfen.

Schwere Schicksalsschläge hatten Zimmermann getroffen, als er an

die Abfassung des eben besprochenen Werkes ging. Seinen Sohn mußte er 1777 in Wahnsinn verfallen sehen; seine Tochter raffte 1781 der Tod hinweg; von seiner Freundin wurde er in demselben Jahre durch ihre Abreise getrennt. Seine Freunde beredeten ihn zu einer neuen Heirat mit einer um die Hälfte der Jahre jüngeren Frau, welche ihm auch Trost und Lust zu neuer Thätigkeit gegeben zu haben scheint. Aber kaum war sein großes Lebenswerk zum Abschlusse gebracht, als Zimmermann mit neuer Heftigkeit dem finstern Dämon der Hypochondrie verfiel, als dessen Opfer er bereits in seinen letzten Schriften über Friedrich den Großen erscheint.

Auf seine Beziehungen zu den Großen der Erde hielt Zimmermann, so sehr er den gewöhnlichen Adel verachtete, seit jeher große Stücke. Der besondere Anteil, den Katharina II. von Rußland an dem Verfasser der „Rezepte" über die Einsamkeit nahm und welcher sich bald in einem vertraulichen Briefwechsel mit ihrem Verfasser dokumentierte, trug nicht wenig zur Erwärmung und Erleuchtung seines Lebensabends bei. So hatte Zimmermann seinerzeit auch seine Unterredung mit Friedrich dem Großen mit jedem zugehörigen Detail und mit selbstzufriedener Eitelkeit in einem Briefe an einen schweizer Freund geschildert. Dieser Brief wurde mit einigen Entstellungen und Verfälschungen von unbekannter Hand in den Druck gegeben und erlebte in kurzer Zeit nicht nur in Deutschland sechs Auflagen, sondern sogar eine Übersetzung ins Schwedische. Im Jahre 1786 rief Friedrich der Große den Hannöverschen Leibarzt an sein Krankenbett, ohne daß dieser — sei es aus allzu großer Gefügigkeit, sei es, weil Hilfe hier überhaupt zu spät war — den tödlichen Verlauf dieser letzten Krankheit des großen Königs hätte hemmen oder hindern können. Zwei Jahre später aber hielt es Zimmermann für passend, seine Unterredungen mit dem kranken Fürsten vollinhaltlich und mit Beibehaltung jedes Details dem Publikum vorzulegen: „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode." (Frankfurt und Leipzig 1788). Es ist bekannt, daß die freien Schweizer in fremden Diensten sehr abhängig zu sein verstehen: mit großer Servilität fängt auch Zimmermann in diesem Buche jedes Wort und jeden Blick des großen Monarchen auf und verzeichnet mit wenig beneidenswerter Genauigkeit jeden schmeichelhaften Gruß und jede Grobheit, die ihm von Serenissimus zuteil geworden war. Daneben aber giebt er sich vor dem Publikum natürlich den Anstrich, als ob er seinem Patienten Person zu Person gegenübergestanden wäre und eine männlich entschiedene Rolle gespielt habe. Zimmermanns lächerliche Eitelkeit forderte die Parodie geradezu heraus und Hippel war sogleich bei der Hand, Zimmermann I. gegenüber Friedrich II. lächerlich zu machen. Aber auch die wahren Verehrer Friedrichs des Großen, wie Gleim, wollten fast die Absicht erkennen, den hohen Einzigen geflissentlich von seiner Höhe herabzuziehen. Denn Zimmermann, der seinem Enthusiasmus für Friedrich allenthalben so große Worte lieh, war dennoch

nicht angestanden, ihm alle die üblen Folgen, welche die Geistesfreiheit in Berlin und Potsdam zur Folge gehabt hätte, in die Schuhe zu schieben. Die philosophische Freiheit sei in Ungebundenheit und Übermut, die von Friedrich gewünschte bescheidene Freiheit sei in zügellose Frechheit umgeschlagen. Nach dem Beispiele des Königs sei Unchristentum Mode, Deismus guter Ton geworden. Gegen die Berliner Aufklärung und den (wie Zimmermann meint) von Leuchsenring aufgebrachten Argwohn eines Kitzels zur Verbreitung des Katholizismus, gegen die Jesuitenriecherei poltert er jetzt noch ungestümer los, wie einstmals gegen Mystik und Mönchtum. Das aufgeklärte Berlin schildert er nicht anders, wie der allereifrigste Bußprediger den Höllenpfuhl: „Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen ließen sich jene am hellen Morgen ein paar Freudenmädchen ins Haus holen: eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein, oder für einen Groschen Schnupftabak holet. Die Weiber krönten dann ihre Männer, nicht etwa nur aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über das Fest der allgemeinen Berlinischen Aufklärung. Viele sonst übrigens sehr ehrbare und sehr gutherzige Damen machten ihre Männer zu Hahnreien, weil sie Deistinnen, das ist Damen von großer Aufklärung waren. Ehescheidungen und Weibertausch wurden eben so gewöhnlich in Berlin, als in den verdorbensten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärtesten Weltleute erlaubten sich zuweilen nackte Tänze. Kostbare, unerhörte und vielleicht anderswo beneidete Anstalten zum Unzuchttreiben errichtete man für alte, fette und wohlgenährte Damen von großer Aufklärung. Berlinische Prediger (die ersten und vorzüglichsten Prediger von Europa) wurden auf Weinschenken ausgelacht, weil sie noch an die Religion Jesu glaubten. Auf Dorfkanzeln sogar krähte man den Deismus. Da traten junge geistliche Herren auf mit den Brosamen, die sie als Hauslehrer an ihres gnädigen Herrn Tische in Berlin aufgefangen. Sie verlachten das Konsistorium, schmissen mit Mantel und Kragen allen Priestertand weg und predigten im Zopfe; freilich nicht wie Kapuziner, aber so ungefähr doch, den Zopf mitgerechnet, wie dreißig Korporale! So wurden die Städte und allmählig auch das Land aufgeklärt. Aber nirgends ging die Aufklärung, vermutlich aus Hoffnung zum Avancement, so weit wie in Potsdam. Da waren die deistischen Grundsätze so allgemein und die Aufklärung so groß, daß in Potsdam allein, wie mir Offiziere aus der Suite des Königs versichert haben, in den letzten zehn Jahren dreihundert Menschen sich selbst ermordeten."

Ein ungeheures Gelächter war in der Litteratur die nächste Antwort auf diese Schrift Zimmermanns. Hippel, Knigge, Ch. H. Schmid u. a. schrieben eine Satire nach der andern gegen Zimmermann. Dieser aber ließ sich so wenig irre machen, daß er noch in demselben Jahre 1788 eine „Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen von Mirabeau" in Hannover erscheinen ließ, zu welcher ihm Freiherr von

Horst, ehemals Minister Friedrichs des Großen, Material zustellte. Ja, beide letztgenannten Schriften nahm er mit wenig Änderungen in ein dreibändiges Werk auf, welches 1790 unter dem Titel erschien: „Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters" (Leipzig 1790). Aus des Königs nächster Umgebung hatte man ihm hierzu neue Mitteilungen gemacht und reiches Material handschriftlicher Nachrichten und ungedruckter Briefe zur Verfügung gestellt, für welches er besonders dem ehemaligen Minister Herzberg zu Danke verpflichtet war. Auch hier kommt Zimmermann über die anekdotenhaften nicht zu den historischen Zügen; auch hier hielt er sich für berufen, aller Welt, am meisten aber der Berliner Aufklärung die Wahrheit zu sagen. Seit dem Ausbruche der französischen Revolution hatte Zimmermann im vollen Sinne des Wortes den Kopf verloren. Seit jeher war er der Meinung gewesen, daß die Aufklärung noch zur Revolution führen werde: jetzt war die Revolution da und man darf sich nicht wundern, daß Zimmermann die Aufklärer, Illuminaten und Jakobiner nun in einen Topf warf und als eine und dieselbe Clique von Berliner Marktschreiern, als eine zur Zerstörung der christlichen Religion und zum Umsturze der Throne verbundene Sekte bezeichnete. Persönliche Feindseligkeiten erbitterten Zimmermann noch mehr wider seine Gegner. Gegen ihn war Bahrdt in einer Schrift: „Mit dem Herrn Zimmermann deutsch gesprochen" (Berlin 1790) aufgetreten, welcher eine Entgegnung: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann, ein Schauspiel in vier Aufzügen" (1790) voll der derbsten Ausfälle gegen die Aufklärer auf dem Fuße folgte. Der Autor der letzteren hatte seine Schrift Knigge in die Schuhe geschoben, mit welchem sich Zimmermann damals eben herumzauste, und diese Impertinenz führte zu neuen Zwistigkeiten. Der Oberstlieutenant von Mauvillon in Braunschweig sprach nur die allgemeine Meinung aus, als er in einer Schrift Zimmermann der Autorschaft beschuldigte. Dieser sagte sich umgekehrt in einer öffentlichen Erklärung von derselben los und ließ eine gerichtliche Untersuchung anstellen, bei welcher sich Kotzebue als Verfasser des inkriminierten Buches herausstellte. Zimmermann aber wütete jetzt förmlich gegen Knigge und die übrigen Aufklärer. Er verband sich mit Leopold Alovsius Hofmann in Wien, dem Herausgeber der „Wiener Zeitschrift", durch welche er sich dem Kaiser bemerkbar machen, und nötigenfalls dessen weltliche Macht gegen die Aufklärung gewinnen wollte. Eine hier veröffentlichte Abhandlung: „Ueber den Wahnwitz unsres Zeitalters und über die kräftigsten Hülfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns aufklären wollen, und gegen die Untergrabung und Vernichtung der christlichen Religion und der Fürstengewalt" regte wirklich in Kaiser Leopold den Gedanken an, auf dem Reichstag zu Regensburg einen Fürstenverein gegen die Illuminaten zu stiften, und nur sein Tod verhinderte die Ausführung desselben. Im Jahre 1792 schrieb Zimmermann für dieselbe Zeitschrift

einen Aufsatz unter dem Titel: „Der als Illuminat, Demokrat und Volksverführer entlarvte Baron von Knigge", worin er diesen als den schlauesten Volksaufwiegler bezeichnete, der das Rebellionssystem emsiger und mit größerer Arglist als alle übrigen predige. Er schloß mit den Worten: „Man beklatscht den Volksaufwiegler Knigge wegen der unzählbaren Pasquille, die er um des lieben Brotes willen schrieb. Alle deutschen Demokratennester sind der Wiederhall Kniggescher Grundsätze und Knigge ist der Wiederhall des amerikanischen Schwärmers Payne und der ganzen deutschen Aufklärerpropaganda." Gegen diese Schmähungen trat Knigge klagbar auf, aber die Entscheidung des Prozesses zog sich hinaus und seine Verurteilung traf Zimmermann nicht mehr unter den Lebenden. Sein Ende war ein schreckliches und erklärt zum Teil die schriftstellerischen Verirrungen seiner letzten Periode. Seine Hypochondrie steigerte sich bis zur Manie und zu fixen Vorstellungen. Er bildete sich ein, gänzlich verarmt zu sein oder sein Haus von den Jakobinern zerstört zu sehen. Eine Reise nach Eutin zu Stolberg brachte keine Heilung und Zimmermann starb nach entsetzlichen leiblichen und seelischen Qualen am 7. Oktober 1795.

Eine französisch geschriebene Biographie Zimmermanns (Vie de Mr. Zimmermann) von seinem Freunde Tissot erschien 1797 in Lausanne, und in demselben Jahre zweimal (Zürich und Hannover) in deutscher Übersetzung. Eine neuere Biographie Zimmermanns mit Verzeichnis der Schriften den Zeitgenossen, Dritte Reihe, II. Band, 5. und 6. Heft, S. 121 ff. (von Heinrich Döring). Neuerdings ist dieselbe überholt worden durch das Buch von E. Bodemann: „Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe von demselben an Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nikolai, die Karschin, Herder und G. Forster" (Hannover, Hahn 1878). Über „Zimmermanns Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. und mit dem Herrn Weikard" ist ein Buch von Markard (Bremen 1803) erschienen. Seine „Briefe an einige Freunde in der Schweiz" hat Rengger (Aarau 1830) herausgegeben. Über seine Streitigkeiten mit Knigge findet man das nähere bei K. Goedeke, Adolf Freiherr von Knigge (Hannover 1844); die Akten selbst in dem Buche: „Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Dokumente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes" (Leipzig 1853). Eine eingehende Besprechung hat Mörikofer in seiner „Schweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts" (Leipzig 1861, S. 304 ff.) den Zimmermannschen Schriften gewidmet. Wir geben in dem folgenden die hervorragendsten Kapitel aus dem großen Werke „Über die Einsamkeit" getreu nach der ersten Ausgabe wieder.

Ueber die Einsamkeit.

Aus dem Werke:

Ueber die Einsamkeit.

Erstes Capitel.

Einleitung und Plan zu diesem Buche.

In diesem unruhvollen Leben, unter dem Zwang der Geschäfte und der Pflichten, in Fesseln der Welt und am Abend meiner Tage, möchte ich noch Schatten verschwundener Freude hervorrufen; ach nur Schatten aus jenen Tagen meiner Jugend, in denen Einsamkeit meine einzige Freude war; in denen ich keine angenehmere Ausflucht kannte, als in Klöster und Cellen, in unbewanderte Gebürge, hohe schauervolle Wälder und zerstörte Schlösser alter Grafen und Ritter, und kein lebhafteres Vergnügen, als den Umgang mit den Todten.

Ueber eine wichtige Angelegenheit des Menschen möchte ich nachdenken; über der Einsamkeit Schaden und Trost; über ihren in allen Zeiten und unter den berühmtesten Völkern gekannten, aber vielleicht nie genug geprüften Werth; über ihren allmächtigen Trost, wenn dich Kummer austrocknet, Krankheit entnervet, des Tages Last und Bürde zerdrücket; auch über ihren Trost in Leiden, die das Herz nicht erträgt.

Gerne will ich jedem gesellschaftlichen Vergnügen entsagen, jede andere Erholung fliehen, mit jeder Freude des Lebens nichts mehr zu thun haben, wenn es mir nur gelingt, zuweilen einige Stunden von Ruhe und Musse zu stehlen, mir dann einzubilden, ich sey einsam und frey, und ich könne vielleicht über die Einsamkeit etwas Nützliches sagen, etwas, das hie und da einen Sonderling auf einige Stunden unterhält, vielleicht auch gute Menschen auf einige Augenblicke bewegt.

Einsamkeit ist eine Lage der Seele, in der sie sich ihren eigenen Vorstellungen überläßt. Im Genusse wirklicher Absonderung und grosser Stille, oder auch nur durch Wegwendung der Gedanken von dem, was uns umgiebt, sind wir einsam.

Auf mancherley Weise überlassen sich ihren eigenen Vorstellungen Einsame von verschiedener Sinnesart, Geisteslage, Aufklärung und Absicht.

9. Ausflucht für „Ausflug" auch bei Goethe u. a.: „Der Instinkt, der mich zu dieser Ausflucht trieb, war sehr zusammengesetzt und undeutlich."

Von einsamen Hirten wird einer ein Liederdichter; ein anderer schnitzet sich einen schönen Becher; ein dritter wird ein Beobachter der Natur; einer wird ein Philosoph; ein andrer ein Schwärmer; und fände jeder unter seinen Bäumen, am stillen Bache, eine schöne Hirtinn, so würde vielleicht jeder verliebt. Aber bey dem traurigen Mangel von allem, was das Herz bedarf, wenn es ungern alleine ist, bleibt nichts übrig als sich mit seinen eigenen Vorstellungen zu beschäftigen, so gut man kann. Jeder Mensch nimmt eine ihm eigene Richtung, wenn er sich in völliger Freiheit sieht, seiner Laune zu folgen. Mancher vergnüget sich bey dem Gesange der Nachtigallen, mancher mag nichts hören, als Eulen und Uhus. Manchem ekelt vor euerm Visitenwesen; er sizt aus Langerweile zu Hause, und schreibt ein Buch, oder fängt Fliegen.

Das arme Herz hängt sich immer an etwas, das ihm mehr Vergnügen macht, als etwa sonst seine Lage ihm darbietet. Ich kam einst in das Magdalenenkloster in Hildesheim, und fand mit Erstaunen eine Hecke von Kanarienvögeln in der Celle einer Nonne. Ein Brabantischer Edelmann lebte in Brüssel fünf und zwanzig Jahre in seinem Hause dadurch gesund und glücklich, daß er sich ein vortreffliches Cabinet von Gemählden und Kupferstichen sammelte; aber sein Haus verließ er nie, weil er fürchtete, sich zu verkälten, und weil er gegen alles Frauenzimmer eine Antipathie hatte, wie gewisse Leute gegen Mäuse.

In Gefängnissen auf immer ihrer Freyheit beraubte Menschen leben zwar in einer gezwungenen Einsamkeit, in welcher sich dann doch jeder, wenn er kann, immer den Vorstellungen überläßt, die ihm das meiste Vergnügen machen. Der Genfer Philosoph Micheli dü Cret maß auf der Festung Aarburg, im Canton Bern in der Schweitz, die Höhe der Alpen; der Baron Trenck beschäftigte sich auf der Citadelle in Magdeburg mit Projekten, sich in Freyheit zu setzen, und der General Walrave suchte ebendaselbst seinen Zeitvertreib mit Hühnern.

Ein Buch über die Einsamkeit kann von diesem allem handeln, und nicht viel sagen, das zur Sache gehöret. Ich habe nicht oft meinen Hauptzweck aus dem Auge verlohren, wenn auch nicht jeder in allem, was ich sagen werde, meinen Hauptzweck sieht. Man wird wenigstens aus einer nicht geringen Anzahl von Beobachtungen und Thatsachen mit ziemlicher Zuverlässigkeit sehen und schliessen können, was Einsamkeit wirket, was sie gegen sich hat, und wozu sie gut ist.

Einsamkeit heißt bey mir nicht immer völlige Entfernung von der Welt und wahres Eremitenleben. Zuweilen verstehe ich auch dadurch den Aufenthalt eines Klosters, oder einer kleinen Stadt; zuweilen die Studir-

27. Friedrich Freiherr von der Trent wurde von Friedrich dem Großen des geheimen Einverständnisses mit seinem Vetter, dem österreichischen Pandurenoberst Franz von der Trent, oder (wie andere meinten) eines zarten Verhältnisses zu einem Gliede der königl. Familie angeklagt und erst in der Festung Glatz, dann, nachdem er aus dieser entkommen, in Magdeburg eingekerkert; nach wiederholten Fluchtversuchen wurde er 1763 freigelassen und später (1791) in der französischen Revolution guillotiniert.

stube eines Gelehrten; zuweilen auch nur die stundenlange oder tagelange Entfernung aus dem Getümmel. Dieß alles gehöret in meinen Plan. Zuerst suche ich, woher es komme, daß man so gerne in Gesellschaft läuft; sodann, warum man zuweilen so hartsinnig alle Gesellschaft flieht, und wie man aus mancherley Beweggründen, auch unter falschem Vorwand, auch aus Enthusiasmus und Naturtrieb, in die Einsamkeit geht. Dann, was in mancherley Gesichtspunkten nachtheiliges für die Seele aus der Entfernung von der Welt entsteht; endlich wann und wie es für Geist und Herz gut sey, alleine zu leben. Dieß ist der ganze Inhalt dieser Schrift. Hätte ich für Eremiten schreiben wollen, so würde ich sagen, ich schreibe über das Eremitenleben; da ich aber für Menschen schreibe, und Nachtheil und Gewinn eines abgesonderten Lebens so menschlich berechnen möchte, als ich nur kann, so heißt dieß wol Einsamkeit.

Einsam ist man zuweilen auch da, wo man nicht alleine ist, wenn man sich nur ganz seinen eigenen Vorstellungen überläßt. Einsam ist eine in allen Vorurtheilen einer alten deutschen Burg erzogene Dame in jeder Gesellschaft, wo niemand sechszehn Quartiere hat, als sie. Einsam ist ein denkender Kopf an mancher vornehmen Tafel. Mitten unter einer grossen Versammlung von Menschen können wir eben so abwesend seyn von allem, was uns umgiebt, eben so sehr durch unsere Gedanken in uns selbst gezogen, und eben so einsam als ein Mönch in seiner Celle, oder ein Eremit in seiner Höhle. Man kann einsam seyn in seinem Hause, nahe bei dem größten Menschengewühl, wie in der Todtenstille einer kleinen Stadt; in London und Paris, wie in der Wüste von Thebais und Nitrien.

Ein Buch über den Werth der Einsamkeit deucht mir ein nicht unbeträchtlicher Beytrag zu einer praktischen Untersuchung über menschliche Glückseligkeit. Je weniger der Mensch bedarf; und je emsiger er sich bestrebet, in sich selbst Quellen von Vergnügen zu entdecken: desto leichter sondert er sich von andern Menschen ab, und desto gewisser findet er wahres Glück. Alle Vergnügungen der grossen Welt scheinen darum eigentlich des Neides nicht werth, mit dem man sie beehret. Aber auch alle die berühmten Systeme von gänzlicher Flucht aus der Welt fallen als Lebensregel in Trümmer, wenn man bedenket, daß es zwar edel ist, sich unabhängig von den meisten Menschen zu machen, um doch zuweilen abseite gehen zu können; aber gewiß eben so gut, daß man auch zwischendurch gesellig und freundlich mit allen lebe.

Weltgenuß und Selbstgenuß stehen freilich sehr weit auseinander. Der Weltling verachtet den Elenden, der sich einbildet, man sey auch wol glücklich ausserhalb seiner Welt. Wie würde er wüten, wenn jemand sagte, die niedrigste Art des Umganges finde man am meisten in grosser Gesellschaft; oder wenn jemand gar behauptete, daß man auch wol zuweilen bey Hofe gähnt! Viele Menschen begreifen nie, warum man ungern ausgeht, oder für leere Besuche nie zu Hause ist, weil sie nicht begreifen, daß es Menschen giebt, die nie recht glücklich sind, als wenn man

sie alleine läßt; der Mann ist melancholisch, sagen sie, man muß ihn vom Morgen bis in die Nacht besuchen. Widersetzet er sich aber diesem Besuchszwang, zeiget er dem Ungläubigsten, wie wohl ihm ist, wenn er niemand sieht, so geht es ihm dann freilich in mancher Stadt und in manchem Lande, wie dem Democritus bey den Abderiten.

Der hochedle und hochweise Magistrat der kleinen Stadt Abdera in Thracien schickte eiligst zu dem Hippocrates, mit dem Berichte, ihr Mitbürger, der Philosoph Democritus, sey wahnwitzig; er vergesse den Werth der Welt; er sey alleine bey Tag und bey Nacht; er verirre sich in waldichten Schatten und an den kleinen Ufern der Bäche; er verlache die Abderiten, ihre Geschäfte, ihre Sitten, ihren Witz und ihre Clubs; er verachte alles in der Welt, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde sey. Hippocrates kam nach Abdera, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn beschäftiget mit der Zergliederung einiger Thiere und mit einer Abhandlung über den Wahnwitz. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunst mit Entzückung aus, du schreibst gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit!

Alle Vortheile der Einsamkeit giebt man auch wol gerne zu, und hält dann doch sinnliches Vergnügen für des Menschen erste Pflicht. Wir sind doch in Wahrheit, dem Himmel sey es gedankt, da, um gesellig zu seyn; und wer wollte nicht lieber den ganzen Abend spielen, als wie ein Thor zu Hause sitzen und nichts thun, als lesen und schreiben? Alte müssige Matronen hassen darum die Einsamkeit wie den Tod, und jappen nach Visiten und Assembleen, wie auf den Strand geworfene Fische nach Wasser.

Aber die Archive der Menschheit zeigen doch, wie man auch in der Einsamkeit faselt, und in derselben zulezt allen menschlichen Gefühlen entsagt. Mancher Mönch liebet sein Kloster, weil er denkt, Gott höre und sehe in der Welt nichts so gerne, als wie er seine Horas singt und seine Schußgebete murmelt. Ein Eremit trotzet Welt und Menschen in der sanften Gesellschaft von Schlangen und wilden Thieren. Der Europäische Theosoph glaubt, er habe auf Erden das äusserste verrichtet, wenn er die ganze Religion in müssige, spielende, romanhafte Empfindung verwandelt, in seinen Verzückungen wähnt, er sey mit der Gottheit innigst vereinigt, und davon seyn seine Träume die Probe. Sein Bruder sizt in Indoustan mit solcher Ueberzeugung nakt in einem Aschenhaufen, krümmet Hände und Füsse übereinander, verdreht die Augen, und lauert in der fürchterlichen Sonnenhitze auf die inwendige Erleuchtung. Heiter und froh wie in einem Flamändischen Wirthshause, denkt sich vielleicht mancher deutsche Mystiker, mit einem guten Glas Rheinwein in der Hand, Egyptens Anachoreten; und sieht dann in der Thebaischen Wüste das neue Jerusalem, und in den Reden ihrer schwarzgallichten Bewohner die feinsten Kapuzinerschwänke.

23. jappen, mit aufgesperrtem Munde in kurzen, raschen Zügen atmen, nach etwas schnappen, namentlich nach Luft, keuchen (Sanders). — 29. Schußgebet, nach Analogie von „Stoßgebet" von Zimmermann gebildet.

Wahn und Selbstbetrug herrschen hier wie überall, vom felsenfesten Schwärmer an bis zur stolzen Schulphilosophie. Wir irren lange im Dunkeln, und sehen nach immerwährender Beobachtung, aber immer bescheidenern Schlüssen, nach tausend durchwanderten Labirinthen, fast immer zu spät durch das sanfte Licht der Vernunft den schmalen Pfad der Wahrheit.

Lopez, den Molinos einen Seraph im Fleische nennt, kam durch Einsamkeit und Mystik so weit, daß er alle Menschen für unbeseelte Körper hielt, in Mexico Teufel sah, und zulezt in der heiligsten Abgestorbenheit fühllos blieb wie ein Stein, da er vermuthen konnte, sein Vater sterbe eben in einem brennenden Hause.

Ein grosser Apostel der Einsamkeit und Mystik, der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, hatte eben seine äusserst von ihm geliebte, sehr liebenswerthe, und sehr vortrefliche Gemahlinn verlohren, als er auf die Stube eines seiner Freunde in Zürich mit entsetzlichem Gelächter stürzte und schrie: denken sie doch, denken sie doch, ich besaß meine Frau just zweymal so viel Tage lang, als viele Jahre ich in sie verliebt war; und lachte dabey immerfort über seinen wunderbaren Hermetischen Lebensgang.

Mystik und Einsamkeit erheben zu solcher Kraft. Aber obgleich der Heiland der Welt gegen die damaligen Einsamen unter den Juden, die Essäer, nichts erinnert, so führet doch, nach dem einstimmigen Urtheile der aufgeklärtesten Ausleger seiner Vorschriften, seine Sittenlehre mehr als keine andere zur Geselligkeit, zur allgemeinen Liebe, und zur Ausrottung aller Leidenschaften, welche die Menschen von einander trennen. Er hielt sich nicht in Wüsten, Einöden und Felsen auf. Er wollte nicht, daß wir allen Arten von Verbindungen mit der Welt und ohne Ausnahme entsagen. Er selbst gab uns das Beyspiel, daß wir uns nur zu gewissen Zeiten in die Einsamkeit begeben, und da die Geschäfte und Angelegenheiten dieses Lebens ruhen lassen.

Möchte ich doch glücklich zwischen allen diesen Klippen entgegengesetzter Meinungen herdurchkommen, nichts aus Vorurtheil sagen, nichts, das nicht ist, nichts, das einem Beobachter misfallen könnte, der unbefangen Welt und Menschen studirt.

Von den eiteln Freuden und kindischen Neigungen der Welt denke ich eben nicht mit Hochachtung. Jenen fetten Menschen, die sich einbilden, man geniesse das Leben nirgends als bey Tafel, mache ich schlechte Complimente. Aber das alles vergiebt mir dann doch der Jüngling, der zu grossem Beginnen auflodert, wenn er mein zehntes Capitel liest; das

7. Duarte Lopez, der portugiesische Reisende am Ende des 16. Jahrhunderts, ist gemeint. — Michael Molinos, spanischer Mystiker (1640—1696). — 13. Jacob Hermann Obereit, vgl. die Einleitung S. 346. — 19. Im achten Kapitel berichtigt Zimmermann diese Erzählung dahin, daß Obereit gerufen habe: „. . . ich besaß meine Frau just so viele Wochen, als ich Jahre in sie verliebt war!“

entschuldigt auch wol die gute Seele gerne, die in meinem ersten Capitel lesen wird, welche Ruhe, welcher Frieden mit sich selbst, und wie manche unschuldige Freude sie auf Fluren und am Wasser und im Walde erwartet. Ich weiß zum voraus, wo man mein Buch am meisten mishandeln wird. Eure Fesseln habe ich aber auch nie getragen, und eure Geistessklaverey mit glücklicher Kühnheit verachtet, wenn nur eure Ohren sich etwas mehr an Wahrheit gewöhnen. Alle meine Wünsche sind erreicht, wenn dann noch etwa hie und da ein Trauriger Trost bey mir findet; wenn über manche Stelle der Hypochondrist im Greuel seiner Verdauung mich segnet; und zumal, wenn ich den guten Leuten auf dem Lande begreiflich mache, wie bald jede Quelle von Freude in den Städten versiegt; wie man auch mitten unter wilder Lustigkeit eiskalt durch unsere Tanzsäle hinhüpft; wie erbärmlich und wie früh alle unsere falschen Vergnügungen zerplatzen; wie liebenswürdig hingegen das Landleben ist; wie leicht man da Müssiggang und Langeweile vertreibt; welche ruhige und heitere Gefühle, welchen Frieden, welche Glückseligkeit jeder Blick ins Grüne gewähret, und beym Niedergang der Sonne das Heimgehen der Heerden; wie jeder Tritt in wilde und furchtbar erhabene Gegenden, jede Aussicht auf die einsamen Wohnungen froher Menschen, die Seele entzücket; wie viel fröhlicher derjenige seine Zeit hinbringt, der selbst sein Heu einerndtet, als jener dort am Spieltische; und wie viel glücklicher man auch in Kummer und Betrübniß hier am stillen Wasser ist, als dort mit frostigem Lächeln und einem Herzen voll Sorge an der Tafel bey Hofe.

Vieles, das die Welt hochschätzet, wird der Einsame verachten; vieles, das die Welt verachtet, wird sich für ihn veredeln; und gewiß auch treibe ich in manche Brust mehr Kraft gegen das feine Gift der Sinnlichkeit, wenn es mir nur gelingt, meine Gefühle auszudrücken, und wenn nur die Hoffnung mich nicht zu oft verläßt, es werden doch einige gute Menschen in der Welt mich verstehen.

Zweites Capitel.

Trieb zur Geselligkeit.

Es ist freylich überhaupt nicht gut, daß der Mensch alleine sey. Nicht nur unzählige Bedürfnisse, sondern ein natürlicher und angebohrner Vereinigungstrieb knüpfen die Bande der Gesellschaft, und bestimmen uns wahrlich nicht zur Einsamkeit. Gesellschaft ist des Menschen erste Nothdurft.

Holzäpfel wären seine erste Nothdurft, wenn er dem Triebe zur Geselligkeit entsagte. Gott selbst hat den Trieb zum vertrauten Umgange durch den Ausspruch geheiligt: es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey; und man sieht auch gleich, was für Gesellschaft durch dieses göttliche Wort verstanden wird, weil sofort hinzugesetzet ist: ich will ihm eine Ge-

hülfinn machen, die um ihn sey. Aber in der Welt verdrehet man den Ausspruch Gottes, und glaubet, es sey nicht gut, wenn der Mensch nicht täglich auf dem Club erscheine, oder in der Assemblee.

Trieb zu häuslicher Geselligkeit und vertrautem Umgange ist uns angeschaffen. Bey beiden bleiben wir in unserer Natur; aber bey dem Triebe zum Weltumgange müssen wir schon auf unserer Hut seyn. Jener ist unvertilgbar, so lange der Mensch seine Natur nicht auszieht: dieser wird uns angewöhnt, er ist eine Kunst, ein Handwerk, und viele bleiben darinn immer grosse Stümper. Durch jenen wird das natürliche Bedürfniß befriedigt: dieser ist die Erfindung des Müssigganges, der Langeweile, und der Neugier.

Liebreicher Umgang ist eine unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit. Im Ausdrucke unserer Empfindungen, in der Mittheilung unserer Begriffe, in ihrer freymüthigen Auswechslung mit den Empfindungen und Begriffen unserer Freunde, liegt eine Wollust, die auch der hartsinnigste Einsiedler fühlet. Ich kann den Felsen meine Klagen nicht bringen, ich kann dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele sehnt sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz sucht ein ihm ähnliches Herz; Himmel und Erde verschwinden bey der, die wir lieben. Fern von Welt und Umgang, und ohne Rücksicht auf Menschen, machten unsere meisten Kenntnisse, Gefühle, Einfälle und Gedanken uns keine Freude. Und so ist auch mitten im glänzendsten Menschengewühl alles dürr, frostig, öde und leer, wenn kein trautes Herz an dir hängt.

Entsagst du aber auch nur dem Wahnsinn der Vergnügungssucht, so heissest du deswegen schon menschenscheu. Bist du voll eines geheimen Triebes zu irgend einem grossen Zweck, der sich nur in der Stille ausführen läßt, und hassest darum den Visitenschnak und seine Leerheit, so nennet man dich ungesellig. Fliehst du die Welt, vielleicht auch nur in kleinmüthiger Niedergeschlagenheit, die immer alles schlimmer zeigt, als es ist; oder entsagst du allem Umgang in unglücklicher Liebe, weil dich nichts mehr locket, weil dir nichts mehr winket, weil dich nichts mehr reizt, nichts mehr befriedigt, niemand mehr versteht; weil von allem, was du denkst, thust und geniessest, nichts mehr Bezug hat auf ein einziges Wesen, so nennet man dich toll. Du würdest der Welt auch nicht entsagen, wenn du immer ein Herz fändest für dein Herz; und wenn es dir nicht gienge, wie einer Dame, die mir erzählet hat, es sey ihr in ihrem sechsten Jahre von ihrem Vormunde eine vortreffliche Puppe geschenket worden; der Vormund wollte die Wirkung seines Geschenkes bey dem Kinde sehen; als er eben hintam, hatte sie die Puppe ins Feuer geschmissen. Kind, warum thust du das, fragte der Vormund? Das Kind erwiederte weinend: ich sagte der Puppe, daß ich sie lieb habe, und sie antwortete mir nicht.

Aus solchen und vielen andern Ursachen ist oder scheint man zuweilen ungesellig; aber man müßte wild seyn, um gänzlich menschenscheu zu seyn.

Hang zur Geselligkeit ist ein Grundtrieb der Seele, so gerne sich auch wohl seine Richtung verändert. Eine vornehme Dame sagte: in meinem unverheuratheten Stande dachte ich immer: ach hätte ich nur einen Mann, ich wollte mit ihm in einem Mausloch leben; aber wie bald vergieng mir dieser Rausch! Diese gute Dame fühlte in ihrem jungfräulichen Stande blos den Trieb zur Vereinigung mit einem männlichen Wesen; und kaum war dieser Trieb durch ihre Vermählung befriedigt, so mußte sie schon gähnen, wenn sie zu seufzen glaubte, und die Trübsalen der Langenweilen verfolgten sie bis in ihr Mausloch.

Triebe, die man äussert, und Triebe, die man verheelet, unsere natürlichsten und unleugbarsten Bedürfnisse, rufen allerwärts zur Mittheilsamkeit. Wir besehen doch alle insgesamt einen Menschen, der uns nahe kömmt, ob er nicht etwa eine Ecke habe, in die es möglich sey, uns einzuhaken. Wie emsig suchen wir ein liebendes Geschöpf, dem wir immer näher und näher kommen können, das uns wenigstens gefälliger anhöre, als andere, das uns doch auch in manchem besser verstehe, das doch etwas mehr als das blos Alltägliche auf uns wirke, und auf das wir auch mehr wirken. Nicht immer lassen die Umstände uns ganz nach unserm Geschmacke, ganz nach allen Bedürfnissen unsers Geistes und unsers Herzens wählen. Aber Drang zur Mittheilsamkeit und Langeweile räumen alle Bedenklichkeiten weg; und manche Landdame denkt dann in der Verzweiflung, wie eine Köchinn in Hannover, der man einige Erinnerungen gegen die heillose Menge ihrer Bräutigame machte, und die darauf sehr treffend erwiederte: ein Mädchen muß einen Freund haben, und wenn es auch ein Zaunpfahl wäre.

Manche gute Seele mag nicht gehen, wenn niemand ihren Gang höret; aber wenn du gerne ihre Schritte belauschest, wenn du ihrem Lebensgange folgest, so umarmet sie dich mit Liebe und Wohlthun. Welches gute Herz thut nicht Alles um Liebe? Unser Daseyn wollen wir nicht nur in uns selbst fühlen, sondern auch in einem Gegenstande ausser uns. Hienge darum an einem weiblichen Herzen kein ander Herz, und näherte sich dann demselben etwa eine männliche Seele, und sie giengen zusammen einsam, ohne sich doch nahe zu seyn, und niemand belauschte sie, und alles wäre stille in der ganzen Natur umher, wie leicht entstünde dann auch in dieser weiblichen Seele der Wunsch: ach wenn du doch in deinem Herzen einen Gedanken hättest, den du niemand in der Welt mittheilen möchtest, als mir!

Keime der Liebe entstehen zuweilen aus Empfindungen einer Seele, die mit ihren Trieben nichts anzufangen weiß, und lebhaft fühlet, daß es nicht gut ist, alleine zu seyn.

Güte, Wohlwollen, Neigung zur Mittheilsamkeit und Liebe, der daher so natürlich entstehende Trieb zu häuslicher oder vertrauter Geselligkeit, dieses beynahe unzerstörbare Verlangen, mit andern Wesen zu leben; Begriffe, Freude, Leid mit einander zu theilen; Herz an Herz zu schmiegen,

sich in ihm zu fühlen, es in uns: dieß reisset und treibt den Menschen aus sich heraus. Hat er auch diese lebhafte Kraft der Seele nicht; ist er wenig oder nichts durch sich selbst; und zieht er andere auch nicht zu sich: so wird er doch durch andere gezogen.

Aber der erkünstelte Geselligkeitstrieb verwischet auch oft alle Fähigkeit zum Selbstumgange. Nur tagelange Entfernung von der Welt scheint dem Menschen alsdann Entfernung von allen Vergnügungen, weil er in sich selbst kein Vergnügen hat und findet. Er sucht seine einzige Hülfe bey der Welt und in einem Kreise von Belustigungen, und jede andere Quelle des Vergnügens wird angeekelt. Umgang und Zerstreuung sollen alsdann alles gewähren, was eigener Umgang versagt. Aber dann wird der Geist auch stumpf für jede stille Freude des Lebens, und jeden Reiz der Einsamkeit. Wer also sich selbst nichts geben kann, weil er leider nichts hat, seufzt und gähnt nach Umgang und Geselligkeit.

Alles um uns her begünstigt diesen Trieb. Deutschland, zum Exempel, war vielleicht nie so gesellig, wie izt. Alle Zerstreuungen der grossen Welt werden in allen niedrigen Ständen nachgeäffet. Allgemein wird die Zeit verschwendet. Mancher, der durch sich selbst nichts ist, hängt sich an andere, um nur durch sich selbst nichts thun zu müssen. Alleine stehen ist, wie alleine leben, in Deutschland izt Schande.

Kinder, die kaum gehen können, beuget man schon unter die Etikette des Visitenwesens. Sie müssen sich melden lassen, man läßt sich bey ihnen melden; diese arme kleine Marionettenwelt giebt schon Assembleen und Grandkaffees. In unsern größten Städten lebt man eben so zerstreut, wie in London und Paris; und nach der Rangordnung abwärts, thut es die kleinere Stadt immer der grössern, und die ärmere immer der reichern nach. In ganz kleinen deutschen Nestern, die man gar nicht Städte nennen sollte, hat man nun allenthalben wenigstens eine Assemblee und einen Club. Auf die Assembleen kommen die Damen des Nachmittags um zwey Uhr, trinken dann Kaffee, und erzählen sich bis vier Uhr das Neue der Stadt; und von vier bis acht spielen sie um drey Pfennige.

Die Zigeuner sogar haben in einer grossen und reichen Provinz des nördlichen Deutschlands einen Club. Sie versammeln sich alle Sonnabende auf einer Mühle, rauchen Tobak, und verzehren da, was sie die Woche hindurch in der Provinz stehlen oder erbetteln. Der hochadeliche Besitzer der Mühle duldet diesen Zigeunerclub. Erstlich aus Politik, damit er nicht bestohlen werde; und zweitens aus Neugier, damit er auf diese Weise jede Woche durch seinen Müller alle Neuigkeiten des Landes erfahre.

Vorzüglich unterscheidet sich Deutschland in unserer Zeit durch Verbindungen gesellschaftlicher Art, welche die Menschen noch weit näher und fester zusammenknüpfen. Männerchen kommen dadurch mit Männern, und Leute ohn alle Bedeutung mit Herren von der größten Bedeutung

in Connexion; und von der entferntesten Grenze Deutschlands zur andern geschehen Wunder der Geselligkeit durch Mysterien. Jeder Eingeweihte wirket im Stillen, wenn er nicht zu faul ist, für Alle; Hunderttausende stehen unsichtbar für Einen Mann. Wieder in mannichfaltige geheime Orden von anderer Art, und ebenfalls sehr geselligem und freundlichem Zwecke treten izt unsere Jünglinge; in welchen abermals, an seinem Orte wenigstens, Einer Alles für Alle ist, und Alle Alles für Einen.

Grosse Kräfte entstehen aus diesen Verbindungen. Alle wirken grössere Geselligkeit; alle vereinigen grosse Wirksamkeit zu einem Zweck. Aber alle diese Beweggründe zur äussersten Thätigkeit im geselligen Leben, der lauteste Ruf zur Tugend auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen, die Einprägung jeder bürgerlichen und geselligen Pflicht durch Gesetze, Moral, mysteriöse Weisheit, Religion, Alles, was den Menschen über den Menschen erheben soll; dieß alles wirket noch nicht genug, wenn man nur immer Blumen auf seinen Wegen antreffen, und immer erndten will, ehe man gesäet hat. Immer verfällt der Mensch in leere Luft, oder auf Flitterstaat und Nebendinge, immer will er, was der Gesetzgeber nicht wollte, und so scheitern die größten Absichten aller Menschenführer.

Ach, man dreschet überall und in allen Dingen viel leeres Stroh. Alles, was wir treiben und thun, unser Sitzen und Laufen, Wirken und Unterhandeln, hat doch oft am Ende keine andere Triebfeder, als die Furcht vor Langerweile!

Langeweile ist eine Pest, der man in Gesellschaft zu entgehen sucht; und die manchen Unglücklichen nirgends schneller befällt, als in Gesellschaft. Sie ist ein Versinken der Seele in Leerheit, eine Vernichtung aller unserer Wirksamkeit und aller unserer Kraft, eine allmächtige Schwerigkeit, Trägheit, Müdigkeit, Schläfrigkeit und Unlust; und, welches das schlimmste von allem ist, eine oft mit der größten Höflichkeit an uns ausgeübte Meuchelmörderey unsers Verstandes und jeder angenehmen Empfindung. Alles Hervorstreben in irgend einem Menschen, das ganze Triebwerk seines Geistes und seines Herzens, wird durch Langeweile, die er hat, oder die man ihm macht, zerdrückt und gehemmt. Durch Langeweile verstummet und vergeht man in bunter Reihe, an der prächtigsten Tafel; und indem man ohnmächtig seine Ohren nach allem hinstreckt und allem preis giebt, was man höret, kömmt man eben dadurch selbst um alle Gedanken.

Langeweile hat man, sobald als man sich gezwungen sieht, lange an einem Orte zu sizen, wo von nichts gesprochen wird, als von Dingen, die gar nicht werth sind, daß man sie wisse; oder sobald uns selbst jemand auf dem Halse sizt, mit dem wir von nichts sprechen können, als von Dingen, die uns gar nicht interessiren. Der schwazselige Langeweilemacher glühet vor Vergnügen, indem er eine ganze Gesellschaft um sich her durch Langeweile foltert. Er ist unaussprechlich glücklich bey dieser Ergiessung, weil er gar nicht weiß und fühlt, daß er jeden Menschen in

Langeweile ersäufet, mit dem er sich auf ein paar Stunden nach Herzenslust unterhält.

Gnädige Damen, die immer schnacken, und immer in Wonne schwimmen, indem man, mit ihrem gnädigen Wohlnehmen, zerbersten möchte bey ihrem Schnack; jedes andere plauderhafte Geschöpf; jedes Geschäfte, jedes Buch, jede Rede, wobey die Seele ohne Interesse und Thätigkeit bleibt, ist langweilig. Der Bediente des grossen Leibnitz behauptete durch ganz Hannover, sein Herr schreibe des Sonntags in der Kirche immer die Predigt nach. Aber wahrscheinlich schrieb Leibnitz in der Kirche nur auf, was ihm aus dem unermeßlichen Vorrath seiner Ideen etwa einfiel, wenn Er, mit Erlaubniß zu sagen, da ab und zu ein wenig Langeweile hatte.

Langeweile ist eine Hauptursache des Triebes zur Geselligkeit; denn alle Menschen sind ihr unterworfen, wie dem Schnupfen und dem Husten. Langeweile und Ekel vor sich selbst treibt die meisten in Gesellschaft, und einige treibt Ekel vor Gesellschaft in die Einsamkeit. Ein müssiger Kopf hat am meisten Langeweile im Umgange mit sich selbst; einen thätigen Kopf foltert Langeweile in jeder Stunde und in jedem Augenblick, da man ihm seine Thätigkeit hemmt. Jener, der mit sich selbst nie zu leben weiß, sucht darum sein Vergnügen immer ausser sich; und dieser suchet gerne sein Vergnügen in sich selbst, wenn er es im Umgange oft gesucht hat, und nicht fand.

Leere Köpfe haben Langeweile aus Ekel gegen alles, was verständige Köpfe interessirt; aber zu ihrem Glücke führen in grossen Gesellschaften leere Köpfe fast immer das grosse Wort.

Verständige Köpfe haben in grosser Gesellschaft Langeweile aus Ekel vor allem, was leere Köpfe ausgiessen; überhaupt aus Ekel vor allem, was lang und leer und auf keine Weise wissenswerth ist, nicht interessirt, nichts zu denken giebt, nicht rührt, nicht gefällt. Leere Köpfe laben sich an Leerheit; verständigen Köpfen vergeht Sehen und Hören, Geist und Leben bey unaufhaltsamem männlichen und weiblichen Schnickschnack. Ein guter und heiterer Kopf ist gesellig, weil er sehr leicht Herr wird über jeden Schwätzer; ein guter und trübseliger Kopf ist ungesellig, weil er wohl weiß, daß er vor jedem unklugen Schwätzer die Segel streichen muß.

Kleine Geister haben in so fern nie Langeweile, weil sie allenthalben Menschen ihres gleichen finden; Geister, die an Wenigem kleben, mit erbärmlich dünner Kost sich behelfen, und also auf der Stelle mit ihnen einhaken. Sehr richtig sagte darum ein vornehmer deutscher Dummkopf, indem er sich dabey mächtig in die Brust warf: ein Cavalier wie ich, findet allenthalben einen Cavalier, der ihn präsentirt.

Von Langerweile gedrückt, will der Mensch also natürlicher Weise seinen Geist diesem Stande der Unwirksamkeit entreissen. Entweder müssen die Sinne bewegt seyn, oder der Verstand; entweder Körper oder Seele.

Fühlen ist viel leichter als denken, nehmen leichter als geben, und wer nicht zuvorkommend ist, gestattet doch wol, daß man ihm zuvorkömmt. Man stürzt darum von allen Seiten so gerne dahin, wo die meiste Bewegung ist und seyn soll, wo man Ermunterung, neues Leben und rauschende Fröhlichkeit erwartet. In Schaaren dränget man sich auf Assembleen, Bälle, Reduten, unter Haufen von Lichtern und Diamanten, und unter unabsehbare Reihen schnell athmender Damen. Man erschüttert durch wollüstige Tänze bey sich selbst und bey diesen Damen die geheimsten Faden der Empfindung. Alle diese gesellschaftlichen Freuden verschaffet man sich mit Gemächlichkeit; die Freuden der Einsamkeit findet man, gar zu oft, nicht ohne Anstrengung.

Vergnügungen des Verstandes flieht man aus Geistesimpotenz. Darum hohnlächelt man über alles wahrhaftig Schöne und Grosse. Darum nennen alle unsere Herren und Damen vom deutschen bon ton alles, was aus den besten Federn Deutschlands fließt, dummes Zeug.

Solchen ungesalznen und phlegmatischen Geschöpfen misfällt das Beste in jeder Art, weil sie, wie ein Engländer vortrefflich gesagt hat, weder Organen noch Willen haben, es zu fühlen, aus Geistesleerheit Zeitvertreib allenthalben suchen, und ihn doch aus Geistesstumpfheit nirgends finden. Reißt aber auch ein nicht zu unterdrückendes Gefühl sie aus ihrer abgeschmackten Gleichgültigkeit und ihrem spöttischen Kaltsinn, so denken sie doch wenigstens, man unterscheide sich vom Pöbel, wenn man nur alle natürliche Aeusserungen von Wohlgefallen, Freude oder Bewunderung erstickt, und sich bey allen Gelegenheiten anstellt, als wenn man gar nichts fühlte.

Aus Geistesimpotenz also flieht man die Vergnügungen des Verstandes, und aus Trägheit findet man sie nur langsam. Darum sucht man sie lieber nicht. Der Trieb zur Einsamkeit kann daher nicht so allgemein seyn, als der Trieb zur Geselligkeit, weil es weit schwerer ist, den Verstand zu unterhalten, als die Sinne. Darum suchet der Mensch die Vergnügungen, die ihm am nächsten liegen, für die er das meiste Gefühl hat, die das Leere in seiner Seele am geschwindesten ausfüllen, und die Vorstellungen am meisten rege machen, mit denen er sich am liebsten beschäftigt.

Gute Köpfe wissen sich in jeder Gesellschaft zu behelfen, so lange sie heiter, jung und gesund sind. Gute und etwas trübsinnige Köpfe sind schon ekel, und darum schwerer zu befriedigen. Aber stark, laut und grob müssen die Eindrücke äusserlicher Dinge seyn, um gemeinen Köpfen Vergnügen zu verschaffen.

Schmähsucht, Tobak, Narrenspossen, Wein, Zoten und Unzucht sind die Bande ihrer Geselligkeit. Die lässigen, schwerfälligen und doch sehr wollüstigen Siberier kommen blos durch Unzucht in Bewegung, weil Männer und Weiber so tief versunken sind in geistloser Trägheit, daß nichts edleres in ihnen die Langeweile vertreibt.

Mancher Weltling und manche schöne Dame würden auch in der angenehmsten Stadt vergehen, wenn sie nicht wüßten, wo es heute was zu thun giebt; das ist, wo man frühstückt, speiset, spielt und den Tag ausathmet. Sie finden da zwölf Stunden hindurch alles, was sie brauchen und verlangen; und in den übrigen zwölf Stunden vergißt der Cavalier in den Armen der Dirne die Dame, und diese bey jedem ferngesunden Manne den Gecken.

So schwärmet und wirbelt man Tag für Tag und Jahr für Jahr in rauschender Lustbarkeit durch das Leben; oder man rennet von Gedanken zu Gedanken, von Projekt zu Projekte, immer zu allem entschlossen, immer bereit, heute wieder etwas zu unternehmen, um es Morgen zu vergessen.

Lässige Menschen, so gesellig sie auch seyn mögen, streben nach Vergnügen, und finden es nie. Allenthalben ist ihnen der Kopf roth und die Brust beklommen. Immer haben sie Langeweile, und immer geben sie Langeweile. Sie scheinen beschäftiget, und verrichten nichts. Sie laufen immer, und bleiben immer auf dem gleichen Flecke. Sie jammern über die Kürze des Lebens, sehen, wie sich ihre Papiere häufen, seufzen Tag und Nacht über ihre Menge, und vergessen, daß der Tisch nur durch Arbeit leer wird. Sie erschrecken bey dem Ablaufe jedes Jahres, und denken jeden Morgen, wie werde ich doch mit diesem Tage fertig? Im Sommer wünschen sie den Winter, im Winter den Sommer, des Morgens den Abend, des Abends den Morgen, und hassen ihn, sobald er kömmt. Solche Unglückliche haben einen zu kleinen Vorrath von Ideen und eine grosse Mattherzigkeit im Denken; und doch sind sie für jeden Ort, wo etwas zu hören und zu plaudern ist, immer in Stiefeln und Sporen.

Aber nicht immer verfehlet man in Gesellschaft seinen Zweck. Umgang und Geselligkeit sind wahre und wünschenswerthe Erholung nach Arbeit und Sorge; und geben, durch das Nachlassen von der Anstrengung, Kräfte zu neuer Anstrengung. Weltumgang ist von unaussprechlichem Nutzen zur Bildung junger Leute, und für jedes Alter die beste Schule der Menschenkenntniß und der Menschenliebe, des Nachgebens und der Bescheidenheit. Für Fürsten und Grosse und alle Personen von Stande ist ausgebreiteter Weltumgang eine Schule der Menschlichkeit, der Weisheit, und der Kenntniß ihrer selbst. Leute von geringer Herkunft sogar erwerben sich durch feine Lebensart und den wahren guten Ton der Welt gewiß mehr Glück und Beyfall bey Fürsten und Vornehmen, als durch alle ihre unterthänigst abgeschmackte Dienerey.

Weltumgang suchet man auch oft zur Milderung der Sorgen und zur Ableitung nagender Traurigkeit, oder langsam tödtender Furcht eines bevorstehenden Unglücks. Ach, nur selten wird Einsamkeit für den Elenden tröstend, dessen einzige Freude im Grabe liegt; der den geliebten Schatten immer sieht, und ihn immer rufet; der alles Erdenglück hingäbe für einen Laut der Stimme, die er nie mehr höret; dem alle Kraft seiner

Seele in Thränen ausfließt; der nichts mehr kennet und nichts mehr empfindet, als Schmerz und Verzweiflung.

Einkehr in sich selbst fürchten dann auch alle, deren Inwendiges gar keine Untersuchung leidet. Wie vielen schauert die Haut bey jeder Gewissensfrage; wie groß müßte erst ihre Sinnesänderung seyn, wenn sie ohne Zerstreuung Ruhe fänden, und wenn unausgesetzter Weltumgang für sie nicht das sicherste Mittel wäre gegen jene innere Sprache, die Einsamen keine Ruhe läßt! Andere haben die Welt durch falsche Tugend bethöret, und doch ist ihnen nirgends wohl, als in der Welt. Sie haben wohlbekannte Menschenliebe ausgeübet, Allmosen gegeben, viele gute Werke gethan. Sie haben immer in den Staub sich gebogen vor Grossen und Vornehmen; immer alles gelobt, was angesehene Thoren und Thörinnen denken und thun; nirgends Fehler bemerket, und nichts Dummes und Böses an keinem Menschen gesehen, als etwa an dem Rechtschaffenen, der die Stimme des Volks gegen sich hatte. Sie haben weder elende Schwänke, noch Vorurtheil, noch Wahn, noch Irrthum, noch Aberglauben, noch Geistessklaverey an dem Orte wahrgenommen, wo sie leben. Allenthalben sind darum diese hochwerthen Schafsköpfe willkommen, und allenthalben wirft man Blumen auf ihre Wege.

Einsamkeit wird endlich, wie die Religion, dem Menschen oft so melancholisch dargestellet, daß viele bey guter Laune daran gar nicht denken können. Sie nehmen zu derselben nur in Krankheiten, Widerwärtigkeiten und Gemüthsunruhe ihre Zuflucht, das ist, nur in schweren Stunden, da man am meisten unfähig ist, sie nützlich zu gebrauchen. Aber die Natur der Religion müßte man nicht kennen, und ihre Kraft müßte man nicht empfinden, wenn man nicht auch in jeder frohen Zeit sich gerne in ihre Arme würfe; und eben so unerfahren wäre man in allen erhabenen Vergnügungen des Umganges mit sich selbst, eben so unfähig zum Genusse süsser Ruhe und stiller Glückseligkeit, wenn man nicht sähe und fühlte, daß durch wohlbenutzte und zu rechter Zeit gesuchte Einsamkeit das Leben himmelähnlich wird.

Wie unweise würde man darum sich einbilden, derjenige entferne sich schwermüthig von der Welt und verachte alle Vergnügungen, welcher frölichen Genuß des Lebens nicht in wilder Lustigkeit, immer nagendem Visitenhunger und täglicher Treibjagd nach jedem langweiligen Zeitverderb suchet; oder er sey vollends nicht bey Sinnen, weil er glücklich und heiter ist, wenn man ihn nur alleine läßt.

Drittes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit.

Trieb zur Einsamkeit ist Trieb zur Absonderung von allem, was uns quälet, ärgert und hemmet; Streben nach Ruhe und Selbstgenuß. Euer Weltsinn weiß von diesem Genusse nichts. Wenigstens ist der Trieb zur Einsamkeit nicht sehr gemein, und bezieht sich schon auf einen von Alltagssitte sehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in diesem Triebe entweder die äusserste Wildheit, oder die äusserste Erhabenheit.

Es ist eine sehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einsamkeit treibt, sondern daß er phlegmatisch darinn hängen bleibt. Also ist allerdings Hang für Einsamkeit nicht immer Trieb, sondern auch wol Lässigkeit, und alsdann nicht Schwung, sondern Fall der Seele; nicht Kraft, sondern Schwäche, Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, sind sehr oft Beweggründe zur Mönicherey und zur Geselligkeit. Reue und Schaam, begangene Thorheiten, mislungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geist so tief verwunden, daß er sich gerne in der Einsamkeit verblutet, und gerne dem Genusse aller geselligen Freuden entsaget. In allen diesen Fällen ist Neigung zur Einsamkeit für die Seele fast eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; also freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß sehr viele Menschen zur Absonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt Langeweile machte, und der alles dessen müde war, was sie giebt, ergriff Menschenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte sich einen Berg zu seiner Wohnung, und lebte da von Kräutern in der Gesellschaft wilder Thiere, denn alles übrigen war er satt. Auch dieß zeiget mehr Schwäche als Kraft, mehr Lässigkeit als Leidenschaft.

Wer alles genossen hat, was die Welt hochschätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wollust strebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende sagt, Alles ist eitel; wer immer durch Leidenschaft getrieben war, wie sein Roß durch Sporen und aber izt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt: der ist satt. Er nimmt zwar seine Wohnung nicht unter wilden Thieren, er nähret sich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einsamkeit ist das letzte, das er versuchet. Ich sah Vornehme und Grosse in diesem Zustande; denn so tief versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten sie noch lieb; alles übrige schätzten sie wenig. Einsamkeit war das Polster, auf welches sie sich hinlegten. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt satten Fürsten, der seine Heerden nicht schätzet, sein Feld nicht bauet, und seinen Kohl nicht eben so eifrig pflanzet, als er vormals an der Spitze einer Armee Unsterblichkeit suchte, oder sie bey schönen Damen vergaß.

Trieb zur Einsamkeit ist also zuerst Trieb zur Absonderung von allem, was wir im Menschengewühle hassen; dann, Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bey gesundem Geiste Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in sich selbst finden kann. Das höchste Glück des Menschen ist Ruhe im Herzen, und die Freyheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einsamkeit, weil er gerne ungestört ruhet, und der andere, weil er gerne ungestört arbeitet. Beyde suchen jedoch Freyheit; und Freyheitsliebe hat bei Sonderlingen, Hypochondristen, Philosophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einsamkeit.

Sehnsucht nach Ruhe und Rückkehr in sich selbst entsteht natürlicher Weise, wenn man lange und zumal mit Widerwillen ausser sich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbstgenuß. Mancher Mensch thut zwar vielleicht am meisten Gutes, wenn er glaubet, er sey eben izt alles Selbstgenusses beraubt, das ist, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmensch, wenn er sich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geschehen läßt. Aber die Menschen fodern so vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nützlichsten Arbeit so vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, so viele unnütze Sklavenarbeit, so vieles Warten, so viel Zeitverlust, den mancherley Weltverhältnisse und Pflichten fodern, so viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammet. Bei solchem Zwange kann nichts Gutes gedeyen. Ein Besuch, blos um Cour zu machen, ist für jeden auch nur ein wenig philosophischen Kopf die traurigste Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Professoren auf Universitäten nur darum so gesund und so lange, weil sie keinem Menschen die Cour machen müssen, und nützlich und ruhig ihren Weg fortgehen können, ohne daß schaler Zwangsumgang und gedankenlose Courmacherey das Triebwerk ihres Geistes hemmet und lähmet.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmässige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er izt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt; denn Himmelsfreude quillt nur dem unter dürrer Arbeit, dessen Kopf weiter nichts ist, als ein Aktenkasten.

Abwechslung verlanget sogar derjenige, der wie sein Corpus Juris nichts ist, als ein Corpus ohne Seele. Er spielet. Denn auch dieß giebt neue Kraft, um nur immer seinen Mühlenstein in gleichem Kreise wieder herumzutreiben, und dabey immer zu posaunen: so und nicht anders muß es seyn, so ists hergebracht, und so bleibts.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bey allen Geschäften, allen Ver-

gnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zuletzt bey jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde, so erhohlen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde, so machet uns nichts mehr glücklich als Einsamkeit. Pascal war äusserst geschäftig, und nennet doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen, und sagt, unser wahres Glück bestehe in Ruhe.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtszwang und Dienstbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten und im größten Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein letztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß der König von Preussen im Wunderlaufe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da Er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künste, einsam, in sich selbst und in seine Grösse eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, sieht man Ihn izt in Sanssouci ruhen.

Mietlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Minister, die Völker glücklich machen möchten, und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hofnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüsset durch Aussichten in stille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Grossen der Welt ihrer Bürde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gerne, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Als Publius Scipio in Rom die größten Aemter bekleidete, floh Er oft aus der Welt, die ihn umgab, in die Einsamkeit, wie in einen Hafen. Bücher schrieb er nicht, wie Cicero, aber er wog Roms Schicksale im Stillen, und sagte: ich bin niemals weniger alleine, als wenn ich alleine bin. Darum verbannte er sich, nachdem er durch seine Thaten die erste Stufe menschlicher Hoheit erreicht hatte, freywillig von Rom mitten in einen Wald, auf sein Landhaus bey Liternum, und schloß sein glorreiches Leben in stiller Grösse.

5. Blaise Pascal (1623—1662), der berühmte Verfasser der „Pensées sur la religion". — 12. König von Preussen, Friedrich der Große. — 37. Der begabte Jurist Nicolaus Anton Heinrich Julius von Grothaus (1747 geb. auf Delm bei Burtehude, gest. in Kulmbach 4. Nov. 1801) begab sich aus Furcht vor dem in seiner Familie erblichen Wahnsinn, dem er später auch wirklich anheimfiel, auf mehrjährige Fußreisen. — 9 f. Kaiser Joseph fragte vor einigen Jahren in Böhmen unsern berühmten hannöverischen Fußgänger, den Baron von Grothaus, wohin er noch gehen wolle? Grothaus nannte hundert Länder. Und dann weiter, fragte der Kaiser? Grothaus sagte, dann gehe ich ins Hannöverische zurück, und pflanze braunen Kohl. Ach so gehen sie doch gleich ins Hannöverische zurück, erwiederte der Kaiser ebenso liebreich als weise, und pflanzen braunen Kohl. Anm. J. S.

Cicero, auf den sonst aller Augen gerichtet waren, da Er noch die Herzen der Römer regierte, verließ, als die Republik verloschen, die Stadt und den Anblick so vieler Verbrecher, und lebte alleine. Rom hatte für ihn die Reize nicht mehr, die er in seinem schattigten Tusculum fand; und Horaz vergaß die stolze Kaiserstadt und die Ergötzungen des ersten Hofes der Welt in seinem öden Tibur.

Wenige Monarchen schlossen ruhiger ihr Leben als Kaiser Diocletian, jener berüchtigte Verfolger der Christen; übrigens ein grosser und weiser Regent. Fünf und zwanzig Jahre hatte er auf dem Throne gesessen, als er sich entschloß, denselben zu verlassen. Bücher konnten ihn nicht zum Philosophen machen, denn er hatte keine gelesen; aber er war der erste aller römischen Kaiser, der sich groß genug fühlte, den kaiserlichen Purpur abzulegen. Seine Regierung war ununterbrochen glücklich; alle seine Feinde überwunden; alle seine Absichten erreicht; er war nur neun und fünfzig Jahre alt, aber kränklich. Dieß machte ihm die Erfüllung seiner Pflichten schwer, und brachte ihn auf den Entschluß, den Ueberrest seiner Tage in geehrter Ruhe zuzubringen, seinen Ruhm nicht mehr dem Glücke zu überlassen, und jüngern und thätigern Gehülfen sein Reich. In einer weiten Ebene bey Nicomedien setzte er sich auf einen hohen Thron, und eröfnete in einer Rede voll Vernunft und Würde seinen Entschluß dem Volke und der Armee: und sobald er den Purpur abgegeben hatte, entwich er der ihn anstaunenden Menge in einem bedeckten Wagen, in dem er durch die Stadt Nicomedien fuhr, und begab sich dann gleich von da nach seiner längst gewählten Einsamkeit zu Salona in Dalmatien. Diocletian, der von unedler Herkunft sich bis zur Kaiserwürde geschwungen, lebte zu Salona noch neun Jahre, nachdem er aus Vernunft den Thron verlassen, und, wie es scheint, mit Vergnügen. Er genoß eine lange Zeit die Hochachtung der Nachfolger seiner Herrschaft über die Welt. Wissenschaften konnten ihm seine Einsamkeit nicht versüssen; aber er hatte Geschmack für die natürlichsten und unschuldigsten Vergnügungen des Lebens. Er baute sich einen Pallast von einer Pracht und einer Grösse, über dessen Ruinen man in unsern Tagen noch erstaunet. Er pflanzte, und legte Gärten an. Berühmt und treflich ist die Antwort, die er seinem ehemaligen Mitregenten Maximian, der das Reich mit ihm verlassen mußte, und der ihn noch immer antrieb, den Purpur wieder umzulegen, mit lächelndem Mitleiden und der größten Gemüthsruhe gab: wenn ich dir, sagte Diocletian, allen Kohl zeigen könnte, den ich in Salona mit eigner Hand gepflanzet habe, so würdest du gewiß mich nicht länger nöthigen, solches Glück für einen Thron hinzugeben.

Zenobia, jene berühmte Königinn von Palmyra, die undankbare

11 ff. Solus omnium, sagt ein römischer Geschichtschreiber von ihm, post conditum Romanum Imperium, qui ex tanto fastigio sponte ad privatae vitae statum civilitatemque remearet. Anm. J. S.

Schülerinn und Freundinn des erhabenen Longinus, die den Homer und den Plato las, die an Schönheit den berühmtesten Weibern gleich kam, und sie an Keuschheit und Heldenmuth im Kriege übertraf, die sich furchtbar machte in Arabien und Armenien und Persien, die sogar römische Heere geschlagen hatte, ward endlich vom Kaiser Aurelian geschlagen und gefangen. Ihr Muth verließ sie, und sie verließ ihre Freunde. Aber der Kaiser schenkte ihr ein schönes Landhaus in dem berühmten Tibur, oder Tivoli; und sie trug da ihr Unglück mit Würde, und wußte sich über den Verlust eines Thrones durch die stillen Freuden der Einsamkeit zu trösten, und über ihre verschwundene Grösse durch Philosophie.

In dem einsamen und demüthigen Kloster des heiligen Justus in Spanien begrub Kaiser Carl der fünfte seinen Ehrgeiz und jene grenzenlose Projekte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesetzet, und alle Völker nach einander mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllet hatte, und mit der Furcht seines Joches.

Kjen Long, der itztregierende Kaiser in China, ein wahrer Vater seines Volkes, verbindet mit den erhabensten Eigenschaften eine grosse Neigung zur Einsamkeit und Ruhe. Er hat eine grosse Menge Bücher geschrieben; wie man sagt, gegen acht und dreissig. Ein Kaiser hat zwar nöthigere Dinge zu thun, als Bücher zu schreiben; aber in einem Gedichte über eine Reise, die er zu den Gräbern seiner Vorfahren gemacht, um sich daselbst zu seiner eigenen Bildung an ihre Tugenden, Verdienste und Regierungskunst zu erinnern, klagt Kjen Long über sein Unvermögen, seine Unterthanen so glücklich zu machen, als er wol möchte. Er bittet seine Räthe, ihm zu Hülfe zu kommen, und wünschet, jene glänzenden Beyspiele immer vor Augen zu behalten. In einem kurzen Gedichte über den Thee, das auf einigen Theetassen steht, die von ihm nach Paris geschickt sind, und das er verfertigte, als er ausser der grossen Mauer bey den Tataren auf der Jagd war, sagt Er: könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht einer Art von Tannen

17 ff. Der vortreffliche Charakter des Kaisers Kjen Long zeiget sich in dem eigenhändigen Briefe, den er an den Untertönig der Landschaft von Fou Kim geschrieben, wovon Folgendes ein Auszug ist. „Das Unglück, das meine Insel Kay Onan (Formosa) den 22. May 1782 betroffen, ist mir zu Ohren gekommen. Ich befehle euch also, daß ihr euch aufs genaueste nach dem Schaden, den die übrig gebliebenen Einwohner der unglücklichen Insel erlitten, erkundiget, und mir solches geschwind meldet, damit ich schleunige Hülfe leisten könne. Die durchs Wasser verwüstete Häuser und Gebäude sollen auf meine alleinige Kosten wieder aufgebauet, und die beschädigten ausgebessert werden. Den unglücklichen Menschen sollt ihr alle erforderliche Lebensmittel auf Kosten meines Beutels reichen. Diese meine Hülfe sollt ihr allen ohne Ausnahme angedeihen lassen. Schmerzen würde es mich, wenn ein Einziger vergessen wäre. Sie sollen wissen, daß mein Auge auf sie alle sieht, und daß ich sie alle zärtlich liebe. Sagen sollt ihrs ihnen, daß ihnen von mir geholfen wird, ihrem Fürsten und Vater. Auch sollt ihr so viel Kriegsschiffe und Magazine, als der allgewaltige Arm durch Sturm und Wogen mitgenommen, aus dem Schatze des Staats wieder bauen lassen. Drücket keinen, ich verbiete euchs, und meldet mir, wie ihr meinen Willen befolgt habt." Anm. Z.s. — Kjen Long, welchen Voltaire in einer Ode besingt, regierte von 1735—1796 und starb 1799. Er zeichnete sich durch litterarische Neigungen aus.

leben, um mit Muße und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen, und weiter nichts zu verlangen.

Alle diese Beyspiele und Thatsachen zeigen überhaupt, daß Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe äusserst natürliche Gefühle sind; daß man auch wohl Kronen hingiebt, oder gerne hingäbe, für Ruhe; und daß man in wohlbenutzter Einsamkeit sehr leicht allem entsaget, was die Welt hochschätzet und liebet.

Aber die Begierde, sich von den Menschen zu entfernen, hat noch sehr viele besondere und eine sorgfältige Untersuchung fodernde Richtungen, Beweggründe und Quellen. Man sondert sich ab von den Menschen aus Hypochondrie; aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile, gegen ihre Schmähsucht und ihre Wahrheitsscheu; aus Menschenhaß und Menschenfeindschaft; dann auch aus Verlangen nach dem ausgesuchtesten Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten; aus Liebe zu den Wissenschaften, zur Freyheit und zur Ruhe; und endlich aus Religion und Schwärmerey.

Der Zustand, in welchen die Seele durch Hypochondrie versinkt, ist eine unerschöpfliche Quelle von Unlust, die man nicht gerne mittheilet, und noch am liebsten für sich behält. Das daher entstehende innige Gefühl, daß man für andere nicht ist, was man seyn sollte, und sonst war, aber izt nicht mehr seyn kann, dieß machet so oft, daß der Mensch die Menschen flieht.

Ein Hypochondrist verachtet niemand so sehr wie sich selbst; und doch, wenn man ihn an eine prunkvolle Tafel und in eine glänzende Gesellschaft bittet, so kommt ihm das eben so vor, als wenn ihm einer sehr höflich sagen liesse: erlauben sie, daß ich morgen Mittag die Ehre habe, ihnen in meinem Hause die Kehle abzuschneiden; oder ihnen, mit ihrem gütigen Wohlnehmen, wenigstens die Zunge aus dem Halse zu reissen. Er fühlet es und weiß es, daß er unfähig ist, irgend einem Menschen Vergnügen zu machen, oder auch irgend ein gesellschaftliches Vergnügen zu geniessen.

Gefoltert unter einem immerwährenden Drucke, voll schmerzhafter und ängstlicher Empfindungen, kann ein Hypochondrist wahrlich nicht frölich seyn mit den Frölichen, noch mit Zuversicht sich zeigen im Hause der Freude. Er hat allenthalben, wo er nicht gerne ist, ein Bret vor dem Kopfe. Jede kleine und jede grosse Freude des Lebens ist ihm vergiftet, alle Kraft des Geistes ist in ihm vernichtet, wenn man ihn mit unkluger Zudringlichkeit, und auswendig gelernter frostiger Höflichkeit, in Gesellschaft zu gehen zwingt. Mit der unzerstörbaren Ueberzeugung, ich passe zu keinem Menschen, und wenige Menschen passen zu mir, ich habe weder Verstand, noch Wissenschaft, noch irgend eine Fähigkeit, etwas Gutes zu thun, oder zu sagen; mit dem so oft unwiderleglichen Gedanken, kein Mensch versteht mich, weil kein Mensch weiß, wie mir ist; mit allen diesen Empfindungen und Gefühlen, die unaussprechlich unglücklich machen,

wenn sie auch nur an dem subtilsten Faden der Einbildung hängen; mit dieser schrecklichen Krankheit der Imagination, die man gewöhnlich über alle Begriffe dumm beurtheilet, verachtet und verlachet, weil man nicht weiß, welcher Schmerz und welches Leiden und welche körperliche Quaal im Grunde solcher Einbildungen liegen; mit diesem Dorne im Herzen, hat man an jedem Orte, wo man viele Menschen versammelt sieht, in der besten Gesellschaft, an jeder Tafel, wo Glanz und Ceremonie, Ueberfluß, Witz und Aberwitz herrschen, das Gefühl, als stünde man am Pranger.

Solches Leiden der Seele erreget also bey jedem Menschen dieser Art den Trieb, alleine zu seyn, und sich vor den Menschen zu verbergen. Da findet er zwar nicht immer Ruhe. Aber er kann sich doch sagen: hier bin ich unabhängig und frey, hier kann ich thun und lassen, was ich will, hier quälet mich niemand aus Höflichkeit, hier foltert mich kein Schwätzer, hier ärgert mich kein Bösewicht. Immer und gerne ist er darum einsam und alleine, so lange er niemand hat, dem er sagen darf, was er fühlet; niemand, der diese Gefühle versteht: niemand, der sie mit Sanftheit, Freundlichkeit, Liebe, Weisheit und guter Laune duldet und trägt.

Man sondert sich ab von den Menschen aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile. Unlust treibt eben so oft aus Gesellschaft weg, als Ueberzeugung, man werde in der Einsamkeit bessere Nahrung für seinen Geist finden, und grössere Ruhe für sein Herz.

Wer unabhängig seyn will von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menschen; wer seine Sinnesart nicht richtet nach jedem Winde, der eben durch die Stadt bläst; wer zu frey denkt, um sich von andern leiten zu lassen, und zu vernünftig, um andere leiten zu wollen; wer gerne mit seinem Jahrhunderte lebet, und sich der grossen Fortschritte desselben in allen Theilen menschlicher Erkenntnisse und Kräfte freuet, zieht sich darum zurück von Menschen, die alles Grosse und Gute misverstehen, liest in der Stille, urtheilet in Gesellschaft über nichts, und nähret in seinem Herzen den Trieb zur Einsamkeit bey jedem Hinblicke auf Volkswahn und Geistessklaverey, und auf Leute, deren Seelen, wie Shakespear sagt, immer auf der Heerstrasse laufen.

Aufklärung äussert sich wahrlich nicht dadurch, daß die meisten Menschen in einer Stadt über jede Sache immer Einer Meinung sind, sondern dadurch, daß jeder frey für sich denkt, was er will. Sind aber immer alle in allem einstimmig, und denkt keiner für sich, so herrschet leicht an einem solchen Orte epidemischer Unsinn in Lob und Tadel.

Trieb zur Einsamkeit kann daher leicht da entstehen, wo vorgefaßte Meinungen immer in allem Urtheil und Recht sprechen; wo unter dem grossen Haufen immer nur Ein Ton herrschet, und offenbar nie der beste; wo Leidenschaft jedem Irthume Flügel giebt, jedem Vorurtheile allmächtigen Einfluß, unbezwingbares Ansehen, und fürchterliche Gewalt; wo aller dieser Unfug nur von wenigen herkommt; und wo man darum

gerne jeden flieht, der die allgemeine Meinung führet, und jeden, der von der allgemeinen Meinung geführet ist.

Man kann doch nicht immer glauben, was jeder glaubet; man ist vielleicht anders erzogen, unterrichtet und gewöhnet, und so fühlet man leicht in Gesellschaften eine Art von Unbehaglichkeit, wo über Litteratur und Geschmack nichts als Vorurtheil überall und in allem regieret; wo der grosse Haufen immer regieret ist, und wo man wegen des armseligen Stolzes und der erstaunenden Unbedeutsamkeit dieser Geschmacksführer und Volkslehrer alles, was nicht in dem Gesichtskreise von jedem Alltagskopfe liegt, alles, was von der kalten wässerichten Fläche des Lebens abweicht, jedes nicht ganz frostige Verdienst, alles zu sehr hervorstechende Gute, das man irgend von einem Menschen sagt, oder das irgend ein Mensch thut, immer öffentlich rädert und viertheilet.

Unter solches Sklavenjoch beuget sich kein freyer Kopf; nie beuget Er sich unter Witzlinge, die in ihrem elenden Richterstuhle gegen alles, was nicht mit ihnen an einem Seile zieht, gegen alle ihre Zeitgenossen von einiger Bedeutung, und dann gegen alles, was sich erhebt, gegen Schriftsteller, Philosophen, Gesetzgeber, Heerführer, Fürsten und Könige, ihr Richtscheid in die Hand nehmen, und, dick und dünn, allen Unrath des Neides und der Scheelsucht herausgurgeln.

Wer flieht nicht gerne die Oerter, wo diese kleine tonangebenden Herren alles, was zu viel Verstand, zu viel Geist, den allerbescheidensten Anstrich von edler Kühnheit und freyer Denkart hat, persifliren und schmähen, schänden und stürzen; und wo hingegen ein ewiges Lobgekreische für Gecken und Schurken und die elendesten Schriftchen hallet?

Wer flieht nicht gerne die Oerter, wo diese Geschmacksführer und diese bey der Nase Geführten gegen alles, was nicht alltäglich ist, gegen alles, was Aufsehen machet, gleich in Wuth kommen; wo drey oder viere dieser witzigen Köpfe, mit der Tobakspfeife im Munde und dem vollen Weinglase in der Hand, alles, was bey ihrer Nation einen guten Namen hat, das Oberste in ihrer Litteratur, in ihrer Verfassung, in den Thaten ihrer Landsleute, immer zu unterst setzen, und das Unterste immer oben; und wo, indeß da die Hälfte dieser Volkslehrer und Geschmacksführer schon unter dem Tische liegt, die andere noch oben schreyt: Witz ist unser Leben, Wahrheit unser Tod?

Trieb zur Einsamkeit wäre daher wol in solchen Städten zu entschuldigen, wo niemand vom guten Tone ist, als wer alles Gute für dummes Zeug hält; wo man alle Tage mit meinem Freunde Friedrich von Stolberg sagen kann: jedem Witzlinge sey Freundschaft, Liebe, Wahrheit und Natur, Muth, Freyheit, Vaterland, Religion, ein leerer Schall, oder Miston, wie der Geige Klang dem Hunde; wo man in allen Gesellschaften von subalternem Verstande die ersten und vorzüglichsten

34 f. Vivitur ingenio, caetera mortis erunt.

Schriftsteller des Jahrhunderts behandelt wie Bettelbuben, die keinen guten Lappen am Leibe haben; wo Dämchen, die ihr Leben vor dem Spiegel zubringen, und von nichts mit Kenntniß sprechen, als von Bändern und Flohr, die Nase über alles rümpfen, was Geist und Leben und Erhabenheit hat; wo man nichts für gut gelten läßt, bevor man bey den sogenannten witzigen Köpfen nicht ins Haus gehöret hat, um zu erfahren, ob sie es lassen für gut gelten; wo alles, was ihren Stempel und ihr Privilegium nicht hat, durch die ganze Stadt dummes Zeug heißt; wo jede gedruckte Zeile über Volkswahn, oder irgend einen Punkt von Philosophie des Lebens, ein allgemeines Gewitter erregt; wo ein Schriftsteller, der nicht des herrschenden Glaubens ist, für jede gemeinnützige und unläugbare Beobachtung, für jedes liberale Wort, büssen muß, als wenn er gesuchet hätte, Schaden im Staate anzurichten, und allgemeines Verderben zu verbreiten; wo also der Geschmack für Aufklärung, Freyheit und Wahrheit niemals sich bildet, als durch den hartnäckigsten Widerstand und die unüberwindlichste Verachtung für Volksgewitter und Volksgeschrey.

Solche Epidemien entschuldigen in jeder Stadt und in jedem Lande den Trieb zur Einsamkeit, obgleich das hitzigste Abderitenfieber unter einem günstigen Himmel oft so schnell vorübergeht wie ein Theaterblitz.

Schiefheit und Witzwuth, Intoleranz und Neid tobten in allen Zeiten und bey den berühmtesten Völkern am liebsten gegen gute Menschen. David Hume war ein stiller Mann. Er behauptete durch sein ganzes Leben einen unbefleckten Ruhm von Tugend und Würde. Seine Gutmüthigkeit verließ ihn nie, weder in Gesellschaft, noch zu Hause. Sein ganzes Wesen war ruhig, auch zu der Zeit, da der Muthwille seiner gelehrten Widersacher ihn dem gröbsten Spott aussetzte Er las mit der gelassensten Redlichkeit die garstigsten Schandschriften, die gelehrte Schurken gegen ihn schrieben. Sogar die Armen auf seiner Nachbarschaft, die jene Elenden aufgehetzet hatten, ihn zu schelten und zu verabscheuen, betrachteten seine Menschenfreundlichkeit und sein Wohlthun mit Ehrfurcht und Dank. Sein Betragen bey jeder Gelegenheit war ehrbar und männlich, und das Gegentheil von Prahlerey und Pomp. Er war ganz besonders leutselig und sehr leicht zu sprechen. Weder in seinem Aeussern, noch in seiner Conversation hatte er gar nichts von einem Gelehrten. Alle seine Freundlichkeit war freywillige Ergiessung seines guten Herzens, ohne alle Ceremonie und Schmuck. Hume misbrauchte, es ist wahr, seine Talente gegen die Religion; aber seine Sitten wären eine Zierde in den Zeiten der ersten und noch unverfälschten Reinheit des Christenthums gewesen.

23. David Hume, der Begründer des modernen Skeptizismus und Geschichtschreiber seines Vaterlands (1711—1776). — 35. gar nichts, doppelte Negation zur Verstärkung der Verneinung findet sich bei Zimmermann häufig: vgl. hier „Weder .... nichts"; unten: „dem man denn doch bey allem Suchen und Grübeln nie kein einziges Verbrechen beweiset".

Er hatte die erhabene Kraft der Seele und das ausnehmend gute Herz, wodurch man sich in jedem Lande und in jedem Zeitalter adelt, und den Rang erhält zwischen den größten und besten Menschen. So denkt izt in England die neidlose Nachwelt von David Hume; aber so dachte sein Zeitalter nicht. Und welchen Trieb zur Einsamkeit und zur Flucht aus der Welt mag Hume wegen der Begegnung gefühlet haben, die er in der Welt fand; Er, der nicht unter unaufgeklärten Menschen lebte, nicht in einem barbarischen Jahrhunderte; sondern mitten unter einem philosophischen Volke, mitten in einer lichtvollen Zeit?

Alles, was man gegen Humes Unglauben sagen konnte und mußte, macht wol nicht in England das Unglück eines Schriftstellers. Etwas that vielleicht Nationalhaß, weil Hume ein Schotte war; aber auch nach Schottland drang die gegen ihn erregte Wuth, und auch die ihn vielleicht noch mehr beleidigende Gleichgültigkeit. Ohne Bestürzung kann man die von ihm selbst geschriebene Geschichte seiner Autorsschicksale in England, Schottland und Irrland nicht lesen; und gewiß liest sie kein Schriftsteller von Gefühl, ohne daß ihm die Haut dabey schauert.

Hume bezahlte durch diese Schicksale den Zoll, den jeder berühmte Mann an schiefe Köpfe abzutragen hat; aber in England, Schottland und Irrland sollten doch schiefe Köpfe die guten nicht führen.

Die größten Philosophen disseits des Meeres hielten Humes Schriften für Muster des besten philosophischen Vortrags. Sie bewunderten in gleichem Maasse seine Feinheit, seinen Tiefsinn und seine Eleganz. Wenn ich nicht irre, war mein seliger grosser Herzensfreund, Sulzer in Berlin, der erste, der dieß den Deutschen sagte. Als Geschichtschreiber ist Hume, wie ganz Europa weiß, bey mehr Ernst und Gründlichkeit ein Mahler, wie Voltaire; und vermuthlich hat dieser mehr von Hume gelernt, als Hume von ihm. Aber mit allen diesen Vorzügen machte Hume seinen Landsleuten einen Eindruck, dessen Er sich nicht zu schämen hatte, sondern sie.

Beynahe trauet man seinen Augen nicht, wenn man liest, wie es ihm gieng, so wie eine seiner Schriften nach der andern zum Vorschein kam. Am Ende des Jahres 1738 gab er seine Abhandlung über die menschliche Natur heraus. Niemals, sagt Er, war ein litterarisches Beginnen unglücklicher; diese Abhandlung fiel aus der Presse todtgebohren, und erreichte nicht so viel Ansehen, daß auch nur die Eiferer darüber brummten. Er goß dann den ersten Theil dieser Abhandlung in seine Untersuchung vom menschlichen Verstande, die im Jahre 1748 herauskam, als er in Turin war. Bey seiner Rückkunft nach England erfuhr er mit Demüthigung, sein Werk sey ganz vernachlässiget, und an die Seite geworfen. Eine neue Auflage seiner moralischen und politischen Versuche machte um die gleiche Zeit in London nicht viel mehr Glück. Seine im Jahre 1752 gedruckte Untersuchung der Grundsätze der Moral hielt Er, ohne alle Vergleichung, von allen seinen historischen, philosophischen und

moralischen Schriften für die beste; sie kam in die Welt unangesehen und unbemerket.

Aber nun war Hume voll feuriger Hofnung und Erwartung des guten Erfolges, den im Jahre 1754 seine Geschichte des Hauses Stuart haben würde. Erbärmlich war sein Selbstbetrug. Ein einstimmiges Geschrey von schimpflichem Verweise, Misbilligung und sogar Abscheu, erhub sich gegen Ihn. Engländer, Schottländer und Irrländer, Whigs und Torys, Clerisey und Sektirer, Freydenker und Gläubige, Patrioten und Hofleute, verbanden sich in allgemeiner Wuth gegen den Mann, der sich erkühnet hatte, eine edle Thräne über das Schicksal Carls des ersten und des Grafen von Strafford zu vergiessen; und kaum hatten sich die ersten Aufwallungen dieser Raserey gelegt, so folgte eine noch grössere Beleidigung für Hume, sein Buch sank in Vergessenheit. Millar, sein Verleger, versicherte ihn, er habe in zwölf ganzen Monaten nur fünf und vierzig Exemplare davon verkauft. Mit genauer Noth hörte Hume in allen drey Königreichen von einem einzigen wegen seines Ranges oder seiner Einsichten beträchtlichen Manne, der das Buch ausstehen konnte. Niemand nahm er aus, als das Haupt aller Bischöffe von England, den Doctor Herring, und das Haupt aller Bischöffe von Irrland, den Doctor Stone; allerdings zwey seltsame Ausnahmen. Beyde hohe Prälaten liessen ihm, jeder für sich, sagen, nichts müsse ihn abschrecken.

Dessen ungeachtet ward der feste Mann muthlos; und wäre damals der Krieg zwischen Frankreich und England nicht ausgebrochen, sagt Er, so hätte er sich ganz gewiß in irgend einer Stadt in den Provinzen Frankreichs verborgen; er hätte einen andern Namen angenommen, und wäre niemals mehr nach seinem Vaterlande zurückgekehrt. Da er aber diesen Entwurf ist nicht ausführen konnte, und da der folgende Band schon beträchtlich bearbeitet war, entschloß er sich, neuen Muth zu sammeln, und auszuharren.

Seine Geschichte des Hauses Tudor erschien im Jahre 1759, und in England, Schottland und Irrland war das Geschrey gegen diese Geschichte eben so greßlich, wie das Geschrey gegen die Geschichte der zwey ersten Stuarte. Endlich gieng Hume im Jahre 1763 mit dem Grafen von Hertford weg aus seinem Vaterlande nach Paris, und fand da eine Aufnahme, die für die Franzosen eben so rühmlich war, als für ihn. Diejenigen, sagt Hume sehr bescheiden, welche die wunderbaren Wirkungen der Mode nie sahen, können sich unmöglich die Aufnahme einbilden, die ich in Paris bey Männern und Weibern von jedem Range und von jedem Stande fand; je mehr ich mich von ihrer unmässigen Höflichkeit zurück zog, desto heftiger ward ich mit Höflichkeit überhäufet.

36 ff. Alle Gelehrte und alle Denker in Paris, von jedem Range, thaten mehr für Hume, als sie für einen König gethan hätten; und wie man ihn in der Weiberwelt aufnahm, erzählet einer der angenehmsten deutschen Schriftsteller, mein seliger Herzensfreund Sturz. „Als Hume in Paris erwartet wurde, sagt Sturz, gieng ihm sein Name voraus; alle

Humes Geschichte ist die gewöhnliche Geschichte aller Propheten in ihrem Vaterlande. Jeder kleine, mittelmäßige, oder große Kopf, der auch nur um einen einzigen Querfinger weiter sehen will, als seine Mitbürger und seine Landsleute, und der sodann noch die Thorheit begeht, das, was er sieht, gedruckt zu sagen, erreget augenblicklich einen allgemeinen Grimm. Kein Schriftsteller ist groß oder klein, der nicht auch wol kleinere Leute, wie er ist, um sich her habe; und alle diese lieben Leute werfen ihn mit Steinen. Es giebt immer Menschen genug in deiner Vaterstadt, die dich kleiden, wenn du keine Kleider hast; die dich speisen, wenn dich hungert; die dir beyspringen in jeder Noth; aber nur sehen sie nicht gerne, daß dir für einen Pfennig Ehre wiederfährt.

Sehr republikanisch sagten die Epheser: ist einer unter uns gelehrt, so ziehe er aus, und sey es anderswo. Zieh du nicht aus, würde ich sagen, sondern bleib auf eine Weile nur zu Hause, und fliehe deine Mitbürger und deine Landsleute, nicht, um sie zu hassen, sondern um sie zu vergessen.

Man entsage doch nur dem Wunsche, daß die Menschen seyen, was sie nicht seyn können, und nehme sie doch immer, wie sie sind. Es ist wahr, man wird leicht aufgebracht durch die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten, die man in seinem Herzen trägt, wenn man Schurken sieht, die öffentlich Wahrheit und Weisheit lehren. Es ist wahr, man ärgert sich doch zuweilen über ein dummes Urtheil, zumal wenn man gleich dabey voraus sieht, es werde, am gehörigen Orte angebracht, wie elektrisches Feuer alle Köpfe ergreifen, und in wenig Tagen allgemeiner Volkswahn seyn, und bleiben. Aber, da es doch einmal der modernen Lesewelt ganz unmöglich ist, gut zu urtheilen; da über alles, was Litteratur und Geschmack betrift, sich izt jeder Geck mit jeder Närrinn in den Richterstuhl setzt; da ohne Ausnahme über alles, was tief in jedem Menschen liegt, über jede nicht gleich aus den alltäglichen Apparenzen kennbare Wahrheit der grosse Haufen immer falsch urtheilt, so nehme man nur gleich vor allen Urtheilen den Hut ab, und denke im Herzen bis in den Tod, nichts sey in der Welt so selten, als ein guter Richter.

guten Köpfe harrten ungeduldig, parceque, hieß es, c'est un homme d'un esprit infini. Kaum war er auf dem festen Lande, so cabalirte man schon in den ersten Cotterien, um ihn früher, gewisser an sich zu ziehen. Es gelang einer eleganten Prinzessinn, daß sie ihn haschte, den Wundermann, da sie es war, die ihn in den Cirkel der Welt einführen sollte. Man veranstaltete ein Abendessen, Karten flogen nach allen Cailletten, pour les inviter à un souper délicieux où se trouveroit Monsieur Ume. Nun erschien der trockne launigte Mann, der den Mund nicht aufthat, wenn ihn nichts interessirte, und freute sich wol in seinem Herzen über diese Cerealien, wo alle Weiber über ihn herfielen, um auszumachen, ob er ein Weib sey. Nichts blieb unversucht, um ihn zu elektrisiren. Man sprach de ses charmants ouvrages, die Niemand von ihnen lesen konnte, du génie profond de Messieurs les Anglois. Umsonst; der Undankbare blieb einsilbig und kalt, und gab nicht einen Funken von sich. Endlich zuckten sie betroffen die Schultern, blickten sich einander mitleidig an; den andern Tag flüsterte man sich ins Ohr: ce Monsieur Ume n'est qu'une Bête. Ein Erzspaßvogel setzte hinzu: c'est qu'il a fourré tout son esprit dans son Livre.

Erniedrige dich auch nicht zu der allerkleinsten Empfindlichkeit gegen die armen Leute, die immer gackeln und krähen, und nie wissen, was. Mache doch unschuldige Thoren nicht zu Schlangen und Skorpionen. Suche doch nicht immer nur das Böse auf. Aber erhebe dich über das elende Gezische und Gesumse, das jedem Menschen, der nur einige Aufmerksamkeit erreget, an jedem Orte folgt. Widersetze dich nie den Meinungen von Menschen, die du durch Vernunft nicht überzeugen kannst; es ist gar viel leichter, ihr Herz zu gewinnen. Wenn du nur erst ihr Herz hast, so läuft ihr Verstand immer, wohin du ihn haben willst.

Die Blumen muß man nicht zertreten, die Gott auf unsern Wegen wachsen läßt. Man muß die Welt nicht fliehen, als bis man nichts Gutes mehr darinn thun kann. Trage darum nur jeder sein kleines Urtheil gegen alles Gute geruhig zu Markte; und was man da entscheidet werde Regel und Gesetz in Stadt und Land. Was schadet dir das, wenn du darüber lachst. Murre nicht, auch wenn du die Menschen gar nicht gewinnen kannst; aber lerne sie ertragen.

An Höfen und in Städten und bis in die verborgensten und süssesten Ruheplätze der Einsamkeit fielen ja von jeher und überall alle mit dem grossen Haufen nicht laufende Menschen der Schmähsucht ins Maul. Gerne entsagten sie auch darum jedem Anspruch auf den Beyfall der Menschen um sich her. Geruhig zogen sie, um niemand mehr ein Dorn im Auge zu seyn, in einsame Oerter; aber freylich blieben sie zu ihrem Schaden, unter solchen Umständen, nicht frey von aller Misanthropie. Solon verschloß sich in sein Haus, da er der Tyranney des Pisistratus nicht länger widerstehen konnte; er warf seine Waffen auf die Strasse mit der Erklärung: lange genug habe ich die Gesetze und mein Vaterland vertheidiget, und nun machte er Verse gegen die Athenienser.

Kein Hofmann hat Herz und Eingeweide, und wünscht sich nicht deswegen zuweilen vom Hofe an den Pflug. Ohne Ekel und Aerger kann er nicht ansehen, wie oft man sich bey Hofe seine Existenz blos durch den Kammerdiener giebt; oder wie Hofdamen den ganzen Tag witzige Einfälle mit Papageyen auswechseln, und dann doch jedes Verdienst anschwärzen, jede Tugend verlachen, und zumal niemand schätzen und preisen, der sein Glück nicht durch die Garderobe sucht. Ihn jammert aller der Ränke und Schliche, durch die man die bestgesinnten Fürsten in Irthum führt, und oft die scharfsichtigsten verblendet. Er verachtet zwar die Cabalen kleiner Menschen gegen grosse, und zuckt die Achseln, wenn er sieht, wie jene scheelsüchtig an diese hinaufblicken, bis sie sagen können, nun ist ein Fehlerchen gefunden; und dann wähnen, wenn das Fehlerchen herumgeflüstert ist, nun gelte der grosse Mann nicht so viel als ein Geck. Aber Beichtväter, die den Galgen verdienen, hält er doch nicht für so gefährlich, wie die armen schwachen Männerchen, denen der Bauch zerspränge, wenn sie glaubten, der Fürst gebe irgend einem vortreflichen Menschen ein gutes Wort.

Beneidet und gehaßt, belatscht und verfolget war Dion von den Hofleuten des jüngern Dionysius, weil er nicht lebte wie sie; weil er nicht oft genug in ihre Gesellschaften kam, und weil er ihre Reden und Gesinnungen nicht liebte. Kammerherren und Hofjunker gaben seinen Tugenden die wahrscheinlichsten Farben des Lasters; sie verschwärzten ihn bey dem Dionysius; sie hiessen sein ernsthaftes Wesen Stolz, und die Freymüthigkeit seiner Reden Uebermuth und Hartnäckigkeit; sie sagten, wenn er einen guten Rath geben wollte, er mache Satiren, und wenn er an ihren Ausschweifungen nicht Theil nahm, er verachte sie; und hatten, was den letzten Punkt betrift, Recht.

Alle diese schiefe und falsche Urtheile der Menschen, der verkehrte Gang, der so oft alles in ihren Köpfen hat und nimmt, dieß alles zeigt, daß man bey den menschenfreundlichsten Gesinnungen zuweilen Ursache haben mag, die Menschen zu fliehen.

Nur hassen muß man sich nicht. Schiefe Köpfe und ihre Urtheile muß man verachten; aber sie hassen ist der Mühe nicht werth. Haß vertilget alle Liebe, und was ist ohne Liebe das Leben! Ein kleiner Abweg leitet von gerechter Abneigung für die Menschen zu Menschenhaß, leicht, schnell und fürchterlich. Wer sich ärgert über alle Thorheiten und Fehler, die er siehet; wer dieß alles wiederkauet, auch nur zur Vermehrung seiner Menschenkenntniß; hasset die Menschen, sobald sie ihn beleidigen.

Dann schwärzt sich seine Galle; dann beobachtet er selbst alles falsch, und beurtheilt selbst alles schief. Dann verfällt er in Argwohn, Misverständniß, Bosheit und Wuth; und wenn endlich Leidenschaft ganz mit seinem Verstand davon läuft, so wünschet er vielleicht vollends mit dem Herrn von Saint Hyacinthe eine einsame Insel bewohnen zu können, um jeden verunglückten Menschen, der auf derselben nackt, verhungert und erfroren ankäme, zu tödten.

Mit diesem schwarzen Gift im Unterleibe und vielem Stolze wird, zumal bey vieler Gelehrsamkeit und grosser Schiefheit des Kopfs, dann alles an solchen Menschen widerhaarig. Sie tragen allenthalben mit sich die Pest ihres Misvergnügens und ihrer Rache. Bald lachen sie satanisch, bald brummen sie wie Bären den ganzen Tag und kommen immer zuerst gegen diejenigen, die ihnen mit Freundlichkeit begegnen, in Wuth. Solche Bitterkeit des Sinnes ist ein mächtiger Beweggrund zur Einsamkeit, und zur Feindschaft mit allen guten Menschen.

Mich schauert ist noch, so oft ich mich eines Ungeheuers aus dieser Classe erinnere, das ich in der Schweiz zuweilen sehen mußte. Dieser fürchterliche Menschenfeind kochte zu Hause immer Pandektengift. Mir war beständig, als wenn ich Schlangen aus seiner wilden, ungekämmten

27. Herr von Saint Hyacinthe war Sohn des berühmten Bischofs Bossuet, und Verfasser des angenehmen Buchs Chef d'Oeuvre d'un Inconnu par le Docteur Mathanasius. Anm. J. G.

Parucke wirbeln sähe. Rother und blauer Aussatz deckte sein Gesicht. Der liebreichste Blick aus seinen buschigten Augenbraunen war ein Blick aus der Hölle. Bey jedem Worte hieng er euch einen Proceß an den Hals. Er weidete sich an allem Bösen, wie ein Esel am Feigenbaum, oder ein Herbstdieb am Weinstock. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Poltergeister im Lande, und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle biedere Leute, liebkoſete jeden Böſewicht, bewirthete jeden Verläumder, regiſtrirte alle Verläumdungen, protokollirte alle Lügen, advokatiſirte für den Teufel, und war Vater einer Furie.

Dieſer Helvetiſche Timon befand ſich dabey vortreflich. Er machte ſich täglich jene kleinen menſchenfeindlichen Freuden im Stillen; und lebte in ſeiner Einſamkeit zufrieden und glücklich.

Lucians unglücklicher Timon hatte Gründe zum Menſchenhaß; er bedurfte keiner Sophismen, und philoſophirte in ſeiner Einſamkeit ohne alle Juriſterey. Dieſer einſame Landfleck, ſagte Er, ſoll meine Wohnung ſeyn, und mein Grab. Alles, was Menſch iſt und heißt, ſoll mich künftig anſtinken. Bekanntſchaft, Freundſchaft, Mitleid und Erbarmen ſollen mich nicht mehr beziehen. Unglückliche zu beklagen, Nothdürftigen aufzuhelfen, iſt Schwäche und Verbrechen. Ich will wie die Thiere des Feldes mein Leben hinbringen in der Einſamkeit, und niemand ſoll Timons Freund ſeyn als Timon. Alle Menſchen will ich für Schurken halten und für Betrüger, Umgang mit ihnen für Entheiligung, und Geſelligkeit für Fratzen. Verflucht ſey der Tag, da mir einer von ihnen vors Angeſicht kommt. Ich will die Menſchen anſehen wie Blöcke von Erz oder Stein; ich will keinen Frieden mit ihnen haben und kein Verkehr; meine Einſamkeit ſey eine ewige Gränze zwiſchen ihnen und mir. Anverwandte, Freunde und Vaterland, heiſſe ich leere Namen, die niemand verehret als ein Narr. Verachten will ich alles Lob, und vermaledeyen die ekelhafte Schmeicheley. An nichts will ich Vergnügen finden, als an mir ſelbſt. Alleine will ich den Göttern opfern, alleine ſchmauſen; Ich will mein Nachbar ſeyn und mein Geſellſchafter. Mein Lebenlang will ich alleine ſeyn, und allein, wenn ich ſterbe. Ich will berühmt ſeyn und ausgezeichnet durch mein mürriſches und brummiſches Weſen, durch meine widerhaarigen Sitten, durch meine Grauſamkeit, durch meinen Zorn, und durch meine Unmenſchlichkeit. Stirbt ein Menſch in den Flammen, und flehet er mich an, daß ich das Feuer löſche, ſo will ich Pech oder Oel hinein werfen, damit es beſſer brenne. Wollen die Fluten einen andern verſchlingen, der ſeine Hände nach mir ausſtrecket, ſo faſſe ich ihn bey dem Nacken, und tauche ihn tüchtig herunter, damit er erſaufe.

Man weiß, aus wie ſehr natürlichen Veranlaſſungen Lucian, der witzigſte unter allen witzigen Köpfen in der Welt, dieſen unübertreflich gezeichneten Wahnwitz ableitet. Dieß iſt die äuſſerſte Gränze der Wuth

und der Tollheit, wozu Ungerechtigkeit, Undank, und alle Arten von schnöder Begegnung einen Menschen führen könnten, der anfangs ein guter und wohlthätiger Mensch gewesen wäre, wie Lucian seinen Timon beschreibt. Aber nicht nur solcher Wahnwitz, sondern jeder kleine Anstrich von Melankolie aus solchen Ursachen erregt den Trieb nach Einsamkeit. Antonius nannte die Wohnung Timons Haus, die er sich nach der unglücklichen Schlacht bey Actium bauen ließ; und lebte da, in der Entfernung von der menschlichen Gesellschaft, eine Zeitlang, von aller Welt verlassen.

Es giebt endlich auch Menschenfeinde genug, die sich über niemand zu beklagen haben. Sie lieben die Einsamkeit, denn sie hassen das Licht. Aus ihrer Einsamkeit schleichen sie nur, wenn es dunkel ist, heraus. So schleicht der Neid, von dem die Caraiben sagen: er sey eine der ersten Creaturen auf der Erde gewesen, er habe das Uebel auf derselben verbreitet, und geglaubt, er sey sehr schön, aber beym Anblick der Sonne habe er sich verborgen, und nun erscheine er nur bey Nacht.

Aber auch ohne Hypochondrie; ohne Widerwillen gegen die schiefen und falschen Urtheile der Menschen, ihre Scheelsucht und ihre Wahrheitsscheu; ohne eine Spur von Menschenhaß und Menschenfeindschaft in der Seele; ohne irgend ein unsanftes oder einer philosophischen Denkart unwürdiges Gefühl, suchen und wünschen sich doch eine grosse Anzahl von Menschen die Einsamkeit, blos aus Verlangen nach dem Umgang der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten und Völker.

Sie streben nach diesem gewählten und geliebten Ziel mit Leidenschaft und Eifer, und hassen nichts, als was sie auf ihrem Wege hindert und hemmt. Jeden Stein wälzen sie weg; sie überwinden oder fliehen jede Abhaltung. Aller Trübsinn verschwindet in Freyheit und Ruhe, und dann sehnet und seufzet man weiter nach nichts. Weit weg von der Gesellschaft der Menschen fliehen sie freylich, aber im Siege mit sanftem Sinn; und dann ohne irgend eine andere Rücksicht, als Freude über Zeitgewinn und Musse, und Liebe für Wissenschaft, Freyheit und Ruhe. Unlust an Welt und Leben hätten die fürchterlichsten Folgen wenn nicht Einsamkeit auch die edelsten Vergnügungen demjenigen darböte, der sie sucht.

Für jede schöne Seele ist Einsamkeit das Gegengift der Misanthropie. Aber Seelen voll Begierde nach ihrer eigenen Vervollkommnung; voll Trieb zur Thätigkeit im Stillen und zu grösserer Wirksamkeit und Ausbreitung ihrer Kraft; Seelen, die etwas mehr wirken wollen, als man bey dem alltäglichen Lebenstritt wirket; die auch etwas für Menschen seyn möchten, die sie nicht kennen, und von denen sie nicht gekannt sind; solche Seelen sind berechtigt zum edeln Widerwillen gegen alle Zerstreuung, und zu einiger Nichtachtung für die müssige Art, womit man gewöhnlich das Leben wegtändelt. Treibt aber auch Unlust an Welt und Leben mit solcher Absicht in die Einsamkeit, so lohnt uns

diese dann wieder mit einer Energie von Gedanken und Gesinnungen, durch die man gleichgültig wird für alle schiefe und falsche Urtheile der Menschen, und stark genug an Geist und Herz zu jeder schweren Tugend.

Geist und Herz werden in der Einsamkeit erweitert, belebet, geschärft und gestärkt. Philosophen, Dichter, Redner und Helden, die ihre Kenntnisse vermehren und sich erheben wollten über den gemeinen Ton, suchten und liebten darum immer die Einsamkeit. Die Gesellschaft der Menschen verliessen sie für die Stille ihrer Gärten, und ihre freundlich einladende Schatten. Homer mahlte wol darum die einsamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und einer Wahrheit, daß wir, wie Cicero sagt, durch seine Beschreibungen sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes floh in eine Kammer unter der Erde fern von dem Geräusche Athens, blieb da ganze Monate, und ließ sich die Hälfte seines Hauptes scheeren, damit es ihn nicht gelüste, diese Kammer zu verlassen, wo er seine Reden schrieb. Epikur lebte auf einem Garten. Die berühmtesten Helden Griechenlands und Roms theilten sich zwischen den Waffen und den Büchern, ihren Geschäften im Felde und der süssen Arbeit im Stillen, und waren eben so groß durch Philosophie, als durch Krieg. In einer schauerichten Einöde hub sich der Kirchenlehrer Hieronymus empor zu männlicher Beredsamkeit und grosser Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt aus dem Dunkeln seinen Glanz. Die Druiden räumten die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien, wenn sie von ihren Amtsgeschäften frey waren, lebten in Wäldern, unterrichteten in ihrem Schatten junge Leute von grosser Hoffnung, und waren zugleich die Priester, Gesetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philosophen dieser Völker.

Joseph, der größte aller deutschen Kaiser, und einige Könige, die Menschheit eben so hoch und zuweilen höher schätzen als ihre Krone, haben blos, um als Menschen zu leben, und sich ihren Geschäften besser zu widmen, in unsern Zeiten angefangen, ihre Palläste und ihre Gärten stille und bürgerlich zu bewohnen, und sich da bedankt für den Hofmarschalls-Catechismus.

Schattigte Gärten und stille Landgegenden sind der geliebteste Aufenthalt der größten Heerführer unserer Zeit. Noch freue ich mich des ersten heitern Tages, den ich in Deutschland hatte, als ich in den Wäldern von Antoinettenruh, bey Wolfenbüttel, einen, den berühmtesten Helden des Alterthums durch Liebe für die Litteratur und Kraft und Hoheit des Geistes ähnlichen, jungen Helden einsam und gedankenvoll, und mit dem Blitz in seinen Augen lesen sah. Noch glühet mir mein Herz bey der Erinnerung, wie ich bald nachher auf dem Wege von Braunschweig nach Hannover an das ruhige Landhaus unsers Erretters kam, und

42. unsers Erretters, Herzog Ferdinand von Braunschweig.

mich, durch das vom Flusse der Alpen mitgebrachte Andenken aller seiner auch in jenen friedsamen Hütten vom Vater dem Sohn erzählten grossen Thaten, innigst bewegt und mit Freudenthränen lehnte auf eine französische Canone vor seiner Thür.

Zu Sanssouci, wo jener alte Kriegesgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt; wo er sein Volk regiert, wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmanns liest, und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunenden Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabey zu suchen als das allgemeine Beste, und wo er in der andern Dichter ist und Philosoph; herrschet weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde höret. Ich bestieg diesen Hügel zum erstenmal im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nah war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sey, und was ich wolle? Ich sah nichts, und gieng frey und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause.

Könige und Philosophen, Helden und Weise, alle nach Licht und Aufklärung und Stärke der Gedanken und Gesinnungen strebende Köpfe, suchten in allen Zeiten die Einsamkeit, und empfanden ihre Kraft. Ein Engländer, den ich wegen des Reichthums und der Wahrheit seiner Gedanken oft anführe, sagt: es finde sich kaum ein Schriftsteller, der die Vortheile eines einsamen Aufenthalts nicht anpreise, der sich und seine Leser mit den Melodien der Vögel, mit dem sanften Wehen der Gebüsche, und dem Geräusch kleiner Wasserbäche nicht unterhalte; es finde sich kaum ein Mensch von hohem Geist, ausnehmenden Fähigkeiten, oder durch grosse Thaten erworbenem Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde nachließ.

Verlangen nach Einsamkeit ist sehr oft Verlangen, sich Menschen mitzutheilen, die man nicht kennt, oder von denen man wünscht, gekannt zu seyn. Ach wie trübselig verschwindet das Leben an einem Orte, wo der Geist auf die elendeste Weise erschlaffet und hinwelket; wo man immer ausrufen muß: alles ist hier leer, kalt, dürr, todt und öde! Was hundert Meilen weiter Eingang in die besten Köpfe und die schönsten Herzen findet, wird immer da angespyen, wo man es schreibt. Augen, die einen Schriftsteller vorhin mit keinem Blicke würdigten, sehen scheelsüchtig auf ihn, sobald er auch nur ein wenig den Kopf in die Höhe hebt. Wenn ihn dann alle Feinde der Freyheit verfolgen; wenn ihn hinter dem Rücken alle zimpen Damen hohnnecken; wenn man ihn in allen Tribunalen schimpft: so geht er doch ruhig durch diesen Mückenschwarm. Wer

41. zimpen, zimperlich.

Sachen schreibt, die den Menschen zeichnen und treffen, und dann klagt wie Petrarch und Meißner findet antwortende Herzen in allen Jahrhunderten.

Ein Cordon der Dummheit umzieht vielleicht in Deutschland tausend brave Männer, und raubt ihnen Gesundheit und Leben. Ach wie viel unvollendetes lassen sie unvollendet; und wie rührend sagen die Besten unter ihnen: ich lebe und liebe, leide und wirke, empfange und gebe, misse und genieße, besitze und mangle immer mehr! Aber je düsterer und frostiger, kahler und schaaler, Hof und Stadt sind, die solche Seelen einschließen; desto muthiger und kühner bilden sie doch oft sich selbst. Unser Wieland, dessen Namen die Musen und Grazien izt so gerne den Zweiflern an den Fähigkeiten und Fortschritten der Deutschen nennen, ward in einer kleinen Stadt in Schwaben, in dem einsamen und unbekannten Biberach, der Stolz seiner Nation, und ein Schriftsteller von mehr Griechischem Geiste, als vielleicht kein Italiener, kein Engländer, kein Franzose.

Wo wurden die größten Philosophen, die größten Staatsmänner, groß? Schrieb Aristoteles seine Bücher unter den Hofleuten des Königs in Macedonien? Schrieb Plato die seinigen in der Gesellschaft des Dionysius? Alle suchten die Stille. Leibnitz wohnte im Sommer auf einem Garten bey Hannover. Keiner von allen unsern itzigen deutschen Exministern und Ministern, die durch ihre Aufklärung weit umher Licht und Zutrauen und Freyheitssinn verbreiteten, die das Reich der Dummheit in seine engsten Gränzen trieben, heiligen Schurken und Schurken an Höfen die blendende Maske vom Gesichte rissen und vor die Füsse warfen; keiner von diesen Lichtverbreitern und Völkererziehern bildete sich auf Assembleen und mit Karten in der Hand. Necker ward nicht auf Petitsoupees in Paris, der Mann, von dem Frankreichs Geschichte sagen wird, auf einen solchen Fels baut ein Reich seine ewige Grösse.

Die Reihe dieser mannichfaltigen Triebe für die Einsamkeit schliessen endlich Religion und Schwärmerey. Jene führet ins Stille aus den edelsten und erhabensten Beweggründen, der tiefsten Ueberzeugung des Verstandes, und dem wahrhaftesten und innigsten Herzensbedürfniß. Diese ist Ausartung jener hohen Beweggründe, aus Schiefsinn, verkehrtem Eifer, Aberglauben und Thorheit.

Erhabene religiöse Seelen fühlen den Trieb zur Einsamkeit mit fort-

2 f. Petrarcha sagt: alle Federn, alle Zungen waren gegen mich gewitzt; meine Freunde wurden meine Feinde; der Neid verfolgte mich bis ins Grab; das Volk, das meine Lieder auswendig wußte, zerriß meine Ehre; und von denjenigen, die mich am wenigsten kannten, ward ich am meisten geschmäht. Anm. Z.S. — Meißners Klagen gegen sein Publikum, im deutschen Museum vom Januar 1783, hatten für meine Ohren einen Schwung, eine Neuheit und einen Zauberklang, der mich innigst bewegte und rührte, der aber freylich Miston seyn wird für Höflinge, zimpe Damen und Tartuffen. Anm. Z.S. — Aug. Gottlieb Meißner (1753—1807), der Verfasser der vielgelesenen „Skizzen" (14 Sammlungen, Leipzig 1778—1796).

reissender Kraft beym Anblick der Welt und ihrer Gefahren. Vielleicht misbilligen sie im Feuer ihrer Andacht auch manche unschuldige Freude mit einem Trübsinn, den die Sittenlehre der Religion verwirft. Aber in der Ueberzeugung, daß die Welt einmal nicht das ist, was ihnen ihr größtes Vergnügen bringen kann, tändeln sie doch nicht ihr Leben hinweg. Voll Hoffnung höherer Freuden und einer bessern Zukunft, setzen sie sich in die Unabhängigkeit von dem Irdischen, nach der jedes schöne Herz im Kloster strebet. Verläugnen wollen sie lieber frühzeitig und in der Blüthe der Jahre, was wir alle auf dem Sterbebette müssen verläugnen. Im Leben wollen sie lieber Schauer und Schrecken empfinden als im Tode. Bey jedem Blick in die Ewigkeit, bey jedem Tritt auf ein Grab, verlieren darum alle Lüste der Welt für sie ihren Reiz. Darum gehen in der Römischen Kirche fromme Menschen ins Kloster. Darum giebt Mönchen und Nonnen diese Sinnesart, die nicht allgemeine Religion seyn soll, und auch nicht meine Religion ist, doch zuweilen eine Hoheit des Herzens und der Gesinnungen, vor der ich oft in der Stille meiner Kammer niederfalle, mit Beschämung, Wehmuth und Thränen.

Schwärmer fliehen aus überspannten Begriffen von Vollkommenheit die Welt. Mit jedem Fußtritt glauben sie sich um eine Stufe höher auf der Himmelsleiter, und verfluchen dann jeden, den sie auf ihrer Leiter nicht antreffen. Als Gefässe des Berufes und der Demuth, sondern sie sich oft schon in ihrer ersten Jugend von andern Kindern ab. Wenn diese Blumen sammeln, hucken sie mismüthig in einem Winkel. Wenn diese munter und frölich sind, begießt sie der junge Heilige mit Unrath, oder wirft sie mit Steinen. Dickköpfigt, argliftig, ungezogen, schmutzig und schadenfroh wachsen sie auf. Sie belauschen aus ihren finstern Löchern die Welt, ohne jemals zu verstehen, was darinn vorgeht; oder laufen keichend aus derselben weg, wie jener, der die Menschen floh, damit sie ihm seine gläserne Nase nicht zerbrechen. Schwäche der Vernunft macht ihre Imagination lebhaft, feurig und fliegsam; und werden sie auch in der Einsamkeit die größten Narren, so sind sie doch in derselben glücklich, wenn es in ihren Köpfen immer ungestört rappelt, faselt und spückt.

Den Trieb zur Einsamkeit aus allen bis hieher angebrachten Gründen werden gewiß diejenigen verstehen, von denen ich verstanden seyn will. Aber es giebt auch vorgebliche Ursachen und Beweggründe dieses Triebes, aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht, Faulheit, Wollust, Heucheley, Begierde, alte Sünden abzukaufen und neue zu begehen.

Leute von Stande ziehen in die Einsamkeit, der Mode wegen. Diese will, daß am Anfang des Sommers alles, was vornehm ist, oder sich für vornehm hält, auf das Land gehe, und sich alsdann einbilde, nun sey kein Mensch mehr in der Stadt. Ein Philosoph für die Welt hat angemerket, Personen von Stande treiben größtentheils zu diesem adelichen Marsch, weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wissenschaft; ihre einzige Absicht sey, eine Scene von Müssiggang mit der an-

dern zu vertauschen, und in der Stille zu schlafen, anstatt öffentlich ihre Nächte durchzurasen. Der größte Vortheil, den sie von der Einsamkeit haben, sey weiter nichts, als daß sie nun ihr lächerliches Leben in der Verborgenheit fortsetzen, und vor weniger Zeugen ihre Thorheiten verüben. Leute, die ihre Tage dem Müssiggang hingeben, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen. Die Dryaden machen sie nicht weise, sie lernen darum nicht besser denken, urtheilen und handeln, weil sie fern vom Menschengewühl sind. Die meisten Vornehmen, die im Sommer auf dem Lande verwüsten, haben also nach ihrer Rückkehr keinen andern Vortheil, als daß sie die Zeit wie andere ihres Ranges hingebracht, und izt eben so wie sie, von der Glückseligkeit und Schönheit des Landes plaudern können; von einer Glückseligkeit, die sie niemals fühlten, und von einer Schönheit, die sie niemals schätzten.

Ehrsucht, Liebe zur Bequemlichkeit, zum Müssiggang und zur Wollust, sind auch noch in unsern Zeiten die größten Beweggründe zum Klosterleben bey dem Vater, der diesen Stand für seine Kinder wählet; und bey dem Jüngling, der die Glorie sieht, die diesen Stand umgiebt.

Bauern und Handwerker glauben, daß man im Mönchsleben der Armuth und der Verachtung entgehe; und sie irren sich nicht. Viele junge Leute ergreifen den heiligen Bettelsack, weil man ihnen dabey ehrenvolle Aussichten vorspiegelt. Man kann auch stolz in alten Lumpen seyn; denn kein Soldat dünkt sich in seiner Uniform so vornehm, wie ein Bettelmönch in seiner Kutte. Der unwissende Pöbel hat für dieselbe eine fast abgöttische Hochachtung. Nach ihrer Regel widmen sich die Bettelmönche nicht einem Stande, worinn man der Welt entsagt, so feyerlich auch sonst ihre Gelübde sind, sondern einem Stande, der sie weit mehr in die Welt wirft, und in ungleich mehr weltliche Angelegenheiten verwickelt, als der Bauernkittel, den sie verlassen. Vormals brauchte jeder Hof bey den wichtigsten Staatsunterhandlungen Bettelmönche. In der Regel der Franciskaner sind eben so tief versteckte Absichten von Ehrgeiz und unumschränkter Macht, als in den ehemaligen Constitutionen des Jesuiterordens. Diese schändlichen Zeiten sind zwar vorbey, aber wer doch im Schweiße seines Angesichtes sein Brodt nicht essen will, verläßt seine väterliche Handthierung, und wird ein Rekrut der Bettelmönche.

Viele haben weder Lust zur Arbeit, noch Lust zum Studiren, und denken, man werde in Klöstern vom Seegen des Himmels fett. Wenn man sieht, wie diese Hummeln allenthalben herumstreichen, um den arbeitsamen Bienen den Honig des Landes zu rauben, so begreift man, wie Abscheu vor der Arbeit und Neigung zum Müssiggang alle Bettelorden vollzählig macht. Weit geringer ist immer die Anzahl derer, die wegen zugestossener Verdrüßlichkeiten, aus Ungedult und Verzweifelung, oder aus Abneigung für die Welt, oder aus wahrem Eifer für die Gottseligkeit, oder aus irgend einem fanatischen Triebe, sich in solche Klöster begeben. Die meisten Bettelmönche rief ihre Geburt zur Harke und zur Schaufel,

oder zum Hammer und zur Feile; aber sie wollten lieber in Klosterkleidern müssiggehen, in Müssiggange verehrt seyn, und dabey gut essen und gut trinken. Die Mühseligkeiten des Noviziats überwinden sie durch die Aussichten in eine bessere Zukunft, und wissen wol, daß wenigstens jeder Mönch, der in seinem Kloster ein Amt verwaltet hat, mehrentheils aus dem Kloster gehen kann, wann, wie lange, wie oft, wohin und mit wem er will. Sie sehen, daß die Bettelmönche eigentlich gar nicht von der Welt abgesondert sind, ob sie gleich alle hinter Mauern wohnen. Allenthalben findet man bey weltlichen Gesellschaften Franciskaner und Kapuziner. Gewöhnlich sind sie die besten Kundschafter von allem, was in dem Innersten der Familien vorgeht; und wegen ihrer abgeschmackten Possenreisserey an Tafeln von Dummköpfen die beliebtesten Gäste. Dann hat man auch, in unsern Zeiten, in Oesterreich Bettelmönche gesehen, die sich Kutsche und Pferde hielten.

Welchen fürstlichen Ueberfluß geniessen die vornehmen Mönche, deren Klöster Goldschlünde sind! Nach ihren Gelübden sollten sie ein armseliges, kasteyendes Leben führen, und sie wohnen in stolzen Pallästen, fahren in vergoldeten Wagen, und verzehren an ihrer Tafel die Reichthümer der schönsten Ländereyen. Sie lungern in ewigem Müssiggang, und fallen in alle Laster, zu denen Wohlleben führet. Wie viele Abteyen in Frankreich locken durch ihre angenehmen und schönen Wohnungen und herrliche Tafeln zu sich, gewähren jedem, der dahin zum Besuche kommt, jede Ergötzlichkeit, und geben selbst Beyspiele von jeder Art der Ausschweifung und der Lüderlichkeit! Die herrlichen und fruchtbaren Hügel um Neapel sind mit den reichsten und bequemsten Klöstern von Europa bedecket; und welcher unter allen Sünden entgehet wol irgend ein Mensch oder Mönch, und wenigstens in Gedanken wol irgend eine Nonne in Neapel? Aller Ehren werth war der Abt eines Benediktinerklosters, der rund und frey heraus gestand: das Gelübde der Armuth verschaffte mir hunderttausend Thaler jährlich, das Gelübde des Gehorsams erhub mich zu dem Range eines unumschränkten Fürsten; nur die fruchtbringenden Folgen seines Keuschheitsgelübdes erzählte er nicht.

Ein schöner Mönch macht allerwärts sein Glück bey christcatholischen Weibern. Ihre Männer dürfen sich darüber nicht beklagen, denn ein Mönch entsagt ja allen Lüsten der Sinne und des Fleisches. Aus wahrer Hochachtung für den in so vielen Ländern angebeteten Mönchsstand ist kein Spanier und kein Portugiese eifersüchtig auf einen Mönch; und in dem Mogolischen Reiche hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger bei seiner Tochter schläft.

Die Demuth aller dieser heiligen Väter scheint lobenswerth. Sie schmiegen sich und bücken sich, wo es Noth thut; und wem fällt ein, worauf, zum Exempel, auch wol ein Kapuziner stolz seyn wollte? Aber so oft ich doch in Kapuzinerklöstern war, und da vor ihrem heiligen Duft die Nase zuhielt, erinnerte ich mich an die Geschichte des Diogenes, der

einst in seinem Schmutz über die prächtigen Fußdecken in den Zimmern des Plato watschelte, und dann immer dabey ausrief: ich trete den Stolz des Plato mit Füssen. Ja, sagte Plato, aber nur durch eine andere Art von Stolz.

Bey unprotestantischen Dummköpfen verwebet sich allerdings immer ein Begriff von Heiligkeit mit dem Bilde eines Mönchs. Aber eben die entsetzlich grosse Menge von Dummköpfen in der Welt ist die Ursache so vieler Spitzbuben in allen Ständen. Mancher gleisnerische Bösewicht verbirgt darum unter einer Kutte seine Laster vor frömmelnden Seelen, und seine inwendige Heßlichkeit durch tiefgeholte Seufzer und an die Erde geheftete Blicke. Son Tche fand solche Einsame bey den Chinesern, und nennt sie eben so arglistige als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchlerische Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit suchen.

Alle die angeführten Ursachen und Beweggründe zum Klosterleben erwecken also doch nur einen heuchlerischen Trieb zur Einsamkeit. Wie viel erhabener etwa der Trieb zur Einsamkeit und zum Klosterleben unter der Herrschaft der Römischen Kaiser gewesen seyn mag, sagt einer der größten Geschichtschreiber mit Worten voll Wahrheit und Kraft, indem er zeigt, wie allgemein beliebte Mönche, deren Ruf an dem Ruhme und den Fortschritten ihres Ordens hieng, emsiglich bemühet waren, die Anzahl ihrer Mitgefangenen zu vermehren. Sie schlichen sich in edle und vornehme Familien ein; und die blendenden Kunstgriffe der Schmeicheley und der Verführung wurden angewendet, um sich solcher Proselyten zu versichern, die Reichthum in die Klöster brachten und Würde in die Möncherey. Mit Traurigkeit und Zorn beweinte vielleicht der Vater den Verlust eines einzigen Sohnes; das leichtgläubige Mädchen ward durch Eitelkeit verführet, die Gesetze der Natur zu brechen; die bejahrte Frau strebte nach eingebildeter Vollkommenheit, indem sie den Tugenden des häuslichen Lebens entsagte. Solche seltene und erlauchte Büssende pries man als den Ruhm und das Beyspiel ihres Zeitalters; aber die Klöster wurden auch durch Schaaren aus dem gemeinsten und niedrigsten Pöbel angefüllt, die durch diesen Tausch weit mehr gewannen, als sie verliessen. Bauern, Sklaven und Handwerker kamen da aus der Armuth und der Verachtung zu einem sichern und geehrten Beruf, dessen anscheinende Mühseligkeiten gelindert wurden durch Gewohnheit, durch Volksgunst, und geheime Verminderung der Zucht. Roms bedrängte und durch übermäßige Auflagen ausgehungerte Unterthanen entgiengen da dem Drucke der kaiserlichen Herrschaft; und der kleinmüthige Jüngling wollte doch lieber im Kloster büssen, als die Gefahren des Soldatenstandes dulden. Die erschrockenen Einwohner der Provinzen von jedem Range, die vor dem Einbruch der Barbaren flohen, fanden Schirm und Unterhalt in Gotteshäusern, wo sich ganze Legionen begruben; die nämliche Ursache rettete einzelne Menschen und entnervte das Reich.

Als Roms Bischöffe allmählig eine unumschränkte Gewalt sich erwarben über die Gemüther und Herzen der Menschen; als sie Fürsten und Könige an ihrem Seile führten wie zahmes Vieh; als Lügen aus dem Vatikan in der ganzen Christenheit das Wort Gottes verdrängten, und ganz Europa gebunden lag unter dem Joche der Pfaffheit, pries man das Klosterleben als eine zweyte Taufe, als einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele. Der Oberpriester an der Tiber bediente sich der Mönche zu Allem; in ihrer Abhängigkeit von ihm waren sie die auserwähltesten Werkzeuge seiner Ränke, und durch sie vergrösserten sich stromweise die Einkünfte der apostolischen Kammer. Erst machte man die Klöster zu einer Art von Gefängniß oder Verbannung, womit man in den Morgenländern seit dem sechsten Jahrhundert, und in Frankreich unter der Regierung der zwey ersten Königlichen Häuser die größten Herren strafte. Im siebenten Jahrhundert gab schon beynahe jeder Vater einige Kinder in diese heilige Wäsche. Man weihte dem Mönchsstande Kinder in der Wiege. Sie wurden durch eine schriftliche Versicherung den Klöstern geschenkt; sie sollten die Sünden ihrer Familie tragen, und ihr den Himmel verdienen. Mit Bann und Fluch belegte man dieses Geschenk, aus Furcht, der rasche Jüngling oder das blühende und verliebte Mädchen widersetzen sich einst der tollen Schenkung.

Die ganze Christenheit glaubte, man dürfe nur seine Güter den Mönchen zu verzehren geben, so sey ein langes und schändliches Leben ausgesöhnet bey Gott. Wenn gleich der schwächere Theil des Adels, um sich vor der Raubbegier des stärkeren zu retten, auch zuweilen Schutz bey den Mönchen suchte, und ihnen seine Güter zu Lehnen gab, so tauschten doch die meisten mit aufrichtigem Ernst ihre Aecker und Grundstücke gegen himmlische Schätze. Der Adel raubte auf offener Landstraße, und mordete ritterlich, und genoß jede Verbrechenslust auf Burgstall und Schloß, und tilgte dann dieß alles durch Allmosen an die Mönche, und war versichert, so komme ein Edelmann geraden Weges in den Himmel.

Durch Bereicherung der Klöster hofte man allgemein, sich jenseits des Grabes den glücklichsten Zustand für die Ewigkeit zu erkaufen. Die Franken glaubten, der jüngste Tag sey vor der Thür, und ihre Pfaffen sagten ihnen, es sey kein anderer Rath, denselben abzuwenden, als sein Vermögen in die Klöster zu geben; alle Stiftungsbriefe enthielten keine andere Beweggründe, als Erlösung der Seele und Abtilgung der Sünden. Die Hofnung der Seligkeit war für diejenigen noch gewisser, die mit ihren Reichthümern sich selbst in Klöstern begruben; durch ihre Erniedrigung und ihr Geld erlangten sie gedoppelt die Fürbitte der Mönche, dieser Gesalbten des Herrn und des Römischen Stuhls.

So erbärmlich wurden die Menschen in vielen Jahrhunderten durch Religionswahn geleitet; aber verachten kann man sie deswegen nicht, weil Wahn den grossen Haufen immer allenthalben und in Allem leitet.

Eben so andächtig und eben so fromm als in der christcatholischen

Kirche wäre man in Japan, wenn die Menge von gottesdienstlichen Personen, Einsamen, und Klöstern Andacht bewiesen. Aber das Verhalten der Japanischen Mönche und Eremiten zeigt, daß man auch zuweilen alte Sünden abwäscht, um neue wieder zu begehen.

Auf dem Wege von Meaco nach Jedo siehet man auf einem einzigen Berge nicht weniger als dreytausend Tempel. In Meaco selbst zählte man, den geistlichen Hof von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und fünfzigtausend hundert und neun und sechzig Pfaffen. Seit zwölfhundert Jahren blühet der Orden der Jammabos, oder Bergsoldaten von Japan, die ursprünglich nach ihrer Regel gehalten wären, für ihre Götter und die Religion ihres Landes zu fechten. Ihr Leben ist jedoch eremitisch, und ihre Absicht, die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für ein strenges zu verlassen, und die Kasteyungen des Leibes der Wollust vorzuziehen. Trieb und Drang zur Einsamkeit sind jedoch bey ihnen durch einige Bequemlichkeiten gemildert; denn diese Eremiten steigen zuweilen im Winter von ihren heiligen Bergen herab, baden sich aber täglich in kaltem Wasser, und nothzüchtigen dann auf der Stelle wenigstens alles, was weiblich ist. Der Trieb zur Einsamkeit und zum Klosterleben soll nur darum in Japan so ganz übermässig seyn, weil dort alle Heiligen, alle Mönche und Eremiten, unter dem frommen Deckmantel der Weltverachtung, im Dienste des Himmels, so geil leben können, als ihnen beliebt; aber bey den Japanern ist wie bey unsern Bettelmönchen der Trieb zur Einsamkeit nur Vorwand, und nicht Zweck.

Diese lange Reihe von Ursachen des Triebes zur Einsamkeit könnte ich noch mehr zerstückeln. Aber mancher würde mich nicht verstehen, dem es leichter scheinen mag, den Menschen zu predigen, als die Menschen zu begreifen.

Temperament und Kränklichkeit haben unstreitig bey vielen der angeführten Ursachen einen mächtigen Antheil. Jede wirket darum hundertfach bey dem einen, und wenig bey dem andern. Der stärkste Trieb zur Einsamkeit ist sehr oft ein unleugbares Merkzeichen zerrütteter Organen. Mehr oder weniger gedrückte und gereizte Nerven wirken leider nur zu schnell, zu tief und zu beharrlich auf unsere Seele und auf unser ganzes Verhalten, um auch nur den geringsten Zweifel übrig zu lassen, daß man nicht gerade deswegen so oft wünsche, alleine zu seyn. Menschenscheu und Menschenflucht sind immer im Gefolge der Melankolie.

Der Antheil körperlicher Ursachen an Hang und Trieb zur Einsamkeit wird sich jedoch besser entwickeln, wenn ich die Menschen betrachte, die in den Morgenländern zuerst das Beyspiel einer Lebensart gaben, womit man Menschen auf Felsen und in Wüsten lockte, weg aus der Gesellschaft ihrer Brüder in die angenehmen Wohnungen der Schlangen und der wilden Thiere; und dann auch die Völker, die aus natürlichen Anlagen mehr zur Ruhe und Absonderung geneigt scheinen als zur Geselligkeit.

* * *

Fünftes Capitel.

Einige Nachtheile der Einsamkeit.

Alle diese Triebe zur Einsamkeit vertragen sich also nicht immer mit der gesunden Vernunft. Sie sind auch nicht immer in Verbindung mit einer friedfertigen und gerne wie ein ruhiger Schatten durch die Welt hingleitenden Gemüthsart. Einige Nachtheile hat die Einsamkeit schon in ganz gewöhnlichen Absonderungen, und viele in jeder hartnäckigen Entfernung von Welt und Umgang.

Nicht alle Fehler der Einsamen entstehen aus der Einsamkeit. Man hat aus anderweitigen Ursachen auch wol Hang zu solchen Fehlern; aber desto nachtheiliger ist die Einsamkeit, wenn man ein Heer von bösen Gedanken und Trieben in dieselbe bringt. Ueberhaupt je sorgfältiger man dieses alles untersuchet und wiegt, desto eher erhellet das wahrhaftig Gute der Einsamkeit, wenn ich auch alles wegwerfe, was Schwärmerey ihr zur Ehre wähnt und lehrt.

Zur Hölle wird mich aber auch dafür der Schwärmer schicken, denn jede freye Beobachtung und der bescheidenste Gebrauch der Vernunft ist ihm ein Dorn im Auge. Ihr müßt ganz sein Freund seyn, oder ihr seyd ganz sein Feind. Alles was er sagt, müßt ihr glauben, wenn er auch nicht weiß was er redet. Alle seine Träume nennt er Grunderfahrungen; denn er faselt wenn er spricht, und glaubt was er träumt. Sich selbst und alles Gute opfert er seinen Hirngespinsten auf, und giesset seine Zornschale jedem ins Gesicht, der nicht ganz denket wie Er, und nicht ganz in wilder Wuth mit ihm fortrennt.

Böse und gute Wirkungen der Einsamkeit, unter mancherley Umständen, in mancherley Köpfen und Herzen, muß man indessen doch beobachten und prüfen, bevor man sagen kann, in welchen Fällen die Einsamkeit schadet und wo sie gute Früchte bringt. Man muß untersuchen wodurch Einsamkeit eben so zufrieden macht als Umgang mit der Welt und unter welchen Umständen und zu welchem Zweck es gut sey, daß Menschen unternehmen die Menschen zu fliehen. Die Entfernung von dem gewöhnlichsten Weltumgange hat schon vieles gegen sich und dann wohlbenutzte Einsamkeit auch wieder unendlich mehr für sich; nicht für alle Menschen, aber für viele. Von den Nachtheilen der Einsamkeit würde ich bey der Behandlung einer so schönen Materie dennoch gerne schweigen, wenn ich, wie andere vor mir, hier weiter nichts schreiben wollte als einen Roman über die Einsamkeit.

Der Mensch ist in einsamem Müssiggange wie ein stehendes Wasser, das keinen Abfluß hat und fault. Durch geschäftlose Ruhe und durch allzugrosse Anstrengung werden Leib und Seele ungesund.

Plötzlich ermattet jeder Theil des menschlichen Körpers, wenn er ohne abwechselnde Ruhe immer wirket. So ermattet auch der Geist dessen

der immer nur Eins thut, immer die nemlichen Gegenstände sieht, immer die gleiche Arbeit hat, immer zieht an dem nemlichen Lastwagen. Einsamkeit drückt jeden der aus Kränklichkeit sich nicht lange in sich selbst und mit sich selbst beschäftigen kann. Er erlieget unter jeder Arbeit, wenn ihn Pflicht oder Leidenschaft nicht mehr regsam machen und der letzte Funke seines Geistes erlöschet in ungeselliger und geschäftloser Stille unter Mismuth und Melankolie. Alsdann ist es Zeit gute und freundliche Menschen zu suchen, bis man wieder Lust hat zu stiller Thätigkeit und Vergnügen an sich selbst.

Ohne Abwechslung und Erholung erstarret der Mensch in der Einsamkeit, wenn er die Kraft nicht hat eine grosse Anstrengung lange auszuhalten. Seine Ideen werden steif und unbiegsam. Seine Einsichten und Meinungen gelten ihm bald über alles, wenn er auf anderer Einsichten und anderer Meinungen in Nichts mehr achtet. Am Ende schätzet er Nichts als sich selbst. Charakter und Sitten gewinnen augenscheinlich, wenn man im Weltumgange an Widerspruch sich gewöhnet hat, und an Leute die nicht denken wie wir.

Einsamkeit wird immer dadurch gefährlich, daß ein jeder in derselben sich selbst zu sehr gefällt. Wie oft geben junge Damen, die auf dem Lande wohnen, aber mit ihren Herzen immer in den Städten sind, schnöde und bitter da ihren Ausspruch über alles; wie herrisch entscheidend, wie hartnäckig und spitz, ergreifen sie da Partey über Menschen und Sachen. Landedelleute gewöhnen sich oft, in öden Gegenden, an einen solchen hohen Grad von ungeschliffener Hartnäckigkeit in ihren unbilligsten Behauptungen, an einen solchen Starrsinn in allen ihren Handlungen, daß es beynahe ganz unmöglich ist, irgend ein Geschäft mit ihnen abzuthun. Plato sagte: Stolz, Eigensinn und Hartnäckigkeit seyen eine beständige Wirkung der Einsamkeit; und dieß ist begreiflich, weil ein ganz für sich selbst und alleine lebender Mensch niemand zu gefallen verlanget, sobald er sich selbst gefällt. Daß Er alles könne was er will, glaubt Er, weil seine Knechte und sein Vieh alles thun was er befielt.

Eben so unvertilgbar ist eines cynischen Einsamen heiliger Respekt für seine Grillen und tiefe Bewunderung seiner selbst. In der vollen Ueberzeugung, alle seine Ideen seyen göttlichen Ursprunges und unmittelbar Eingebung des Himmels, rufet Er jeden, der nicht eben so denkt, vor den Richterstuhl Gottes als einen Verbrecher und schleudert, als oberster Weltrichter hienieden, gegen die von ihm verabscheute Weltvernunft Blitze aus dem Lycopodiumspulver seiner Erfahrungstheologie.

So viel an innerer Kraft gewinnt indessen jeder in sich selbst gezogene und in cynischer Unabhängigkeit von allem Aeusserlichen lebende Mensch, als er an Einsamkeit aushält. Aber derber Hartsinn, hochtrabende Selbstzufriedenheit, bäurische Grobheit, schnöde Verachtung und gänzliches Unvermögen unter vernünftigen Menschen irgend etwas zu wirken, sind sehr oft im Gefolge dieser Kraft.

Eine Anzahl Sprudelgeister erinnert man sich vielleicht, die vor einigen Jahren sich über alle Bande des Universums hinwegsetzten, die in mehr nicht als fünf genau gezählten Jahren ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Anführung, durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her und alle Zeitalter vor sich verdunkeln und überflügeln wollten. Sie nahten sich den Herzen der Menschen mit Sitten aus den Zeiten Knipperdollings; und ihrer Meinung nach, herrschten sie schon von Winterthur bis nach Astrakan über alles Volk, wie über Hunde und gemein Vieh. Aber in weniger als fünf Jahren waren alle diese glänzenden Hofnungen bankrott! Die betrübte Erfahrung zeigte bald, daß diese aus dem Samen Rousseaus in sandigtem Boden gezogene Kraftknaben, wie in der Unterwelt der Ochsenträger Milon beym Lucian, nicht eine Fliege wegjagen konnten. Sie hatten das Aeußerste versucht. Aber sie waren weder Rousseaus noch Fränkline und in der menschlichen Gesellschaft was ein Rad ohne Zähne in einem Uhrwerk, welches nirgends eingreifen kann und wo es anstößt den ganzen Mechanismus verwirret.

Vielleicht hätte die leidige Genieseuche in Deutschland weniger gewütet, wenn sie nicht am meisten unter rohe junge Leute gekommen wäre, die in der Entfernung von allem Weltumgange lebten, in bacchantischer Einsamkeit jene wilde Anfälle von ihrer Selbstheit hatten und jene jämmerliche Träume von ihrer Kraft.

Sodann war ausgemacht bey diesen Knaben, man müsse ohne Lust und Liebe nichts lernen und nichts treiben. Die Absicht schien gut und der Weg sanft. Aber deswegen sieht man seitdem so oft Genies in zerrissenen Hosen; und einige die nicht undeutlich zu verstehen geben: es wäre ihnen weit besser gedient mit etwas weniger Respekt für ihre Kraft und desto mehr mit einem alten Ueberrock.

Könige und Fürsten bezahlen eigentlich nur Leute, die sie gebrauchen können. Das thäten wir auch, wenn wir Könige und Fürsten wären. Daher giebt es in Deutschland sehr wenig Pensionen für Genies. Tänzerinnen und Tonkünstler kosten zwar freylich unsern Fürsten so viel, daß eine ganze Akademie von Philosophen oft an der Pension eines einzigen Kastraten genug hätte. Also wäre es doch besser, wenn jeder junge Mensch, anstatt aus seiner Einsamkeit Deutschland umstimmen und die Welt reformiren zu wollen, sich erst ein wenig in der Welt umsehe und dann vorläufig seine Reformation auf niemand weiter ausdehnte als auf sich selbst.

1. Sprudelgeister: die Stürmer und Dränger sind gemeint; man vergleiche die Einleitung zu Bd. 79 der Kürschnerschen Nationallitteratur. — 3. fünf ... Jahren, von 1776 bis 178'. Anm. Z.S. — 6f. mit Sitten, also nicht suaviter in modo, et fortiter in re. Anm. Z.S. — 12. Milo von Kroton (nach Herodot 520 vor Christus lebend) trug einstmals einen lebendigen Stier auf seinen Schultern durch die Rennbahn von Olympia. Er starb, indem er einstmals im Walde einen starken Baumstamm aus einander reißen wollte, sich aber dabei die Hände einklemmte und so gänzlich hilflos eine Beute der wilden Tiere wurde.

Etwas nachtheiliges wirket Einsamkeit auch wol für Gelehrte, die man sich jedoch äusserst unter sich verschieden denken muß; so verschieden, als etwa im Thiergeschlechte den Elephant und den Hahn oder den Adler und die Kröte.

Viele Gelehrte leben ganz für sich alleine, oder nur unter wenigen Menschen und kommen dann ausserhalb ihrer Studierstube ganz aus ihrem Element. Ihre Lage hat etwas Klösterliches und darum mischet sich auch in ihr ganzes Wesen zuweilen etwas von Mönchsmanier. Man wird es mir nicht glauben wollen und es soll doch ganz gewiß seyn, daß man in Deutschland, sogar auf der Kanzel und in einer sehr berühmten Stadt, die Gelehrten dringend und inbrünstig bat: sie möchten sich doch vor den gewöhnlichen Fehlern ihres Standes hüten; vor der Ungeselligkeit, vor der Menschenfeindschaft, vor der Verachtung alles dessen was nicht in ihrem Kreise liegt oder zu ihren Beschäftigungen gehöret. Sie möchten doch nicht stolz seyn und nicht herrschsüchtig; sie möchten doch den Schwachen, den Unwissenden, den Irrenden mit Liebe tragen; ihn nicht beschämen aber belehren; nicht über Alles entscheiden, und insonderheit nie ohne Gründe. Sie möchten sich doch zu jedermanns Fassung herab lassen; sie möchten doch jeden bescheidenen Widerspruch mit Gelassenheit anhören; sie möchten doch, selbst von den Nichtgelehrten eben so gern lernen, als sie andere lehren; und um Gottes willen, doch alle ihnen fremde Einsichten, doch alle ihnen fremde Vorzüge, doch alle nützliche Beschäftigungen andrer Menschen nicht verachten.

Wie viel oder wenig diese Predigt gefruchtet hat, kam nicht bis zu meinen Ohren. Aber so viel ist gewiß, daß der Mangel von gutem Umgang mit Todten und Lebenden oft Gelehrte, in ihren eigenen Augen, zu Wesen von grosser Bedeutung macht; und darum sind sie dann auch, in anderer Augen, ausserhalb oft Wesen von sehr geringem Gehalt. Mancher ist in seinem Schulwinkel eine lange Zeit her gewohnt, sich immer alleine sprechen zu hören, und darum erstaunt er, wenn er neben sich Leute sieht die auch sprechen wollen. Manchen befällt, in seinem kleinen Umgang, ein so sehr übermüthiges Vertrauen zu sich selbst, daß er vollends die Fähigkeit verlieret, dasselbe im grössern Umgang zu mildern, oder zu verheelen. Mancher vergißt bey seinen Büchern die Menschen so sehr, daß er wirklich gegen das moralische Gefühl von jedem anstößt; und mancher wird, im beständigen Umgange von ein paar rohen Studenten und ein paar der erbärmlichsten Creaturen aus dem niedrigsten und bettelhaftesten Pöbel, so witzig, daß er wirklich für die Welt keinen Witz mehr hat.

Viele Tage konnte man mit Plato umgehn, ohne zu wissen daß er Plato war. Ein Fremdling hatte eine lange Reise gemacht, um diesen grossen Philosophen zu sehen; und wie erstaunt war er, als man ihm sagte, Plato sey der einfache und geschmeidige Unbekannte, mit dem er schon einige Tage her, in Gesellschaft unter einer Menge von Alltagsgesichtern gesprochen hatte, ohne ihn mehr zu bemerken als irgend einen andern. Dem Plato schadete also die Einsamkeit eben so wenig, als zwey

gröſſern deutſchen Weltweiſen aus unſerer Zeit, dem edeln Mendelsſohn, und dem liebenswürdigen Garve.

Wer lacht nicht über einen Profeſſor, der aus ſeiner Bude, jedem der ſeiner Waare nicht bedarf, ein ſchief Maul macht! Aber unter Menſchen, die Menſchenverſtand haben, iſt es allzubekannt, daß ein Profeſſor eben darum weil er ſich einbildet, er habe einen Verlag wie keiner neben ihm, doch noch vieles ſich anſchaffen könnte, das man in ſeiner Bude nicht findet.

Ein ſo ohnmächtiges und übel erzogenes Weſen verfällt in ſolche Thorheiten durch Einſamkeit, und das Leben im Schlafrock. Darum hat auch der ganze Geiſt eines Gelehrten, der in ſeinem Schulwinkel mit niemand oder nur mit den allerſchlechteſten Menſchen umgeht, in manchem Betracht ein etwas kurzes Geſicht, und dabey oft viele Schwäche und Kleinheit. Aber auch nur ſolche Geiſter bilden ſich ein: man lebe gar nicht oder man habe doch ganz gewiß keine Lebensart, außerhalb der Univerſitäten.

Ungezogenheit, die unvermeidliche Folgen der Anbetung roher junger Dümmlinge ſind, vergiebt man auch gern einem Gelehrten. Nachſicht bedarf ohne Ausnahme jeder Menſch; und warum wollte man nicht Nachſicht gegen ſolche Gelehrte haben, da man doch ſieht, wie ſehr beſcheiden ſie ihre Ohren niederhängen, wenn etwa auſſerhalb der Univerſitäten über ihre Kathederſchwänke niemand lacht?

Kathederſchwänke gelten nirgends, als unter dem einſamen engbeſchränkten Völklein, das ewig im Kreiſe academiſcher Begriffe und Vorſtellungsarten herumwirbelt; weiter von der Welt nichts geſehen hat,

13 f. Ein berühmter deutſcher Profeſſor hat ſehr oft geſagt: vita extra academias non est vita. Anm. Z.s. — 14 f. Es iſt unſtreitig, daß Profeſſoren zuweilen Proben von Lebensart ablegen, die kein anderer Menſch hat, und kein anderer Menſch niemals haben wird. Einer der gröſten deutſchen Fürſten ſchenkte einem deutſchen Profeſſor, den man auf ſeiner Univerſität für einen großen Weltmann hielt, eine goldene Tabatiere, und ſchrieb ihm dabey einen ſehr gnädigen Brief. Der Profeſſor ließ ſich mit dieſem Briefe in der einen Hand und mit der goldenen Doſe in der andern abmahlen, und ſchickte das Portrait an den Fürſten. Ich ſah in einem Zimmer des Fürſten dieſes in einer Ecke hängende Portrait, und erkannte auch augenblicklich den Profeſſor. Anm. Z.s. — 23. academ. Begriffe. „Academiſche Begriffe und Vorſtellungsarten behalten als Vorbereitungen ihren entſchiedenen Werth. Den Fortſchritten der Kenntniſſe werden ſie hingegen dadurch hinderlich, daß der Geiſt ſo vieler edler Jünglinge gerade in die Schranken und Leiſten hineingezwängt wird, die ſein Lehrer gezimmert hat. Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Philoſophie ꝛc. nach den älteſten oder neueſten Lehrbüchern, von demſelben Lehrer hundert horchenden Jüngern vorgetragen; ſollte eine ſolche Gleichförmigkeit der Vorſtellungsart dem Fortgang der Wiſſenſchaften zuträglich ſeyn? Es iſt immer daſſelbe Rauchfaß des Opferprieſters, immer derſelbe Altar der Schule oder der Academie; und im Rauchfaß, wie auf dem Altar, dampft noch dazu gar oft verfälſchter Weyhrauch. Da ſich indeſſen die wenigſten Menſchen zum Selbſtdenken erheben; ſo iſt es doch für den Beobachter, der es weiß, wie es bey dieſem Schauſpiel hinter den Couliſſen ausſieht, kein unangenehmer Anblick, wenn er ein Heer von geiſtloſen Geiſtern, in denſelben Dunſt academiſcher Weisheit gehüllt, auftreten ſieht; Er ſieht doch wenigſtens keine bloßen Gerippe. Fürs bürgerliche Leben ſcheint Dampf und Mittagslicht, Wolken- und Feuerſäule, meiſt einerley zu ſeyn; die Völker folgen beyden.“ — Mein Gott und dieß — ſagt ein Profeſſor! Wären auch darum in Deutſchland Preiſe für Männer ausgeſetzet, die in jedem Jahre, auf dem wenigſten Papier, die kühnſten und nützlichſten Wahrheiten ſagen, ſo würde ich dieſen Preis für das Jahr 1783 demjenigen zuerkennen, der Kopf und Muth hatte ſo über

und nichts erfährt; und an der Aufklärung des Jahrhunders gerade eben so viel Antheil hat, als der Pfahlbürger einer Universitätsstadt an der grossen Niederlage alles menschlichen Wissens in den Köpfen der besten Professoren der Universität.

Weltleute fodern aber auch offenbar zu viel von Gelehrten, und erdrücken dann dadurch ihre Begierde zu gefallen, die sie ohnehin so oft in Unglück bringt. Man hat mit eben so viel Wahrheit als Weisheit gesagt: von Gelehrten, die meistens ein einsames Leben führen, oder führen müssen, und die selten einen freyen Geist haben, könne man nicht die Munterkeit erwarten, nicht die feinen Sitten, nicht die Theilnehmung an allem was vorgeht, wie von Personen die in der grössern Welt leben, und an allen gesellschaftlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten hängen. Darum war es grausam, daß man am Hofe der Königinn Christina von Schweden über die entsetzliche Verlegenheit von Meibom und Naude lachte, als die Königinn dem einen der über die Tanzkunst der Alten geschrieben hatte, öffentlich vor ihrem ganzen Hofe sagte, er möchte doch ein wenig tanzen; und dem andern, der über die Singkunst der Alten geschrieben hatte, er möchte doch ein wenig singen.

Es war grausam daß die Franzosen über den grossen Mathematiker Nicole lachten, als ihn eine Dame in Paris wegen seiner grossen Kenntniß von krummen Linien zum Essen bat. Der gute Nicole hatte in seinem Leben nie eine so gute Mahlzeit gethan. Als er weggieng, dankte er der Dame unendlich, und versicherte ihr, nie werde er aufhören ihre schönen kleinen Augen zu bewundern. Das war ein dummes Compliment von einem so grossen Mathematiker, sagte ihm ein Freund beym Weggehen auf der Treppe. Nun so mache ich es gleich wieder gut, erwiederte der grosse Nicole. Flugs, ohne daß der Freund ihn halten konnte, kehrte Er zu der Dame zurück, bat sie demüthig um Vergebung, und in der Meinung eine schöne Dame könne nicht leiden, daß man glaube, irgend etwas sey an Ihr klein, schwur er: nie habe er so schöne grosse Augen gesehen, nie eine so schöne grosse Nase, nie einen so schönen grossen Mund, nie einen so schönen großen Fuß.

Man begreift hieraus daß kleine Mängel zuweilen für Gelehrte nur in solchen Augen nachtheilig wirken, die gern alles Grosse klein sehen,

Universitäten, und zumal ihren Einfluß aufs bürgerliche Leben, zu raisonniren. Man findet diese Stelle an der 13. Seite eines Versuches über das Leben des Freyherrn von Leibnitz, von Herrn Hißmann, Professor der Weltweisheit in Göttingen. Anm. Z.s. — Michael Hißmann, geb. am 25. September 1752 in Hermannstadt in Siebenbürgen, gest. als Professor der Philosophie in Göttingen am 14. August 1784. Der „Versuch über das Leben des Freiherrn von Leibniz" (1783) war sein letztes Werk.

14. Markus Meibom (1630—1711), der Herausgeber der „Antiquae musicae scriptores septem Graeci et latini" (2 Bde., Amsterdam 1652), sollte in einem Konzert vor der Königin Christine von Schweden, welche ihn an ihren Hof berufen hatte, eine griechische Arie singen und Professor Naudäus einen griechischen Tanz tanzen. Als der ganze Hof darüber in ein Gelächter ausbrach, gab Meibom dem Günstlinge der Königin, Bourdelot, eine Ohrfeige und verließ alsbald Stockholm.

alles aus dem Gesichtspunkte ihres Cirkels, oder nach dem sehr willkürlichen Zuschnitt ihrer selbstgemachten Begriffe von guter Lebensart.

Stubengelehrte kommen freilich in Gesellschaft, aus einem Lande wo sie zu Hause sind, in ein Land von neuen und ungewöhnlichen Sitten. Mancher Gelehrter glaubt auch allzubescheiden, daß er nicht hoffen dürfe im Weltumgange sich zu zeigen, deswegen raucht er lieber seine Pfeiffe zur Seite. Mancher fühlet daß es schwer ist da sich hören zu lassen, wo leicht eine grosse Gesellschaft von stolzen und unwissenden Verächtern aller Gelehrsamkeit ausziehen würde, wenn unter ihnen ein Gelehrter spräche. Mancher fühlet daß ihm die Welt eben so fremde ist, als er der Welt. Mancher hat schon alle Kraft seines Geistes in seinen Schriften ausgetröpfelt, und bescheidet sich auch leicht, daß er nun für den gesellschaftlichen Umgang weiter nichts ist als eine ausgepreßte Citrone. Mancher siehet bald, wie wenig es oft in grossen kerzenhellen Gesellschaften darauf ankommt, daß man denken könne, und wie unwillkommen in ihrem Geräusche jedes Wort von einiger Bedeutung ist. Er zwinget sich zu seyn, was er nicht ist und nicht seyn kann, und sieht sich immer von jedem leeren Kopfe ausgestochen. Darum geht er gerne weg, wo er lächerlich ist, und indem er höflich weggeht, werden alle Nasen gerümpft.

Viele Gelehrte die für Menschen schreiben und auf die Menschen wirken könnten und sollten, fliehen darum die Menschen, und dieß mit Unrecht. Die einzigen Quellen ihres Unterrichts sind doch nicht hinreichend zur Menschenkentniß und Welterfahrung. Sie geben wenigstens den Geschmack nicht, den man allmählig in der Welt für die beobachtende Moral annimmt, und durch den man doch immer Lust bekommt die Menschen zu studiren, so wenig Freude man auch am Ende davon hat, sie zu kennen. Die größten Schriftsteller aus dieser Classe haben sich doch im Weltumgange gebildet, und durch eigne Erfahrung dessen, was auf die Menschen am besten und am schlimmsten wirkt. Eigentlichen Wohlstand lernt jeder Schriftsteller doch am besten in der Welt, wenn er will; denn wie vieles schreibt man nicht zu Hause, worüber man erröthet, wenn man in Gesellschaft daran denkt!

30 ff. denn wie vieles ꝛc. Sottisen zum Exempel! — und dieß ist gerade mein Fall. Indem ich dieses Buch schrieb, widerfuhr mir zuweilen, daß ich irgendwo (natürlicher Weise ganz gegen meinen Willen) in grosser Gesellschaft essen mußte. Wenn es sich nun traf, daß ich in der gewöhnlichen bunten Reihe, den beyden schönen Damen zwischen denen ich saß, eben so wenig zu sagen wußte als diese beyden schönen Damen mir, so befiel mich, in diesen langen Stunden, gewöhnlich eine erschreckliche Langeweile. Ich rang jedesmal, so gut ich konnte, gegen diesen Tod meiner Seele. Aber hatte ich nun auch in mir selbst nichts mehr im Vorrath, um mir diese Marter doch in etwas zu erleichtern, so fieng ich an, in Gedanken, dieses Buch zu recensiren. Wie würde dir zu Muthe seyn, fragte ich mich selbst, wenn nun alle die Herren und Damen, unter denen du hier so mausestill sitzest, wüßten was du schreibst; und was würden sie zu dieser, und dieser, und dieser, und dieser, und dieser, und dieser Stelle sagen? Dann recitirte ich bey mir selbst, alles was in diesem Buche etwa vorzüglich auffällt, und sah dabey, den Herren und Damen, gerade ins Gesicht. Bey jeder kecken und kühnen Stelle, ward mir herzinniglich wohl. Bey jeder Sottise, ward ich übel, angst, und beklommen. Es ist also wol in meinem Charakter, keck und ehrlich die Wahrheit zu sagen; aber es ist auch, Dank sey es meiner Erziehung

Weltumgang ist eine unerschöpfliche Quelle von Gedankenprüfung und von neuen Gedanken. Er giebt dem Geiste den Charakter, und den Sitten die Biegsamkeit, die Schlankheit und die Kraft durch die man unmöglich scheinende Dinge möglich macht, die Herzen hinreisset, und die Gemüther überzeuget. So viele Gelehrte wollen aus finsterer Einsamkeit die Menschen aufklären, und wissen nicht, wie man auf die Menschen wirkt. Sie wollen anziehen, und stossen von sich weg. Sie zielen immer, und treffen nie. Setze du, so oft es gut und schicklich ist, ein ganzes Publikum durch einige nützliche und unschuldige Wahrheiten in Convulsionen, wenn du kannst; aber lerne dann auch die Kunst gefällig, friedsam, ruhig, dienstfertig, freundlich, und mit den Menschen im Arme umhergehen, die diese Convulsionen hatten, und dich dafür verfluchten.

Einsamkeit und das Leben im Schlafrock, machen auch oft Gelehrte von ausnehmend guter Lebensart und ganz ausserordentlich fähige Köpfe erfahren, wie wahrhaft Salomon sagt: zum Laufen hilft nicht schnell seyn, zum Streite hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn; daß einer angenehm sey, hilft nicht daß er ein Ding wohl könne.

Wenn solche Gelehrte einmal recht ihr Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit haben, so werfen sie sich gewöhnlich mit erhitzter Brust in das Feld das ihnen die meisten Früchte verspricht. Das daher entstehende abgesonderte Leben hat etwas so vorzüglich reizendes vor allen gewöhnlichen Vergnügungen, daß es einem solchen Manne schwer fällt sich davon loszureissen. Geht er in Gesellschaft, läßt er sich zum Essen bitten, erscheint er bey öffentlichen Lustbarkeiten, so ist dieß ein geheimes Opfer für Umstände und Betrachtungen die keinen wahren Einfluß auf sein Glück haben. Eine gewisse Erhabenheit der Seele und der Gesinnungen macht übrigens solche Gelehrte ziemlich gleichgültig für das was man Glück nennt. Ihr Hochsinn hindert sie gewöhnlich das Nöthige zu thun, um ihre Mitwerber zu entfernen, und auf der Bahn des Glückes vorne stehen. Man muß

und gutem Umgange, ganz gegen meinen Charakter, in Gesellschaft ein Wort zu sagen, wobey die Bescheidenheit erröthen, oder irgend eine schöne Seele sich entsetzen könnte, Insoweit bin ich also durch guten Weltumgang gebildet, daß ich in Gesellschaft nie keine Sottise sage; aber so weit bin ich leider noch nicht gekommen, daß ich deswegen auch keine Sottise schreibe! Schauer und Schrecken befielen mich darum so oft; indem ich dieses Buch schrieb, in Gesellschaft von Damen. Ich strich auch deswegen, sobald ich aus solcher Gesellschaft nach Hause kam, und so lange dieser Schrecken noch daurte, unzählige leichtfertige Stellen weg, von denen mancher Weltmann gesagt hätte, sie seyen die besten in meinem ganzen Buche! Am Ende machte ich mir aber diese feste Regel, die auch bey diesem ganzen Buche getreulich befolgt ist. Sah ich, daß ich eine Sottise, im Feuer der Composition, blos aus Muthwillen gesagt hatte, so strich ich dieselbe augenblicklich weg. Sah ich, daß eine Sottise zu meiner Materie gehörte, und daß sie aus einer hinreichend guten und völlig zweckmässigen Ursache in meinem Buche stand, so ließ ich sie stehen. Von diesen Gesinnungen könnte ich also auch mit gutem Gewissen sagen, was einst der ehrwürdige Herr Lorenz Sterne*) in London, in einer grossen Gesellschaft gesagt hat; jeden Schriftsteller, der seiner Feder eine einzige Sottise entgehen läßt, sollte man über seiner eigenen Hausthür aufknüpfen. Aber leider, erwiederte ihm eine Dame: Sie, Herr Sterne, wohnen also zur Miethe? Anm. d. H.

*) Lorenz Sterne, der Verfasser des Tristram Shandy und von Yoricks empfindsamer Reise (geb. zu Clonmel in Irland 24. Nov. 1713, gest. 17[illegible] in London).

Wissenschaften treiben, die mit den unmittelbarsten Bedürfnissen der Menschen verbunden sind, wenn man dennoch, und vielleicht gar zum Aerger der Menschen unter denen man lebt, sein Glück machen soll. Aber freilich wird hingegen in manchem Lande oft der größte Gelehrte, der scharfsinnigste philosophische, moralische und politische Denker auf seiner Dachstube grau, eh man ihn aus seiner Einsamkeit in das thätige Leben ruft.

Oft habe ich nachgedacht, wie es doch komme, daß Männer dieser Art, die alle Liebenswürdigkeit, alle mögliche Talente um in der grossen Welt zu gefallen und zu glänzen, alle Ministerkenntnisse haben, dann doch mit allem erworbenen literarischen Ruhme in einsamer Dunkelheit, ohne Amt und Aussicht, ihr projektvolles und glückleeres Leben schliessen?

Etwas thut freilich das Land in dem sie leben. Solche verdienstvolle Unglückliche kenne ich nicht in Deutschland; wo sich so mancher Minister findet dem man sich durch ein gutes Buch empfielt. Jeder fähige und brauchbare Kopf wird in Deutschland gewiß gebraucht, sobald man ihn kennt. Aber alle seine Fähigkeiten helfen ihm zu nichts in der Schweitz, wenn ihn nicht sein aristokratisches Stammrecht zum Rathsherrn oder Landvogt macht, indem Er noch in die Wiege pißt; oder wenn er nicht etwa ein dürftiges Amt von der Gnade einiger Hundert oder Tausend edler oder unedler, süsser und widerhaariger, sehender und blinder, kluger und unkluger Glücksaustheiler mit Ehre oder durch Kriechen erhält. Ein politischer Denker zumal, nehme sich in der Schweitz in acht, daß man ihn nicht eher aus dem Lande jagt als befördert.

Doch dieß alles ist noch nicht genug. Mir deucht Gelehrsamkeit, Philosophie und Einsamkeit wirken zusammen etwas Widriges von ganz anderer Art, das vielleicht dieses ganze Problem auflöst. Man glaubt oft einem Arzte ein Compliment zu machen, wenn man von ihm sagt, er sei ein philosophischer Arzt. Mancher würde für die Ehre nicht danken. Was würde ein Officier sagen, wenn man ihm das Compliment machte, er habe alle Anlagen zu einem philosophischen General?

Da liegt der Knoten. Der Durchblick, der in der grossen Welt, in allen feinen, bösen, kitzlichen und gefährlichen Umständen des Lebens für jeden Menschen alles sagt und alles entscheidet, ist nicht Philosophie. Er ist nicht das Federlesen, nicht das langsame Abwickeln der Gedanken, nicht das Zweifeln und Schwanken, das Ja und Nein, das Nein und Ja, woran sich oft der größte philosophische Denker in der Einsamkeit so sehr gewöhnet. Rasch und schlank, auf allen Seiten beweglich und doch fest und keck, muß man in Allem zu Werke gehen, immer geschwind, furchtfrey und muthig. Dieß ist, so viel ich hiervon weiß, zwar der Weg zu unzähligen Fehlern, die kein Philosoph begeht; aber auch der einzige, beste und sicherste Weg zum Glücke in der grossen Welt.

22. in der Schweitz. Nach den Fundamentalgesetzen der Republik Zürich ist sogar jede über die Staatsverfassung dieser Republik, auch nur mit auswärtigen Privatpersonen, geführte Correspondenz, Hochverrath. Anm. J.s.

Umgang mit Menschen in allen möglichen Fällen und Verwicklungen des Lebens, aber nicht Einsamkeit, führet auf diesen Weg. Darum lehren auch Bücher, wie Bacon sagt, nie den Gebrauch der Bücher. Willst du die Menschen recht kennen, so mußt du sehn wie sie handeln, und selbst in ihre Geschäfte verwickelt seyn und dein Bisgen Weltklugheit schrecklich theuer kaufen. Es ist aber auch schon viel, wenn ein Philosoph im Weltumgange nur die gute Laune gewinnt, die man in der Einsamkeit so leicht verlieret, und die doch in Gesellschaft Liebe dem Possenreisser erwirbt und Achtung dem Schurken. Gewönne aber auch ein Philosoph nichts in der Welt, als blos den Unterricht den sie ihm durch ihre Schwachheiten und Fehler giebt, so wäre ihm doch schon dadurch die Unlust vergütet die sie ihm macht.

Aber er gewinnt mehr; er lernt die Menschen vertragen und sie ihn. Wenn er, wie Sokrates oder Wieland von der Philosophie nur gebraucht was sie sanftes und bequemes hat, wenn er das Schwierige und Missfällige daraus wegläßt, so macht er sie gesellig, da sie sonst einsam war und hart; er benimmt ihr die wegschreckende Maske, und zeigt sie in ihrer natürlichen Schönheit. Ein vortreflicher deutscher Schriftsteller hat in einem meisterhaften Aufsatze über Fränklins Leben gesagt: Fränklins Vortrag habe nie einen Anschein von Gelehrsamkeit, nirgends die Miene eines Compendiums. Alles seyen einzelne Bemerkungen mit ihrer ganzen Veranlassung uns angenehm erzählt, kurze Sätze, kleine Abhandlungen, leichte Briefe an Freunde, an Frauenzimmer. Man nehme Theil daran, man ermüde nie, man finde so viel Abwechselung in der Darstellungsart als in den Gegenständen selbst. Dieser feine Geist des Weltmanns, dieser gesunde Natursinn des unpedantischen Weisen lebe und webe überall in Fränklins Schriften.

Cato der Censor war ein ernsthafter Mann, aber auch kein Pedant. Seine Vertragsamkeit machte ihn sogar liebenswürdig; er glaubte daß Thoren zum Unterricht des Weisen mehr beytragen als Weise zum Unterricht der Thoren; denn bekanntlich fliehet der Weise so sehr das Beyspiel der Thoren als diese seinen Unterricht. Hochmüthige und Idioten, sagt der Kaiser Marcus Aurelius, sprechen ohne zu denken, und diese lehrte mich der Philosoph Sextus ausstehen.

25. Ein Professor ohne alle Professorvorurtheile, ein Professor zu dem man aus ganz Teutschland hinreisen sollte um Philosophie von ihm zu lernen, Herr Professor Hißmann in Göttingen, sagt in seinem Versuche über das Leben des Freyherrn von Leibnitz: „Die vier Wände der Studierstube sind nicht die Begränzungen der Welt; und in allen Büchern steht nicht alles, was grosse Männer gedacht haben. Viele Bemerkungen und Untersuchungen, und, unter gewissen Umständen, gerade die erheblichsten, werden den Büchern gar nicht anvertraut. Daher wird die Selbstbildung in der Studierstube, durch Lectüre und Nachdenken angefangen. Fortgesetzt und vollendet wird sie, durch den Umgang mit Menschen, durch Bekanntschaft mit ihren Gesinnungen, mit ihren Vorurtheilen, mit ihrer Weisheit und Thorheit. So lernte einstens Sokrates, nachdem er alle merkwürdigen Schriften der Dichter und Weisen gelesen hatte, die Kunst zu reden von der Aspasia, und die Kunst der Liebe von der Diotima.“ Anm. d. H. — 3. Francis Bacon (1561—1626), englischer Philosoph und Staatsmann, Begründer des Sensualismus.

Diese liebenswürdige Toleranz verbindet den aufgeklärtesten Kopf mit Menschen ohne alle Aufklärung. Er hat in der Einsamkeit die Samen seiner Kenntnisse ausgeworfen, er erndtet in der Welt ihre Früchte. Nichts war dort für seine Wißbegierde zu groß, hier ist in den Herzen der Menschen auch keine Falte für ihn zu klein. Er war in der Einsamkeit rauch, er wird im Weltumgange sanft und höflich, der Mann für alle Menschen und für alle Stände. Der wahrhaftig Höfliche giebt sich selbst nie den allergeringsten Vorzug vor irgend einem Menschen; er führet nie das Wort, er dissertirt nie! Umsonst hätte Sokrates die Weisheit vom Himmel gerufen, wäre er nicht so liebenswürdig gewesen in seinem ganzen Betragen. Man wird einen Menschenbeobachter immer lieben, sobald man aufhört ihn zu fürchten. Alles um Liebe, sagt Göthe, und wer ihn gesehen hat, weiß wie er durch Anmuth die Kraft seines Geistes zudecket, und durch Freundlichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden.

Liebe findet man immer, wenn man sich offenherzig den Menschen nähert, und zutraulich mit ihnen lebt. Es giebt keine menschliche Lage, in der wir nicht Rath, Hülfe, Beystand, von andern Menschen bedürfen. Aber wie kann sich derjenige Liebe versprechen, dem man immer zuvorkommen muß und der niemand zuvorkommt; der sich ängstiget bey jedem Worte das aus seinem Munde geht, bey jeder Empfindung die sich aus seiner Brust herausdrängt, jedem Gesichtszuge und jeder Geberde die den Zustand seiner Seele verrathen; der darum an keinem Menschen hängt, und immer einsiedlerisch und sauersehend, immer stillschweigend, steif und verschlossen, immer verhüllet und auf seiner Hut sich keinem Menschen vertraut, und doch bey allen guten Menschen Liebe fände um Liebe.

Es liegt unendlich viel Veranlassung zu wahrem und dauerhaftem Vergnügen, in der Fertigkeit andern, wenn man will, gleich das Herz zu öfnen. Man muß nur mit keinem Menschen verlegen seyn, und dann ist es auch kein Mensch mit uns. Alles Lob der Welt, alle ihre elende Ehre, alle ihre bettelhafte Gnade, alles Posaunen in Zeitungen und Journalen, ist wahrlich am Ende nicht so viel werth, als der einzige Gedanke: diesem Unglücklichen habe ich itzt doch Zutrauen zu mir erwecket; diesen Betrübten habe ich doch itzt getröstet; diesen Muthlosen habe ich, Gott Lob, so gehoben, daß er nun wieder Herz faßt! Aber dieß alles kann man nicht,

22 ff. Man hat nicht Ursache sich über die Zurückhaltung unserer jungen Schriftsteller zu beklagen, wenn man ihre Schriften liest. Aber trefliche Köpfe und Leute von grosser Aufklärung giebt es auch unter unsern jungen Schriftstellern, die im Umgange ihre Philosophie durchaus nicht menschlich machen, durchaus nicht zugeben wollen, daß man aus dem Brunnen ihrer Weisheit trinke. Dieß hält doch niemand, wie mir deucht für Bescheidenheit? Aber wem es darauf ankömmt, nicht blos durch die Kraft seines Ruhmes, sondern auch durch Liebe und Zuneigung der Menschen, sein Glück zu machen, der ist, mit diesem Verhalten, auf einem Irrweg; weil ungleich weniger gute Köpfe, von gleichem Alter, durch mehr Zutraulichkeit, durch mehr Offenheit, durch ein freneres Wesen, mehr Herzen in einem Tage gewinnen, als jene immer stillschweigende Genies in vielen Jahren. Anmerkung Zimmermanns.

wenn man die Fertigkeit nicht hat sich Liebe zu erwerben; und diese Fertigkeit verliert ein Gelehrter sehr leicht in der Einsamkeit. Geist und Herz werden durch solche Gesinnungen und Kräfte unendlich mehr erhoben, als durch alles das hochgepriesene Grübeln und Graben nach neuen Vorstellungsarten dürrer und fruchtloser Wissenschaft, und durch jene stolze Schulfuchshofnung eines deutschen Professors, der in einem dicken Buche bewiesen hat, man werde in der Ewigkeit nur Latein reden.

Wer unter den Menschen immer mit Gefühlen umhergienge, die wirklich seinen Geist in der Einsamkeit erheben, würde sich bey den Menschen wenig Liebe erwerben. Vertrauen zu sich selbst geben solche Gefühle; sie machen beherzt; aber sie machen auch stolz.

Wer nur die liebet, die ihn immer ins Maul hören, ihn immer loben, ihm nie widersprechen, ist selbst keiner Liebe werth. Ach wie mancher Gelehrter und wie mancher hochberühmter Schriftsteller prahlt mit Menschenliebe, und glühet von Wohlwollen so lange man nichts von ihm verlangt, und ist dann doch hartherzig gegen treue Freunde die nur nicht mit ihm schwärmen, und läßt sie stecken in ihrer Noth. Jene arme gelehrte Tröpfe, die immer ihre Schriften in der Tasche haben oder Briefe in denen man sie lobt, und euch dieses Zeug immer vorlesen um ein kleines Allmosen von eurem Lob, und euch verfluchen wenn ihr bey einer solchen Vorlesung gähnt, mögen immer mit ihrer fürchterlichen Brieftasche wandern von Haus zu Haus; man erschrickt wenn sie kommen und freut sich wenn sie gehen. Weg darum mit diesem Stubenehrgeitz, der auf nichts zielt als die Befriedigung kindischer Eitelkeit, und der weiter zu nichts führet, als daß alle die euch an dem Gipfel eurer Wünsche beneiden auch immer bereit sind euch zu schaden, und daß von allen die euch bewundern euch keiner liebt.

Das eingesperrte Gelehrtenleben, auf der Stube und im Schlafrock, hat aber auch seine edle und erhabene Seite. Nur der gelehrte Neidhammel schmäht, foppet, sticheln, hechelt und schmachtet da, einsam, lumpicht und betrübt. Aber glücklich und ruhmvoll und von allen Menschen verehret ist das Leben eines Professors, der niemand beneidet; den die Welt, die Er aufklärt, eben so sehr liebet und hochschätzt, wenn er auch, ausser seinen Lehrjüngern, keinen Menschen sieht; der bey seiner erhabenen Ruhe, seiner innern Grösse, seinem gesetzten Selbstbeschauen, keiner Schwänke und keiner Witzwuth bedarf, damit man ihn gewahr werde; dessen Seele niemals erschlaffet; dessen Denkkraft sich niemals erschöpfet; dem keine Geistesarbeit zu groß ist; der immer meditiren, immer schreiben, immer lesen kann; dem immer alles Vergnügen macht; der seine Universität als die grosse Niederlage alles menschlichen Wissens und der Masse oder des Capitals aller Kenntnisse betrachtet, die unter dem aufgeklärten Theil des Menschengeschlechts im Umlaufe sind; der darum immer warm bleibt, immer in dem edelsten Affekt, niemals satt ist, niemals müde, und niemals krank; dessen Schriften so sanft und leicht aus seiner Feder fliessen als ein Bach

aus seiner Quelle; der eine unerschöpfliche Einbildungskraft hat; dessen Trieb zum Denken nie unter keiner Art von Unmuth erlieget; der nie gegen Unlust kämpfen muß, nie gegen Verdruß, nie gegen die fürchterliche Oberherrschaft des Körpers über die Seele; der glücklich in sich selbst, sich aller Vergnügungen des Umgangs berauben kann; der im Genusse seiner selbst immer zufrieden lebt; der niemals sagen muß, seine Arbeit sey ihm widerlich; der auch bey der Langsamkeit seiner Fortschritte niemals ungeduldig wird; dessen Vorrath von Kenntnissen und Gedanken immer wächst, sich immer in neue Vorstellungsarten verwandelt, und sich nie erschöpfet; der Geist und Beharrlichkeit genug hat alles was er will zu umfassen und alles ins Reine zu bringen; und der in seinem Leben nichts erfährt, von dieser Menschenart hier, die sich befugt glaubt jeden anzuspeyen der ein Buch schreibt, das ist, der ihrer Meynung nach sich öffentlich hinstellt sie zu unterrichten.

Solche Glückliche leben auf meiner Nachbarschaft. Ihre Anzahl ist groß in Deutschland, und ihr Beyspiel zeiget, daß man gegen das eingesperrte Gelehrtenleben nichts Allgemeines sagen soll. Es mag seyn daß solche Einsamkeit auch wohl einige Albernheiten, einige Greuel veranlasset. Oft schadet sie gewiß demjenigen, der sich in derselben entweder ohne den Antrieb irgend einer edeln Leidenschaft übermässig beschäftiget, oder auch selbst durch das beständige und anhaltende und bey Tage und Nacht unausgesetzte Nachdenken über eine einzige Sache. Es mag auch seyn, daß sie nicht immer eine Schule guter Sitten ist, und wohl zuweilen aus Gelehrten und Professoren Fremdlinge unter Menschen macht, die in dem einen Hause wie Adler fliegen und in dem andern wie Würmer kriechen.

Aber dieß sind nicht meine Einwürfe gegen die Einsamkeit. Nachtheile von weit grösserm Belang auf Imagination und Leidenschaften scheinen hauptsächlich einer nähern und genauern Untersuchung werth, weil sie am Ende doch etwas zur Auflösung der grossen Frage beytragen, ob man in Klöstern und Einsiedeleyen mehr Gott oder dem Teufel diene, an den Urquell der Weisheit gelange, oder nur in mystische Lust.

* * *

Neuntes Capitel.

Allgemeine Vortheile der Einsamkeit.

Einsamkeit rühret unter jedem Bilde ihrer Ruhe. Die Seele sammelt sich in süsser Melankolie zu allen von Welt und Menschen ableitenden Gefühlen bey dem fernen ländlichen Klang einer Klosterglocke, bey der Stille der ganzen Natur in einer schönen Nacht, auf jedem hohen Gebürge, in jedem schauerichten Walde, bei jedem verfallenen Denkmal alter Zeit. Aber wer nicht weiß was das ist, in sich selbst, einen Freund eine Gesellschaft zu haben; wer nie daheim ist mit seinen Gedanken, nie

bey sich selbst, dem ist Einsamseyn und Tod einerley. Er will alle Wollüste der Welt erst geniessen, und erschöpfen, seine Nerven müssen erst zerbrochen seyn wie Glas, alle Kraft seines Geistes hingeschwunden, bevor er gesteht, ich bin weltsatt und der Thorheit müde, und die Schatten trauriger Cypressen gefallen mir besser als Kartenspiel und Tanz.

Alle Beyspiele und Beweise von Nachtheilen der Einsamkeit die der ganze zweite Theil dieses Buches enthält, alle Schwächen und Fehler von der Welt abgesonderter Menschen, aller anachoretische Wahnwitz, alle Verbrechen der Mönche, dieß alles samt und sonders beweiset nichts gegen die Einsamkeit, wenn man Ruhe und Freyheit in derselben mit Vernunft anwendet, und wachsam ist auf sein Herz. Zwischen den gefährlichsten Klippen schisset man glücklich hindurch, sobald man die Warnungszeichen sieht, und die drohenden Stellen. Noch weniger beweisen gegen die Einsamkeit die Klagen der Menschen, die ein ewiges Bestreben fühlen immer ausser sich zu seyn, die mit allen ihren Kräften an der Welt hängen, denen Stille und Eingezogenheit wahrer Unsinn scheint, die für nichts in der Welt zu Hause seyn können und wollen als blos um sich anzukleiden oder Besuch anzunehmen, die also von den Vortheilen der Einsamkeit nicht den allergeringsten Begrif haben.

Auch unternehme ich Einsamkeit nur solchen Menschen zu empfehlen, denen Vergnügungen des Geistes, Klarheit der Begriffe, Tugend und Ueberwindung noch etwas werth sind; die Kräfte haben zum Umgange mit sich selbst, und Empfindung von häuslicher und stiller Glückseligkeit. Hat die Welt diese Kräfte schon vernichtet; kennet der schale und lässige Tropf, zu seinem Glück und Vergnügen nichts als eine buntgedeckte Tafel und seine Karten, so braucht Er auch weiter nichts zur Befriedigung seiner Schalheit, denn nehmt ihm seine Karten so nehmt ihr ihm den Odem. Wer alle Geistesarbeit verschmähet, wer alle feinen Gefühle der Seele für leere und dumme Empfindeley hält, und sie dann, aus begreiflicher Brutalität, unter dem allbeliebten Schandnamen von Empfindsamkeit verlachet, findet freylich daheim kein Vergnügen. Auch keine Dame vom guten Tone kann auf Gefühle, die nicht blos sinnlich sind, auf Gott, Gewissen und Ewigkeit, so viele Zeit verwenden als auf ihre Toilette.

Priester des Evangeliums und Lehrer der Tugend brächten allerdings Weisheit und Tugend in einen übeln Ruf, wenn sie sich der Gesellschaft und dem Umgange mit ihren Nebenmenschen gänzlich entzögen, und alles sinnliche und gesellige Vergnügen allzustrenge vermieden. Aber davor nehmen sich die meisten Priester des Evangeliums wohl in acht. Auf dem Lande und in der Stadt wäre Einsamkeit für manchen unerträglich, wenn Er eben zu einem nachbarlichen Besuche gestiefelt ist, oder gebeten auf eine Assemblee, oder gar auf einen Pikenik. Welche fürchterliche Langeweile, und welche hypochondrische Angst, hätte mancher orthodoxer Seelenhirt in Deutschland, wenn er seinen Abend zubringen müßte

ohne die Pikdame und den Treffkönig; und sein ehrwürdiger Bruder in England, wenn er nicht Nächte durchwachen könnte im Bierhause.

Allerdings sind also die Zeiten vorbey, wo das einsame, ganz der Betrachtung gewiedmete Leben zu viel galt, und wo jedermann dafür hielt, gänzliche Entfernung von der Welt sey Annäherung zum Himmel.

Meine Absicht ist in der ersten Abtheilung dieses Capitels, vorläufig und im Allgemeinen zu zeigen, welche Vortheile Einsamkeit im Gegensatze mit dem gewöhnlichen Weltleben, und dem allbeliebten Wahnwitz der Vergnügungssucht hat; wie sie den Menschen gesellig macht mit sich selbst; wie kein Mismuth so groß ist, und keine Betrübniß so schrecklich, die wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert; wie alles Weltglück nichts ist, wenn es uns in unserm Hause nicht glücklicher macht; wie jedes geistige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrift; wie alle Vergnügungen des Herzens allen Menschen offen sind, in jedem Alter, und auf jeder Stufe des Lebens; wie Lust zur Arbeit alle Seelenkräfte vergrössert und schärft; wie man dadurch verwahret wird gegen den unersättlichen Visitenhunger; wie neue Tugenden durch Mangel eines lieben Umganges in der Einsamkeit gedeyen; wie Charakter und Gesinnungen in derselben immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen; wie Bekanntschaft mit unserm eigenen Herzen nirgends so gut befördert wird, als in der Einsamkeit; wie wir da alles was ausserhalb liegt, mit andern Augen betrachten; wie man da alles genauer untersuchet und beurtheilt; wie man auch da böse Leidenschaften verdränget; und wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet und wahres inneres Glück.

Vergleichet man allen Genuß des gewöhnlichen Weltlebens und der allbeliebten Zerstreuungssucht, auch nur mit den gewöhnlichsten Vortheilen der Einsamkeit, so siehet man bald, wie wahrhaft so mancher Weiser fand: Weltgewirre und Zerstreuungssucht vertragen sich nicht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenschaftloser Beurtheilung, und Nachdenken über Wahrheit und Menschen.

Erwürget wird doch auch zuweilen die Vernunft des Weltlings, durch alle Vorurtheile denen er fröhnet, und die seine Seele entmannen. Er erschlaffet und wird weichlich, unter dem Gedränge von so vielen Kleinigkeiten, und Thorheiten. Er siehet nichts wie es ist, und sein Flattergeist kennet kein wahres und wesentliches Vergnügen. Seine Seele ist voll Unordnung, und sein Herz voll Trug.

Wer hingegen sich gewöhnet hat mit sich selbst umzugehen, und da die Glückseligkeit des unaufhörlichen Visitenhungers, und aller unserer Ergötzungen und Vergnügungen, in strenge Untersuchung zu ziehen; wer im Ernste seiner einsamen Stunden die Zucht dieser Philosophie nicht verschmähet, und darum allem weitläufigen Umgange gerne entsagt, der siehet dann doch bald die Welt in ihrer Nacktheit, und fühlet daß wir unter lauter Dingen umherirren, die mehr Schein als Wahrheit haben. Aber wie gar selten liebet man die Zucht dieser Philosophie, und wie

wenige Menschen sehen und fühlen ihr wahres Glück. Nur gar zu selten durchdringet uns das gewöhnliche, leere, träge, eitele, und geräuschvolle Leben auch recht mit Widerwillen und Ekel. Eine heitere und frohe Seele hüpfet immer, und ist allenthalben glücklich, weil sie nichts Verstopftes im Unterleibe hat, weil ihre Nerven nie in Unruhe kommen, immer duldsam sind, und immer stärker als alles was auf sie wirket. Mich jammern solche Kräfte. Wer sie hat, und nicht den besten Gebrauch davon macht, ist bey Gott dafür verantwortlich.

Wer die Jahre seiner Fröhlichkeit in Gesellschaft verschleudert, wer das Visitenwesen zu seinem ersten und einzigen Geschäfte macht, denket nicht, daß man in der frohen Zeit säen sollte, um in einer minder heitern Zukunft zu erndten. Von den Gesunden und Glücklichen will ich nicht einmal sprechen, die, mitten im Taumel ihrer Jugendfreuden, der Tod so oft in wenig Tagen hinrafft. Aber da uns doch alle, früher oder später die Freude verläßt; da wir so wenig Ursache haben, auf eine dauerhafte Gesundheit zu zählen; da wir tausend Dinge nicht thun, die Keckheit und Kühnheit bis in das späteste Alter erhalten; so sollten wir, wie mir deucht, doch wenigstens unzerstörbare Kräfte sammeln für unsere Seelen. Die beste Gesundheit kann verwelken und vergehen; aber das heilige Feuer seiner Seele muß man so bewahren, daß es nie erlöschet. Weisheit und Tugend, Muth vor Menschen und Furcht vor Gott, dieß hilft dulden und tragen, dieß schützet und stärket, und dieß hebt uns, wenn wir auch lange niedergeworfen sind, immer wieder in die Höhe.

Ueberdruß und Ekel sind doch endlich, die unvermeidliche Folge der beständigen Treibjagd nach Ergötzung. Wer den Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hat; wer nun einmal sich selbst gestehen muß, es sey für ihn in der Welt nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu hoffen, und nichts mehr zu thun; wer im Genusse des Vergnügens von Ekel überfliesset, über seine eigene Gefühllosigkeit erstaunt, und die zauberische Einbildungskraft nicht mehr hat, die alles verändert, verschönert, und verfeinert, der rufet vergeblich die Töchter der Wollust zu sich. Er ist gefoltert mit übler Laune bey ihren Liebkosungen, und mit Mismuth bei ihrem schmeichelhaften Gesang. Der süsse alte Geck möchte frölich seyn, und ist stumpf, möchte glänzen, und wird verlachet, möchte witzeln, und faselt. Alle seine Reden sind albern und unschmackhaft, schal, dumm, und längst aus der Mode. Solche ausgediente und abgenutzte Lustigmacher sind nun endlich auch der Spott der jüngern Welt; aber sie bleiben sich immer gleich in den Augen des Vernünftigen, der sie vor vielen Jahren schimmern sah im Kreise des Unsinns, auf den Taumelplätzen des Lasters, und als die witzigsten Köpfe in der Stadt.

Guten Köpfen wachet das Gewissen am meisten auf, unter lernender Ergötzung, wenn sie denken was sie thun könnten, und fühlen was sie thun. Wo jedem das Blut wallet, wird doch hie und da Einer hingerissen zu den tugendhaftesten Wünschen, und zu den ernsthaftesten Ge-

fühlen. Manches in der Stille vollbrachte edle Unternehmen, und manche verewigte grosse That, ward vielleicht zuerst gedacht mitten unter Musik und Tanz. Vielleicht kehret jede schöne Seele, eben alsdann am meisten in sich selbst, wo vielleicht sonst niemand einen guten Gedanken im Schwindel seiner Sinnlichkeit hat, und wo so manche schöne Frau und so manches gnädiges Fräulein stolz und kopflos schwimmt auf dem Strome der Thorheit.

Leere Seelen sind sich selber zur Last, und jagen darum beständig nach Zerstreuung. Ihre unwiderstehliche und gewaltsame Begierde stets ausser sich selbst und unter einer Menge anderer Menschen zu seyn, ihr beständiges Vorfahren, ihre allgegenwärtigen Visitenkarten, ihre ewige Schickerey und Melderey, dieß alles verkündigt, solche Seelen seyen nie daheim. Sie haben nichts in sich selbst, das vermögend wäre sie zu beschäftigen und zu unterhalten. Sie suchen alles ausser sich, drücken und sind gedrückt, und jagen von Haus zu Haus, bis sie endlich den Hafen finden, wo sie gesichert sind gegen ihren Unmuth, und durch eine Reihe von fremden Dingen gegen den nahen Anblick ihrer innerlichen Unwürdigkeit.

Flucht vor sich selbst ist also dieses beständige Streben nach sinnlichen Vergnügungen. Alles wird ergriffen was den heutigen Tag, den gegenwärtigen Augenblick erheitern kann, und dieß muß immer etwas ausser uns seyn, immer etwas anderes und neues, immer etwas das uns hindert Hülfe zu suchen in uns selbst. Bist du erfindsam genug, jeden Tag und jede Stunde im Tage etwas ausfindig zu machen was jenem die Zeit vertreibt, so bist du ein guter Gesellschafter, und sein bester Freund. Geschäfte fände freylich jeder Mensch, die ihn hindern würden sich selbst eine Last zu seyn, und seine Zeit nicht ganz zu verlieren. Aber da er immer auf etwas ausser sich hingeleitet seyn will, so wird Zerstreuung das erste Bedürfniß seines Lebens, und Flucht vor dem Umgange mit sich selbst sein wärmster Wunsch. Er verlieret dann allmählig die Kraft selbst zu handeln und selbst zu wirken. So wirket zuletzt Alles auf ihn wie es kann, und nicht wie er will; und so ist am Ende niemand in der Welt so unglücklich wie der Reiche und Vornehme aus der sinnlichen Classe.

Adel und Höflinge wähnen, ihre Vergnügungen scheinen nur denen eitel, die keinen Theil daran haben. Das deucht mir nicht. In dem Garten von Versailles erblickte ich einst, als ich an einem schönen Sonntage von Trianon kam, von ferne auf der grossen Terrasse vor dem Pallaste des Königs ein entsetzliches Menschengewühl. Als ich näher kam sah ich Ludewig den funfzehnten, mit seinem ganzen Hofe, an den Fenstern. Man hatte da einem schnellfüssigen Kerl ein paar Hirschhörner auf den Kopf gebunden; dieß hieß man einen Hirsch. Ein Dutzend andere Kerle hinter ihm her, hieß man Hunde. Hirsch und Hunde sprangen in den Teich vor dem Schlosse zu Versailles, und wieder aus demselben

heraus, und hin und her, mit einem Beyfall, der gewiß der lauteste war, den jemals Menschenohren hörten. Was soll das, fragte ich einen bey mir stehenden Franzosen? Monsieur erwiederte er mir sehr ernsthaft: c'est pour le divertissement de la cour!

Glücklicher sind die allergeringsten Menschen, als diese Herren der Welt und ihre Diener bey ihrer traurigen Jagd nach Freude und Zeitvertreib. Der Vornehme heuchelt Freude auf seinen Assembleen mit tausendfachem Gram im Herzen, und spricht mit der wärmsten Theilnehmung, von Begebenheiten bey denen er gar nichts fühlet. Einer täuschet den andern, und die meisten sind doch da in ihrem eigentlichen Elemente, und freuen sich, sobald sie nur eine Reihe von Zimmern voll Menschen sehen, unter denen keiner weniger als sechszehn wohl gezählte Quartiere hat, oder keinen Titel der ein viertel Gran zu wenig wiegt.

Auf solcher Verfinsterung des Verstandes beruhet, zumal in Deutschland, so sehr oft das Glück des geselligen Lebens. Daher bey Vornehmen der erschreckliche Rangstolz, und bey Geringen die unglaubliche Rangsucht. Daher die Verachtung der einen, der Neid der andern, und die Thorheit von allen.

Alle Sammelplätze lernender Ergötzlichkeiten und beständiger Trunkenheit des Lebens, sind Tempel der Freude und der höchste Lebensgenuß für diejenigen Menschen vorzüglich, die alles aufmerksame und ernsthafte Nachdenken scheuen. Wer seine Glückseligkeit in Nichtsthun suchet, oder seinen größten Thätigkeitstrieb auf lauter Kleinigkeiten richtet, die alle seine Stunden verschlingen, alle seine Seelenkräfte beschäftigen, alle seine Gespräche beleben, den befallen Schauer und Schrecken, wenn er höret, es sey heute keine Assemblee angesagt. Aber sollte dieser gnädige Herr nicht gleich heute irgend ein nützliches oder auch nur unterhaltendes Geschäft in seinem Hause unternehmen? Es wäre doch traurig, wenn Er nichts Gutes thun könnte im Stillen. Ist Er seinen Freunden, seinem Vaterlande, sich selbst, denn vollends zu nichts nütze? Kann Er keinem Unglücklichen helfen? Ist es Ihm unmöglich in irgend etwas, heute weiser und besser zu seyn, als er gestern war? Wäre auch in der Pest ein Edelmann seines Lebens nicht sicher, so findet sich doch für jeden Edelmann in der Welt ein Buch gegen die Pest der Langenweile.

Es giebt Kräfte in unserer Seele, die viel weiter reichen als wir glauben. Wer aus Noth oder aus Geschmack diese Kräfte nur oft übet, der erfährt auch bald, unser möglichstes Glück liege ganz in uns selbst. Erkünstelt sind unsere meisten Bedürfnisse. Alle äussere Dinge befördern unser Glück und unsere Zufriedenheit, nicht weil sie für uns wirklich nothwendig sind, sondern weil wir uns daran gewöhnt haben. Wir glauben gar zu leicht, dieß müsse nun einmal seyn, weil es uns Ver-

32. Pest. La Peste, heißt es irgendwo, est une maladie dans laquelle un Gentilhomme n'est pas sûr de sa vie.

gnügen macht. Aber wenn es auch nicht wäre, oder wenn wir die Kraft hätten, dieß zu müssen, und dann in uns selbst das Vergnügen suchten, das wir von äussern Dingen erwarten, so würden wir in uns selbst oft weit mehr finden, als in äussern Dingen.

Alltagsköpfe und Köpfchen finden zwar da schon genug Aufheiterung und Vergnügen, wo man sich eigentlich nur hinstellt, um zu sehen, und sich besehen zu lassen. Aber wie manche schöne Dame vergeht auch da vor Langerweile. Wie mancher Mann von Verstand sitzt da trübselig in der Ecke. Unsere Erwartungen sind immer zu groß in grossen Gesellschaften. Witz, Coketterie, und Sinnlichkeit, finden zwar bisweilen ihre Rechnung auf Assembleen. Beynahe jeder leget da aus, was er hat; und immer diejenigen am meisten, welche am wenigsten haben. Man sieht und erfährt aber auch wirklich manches worüber man sich freut. Hie und da höret man eine gute Bemerkung, zuweilen ein herrliches Wort. Man begegnet manchem guten Gesicht, und kommt an manchen verständigen Mann, den man sonst gar nicht kannte. Man nähert sich mancher freundlichen Weiberseele, die man gerne sieht, höret, und spricht. Bey guter Laune kommt man selbst oft einem Unbekannten oder Halbbekannten mit Geist und Herz zuvor, und fühlet sich hingerissen zu ihm, wenn man auch in seinem Leben nicht fähig ist, ihn an sich zu ziehen. Zuweilen hat man vollends das göttliche Vergnügen von seinen Feinden Gutes zu sagen, oder gegen sie sich gut zu betragen.

Aber nur gar zu oft wandelt man auf Dornen, bey dieser Menge angenehmer Empfindungen. Welcher gute Mensch ist nicht mannigfaltig mit allen Menschen besser zufrieden, als mit sich selbst. Wer bewundert nicht die unaussprechliche Selbstzufriedenheit, den heitern frohen unbefangenen Muth, den kühnen Tritt, die dreiste Zudringlichkeit, das gesellige Anhängen, das unbedachtsame Geschwätz so mancher Tochter des Leichtsinns und der Eitelkeit. Mit Wehmuth fühlet der innerlich Unzufriedene, der verborgen Unglückliche, auch sogar der Verständige, sich selbst in den Augen solcher Glücklichen schwerfällig und dumm. Lustig ist es zwar so viele frohen Knaben im Amte zu sehen: so viele leicht dahertrippelnde und tändelnde Weiber von hohem Alter; so entsetzlich viele Studenten mit grauen Haaren. Aber wem ekelt nicht bey einer guten Comedie, die man immer sieht. Wer darum dieß alles schon erfahren und durchgeprüft hat, wer schon so oft gähnen mußte im Hause der Freude, wer nur zu gut weiß, wo mehr Lüge ist als Wahrheit, mehr Schein und Blendwerk und Trug und leeres unbefriedigtes Verlangen als Genuß, der ist traurig unter solchen Frölichen, und eilet zurück nach seiner Kammer, um da auf Vergnügungen zu denken, die nicht betrügen, die man in jedem Alter geniesset, die kein Misfallen über uns selbst zurücklassen und keine Unruhe.

Man glaubt uns Ehre zu erzeigen und Freude zu machen, wenn man uns zu einem Gastmal bittet, von dem jeder zum Voraus weiß, daß

entweder da die frostigste Langeweile mit ihrem bleyernen Scepter herrschen wird, und daß gewiß da, keiner von allen Gästen nichts höret, als was er nicht wissen will; oder wo schiefaugigte Schwätzer und schmähsüchtige Bösewichter einem graden und redlichen Manne den freyen Ausbruch aller seiner Gedanken und Gesinnungen abschneiden, und jedes Wort aus seinem Munde auffangen, um es gleich hinter seinem Rücken zu verdrehen. Aber fühlet man auch die geringste Kraft in sich selbst, so hat man eine Abneigung gegen jede Gesellschaft, die diese Kraft zerdrücket. Tausendmal besser schmecket zu Hause eine magere Suppe und Freyheit, als Ortolanen und Tockayerwein dort, wo man aus Höflichkeit schweigen muß vor dem Witzling aus dessen Munde nichts als Unsinn sprudelt.

Wahres gesellschaftliches Vergnügen ist ein freundliches und zutrauliches Austauschen wechselseitiger Gedanken und Gefühle. Jeder öffentliche Ergiessungsort von Vorurtheil und Thorheit, bringt also freylich auch grosses gesellschaftliches Vergnügen; aber wenn diese Freuden und Vergnügungen eine gegenseitige Austauschung und Mittheilung dessen seyn sollen, was ein jeder vorzüglich Schönes, Gutes, und Angenehmes hat und weiß, so ekelt dann doch manchem vor den Häusern der Freude, und er kommt in dieselben nie, als mit Ueberdruß und kaltem Herzen.

Weltsatt wird man leicht und bald, in den Armen aufgeklärter, zärtlicher, und duldsamer Freundschaft; wo man ungezwungen und frey seyn darf, was man will; wo man alles sagen kann, was man fühlt und denkt; wo man sich alle seine Gedanken und Wünsche anvertraut; wo man immer mit Sanftheit zurechtgewiesen wird, bey jedem Irthum; wo man sich immer versteht, auf den ersten Laut; wo man Unterstützung, Hülfe, Rath, und Trost, findet und giebt, bey Geschäften und im Unglücke, bey allen Vorfällen des Lebens, und in jeder Noth; wo der müde und zerdrückte Geist immer wieder aufwachet aus seiner Unthätigkeit, seiner Muthlosigkeit, und seinem Todesschlummer; wo ihm die Hofnung immer wieder aufgeht und grünet; wo man bey jedem Rückblick auf die vergangene Zeit, wechselseitig mit der süssesten Wehmuth sich sagt, ach was haben wir nicht schon mit einander durchgelebet; wo man Abende wie Minuten verschwatzt; wo man nie müde wird sich anzuhören und zu unterhalten; wo man keine andere Langeweile fürchtet, als nur die schrecklichste von allen, die Langeweile der Trennung, der Entfernung, und des Todes; wo man jede Thräne sich abwischet; wo man alle seine Schmerzen sich erleichtert; wo ein Herz und eine Seele so ganz und unmittelbar in der Seele des andern sich fühlet; wo man Alles sich mittheilet, was man siehet, höret, und liest, alles was man erfahren hat, und alles was man weiß, Alles jeden Tag, worüber man sich freut, und wobey man leidet.

Bey solcher Glückseligkeit ist es doch wohl nicht Roheit der Sitten, nicht Unbelebtheit, und ein sehr verzeihlicher Irthum der Imagination, wenn uns die Menschen von der gewöhnlichen Art nicht mehr Gnüge

thun, wenn wir sogar ganz gleichgültig sind bey ihrer Gleichgültigkeit und vollends bey ihrer Abneigung; wenn es uns beynahe unmöglich ist, in irgend einer andern nicht sehr guten Gesellschaft auszuhalten; wenn wir auch darum von dem lauten Weltgetümmel nichts erwarten, und darum auch jeder grossen und bunten Gesellschaft gerne entsagen.

Aber wie hinfällig ist auch solches Glück. Wie schrecklich und unerwartet, wie leise und schnell scheint uns alle Freude des Lebens zu sterben; wie jählings wird Alles um uns her, dürr, öde, und todt! Vergebens strecket man seine Arme aus; man rufet ins Leere; wähnt, itzt höre man den bekannten lieben Tritt, und höret ihn nicht. Alles scheint uns todt, und wir sind todt für Alles. Einsamkeit umgiebt uns nah und weit. Allenthalben glauben wir uns alleine mit unserm blutenden Herzen. Wir träumen in unserer Schwermuth, nichts liebe uns mehr, und wir lieben nichts; und ein Leben ohne Liebe, ist für ein Herz, das geliebet hat, die schrecklichste Todesart. Einsam will darum der Schwermüthige leben, und einsam will er sterben. Im Nebel seiner Schicksale, in diesen Zeiten der Täuschung, sieht Er keine heilende und sorgsame Hand, keine Erbarmung, kein Mitgefühl, keinen Gedanken solcher Leiden; denn keiner, der das nicht gelitten hat, versteht keinen der es leidet.

Aber kein grösserer Triumph der Einsamkeit läßt sich auch denken, als dieser: daß kein Mismuth so groß ist, und keine Betrübniß so schrecklich, die wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert, und am Ende auch heilt.

Langsam und stufenweise kommt zwar diese Heilung. Die Kunst mit sich selbst zu leben hängt an so vielen Erfahrungen, gründet sich auf so mancherley Schicksale, und so besondere Situationen zur Stimmung des Charakters, daß man schon sehr reif zur Einsamkeit seyn muß, um von ihr solche Wunder zu erwarten. Aber wer sich durch den Wust unserer Vorurtheile schon durchgearbeitet hat, wer schon in früher Jugend Einsamkeit schätzte und liebte, dem wird unter solchen Umständen die Wahl nicht schwer. Wen nichts mehr belebet von allem was ihn umgiebt; wer immer alleine ist im allgemeinen Umgange, spannet gewiß alle Nerven seiner Seele an, damit er niemals weniger alleine sey als in seiner Kammer.

Köpfen vom ersten Range giebt man oft Geschäfte, die für ihren Geist sind, was Ipekacoanha für den Magen eines Hungrigen. Man verdammt sie mit harten, trocknen, seellosen Geschöpfen, zu zerstückter, unnützer, geistloser, verderblicher Arbeit. Sie können nicht von der Stelle kommen, und müssen unaufhörlich ziehen. Sie sehen bey allem ihrem Diensteifer lauter Joch, und stehen allenthalben alleine mit Geist und Herz. Sie sind gedrückt, und drücken alle wieder die um sie sind. Oft glauben sie, daß es keine Erhalung gebe als im Grabe. Alles in der

34. Köpfe v. e. Range. In der Geisterwelt, versteht sichs; denn anderswo haben Köpfe keinen Rang. Anm. J. S. — 35. Ipekacoanha, eine zum Erbrechen anregende brasilianische Pflanze.

Welt wird ihnen zum Ekel; alle gedruckte Schriften schmecken ihnen wie hart Brodt, und alle Schriftstellerey riecht ihnen wie alte Eyer. Sie haben keinen Odem frischer Luft mehr in ihrem Nebelthal, kein frisches Grashälmchen scheint für sie da zu seyn. Aber laßt sie alleine, gebt ihnen Freyheit und Musse, so kommen gleich die Jünglingszeiten des Enthusiasmus wieder, und sie erheben sich mit dem Fluge und Königsblick des Adlers.

Thut Einsamkeit solche Wunder bey solchem Mismuth, was wird sie bey demjenigen vermögen, dem ihre wohlthätigen Schatten und freudenvolle Stunden immer offen sind, und dessen Seele nichts suchet und verlanget, als anmuthige Luft, und häusliche Glückseligkeit. Als man den Antisthenes fragte, wozu ihm die Philosophie verholfen habe, sagte Er: zur Kunst mit mir selbst fertig zu werden. Pope gestand, er gehe nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß wir auf Erden kein grösseres Geschäft haben, als recht zu lernen, wie man am besten daheim sey. Mir deucht wir haben alle gefunden was Pope suchte, wenn wir nur vergnügt sind in unserm Hause, und Alles lieben was uns da umgiebt bis auf Hund und Katze.

Alles spitzfindige und mühselige Streben nach äusserlicher Freude und Vergnügung, erhält doch am Ende nur durch die Betrachtungen seinen Werth, die wir bey unserer Rückkehr zu uns selbst machen. Da erfährt man doch am besten, wo dann auch eigentlich die wahre Glückseligkeit liegt; ob in Dingen ausser uns, die wir nicht ändern und nicht umbilden können, oder in uns selbst? Da lernt man das Uebertriebene in unsern Erwartungen kennen, alle die falschen Vorstellungen, und alle die betrügerischen Hofnungen. Mir schrieb einst eine sehr junge und sehr artige Dame, noch am Abend als sie von einer grossen Redoute kam: Sie sahen, wie heiter ich hingieng, aber es befiel mich da ein Gefühl von Leerheit bey dem Anblick dieser freudenlosen Jagd nach Freude, daß ich hätte mögen meine Blumen vom Kleide reissen.

Alles Weltglück ist nichts, wenn es uns in uns selbst, und in unserm Hause, nicht glücklicher macht. Alles Unglück wird endlich erträglich, wenn es vorerst nur gemildert werden kann durch Ruhe auf unserer Kammer, und unter unsern Büchern. Dieß ist schon grosses Glück, denn es wäre eitel und nicht in der Natur, wenigstens von uns selbst mehr zu verlangen, als vorerst blos die Willigkeit unser Herz und unsere Wünsche in Ordnung zu halten. Ein grosser Philosoph hat darum sehr wahrhaft gesagt: es sey stolzes Vorgeben, nicht Wahrheit, wenn man behaupte, wir können vollkommen glückselig werden, und blos durch uns selbst.

Allerdings können wir uns selbst, unsern Geschmack, unsere Gesinnungen, unsere Neigungen, und Leidenschaften sogar, ändern; und dann ertragen wir nicht nur vieles das uns mangelt, sondern wir finden Glückseligkeit in einem Zustande, den andere für traurig und beklagenswerth halten. Gesundheit ist ohne Zweifel eine grosse Glückseligkeit; aber es

giebt doch Umstände und Fälle, in welchen den Mangel derselben wahre Ruhe begleitet. Ach wie oft habe ich Gott für eine Krankheit gedanket, die mich zwang zu Hause zu bleiben, und die mir erlaubte doch auch einmal meine Seele im Stillen zu sammeln. Solches Glück hatte zwar ein Ende, wenn ich besser ward. Aber wenn ich denn doch ganze und viele Jahre, mit einem siechen Körper und zermalmten Gliedern, und zusammengepreßtem Hirn, alle Tage meines Lebens mich durch alle Gassen mußte schleppen lassen; wenn ich bey jedem kalten Winde die beständige und unausbleibliche Empfindung hatte, als wenn mir an Armen und Beinen das Fleisch mit hundert Messern sorgfältig von den Knochen weggeschnitten würde; wenn ich mitten unter meinen täglichen Berufsgeschäften, in Schmerz, und Leiden so erfahren war, daß ich Gott mit Thränen für jeden erträglichen Augenblick dankte; o dann war es mir doch erlaubt, ein unaussprechliches Glück darinn zu finden, daß ich doch einmal in meinem Hause krank seyn konnte, und nicht mein Leben ausathmen mußte auf den Gassen! Bey immerwährendem Kummer für andere giebt es freylich auch Stunden genug, in welchen gewiß jeder menschenfreundliche Arzt den Kummer für sich selbst vergißt; aber ach wie häufig sind auch die Stunden der Verzweifelung, in denen man aufgefodert ist, unter eigenem Schmerz und eigenen Leiden, Kräfte auszuüben die man nicht hat. Unter solchen Umständen ist Krankheit, die mir den Kopf nur einigermassen frey läßt, Ruhe und unaussprechlich süsses Einsamseyn für mich, wenn dann nur keine Besuche blos aus Höflichkeit mich quälen. Alle Segnungen Gottes wünsche ich alsdann jedem der mich alleine läßt, mich nicht mit Zeitverlust und Langerweile foltert, und jedem der die Barmherzigkeit hat um mein Befinden sich nicht zu bekümmern. Ein einziger heiterer Morgen, da ich zu Hause bleiben kann, aber da ich auch niemand sehen und keine Briefe schreiben muß, ist mir, wenn ich auch übrigens sehr krank bin, mehr werth, als unsern Damen alle ihre Feste, und den Grossen der Welt alle ihre Freuden.

Solche Verminderung unserer Leiden in der Einsamkeit ist schon ein grosser Gewinn, denn Ruhe der Seele für einen Knecht aller Menschen, von dem man mannichfaltige Thätigkeit fordert, und der seine Tage in beständiger Marter hinbringet, ist eine sehr grosse Glückseligkeit.

Sich selbst wird man eine gute Gesellschaft, wenn man in frühen Jahren, und in spätem Alter, irgend ein angenehmes und nützliches Geschäft in seiner Kammer sich machen kann. Bei der übelsten Laune muß man sich bestreben doch in irgend einer Absicht zu lesen. Zwecklos lesen wir nie, wenn wir nur immer Feder oder Bleystift beym Lesen in der Hand haben, immer die neuen Ideen anzeichnen, oder was die schon vorhandenen Ideen berichtigt. Alles Lesen wird man müde, sobald man sich oder andern nicht zueignet was man liest, und dabey nicht selbst auf eigene und neue Gedanken kommt. Zweck und Uebung geben leicht diese Fertigkeit, und man erheitert dadurch seine traurigsten Stunden.

Bleibt nur immer die Aufmerksamkeit rege, so bleibt uns auch die Gewalt alle unangenehmen Zwischenideen zu verscheuchen. Jeder grosse und interessante Gegenstand, jeder wahrheitreiche Theil aus irgend einer Wissenschaft, jeder Blick in die Geschichte der Menschheit, jeder Fortschritt in irgend einer Kunst, kann die Aufmerksamkeit fesseln, und allen Unmuth wegzaubern. So wird der Mensch gesellig mit sich selbst, so findet er seinen besten Freund in seinem eigenen Busen.

Jedes auf solche Art erlangte geistige Vergnügen übertrift gewiß, bey weitem, alle Vergnügungen der Sinne. Gewöhnlich verstehet man unter geistigen Vergnügungen blos die Anwendung grosser Geisteskräfte auf erhabene Betrachtungen, schwere Ausarbeitungen, oder auch die leichten Geburten des Witzes. Aber es giebt geistige Vergnügungen, zu deren Genuß weder Gelehrsamkeit noch grosse Fähigkeiten erfordert werden. Diese sind die Vergnügungen der Geschäftigkeit und des Fleisses, die dem Ungelehrten und dem Handwerker eben so wohl offen sind, als dem größten Weltweisen, und die eben so süsse Freuden gewähren. Man muß darum auch keine Handarbeit verachten. Ich kenne deutsche Edelleute, die ihre Taschenuhren repariren könnten, die Mahler, Schlösser, und Zimmerleute sind, die beynahe für alle Handwerke das Werkzeug haben, und zu gebrauchen wissen; sie kümmern sich nie um Gesellschaft, und sind die glücklichsten Menschen in der Welt.

Alles was man in irgend einer Wissenschaft oder Kunst, mit Liebhaberey anfängt, und mit Leidenschaft zu einem gewünschten Zwecke treibt, macht den Menschen gesellig mit sich selbst, und hält den größten moralischen Uebeln das Gegengewicht. Jede Schwierigkeit, sie sey groß oder klein, gegen die man anstrebet und die man überwindet, gewähret Vergnügen. Jede Minute in der man fortschreitet zu irgend einem Zweck, da man mit Befriedigung zurücksieht auf vollbrachte Arbeit, endigt sich in Ruhe der Seele, in Freudenfähigkeit, und in Lust an dem Tage der kommt.

Alle Vergnügungen des Herzens sind allen Menschen offen, die ihr Gemüth in Zufriedenheit, Ruhe, gesetzter Heiterkeit, und Liebe gegen andere erhalten. Ach um wie viel ist dadurch Glückseligkeit auf dem Lande grösser als aller Glückswahn in Palläſten, und alles mit so vieler Mühe, mit so vieler Schickerey, Künsteley und Lügen, erjagte und erhaschte Glück einer Visite in der Stadt. Das wissen aber auch die Weltmenschen wohl, die man oft so herzlich über Langeweile klagen höret. In den Thälern der Alpen kennet man sie nicht, auf keinem Gebirge wo die Unschuld noch wohnt, und das kein Fremdling ohne Thränen verläßt.

Langeweile hast du aber auch in keiner Stadt, wenn du nur dem gewöhnlichen Weltleben in Städten entsagst. Jede tugendhafte Handlung bringt Heiterkeit ins Haus, und stille Freude glühet auf deinen Wangen auch in deiner Kammer, nach jeder zum Besten deines Nächsten ausgeübten Pflicht. Da wir doch alle bey der Erzählung unserer Knaben-

streiche mit Gefallen verweilen, und bey den muthwilligen Possen die wir in der Schule ausübten, so kann auch jeder Blick in die ersten Perioden deines Lebens, in die nichtsbedeutenden Zeitvertreibe, in die kleinen Bekümmernisse und Wünsche deiner Kindheit dich belustigen. Ach mit welchem Lächeln der Gefälligkeit, mit welcher zärtlicher Wehmuth, sieht auch darum das weisse Haupt auf die Zeiten zurück, da die Wange von Gesundheit glühte, da wir alles mit Kraft und Lebhaftigkeit unternahmen und alles ausführten mit Muth, und da wir Schwierigkeiten aufsuchten, blos weil uns das Gelegenheit gab zu rauhem und kühnem Kampfe.

Vergleichen wir dann dieß Alles was wir waren, mit dem was wir itzt sind, und finden wir, daß dieß alles eingewirket hat noch in den frohen Stunden unserer spätern Jahre, und daß es auch zuweilen itzt noch einwirket, in alle Kämpfe mit unsern Schicksalen, in unsere Tugenden und in unsere Fehler, und in alle Auftritte und Abwechslungen unsers Lebens. Vergessen wir auch uns selbst, und werfen wir unsere Blicke auf alle Weltbegebenheiten zurück, die wir schon erlebet haben, auf den Gang Gottes zur Erhebung und Demüthigung der Völker; auf die Fortschritte zu so manchem Guten und Schönen, auf die Rückfälle in so manche uralte Thorheit, auf die verdrängte Barbarey, auf den unterjochten Aberglauben, und auf alle Barbarey unter der wir noch schmachten, und auf allen Aberglauben der noch mitten unter uns grünet und gedeyt; auf die Riesenschritte in Wissenschaften und Künsten; auf die Flüge des Geistes der Zeit, und auf seine unbegrenzten Albernheiten. Erwägen und durchdenken wir dieß alles bey unserm Ofen, nehmen wir dann noch immer den wärmsten Antheil an allem was geschieht; o so ist alle Langeweile verbannt, und so herrschet Ruhe, Frieden, und gute Laune im Hause.

Solche Befriedigung gewähret Einsamkeit im Alter wie auf jeder Stufe des Lebens, durch Nachdenken; und solcher Genuß übertrift alle sinnlichen Freuden. Sind dann aber auch die Kräfte des menschlichen Geistes durch Uebung und Cultur erweitert und erhöhet, so soll man um so mehr zu allen Zeiten, bey gesundem Körper und Ruhe und Freyheit der Seele, fähig seyn, aus sich selbst erhabene Vergnügungen zu ziehen, wenn das Herz den Frieden der Unschuld geniesset.

Lust zur Arbeit belebet alle unsere Seelenkräfte, und diese werden, bey der gehörigen Achtsamkeit auf uns selbst, immer mehr geschärft. Lebhafte Köpfe müssen immer gegen etwas anstreben. Inniges Bewußtseyn ihrer selbst, ihrer Kräfte und ihrer Würde, giebt dann auch jeder unverdorbenen Seele, in dieser Unruhe, die edelste Richtung. Hat man aber aus Pflicht und Noth mit vielen Menschen zu thun, muß man gegen seinen Willen auch mancher kahlen und ermüdenden Zerstreuung sich unterwerfen, so lodert, eben nach solchem Gewühle, das Feuer, die Lust, und die Kraft am meisten wieder auf, alle die Fesseln zu zerreissen, kühn und muthig allen Zeitverderb, und jede Zerstreuung, und alles Getümmel

von sich zu entfernen. Erhabener, glückseliger, erquickender und inniger, fühlen wir nie, daß wir leben, daß wir denken, daß wir verständige, selbstthätige, freye, grosser Dinge fähige, und unsterbliche Geschöpfe sind, als in dem Augenblicke, da wir vor dem geschäftlosen, kalten, trägen, lässigen, und leeren Visitenmacher unsere Thür abschliessen.

Alle Stürme unserer Schicksale sind erträglicher, als das geistlose Visitenwesen, und ewige Vorfahren, und Kartenabgeben, alle die langweiligen Besuche und Gegenbesuche ohne Absicht und Zweck, womit schale Menschen ihr Leben wegtändeln. Meine Gedanken kommen wenn sie wollen, und nicht wenn ich will, sagte Rousseau; darum nahm er sie auch an, wenn sie kamen. Darum waren ihm alsdann auch alle Besuche von Fremden und Unbekannten so verhaßt. Darum sträubte Er, der so selten eine heitere und schmerzenfreye Stunde hatte, an jedem Orte seines Aufenthaltes sich so sehr gegen alle Zudringlichkeit, gegen das läppische Fragen nach seinem Befinden, gegen alles das einfältige und kahle Ausfüllen der Conversation, so sehr Er auch sonst guten Umgang liebte, und pries.

Wie viele Funken zu guten Gedanken werden durch kahlen Umgang erdrücket, und wie schal wird man selbst, wenn man immer unter schalen Menschen lebt. Durch den Odem des Himmels werden jene Funken in der Einsamkeit angefacht und belebet, und dann Geist und Charakter immer durch Selbstdenken mehr erhöhet und gebildet.

Tugenden gedeyen in der Einsamkeit, zu denen man in dem liebenswürdigsten Umgange nicht gelanget. Unsere Freunde werden von uns getrennet, wir sehen uns ihres belebenden Umgangs auf ewig beraubt, und solches Unglück wird oft eine Veranlassung, daß wir uns in der Einsamkeit zu wahrer Geistesstärke abhärten, und zu weit kühnern Entschlüssen erheben. Wenn Freundschaft und Liebe immer für uns sorgen, alles für uns thun, uns stets in ihren Armen tragen, so verlernen wir oft ganz dabey das Vermögen uns selbst zu regen, selbst zu handeln, selbst zu waden durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens. Muß man darum auch wider Willen einsam und verlassen leben, so erlanget doch die umhergeworfene Seele neue Festigkeit, und gewinnet ihren Frieden wieder, wenn man nur herzhaft und unermüdet gegen sein Unglück kämpfet. Wir finden Hülfsquellen in uns selbst, an die wir niemals dachten, und stoischen Muth wenn der Gesichtskreis unsers ganzen Lebens sich trübt.

Charakter und Gesinnungen erlangen immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, durch das Zurücktreten aus dem Getümmel, die Einkehr in sich selbst, und die freye Ueberschauung der Welt und unser selbst im Stillen. Eure Seelen laufen nur darum immer auf der Heerstrasse, weil

12ff. Je n'ay jamais pû supporter, sagt Rousseau, ce sot et niais remplissage des conversations ordinaires; mais les conversations utiles et solides m'ont toujours fait grand plaisir, et je ne m'y suis jamais refusé. Anm. Js.

ihr zu schwach seyd, euch zum Selbstdenken zu erheben; immer erst zu euren elenden Orakeln lauft, um zu erfahren, wohin der grosse Haufen sich lenket, und was euch, dem Orakel zufolge, obliegt zu denken und zu thun.

Unköpfe glauben, man laufe immer sicher mit dem grossen Haufen. Sie urtheilen nie, bevor der Haufen geurtheilt hat, sie folgen allen seinen Entscheidungen über Menschen und Sachen. Darauf kommt es solchen Geistern nicht an, wo Wahrheit und Recht liegt; Billigkeit ist von keinem zu erwarten, als von dem, der sich nicht scheut alleine zu stehen. Kein schaler Weltmensch nimmt die Partey des Schwächern und des Unterdrückten. Hast du den Gewaltshaufen der Dummheit auf dem Nacken, bist du durch die Allmacht des Irthums und der Vorurtheile beschimpft und verschryen, so suche auch keine Unterstützung bey schalen Köpfen die immer nur der Nachhall des Windes sind, der heute durch die Stadt bläst.

Allein leben, sich allein fühlen, macht nur insofern furchtsam, als es darauf ankommt, körperliche Gewalt mit körperlicher Gewalt abzutreiben. Geistesstärke hingegen vermehret sich, eben dadurch, daß man sich mehr aufrasset, wenn niemand sich mit uns vereinigt, niemand für uns kämpft. Eben darum muß man alleine leben, damit man dürfe alleine stehen, damit man weniger leide von gegenwärtigen Eindrücken, erhaben sey über die Vorfälle des Lebens, und beherzt gegen die Gefahr. Wie ruhig wird schon das Leben, wenn man nie fragt, was sagt der, und was sagt dieser? Wie viele elende Vorurtheile und Leidenschaften werden durch Selbstdenken aus der Seele verbannet. Wie verschwindet dann die abgöttische, schändliche und knechtische Verehrung für alles was nicht verehrenswerth ist. Mit welcher Erhabenheit der Seele stößt man dann die Furcht vor Menschen von sich weg, die blos ihrer Ahnen wegen sich einbilden, Tyrannengewalt ausüben zu können gegen andere Menschen, und immer über die am meisten sich erheben, die das größte Recht haben sie zu verachten.

So wie der Weltmann nichts thut als was gefällt, so scheut hingegen der Einsame sich vor nichts, das durch seine Wahrheit beleidigt. Einsame handeln darum oft so edel, und oft so unklug; darum sind sie so oft der Spott der Welt, bald durch ihren Trotz und bald durch ihre Schüchternheit, bald durch ihre Keckheit und bald durch ihr linkisches Wesen. Aber niemand hat doch das Recht, so wie sie zu sagen: Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! Was kümmerts mich!

Ein bekannter scharfsinniger Beobachter der Natur des Menschen und der Dinge, belehret uns: in Musse und Stille entstehe am leichtesten die ruhige Erhabenheit der Seele über Zufälle, über Glück und Unglück,

1 ff. „Einfalt ist Schwäche, sagt Herr Garve, und jede Schwäche macht, daß wir anderer bedürfen, sie desto mehr suchen, ihren Unwillen scheuen, uns um ihre Liebe bewerben. Verstand hingegen macht unabhängig; er giebt dem Menschen mehr eigene Hülfsquellen. Wer sich dessen bewußt ist, glaubt andere immer weniger nöthig zu haben, und verfolgt also, ohne Schonung derselben, seine Endzwecke.“ Anm. J. S.

über Lob und Tadel, selbst über Leben und Tod; da werden die Ideen, die Grundsätze gefunden, die den grossen Mann machen, und ihn unterstützen. Selbst die Philosophie, sagt dieser vortrefliche deutsche Philosoph in seinen Anmerkungen und Abhandlungen über den Cicero, welche der Erhabenheit des Staatsmannes zur Grundlage dient, welche ihn in den Stand setzt, seine grosse Rolle gut zu spielen, bilde sich in der Einsamkeit, und in der Entfernung von dem Schauplatze der grossen Welt.

Charakter und Gesinnungen gewinnen also in der Einsamkeit, nicht nur mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, sondern wirkliche und wahre Erhabenheit. Aber auch nirgends wird Bekanntschaft mit unserm eigenen Herzen so gut befördert. Wir sind uns da viel näher, und leben viel vertrauter mit uns selbst. Etwas Gutes läßt sich zwar auch im Weltgeräusche immer noch denken, wenn man nicht ganz ohne alle Grundsätze in die Welt kommt; aber es ist doch viel schwerer da gut zu seyn. Wie mancher gefällt blos durch seine Fehler und Laster; wie mancher Böswicht, wie mancher niedlicher Schurke findet allgemeinen Beyfall, nur weil er sich gehörig mit allen Schwachheiten, Lächerlichkeiten, und Lastern, solcher Herren und Damen zu benehmen weiß, die in allen Gesellschaften das grosse Wort führen. Aber wie soll Er gewahr werden, bey allem Weyrauch der ihm duftet, in welche Classe er gehöret? Zu Hause würde er lernen was er ist und was er seyn soll, wenn er fähig wäre sich selbst zu beobachten, wenn er Unglück hätte, wenn er sich gezwungen sähe zur ernsthaften Einkehr in sich selbst, und zur Durchforschung der Beschaffenheit seines Herzens.

Manche nützliche Entdeckung kann man machen, wenn man zuweilen seinen gewöhnlichen Weltverhältnissen sich entreisset, oder auch nur aus denselben sich herausdenkt. Man muß nur mit Aufrichtigkeit in sich selbst hineingehen, dann mit der höchsten Unparteylichkeit alle seine Handlungen prüfen, und alles Gute oder Böse das man in der Welt dadurch wirket. Mit Schrecken sähe dann mancher, daß er ein elender Sklave ist, ein Sklave des Wohlstandes, der Gewohnheit, des Publicums, der hergebrachten Sitte; daß er freylich mit der gewissenhaftesten Steifigkeit, und dem besten Anstande, alles thut was Weltmanier und Ortmanier, allgemeine Höflichkeit und Provinzialhöflichkeit von ihm verlangen, daß er gegen nichts, so unsinnig und unsittlich es auch seyn mag, sich empöret; daß er in zahmer Unterwürfigkeit allenthalben mitläuft, alles mitglaubt, und alles mitmacht; und daß er nie unrecht findet was keiner nie unrecht finden darf. Aber wenn man dann doch zu Hause ehrlich untersuchet, und frey überleget, ob man nicht unzählige Dinge, täglich, nur aus Menschenfurcht und Menschengefälligkeit sage und dulde; wenn dann so vielen ihr Gewissen bezeuget, welche schlechte Kerle sind sie, zumal in den Zimmern der Fürsten und Grossen; wie viel Böses sie da aus Wohlstand

31 und 42. Wohlstand in der ursprünglichen Bedeutung = Anstand, Wohlanstand im vorigen Jahrhundert bei Goethe, Schiller, Lessing, Wieland, Engel u. a. häufig

thun, nur um nicht zu widersprechen, um keine Meinung zu äussern, aus Furcht sie möchte misfallen. Wenn man dieß alles zu Hause, im stillen Umgange mit sich selbst beherzigt: so sollte man doch fühlen, es sey Zeit; daß man nun für eine Weile in der Einsamkeit lebe, mit Menschen aus einer andern Welt, von edlerer Denkart, und stärkern Köpfen.

Erschütternde Abwechslungen von Freude und Traurigkeit, Hofnung und Furcht, Zufriedenheit und Verdruß, foltern doch in einem fort, wenn du die Kraft nicht hast, so oft es nöthig ist, dich mit stiller Erhabenheit des Herzens über alles wegzusetzen, was du siehst. Alle Tugend höret auf, wenn man sich jedem Eindrucke überläßt, immer von der Geschichte des Tages regiert ist, und nicht auch zuweilen selbst seinen Tag regiert. Auch bey dem von Menschen ganz regierten Weltling höret sie auf, dessen ganzes Thun und Lassen immer eigensüchtig, immer absichtvoll, immer eingerichtet ist auf nahen oder entfernten Eigennutz. Einsam muß man leben, nicht bey den Vorfällen des gegenwärtigen Tages stehen bleiben, in der Stille den Werth aller menschlichen Dinge und Handlungen prüfen, wenn man Herz genug haben soll, das Gute auch da zu thun, wo man zum Voraus sieht, und gewiß weiß, es geschehe mit unserm Schaden. Weltknechte wissen nichts von dem Wegsehen über gegenwärtigen Vortheil, nichts von edler Aufopferung seines Ruhmes und seines Glückes. Sie berechnen keine Handlung nach ihrem innern Werth; ihr ganzes Thun und Lassen ist berechnet nach Procenten von elender Gnade, Gunst, Ehre, und Beyfall. Sie machen Cour, schmeicheln, lügen, verleumden, und schmiegen sich vor dem der ihnen schaden könnte, wenn er so niederträchtig wäre wie sie, und sind dann wieder um so viele Procente, Schurken hinter seinem Rücken.

An sich selbst erkennet der Mensch jede Leidenschaft immer besser und tiefer, wenn er sie zu Hause ganz leise überleget und prüfet. Die Seele kommt da viel weniger aus ihrer Fassung, und schwanket nicht so oft zwischen Verzagtheit und Trotz. Ach wie ist man im Unglücke so gut. Wie geschmeidig, wie nachgebend, wie nachsichtig, wie schmeichelhaft sind wir, wenn die Hand Gottes uns züchtigt, wenn sie unsere Wünsche vereitelt, unsere Hofnungen mislingen läßt, wenn die Allmacht uns vor ihr niederwirft, wenn sie unsere Weisheit zur Thorheit werden läßt, und unsere überlegtesten Rathschlüsse zu offenbarem in die Augen fallendem Unsinn. Dann freut es uns, wenn uns ein Kind ein gutes Wort giebt, und wenn ein Bettler uns nicht verachtet. Aber wie verändert sich gleich unser Blick auf Alles was ausser uns ist, wie sind wir gleich weniger sanft und duldsam, wenn wir uns selbst wieder für etwas halten, wenn das Bewußtseyn unserer Kräfte uns gleichgültiger über alle äussere Dinge macht, wenn wir unsere Stärke fühlen, und unser Uebergewicht über alles was den Furchtsamen ängstigt und den Schwachen niederwirft. Alles Aeussere greifet immer tiefer in die Seele, so lange wir unter Menschen leben, die sich freuen wenn man unglücklich ist, und denen Muth und Unternehmungsgeist misfällt.

Weit weniger wird man in der Einsamkeit durch Unglück niedergedrücket, oder durch gute Erfolge schwindlicht, weil man den Glücksfällen da nie so sehr ausgesetzet ist, wo das Leben wie ein leiser Schatten hingleitet. Ohne Unglück begreift man da, daß wir nichts sind vor Gott, nichts als durch Gott; daß Stolz ohne Kraft das wahre Gift des Lebens ist, eine Hölle im Herzen, und eine beständige Vergrösserung unsers Elends. Aber wenn wir auch da noch in Hofnungslosigkeit und Verzweifelung versinken, alles für verlohren halten, keinen Rath mehr wissen, so unterwerfen wir uns unsern Schicksalen gar viel leichter und mit weit mehr Gedult, zu Hause und im Stillen, wo alles rein und offen liegt vor unsern Augen, wo uns niemand unbillig verachtet, oder unvernünftig hochschätzt.

Gehe darum doch jeder abseite, und rede da mit seinem Herzen, wenn er besser und klüger will denken lernen, als er denket. Ach wie schlank und geschmeidig, wird man durch ein klein wenig wahre Philosophie, und nur um ein geringes mehr aufgeklärte Vernunft. Aber im Taumel unserer Vorurtheile, in der Dürftigkeit unserer Aufklärung, verfehlet jeder den rechten Weg, und alle suchen Glückseligkeit in Dunst und Nebel. Ruhig und abgesondert muß man leben, um aus Menschen und Sachen nicht mehr zu machen, als sie werth sind. Wegwerfung aller Vorurtheile des geselligen Lebens, ist der erste Schritt zur Vernunft, mit der man in steter Prüfung des Wahren, und in ungehinderter Uebung praktischer Philosophie, nur das hochschätzen lernt, was Hochschätzung verdient.

Solche Vortheile hat die Einsamkeit zur Prüfung seiner selbst, zur Wegwerfung der Vorurtheile des geselligen Lebens, und zur wahren Erhöhung des Herzens. Aber dieß alles macht uns noch nicht bekannt genug mit uns selbst. Wie unbillig und parteyisch beurtheilen wir, dessen ungeachtet, noch so oft in der Einsamkeit unsern eigenen Werth; wie mancher bösen Leidenschaft geben wir auch da noch Gehör; und wie vieles mangelt uns noch immer zu dauerhaftem Vergnügen und wahrem innerm Glück.

Einsamkeit giebt dieses Glück, wenn da, wo wir alleine stehen vor Gott, und nicht mehr unter den Augen der Menschen, die stille Sprache des Gewissens uns nur genug wiederhohlet, wie wenig wir das sind wofür man uns hält, wie viel uns an dem noch mangelt was wir billig seyn sollten, und welche Berge wir zu übersteigen haben bis wir es sind. In der Welt betrügt doch eigentlich immer einer den andern. Man prahlt mit Einsichten, und heuchelt Gesinnungen, die man nicht hat; einer bethöret den andern, und jeder zuletzt sich selbst. In der Einsamkeit wird dann von einer guten Seele dies alles genauer untersuchet und beurtheilt. Fern von Schmeichlern und Schurken, lernt man da Aufrichtigkeit und Einfalt des Herzens schätzen. Da fürchtet man nicht, daß diese Tugenden uns schaden; denn nichts Gutes ist da lächerlich und verächtlich. Da

vergleicht man also das, was man in der Welt vorstellt, mit dem was man ist; und dann zerplatzen alle die Vorzüge die man uns zutraut, und alle Scheintugenden, wie Seifenblasen. Jede Lücke in unserm Wissen, jeder Fehltritt unsers Verstandes, jeder Mangel von Scharfsicht, jede schwache Seite unsers Herzens, entwickelt sich da dem unparteyischen Auge. Alle Gebrechen unserer Tugend, alle verwundbare Seiten in unsern besten Gesinnungen und Thaten, alle Prahlereyen unserer Eigenliebe erscheinen da in ihrer Nacktheit. Aber dieß alles sieht man an sich selbst nicht im Taumel der Welt, nicht im Menschengewühl, nicht unter allen Fallstricken des geselligen Lebens.

So lassen sich dann böse Leidenschaften, bey solcher genauer Prüfung seiner selbst, auch in der Einsamkeit verdrängen. Man darf auch nur andern Vorstellungen und andern Leidenschaften in derselben nachhängen, wenn man irgend eine böse Leidenschaft dahin bringet, oder schädliche Triebe die in uns gähren. Unerschöpflich sind in der Einsamkeit die Hülfsquellen zu neuen Empfindungen und Gedanken; ungehindert wirket da die Kraft der Seele nach jeder beliebigen Richtung. Kann die Einsamkeit bey Müssiggängern jede Verführungen der Begierden begünstigen, so gewähret sie auch hingegen bey grosser Geschäftigkeit gegen jede böse Begierde den Sieg.

Allen gewöhnlichen Weltverhältnissen entrissen, sieht man in der Einsamkeit völlig so gut wie in den Kammern der Betrübniß, der Krankheit und des Todes, alles in seiner wahren Gestalt. Da entdecket man am besten die Richtigkeit aller nur äusserlichen Vorzüge, und so verlieret sich dann bald alle Ungebundenheit der Gedanken, und alle Heftigkeit der Begierden. Da verschwindet aller Schein; und wer in der Welt um so viel weiter über andere emporgehoben ist, je niedriger er seiner Mängel und Laster wegen stehen sollte, wird da gewahr was ihm seine Schmeichler nicht sagen, und was ein Heer elender Sklaven, wenn er nur vornehm genug ist, vielleicht ganz entschuldigt.

Dauerhaftes Vergnügen und wahres inneres Glück findet also derjenige, der sich aus dem Leben ein ernsthaftes Geschäft macht, nach Freuden ausgeht die nicht jeder Zufall zerknicket, und mit Mitleid und Erbarmen jenes Völklein dort betrachtet, das so wild und kindisch durch das Leben fährt und läuft. Solche Menschen hingegen haben nichts von der Einsamkeit zu hoffen, die unbekannt sind mit ihrem eigenen Herzen, die an kein Nachdenken, an keine Arbeit, an keine Stetigkeit im Guten, an keine Vorstellung der Vernunft sich gewöhnen. Verwelket und todt sind alle ihre Freuden, wenn ihr Blut nicht mehr kocht, wenn ihre Sinne satt sind, und ihre Kräfte geschwunden; wenn jeder Hauch eines Windes ihre Nerven umwirft, und sie nichts mehr fühlen als tausendfache Angst, und die schreckhaftesten Vorstellungen, und alle Torturen der Imagination, auch bey der allergeringsten Unbehaglichkeit in ihrem Körper, und bey jedem Flohbisse des Schicksals.

Durch diese Betrachtungen sind die allgemeinsten Vortheile der Einsamkeit noch nicht alle angezeigt. Es bleibt mir vieles für die zweite Abtheilung dieses Capitels übrig, das den Menschen weit näher angeht. Vieles wird alsdann noch übrig bleiben, wenn ich auch angedeutet habe, wie in mancherley Fällen von Widerwärtigkeiten des Lebens die Einsamkeit nützlich wird; wie sie uns aufhilft in Krankheiten; in Melankolie; in Betrübniß über Todesfälle, oder Trennung von geliebten Freunden; sodann die grossen Vortheile religiöser Entfernung von der Welt, und heiliger Stille, wo alles Gute das wir aus der Welt mitbringen, sich tiefer in die Seele eingräbt; wo man einer Welt den Rücken kehret, in der man unmöglich weise werden kann; wo man die größten Hinderniße der Frömmigkeit bezwinget; wo man sich jeder stillen Tugend weihet; wohin man oft durch einen unerklärlichen Ruf schon in früher Jugend hingezogen wird; wo gewiß jeder in den letzten Stunden seines Lebens gelebt zu haben wünschet; wo die Vortheile unaussprechlich wichtig sind, wenn man die Denkart des religiösen Einsamen vergleichet mit der Denkart irreligiöser Weltlinge; wenn man betrachtet wie diese leben und sterben, und wie sanft und leise hingegen religiöse Seelen sich hingeben und schmiegen unter jede Fügung Gottes um Himmelsfreude; und wie wir darum alles versuchen sollen, um Kraft zum Leiden und Sterben zu finden, durch stille Einkehr in uns selbst, und religiösen Umgang mit Gott.

Groß sind die Vortheile der Einsamkeit in mancherley Fällen von wahren Widerwärtigkeiten des Lebens. In Krankheit, in mancherley Veranlassungen zur Traurigkeit, in wahrer Menschenscheu ermannet man sich oft in der Einsamkeit.

Leidende und Betrübte würden mit Schrecken sich von der Einsamkeit entfernen, wenn ihre Schatten ihnen nicht Hülfsmittel darböten, die sie in den Häusern der Freude nicht finden. Verschwunden ist für sie der feine Duft, den Sinnlichkeit und Einbildungskraft, für Gesunde und Glückliche, an alles hängen was sie umgiebt. Verschwunden ist für sie das Angenehme, das nicht in den Dingen liegt, sondern das man sich in die Dinge denkt. Alles ist rosenroth für Glückliche, und schwarz für den Betrübten. Unrecht haben beyde. Aber beyde werden auch ihr Unrecht gewahr, wenn die Decke fällt, wenn die Scene sich ändert, wenn das Blendwerk verschwindet. Beyde erwachen aus ihrem Traume, sobald die Einbildungskraft schweigt. Für diese wird nun offenbar, daß Gott auch alsdann für unser Bestes sorget, wenn wir glauben, daß es uns am übelsten geht; und für jene verlieren alle im Taumel der Welt genossene Freuden und Vergnügungen ihren eingebildeten Werth bey ernsthaftem Nachdenken über sich selbst, seinen Zustand, seine Bestimmung, und die Wege zur einzigen Glückseligkeit.

Wie elend wären wir, wenn Gott alle unsere Wünsche erfüllte. Eben in der Zeit, da mancher Mensch glaubt, alles Glück seines Lebens sey vernichtet, hat Gott vielleicht etwas Ausserordentliches mit ihm vor. Neue

Umstände erwecken neue Kräfte. Ein nur zehnfach thätig gewesenes Leben, wird oft hundertfach und zu den edelsten Absichten thätig, wenn man an der Hand der Fürsehung, in Einsamkeit und Stille alles versucht um Unglück zu überwinden. Feuer und Leben kommt wieder, wenn wir lange dachten, wir seyen zu ewiger Unthätigkeit verdammt, und alle Kraft unserer Seele sey verlohren.

Wenn wir auch traurig in die Einsamkeit gehen, so wird doch oft, durch geduldiges Ausharren in derselben, die Seele wieder heiter und froh. Nie sollten wir über die Zukunft urtheilen, da wir doch unfähig sind, darüber anders zu urtheilen als falsch. Immer sollten wir uns die so oft erprobte und so trostreiche Erfahrungswahrheit wiederhohlen, daß manche Begebenheit, auf die der Mensch in der Entfernung mit einem bangen und furchtvollen Auge sah, wenn sie nun wirklich da ist, alle ihre Schrecken verlieret, sogar unerwarteten Seegen in ihren Folgen mit sich bringt. Wer alle Hülfsmittel versuchet, gegen alle Schwierigkeiten kämpft, gegen alle Hindernisse anstrebt, niemals lässig ist, immer Gott traut, der benimmt allen Trübsalen ihren Stachel, und der Melankolie ihren Sieg.

Kummer, Unglück, Krankheiten, machen uns leicht und geschwinde mit der Einsamkeit vertraut. Wie bald entsagt man der Welt, wie gleichgültig wird man für alle ihre Ergötzungen, wie leise wird die innere Sprache der Begierde, wenn uns Schmerz und Unmuth niederdrücken, und alle unsere Kräfte uns verlassen. Ach wie bald sieht man dann, wie elend alle die Stützen sind, die uns die Welt darbietet; wie doch alles nichts war, was man Gutes that, und genoß; wie Kummer sich in alles mischet und Leerheit herrschet in Allem; und wie manche nützliche Wahrheit, selbst dem Grossen und Vornehmen seine Krankheiten sagen, da sonst übrigens alle Welt ihm lügt.

Kurz und schnell vorübereilend ist freylich die Zeit, in der ein kränkelnder Mensch fähig ist, seine Kräfte mit Leichtigkeit und gutem Erfolge, auf eine seinen Absichten gemässe Weise anzuwenden. Gesunden allein ist solches Glück vergönnet; nur diese können sagen, die Zeit ist mein. Aber bist du immer leidend und krank, und dabey doch ein Knecht aller Menschen, so kannst du nie sagen, diese Stunde ist mein. Stehlen mußt du alsdann die Zeit, wo und wie du kannst. Auch durch Zwang und Anstrengung, mitten unter Disteln und Dornen, Nervenzufällen, Kraftlosigkeit, übler Laune, und schneidendem Unmuth, mußt du dich gegen alle diese Uebel auflehnen, gegen alle Schwierigkeiten anstreben und kämpfen, wenn nicht Alles liegen soll. Je weichlicher man sich macht, desto mehr macht man sich krank. Mangel der Unterwürfigkeit und hartsinniger

15 ff. O möchten doch alle Menschen folgende Worte eines sterbenden Philosophen, des seligen Herrn Professors Hißmann in Göttingen, auffassen, die Er, vor dem Angesichte seines Todes, niederschrieb: „Gott heisset kein einziges seiner Kinder jemals einen Weg gehen, der nicht früher oder später zur Glückseligkeit führet; und nie erpresset Er den geheimsten Seufzer eines empfindenden Wesens, der sich nicht endlich in den entzückenden Wohltlang der Dankbarkeit auflöset!" Anm. J. S.

Widerstand, ist in solchen Fällen oft ein Ueberbleibsel von Kraft, und muthiger Kampf mit seinem Unglücke im Stillen, wenn er auch lange ohnmächtig ist, bringt am Ende doch Gedeyen.

Durch Kränklichkeit wird man leicht weichlich, und zu sehr auf sich selbst achtsam. Man giebt leicht jedem unangenehmen Gefühle das Uebergewicht über die Kräfte, die man doch hätte, dasselbe nicht zu achten, und zu vergessen. So versinket dann allemal die Seele in Aengstlichkeit, und alle Vernunft und jeder Ueberrest von Kraft wird zerdrücket. Zu wenig hat man auch immer Zuversicht auf das, was man bey beständigem Schmerz und Leiden unternimmt. Wenn darum der kränkliche Mensch, in langwierigen Uebeln, nur mit Gewalt seine Aufmerksamkeit der Betrachtung seines Körpers entreisset, wenn er gleichsam seine Seele entkörpert, so findet er gewiß unerwartete Linderung, und er verrichtet Dinge, die ihm unmöglich schienen. Aber dazu muß er auch alle Aerzte verabschieden, die ihm durch das ewige Laufen nach seinem Befinden, durch das tiefkluge Pulsfühlen und Kopfnicken und jede Gesichtsverziehung der Facultät, durch das Sehen von dem was nicht ist, durch Nichtsehen wo so vieles zu sehen wäre, durch das Nichtgefühl von allem was Geist und Seele betrift, oder selbst durch die weinerliche und erkünstelte Mitempfindung seiner Leiden, immer mehr aufmerksam auf das machen, was er vergessen muß. Auch seinen Freunden und Vertrauten muß er verbieten ihm in seinen Schwachheiten zu schmeicheln. Er muß sie um Gottes willen bitten, ihm nie alles zu glauben was er sagt; denn wenn auch alle seine Empfindungen wahr sind, so sind doch sehr viele von seinen Einbildungen falsch.

Auch alsdann noch ist Rath und Trost in der Einsamkeit übrig, wenn alles verlohren ist, was uns Philosophen und Theologen von Geistesstärke und Geistesgrösse lehren. Wenn deine Nerven gelähmt sind, wenn dir der Kopf immer schwindelt, wenn du nicht die geringste Denkkraft mehr hast, wenn du ohne Verzweifelung nicht vermagst eine Seite herunter zu lesen oder eine Zeile zu schreiben, wenn dich aus anerkannter physikalischer Unmöglichkeit wahre körperliche Todesangst befällt, sobald es auch nur darauf ankommt, die kleinste Kraft deiner Seele in Thätigkeit zu bringen, dann mußt du vegetiren lernen. Dieß sagte zu mir einer der hellsten Köpfe Deutschlands, als er mich in Hannover in einem Zustande sah, in welchem ich nichts mehr konnte und vermochte als das. O Garve, wie habe ich mich an dich geschmieget, wie hieng ich an deinen Lippen, als du mir zeigtest, daß ich mich selbst, auch in diesem Zustande, müsse ertragen lernen; und als ich von dir hörte, du habest gelitten was ich litt, und gethan was du mich lehrtest!

39 f. Da erfuhr ich was einer der größten Wohlthäter der Menschheit, Herr Johann Samuel Fest, in seinem unerreichten Buche über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens sagt; in einem Buche, das jeder Leidende und Be-

Es war eine Zeit, da der erhabene Mendelssohn sich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philosophie sprach; denn er ward ohnmächtig, wenn er nicht weggieng. Lange verbot Er sich darum alles Denken. In diesem Zustande kam einst, wie dieser grosse und liebenswürdige Philosoph mir selbst in Hannover erzählet hat, sein Arzt zu ihm und fragte: was machen sie dann, wenn sie so in ihrer Stube sind, und nicht denken dürfen? Ich gehe ans Fenster, erwiederte Mendelssohn, und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.

Ohne deine ruhige Weisheit, o werther edler Mendelssohn, ohne solche Ergebung in die Hand Gottes, gelanget aber auch kein Mensch zu solcher Grösse, zu solcher erhabenen Unterwürfigkeit im Leiden, zu solcher Stoischen Kraft, zu solcher heitern, wolkenfreyen Unabhängigkeit von seinem Körper und seinem Schicksal! Entzückend ist dein Beyspiel, und die Menschheit muß sich freuen, so oft sie sieht, wie stark man im Leiden wird, durch Gelassenheit.

Gelassenheit in völliger Unfähigkeit, sanfte Anstrengung bey dem kleinsten Sonnenblicke von Kraft, müssen sich also wechselseitig zu Hülfe kommen. So lange der Mensch noch den allergeringsten Anspruch auf Tugend macht, wird Er auch nie so tief versinken, daß er gar nichts mehr von Selbstüberwindung hören will, wenn er auch in unglücklichen Augenblicken der Verzweifelung, an nichts mehr glaubt was lindert und tröstet. Jeder hypochondrische und nervenschwache Mensch kann über sehr schmerzhafte Gefühle des Körpers hinwegsehen, wenn er nur nicht müssig und läßig ist, wenn er nur in der Welt auch mit etwas anderm sich beschäftiget als mit sich selbst; wenn er sich auch nur sehr mittelmässig anstrenget, um das Uebergewicht irgend einer edlen und herzerhöhenden Neigung oder Leidenschaft über jeden traurigen Gedanken in seiner Seele zu erhalten. Jeden Keim von Thätigkeit muß man darum bey sich selbst pflegen; man muß sogar zur Thätigkeit sich zwingen, bis die Wärme der Leidenschaft kommt, und anhaltende Wirksamkeit ohne alle Anstrengung folget. Nächst der so nöthigen, kindlichen, gänzlichen Unterwürfigkeit unter die Fügungen Gottes, halte ich stille Thätigkeit, mitten im Ueberdruß den

trübte lesen wird, und lesen muß, das ich in den Händen aller trostlosen Kranken und Betrübten wünsche, und für das seinen unsterblichen Verfasser, so weit die deutsche Sprache reichet, alle Leidende und Betrübte segnen werden. „Ich weiß, sagt Herr Johann Samuel Fest, aus eigener Empfindung, wie viel mehr Gewicht eine einzige Miene des Mitleids, und ein einziger noch so bekannter, zu unserer Beruhigung erwähnter Gedanke aus dem Munde desjenigen hat, der einen Theil des menschlichen Elends selbst getragen, und den Gehalt seiner uns mitleidig zugesprochenen Tröstungen selbst geprüfet hat, als jemals eine wohlgesetzte Rede haben wird, welche nur erlernte Wahrheiten deklamirt, und die eitle, obgleich noch so feurige Thräne, welche nur zur Ehre einer guten Lebensart und der Empfindsamkeit des Herzens fließt." Anm. J. S. — Johann Samuel Fest, geb. 28. Februar 1754 zu Grossenmenra in Thüringen, seit 1784 Pfarrer in Trachenau, seit 1785 zu Hann und Kreudnitz bei Borna in Kursachsen, gest. 16. November 1796. Sein von Zimmermann citierter Versuch erschien mit dem Zusatze „Zur Beruhigung meiner Brüder" zuerst Leipzig 1781, in zweiter verbesserter und vermehrter Ausgabe 1787.

3 f. Lange — Denken. Vgl. die Einleitung zu Mendelssohn S. 214.

Nervenschwäche erzeuget, für das beste und wirksamste Gegengift der Langenweile, der üblen Laune, und der Melankolie.

Gott erhalte doch in jeder leidenden Seele den tröstlichen Gedanken, daß der Geist etwas über den Körper vermag. Nie ist man bey diesem Gedanken ganz niedergeworfen, nie verlieret alsdann die Religion ihre Kraft; und nie macht man dann die traurige Erfahrung, daß oft ein aufgeklärter und geistvoller Kopf in Trübsalen und Leiden vielleicht schwächer ist, als der gemeinste Mensch. Will man auch dem Campanella nicht glauben, Er sey fähig gewesen seine Aufmerksamkeit so mächtig von jedem schmerzhaftem Gefühle abzuziehen, daß er hätte wollen die Folter ohne vielen Schmerz aushalten, so traue man doch wenigstens meiner Versicherung, daß auch bey der größten Unruhe der Nerven durch eine starke Ableitung der Aufmerksamkeit das Uebel immer gelindert wird, und oft unerwartet verschwindet.

Viele bekannte Leidende haben ihren Geist, durch diese Ableitung der Aufmerksamkeit, nicht nur in der größten Unruhe beruhigt, sondern auch selbst stark gemacht unter der größten körperlichen Schwäche. Rousseau schrieb viele seiner unsterblichen Werke fast unter beständigem Schmerz. Gellert ward durch seine angenehmen, milden, und lehrreichen Schriften, ein Lehrer Deutschlands, und gewiß sich selbst in der tiefsten Hypochondrie der beste Arzt. Mendelssohn, der zwar nie melankolisch war, aber doch lange an einer unglaublichen Nervenschwäche litt, schwang sich durch seine Unterwürfigkeit im Leiden, durch Geduld und Warten, in seinen schon beträchtlichen Jahren ganz wieder zu der Geisteshöhe der schönen Tage seiner Jugend empor. Garve, der Jahrelang nicht mehr schreiben, nicht mehr lesen, nicht mehr denken konnte, schrieb seit dieser traurigen Zeit sein Werk über den Cicero; und dieser bey allen seinen Ausdrücken so äusserst vorsichtige Vernunftmann, dem es leid thäte wenn ein einziges zu starkes Wort seiner Feder entgienge, dankt doch Gott in diesem Werke mit einer Art von Entzückung selbst für die Schwäche seines kränklichen Körpers, weil sie ihn gelehret hat, was der Geist über den Körper vermag.

1 f. In Thätigkeit kommen, wenn man durch Hypochondrie und Nervenschwäche alle Thätigkeit verlohren hat, deucht mir bey weitem nicht so schwer, als von einem Sclavenleben bey dem man aus Melankolie und Ueberdruß allen Geist verlieret, in Arbeiten hinein kommen, wozu man sogar Lust hat, die uns gelingen, die man mit Erfolge treibt, bey denen man sich erheitert, bey denen man also seine Thätigkeit angenehm fühlet, also geneigt wäre sie lange fortzusetzen; aber, wobey man sich dann auch in der unglücklichen Lage befindet, daß man von diesen angenehmen Arbeiten, jede Stunde und oft jede Minute im Tage, weggejagt wird. Anm. Z.s. — 8. Der als Philosoph berühmte Dominikanermönch Thomas Campanella (1568 bis 1630). — 29 ff. Die Worte dieses Weltweisen sind ebenso rührend, als lehrreich: „O gesegnet, sagt Er, sey auch selbst die Schwäche eines kränklichen Körpers, die mich öfter, wenn auch nicht deutlicher, als andere gelehret hat, daß der Geist etwas über den Körper vermag. Ja ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß die Anstrengung der Geisteskraft, auch einen matten Körper unterstützen, und bis auf einen gewissen Grad beleben könne, daß hinwiederum, wenn die Seele ganz ruhig, ganz gelassen bleibt, das tobende Blut anfange sanfter zu fliessen, die in Auf-

Erträglich wird auch der höchste Schmerz, durch Entschlossenheit, und edles Hinsehen auf einen grossen Zweck. Heroischer Muth ist äusserst natürlich in grossen Gefahren; und da viel gewöhnlicher als Gedult bey den kleinen Neckereyen des Lebens. Aber schon selten ist ausharrender Muth in langwierigen Qualen, zumal wenn Melankolie die Seele lähmt, und wenn diese, wie es gewöhnlich geschieht, sich ihren gegenwärtigen Zustand als ewig, und sich als ganz unglücklich vorstellt. Von allen Uebeln, unter denen die Menschheit seufzet, reicht daher keines an Melankolie, und von allen Mitteln gegen Melankolie ist doch keines so zuverlässig lindernd, wie Geschäftigkeit im Stillen.

Einsamkeit vermindert gewiß, durch gelinde Anstrengung und sanftes Gegenstreben, die Melankolie, sobald man es sich zum Gesetze macht, in derselben niemals müssig zu seyn, mit Gedult sein Leiden zu tragen, und im Stillen immer etwas, so gering es auch seyn mag, zu unternehmen, Unterwürfigkeit und sanftes Hingeben, Gelassenheit auch in den tiefsten Schmerzen der Seele, führen oft zu neuer und unerwarteter Geisteskraft, wenn man sich nur dem Ekel gegen alle Wirksamkeit nicht überläßt, und nie aufhöret durch einen gelassenen aber fortwährenden Widerstand sein Uebel zu bekämpfen. Jeder kleine Sieg führet zu einem grössern, und auch die kleinste daher entstehende Freude unterbricht schon wenigstens das Gefühl einer immerwährenden Unlust. Man mache sich, wenn auch alle Erfordernisse der Vernunft und der Tugend gegen Krankheit und üble Laune nichts mehr gelten, selbst aus Dingen die nicht wichtig sind und nicht viel umfassen, ein Geschäft, denn tausendfacher Unmuth wird oft plötzlich durch eine sehr geringe Anstrengung verdränget. Die Wolken der Melankolie verschwinden, wenn man nur einiges Interesse an irgend etwas findet, das man mit dem größten Widerwillen unternimmt. Scheint auch bey äusserst schwachen und äuserst empfindlichen Nerven, bey dem größten Unmuth, und dem allervollkommensten Ueberdrusse, alles Vermögen zur Regsamkeit ganz vernichtet; erliegen auch die Nerven unter der kleinsten Anstrengung, so ist doch gewiß sehr oft, bey völliger Verzweifelung an aller Hülfe, die unüberwindlichste Abneigung gegen allen Rath und allen Trost, diese Unregsamkeit des Körpers, diese Lähmung der Seele, nichts als eine Bemäntelung unserer üblen Laune, und also eine wahre Krankheit der Imagination, die man blos durch einen festen und gestählten Willen gegen alle Erwartung überwindet.

ruhr gebrachten Lebensgeister niedersinken; und daß der Schmerz selbst, wenn er nicht zu heftig ist, der aushaltenden Geduld einer gegen ihn sich anstämmenden Seele, weiche." Anm. Z.s.

35 f. Imaginationskranke thun darum heute das mit Leichtigkeit, wovon sie gestern mit tobendem Widerstande sagten: es ist mir ganz unmöglich! Hat sich etwa von gestern zu heute das Spiel ihrer Nerven verändert? Mir deucht, sie haben nur heute einen festern und stärkern Willen; denn bey der größten Schwäche ist dieser doch zuweilen überaus fest und stark. Blendwerk und Trug ihrer Imagination ists darum, wenn solche Kranke wähnen, daß andere, die unter gleichen Leiden nicht auf gleiche Art versinken, mehr Kraft und

Einsamkeit ist nicht nur Bedürfniß, sondern wahre Pflicht, für Menschen von einer zarten Empfindlichkeit, deren Nervengebäu, oder deren Imagination, sich nicht genug mit der Welt verträgt, und die immer über die Menschen und die Dinge etwas zu klagen haben. Wenn dich alles erschüttert, was einen andern kaum bewegt; wenn du über fürchterliche Schmerzen klagst, wo ein anderer kaum die Nase rümpft; wenn du über alles verzweifelst, was dich nicht auf der Stelle froh und glücklich macht; wenn dich Trug und Phantasie in einem fort peinigen und quälen; wenn du dich nur darum unglücklich findest, weil dir das Glück nicht von selbst entgegen läuft; wenn du gegen alles murrest, weil du nie weißt was du willst; wenn du immer von einem Wunsche in den andern verfällst, und von einer traurigen Leidenschaft in die andere; wenn du alles fürchtest und nichts genießest: so taugst du nicht in die Gesellschaft der Menschen; und wirst du in der Einsamkeit nicht geheilet, so findet sich gewiß für dich kein Rettungsmittel in der Welt.

Niedergeschlagenheit der Seele, und schreckliche Aengstlichkeit, foltert freylich auch sonst sehr vernünftige, fromme, und gute Menschen, gerade gegen ihre Grundsätze, aber nicht ganz ohne ihre Verschuldung. Wenn sich also bey solchen Menschen Niedergeschlagenheit gar zu oft auf kindische Besorgnisse gründet, wenn sie geneigt sind über jede nichtswürdige Unbehaglichkeit, und jeden äusserst unbedeutenden Mangel in ihrer Gesundheit unbändig sich und andere zu quälen, wenn sie immer bey dem Arzte suchen was man nirgends findet als im gesunden Menschenverstande,

angebohrnen Muth haben als sie. Das haben sie nicht, aber sie haben einen festern und geläutertern Willen, und also im Grunde nicht mehr körperliche Kraft. Nun so zwinge dann, auch in der größten Schwachheit, nur jeder seinen Willen zu allem was seyn muß; denn wie leicht wird der Imagination sonst, irgend ein nachtheiliger Wahn eingewehet, und in wie manche Thorheit verfällt man bey schwachen Nerven. Wie mancher überredet sich selbst, daß er gar nichts kann, da er alles vermag; wie mancher glaubt, daß ihm alles schadet, da er vielleicht alles aushalten könnte, wenn er nur nicht mit Personen umgeben wäre, die alles wähnen was er wähnt. Raffe dich auf, sage ich darum zu jedem Kranken, von dem ich vermuthen kann, er habe einen Willen. Dieser allein lockt jeden Funken von verborgener und gedrückter Kraft hervor. Was durch Heftigkeit nicht gelinget, kommt doch langsam zu Stande, durch einen nur immer fortwirkenden Willen. Sollte man mir auch nicht zugeben, daß Richtigkeit des Urtheils durch Kränklichkeit oft gestöret wird, sollte man auch dem Rufe der Tugend nicht mehr Gehör geben, sollte man durchaus Furcht und Verzagtheit nie überwältigen wollen: O so höre man doch, wie ein scharfsinniger Kenner der Seele, und alles dessen was der Mensch kann und ist, auch hier alles Schwere leicht macht, und uns gewiß nichts räth, als was Er selbst bey seinem äusserst kränklichen Körper, und einer oft ganz niedergedrückten Seele, that und vollbrachte. Dieser Weltweise, Herr Garve, nimmt alles, was man hier noch einwenden könnte, hinweg; und sagt äußerst wahr, treffend, und lehrreich, was ich auch selbst so oft sah und erfuhr: „Dem einen gelingt nichts, was er nicht mit lebhafter schneller Kraftäusserung anfängt, was er nicht mit einem gewissen Ungestüm gleichsam mit sich fortreißt; ein anderer hingegen muß sich, so zu sagen, in jede Sache hineinschmeicheln. Jede lebhafte Aufwallung benebelt ihn; jeder zu hitziger Angriff einer Sache macht ihn gleich stumpf. Ein langsam in einem fortgehender Zug hingegen, eine sanft anfangende und nach und nach steigende Anstrengung der Kraft, bringt seine Fibern in das rechte Spiel. Hier ist also Pflicht was für jeden das Zuträglichste ist. Der darf, der muß in seine Unternehmungen eine gewisse Heftigkeit bringen, welche ohne dieselbe schläfrig und unthätig wäre. Der muß mit Sanftheit und Gelassenheit zu Werke gehen, der seine verborgene Kraft dadurch am besten hervorlocket." Anm. Z.S.

wenn sie ihrer Phantasie nicht mit Gewalt den Zaum anlegen, wenn sie grosse Leiden und grosses Unglück mit Gewalt getragen haben, und sich doch durchaus nicht gewöhnen können und wollen an die allerkleinsten Nadelstiche und die unerheblichsten Ungemächlichkeiten im menschlichen Leben, an eine kleine Blähung im Unterleibe, an das geringste Prickeln im Mastdarm, dann ist solche Niedergeschlagenheit ihre eigene Schuld; und wer durch eine kleine Wendung seiner Imagination, ruhig vor einem Canonenfeuer stünde, erlieget alsdann, wenn er glaubt, man schiesse nach ihm mit Erbsen.

Alle diese nöthigen Eigenschaften der Seele, Steifsinn, Entschlossenheit, und Stoische Härte des Charakters, erwirbt man gewiß viel leichter im Umgange mit sich selbst, als im Menschengewühle, wo immer hunderttausend Bedenklichkeiten an uns necken und zupfen, wo Pflichtswahn, Courmacherey und Menschenfurcht alle Energie ersäufen, wo alles sich verbindet gegen jede Art von Stärke, und wo darum die kleinsten Seelen immer regsamer und thätiger sind, immer mehr Achtung, Gehör und Beyfall finden, als die größten.

Einsamkeit stärket uns desto mehr in Leiden und Trübsalen, weil alle Schattenbilder und aller Tand, wodurch die Seele von sich selbst abgezogen und in der Eitelkeit herumgeworfen wird, in der Einsamkeit verschwinden. Wir entsagen da schon so manchem Genusse, wir sind da schon so sehr gewohnt weniger zu bedürfen, wir haben da vielleicht schon solche Fortschritte in der Kenntniß unser selbst gemacht, daß es uns weit weniger befremdet, wenn Gott durch Leiden uns demüthiget, unsern stolzen eitelen Sinn bezwingt, die Heftigkeit unserer Leidenschaften bändigt, und uns zum lebendigen Gefühle unserer Schwachheit und Nichtigkeit bringet. Wie manche wichtige Ueberlegung machen wir da, an die der Weltling nicht denkt, und die der Strom der Eitelkeit in seiner zerstreuten Seele ersticket. Wie viel bekannter werden wir da mit dem menschlichen Zustande, durch jeden schärfern Blick in uns selbst, und in Alles was geschieht. Ach wie vieles erscheint uns im Stillen in einem andern Lichte, wie mancher tugendhaftern Empfindung öfnet sich das Herz, wie lernen wir uns schämen vor uns selbst, und wie werden wir dadurch aufgeweckt zu grösserer Besonnenheit, kräftigern Entschlüssen und besserm Verhalten.

Betrübte die den Tod einer geliebten Person beweinen, haben das nützliche Verlangen sich abzusondern von den Menschen, und doch arbeitet man demselben von allen Seiten entgegen. Man will nicht, daß man Traurigen von ihrem Verlust spreche. Lieber umgiebt man sie mit einem Schwarm gleichgültiger und eiskalter Alltagsgesichter, die sich einbilden, man müsse Traurigen nur Visiten machen, und sie vom Morgen bis in die Nacht mit nichts unterhalten, als mit Stadtneuigkeiten; ihre Traurigkeit werde sich dann schon geben, denn jeder Schnack sey Balsam in die Wunden eines Betrübten.

Laß mich alleine, dachte ich tausendmal als ich in weniger als zwey Jahren nach meiner Ankunft in Deutschland, die innigst geliebte Geferthinn meines Lebens verlohr. Immer umschwebte mich die abgeschiedene Seele, und das süsse Andenken von allem was sie mir war, und der Schrecken über alles was sie für mich in diesem fremden Lande litt. In Abgründe qualvoller Zweifel warf mich die felsenfeste Ueberzeugung ihrer Reinheit und Unschuld vor Gott, und ihres sanften Sinnes für alle Menschen; und dann dieses Ende eines solchen Lebens! Todesmarter umgab sie, fünf Monate hindurch, in jeder Stunde! Ich las einst vor ihrem Bette Rammlers Tod Jesu; Sie sah mit mir in das Buch, und wies sprachlos auf folgende Worte: mein Odem ist schwach, mein Leben ist abgekürzet, meine Seele ist voll Jammers, mein Leben ist nahe bey der Hölle! Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und dazu die Unmöglichkeit die Welt in jener trüben Zeit zu fliehen, da ich noch ein Sklave war von jedem, der mich dazu machen wollte; da ich selbst den Tod in meinen Eingeweiden trug; da ich nicht mehr Kraft hatte, als ein Wurm, indeß ein fürchterlicher Gewaltshaufen von Vornehmen und vom Mittelstande, und zumal vom schönen Geschlechte, mit der unerhörtesten Hitze und Parteysucht, mir täglich auf dem Nacken lag, und täglich gegen mich schrie. Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und wie ich zermalmet war durch Schmerzen, und wie mir das Herz von allen Seiten blutete, so verstehe, ich wenigstens, mit welchem Gefühle man, in solcher Noth, ausrufen kann: laß mich alleine!

Alleineseyn, weit weg vom Menschengewühle, weit weg von allen Geschäften mit Menschen, ist der erste und letzte Wunsch des Herzens, wenn man das Unglück hat, oft unter Menschen zu kommen, die solches Leiden nie gewahr werden, und keine Marter begreifen, die sie mit Augen nicht sehen, und unter der sie mit ihren Ohren nicht schreyen hören.

Alleineseyn, weit weg vom Menschengewühle, lebendig begraben in irgend eine öde und wilde Gegend, ach, dieß wäre Trost, in allen Leiden die das Herz nicht erträgt. Wenn ewige Trennung von geliebten lebenden Freunden, eben so schmerzhaft und schrecklich ist, als Abschied aus des Todes kalter Hand, denn lindert nichts solche Marter, als Einsamkeit. Zittert dein Herz, glaubst du, die Erde versinke unter deinen Füssen, bey der so schauerigt und schnell, und immer näher kommenden Trennungsstunde von Freunden, die dir in vielen Jahren deines Lebens einzig alles waren, die du in keiner Minute deines Daseyns vergissest, nach deren Verlust dir vor aller Weltzerstreuung ekelt, und immer ekeln wird,

8f. Noch erinnere ich mir, mit innigstem Danke, wie mich Lavater aus diesem Abgrunde, durch ein einziges Wort gerettet hat, das ich nie vergesse, und bey dem ich stehen blieb, ohne weiter zu grübeln, weil es so trostvoll für mich war. Wie der kleine Schmerz eines Lanzettenstichs bey einer Aderlässe, schrieb Er mir, zu der darauf folgenden Befreyung von einer grossen Krankheit sich verhält, so verhält sich alles überstandene Leiden dieser Zeit, zu der darauf folgenden Freude in der Ewigkeit. Anm. J.s. — 9. fünf Monate, vom Februar bis in den Junius 1770. Anm. J.s.

ach so kann dir auch nichts mehr helfen, als Alleineseyn. Aber nur geschäftiges, absichtvolles, und von Gedanken zu Gedanken fortschreitendes Alleineseyn, lindert die Todesangst, die uns bey dem Gedanken dieser Trennung umgiebt, den Schmerz, der itzt an unserm armen Leben nagt, durch alle unsere Eingeweide wühlet, und durch alle unsere Gesichtszüge spricht.

Ach es giebt so viele Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht sieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends erträgt, als fern von der Welt, und alleine.

Wenn du in einem Lande, wo du schüchtern ankamst, wo dir alles so fremd war, wo dich jeder Blick niederschlug, wo dich Unglück von allen Seiten traf, wo dich in jeder Stunde Verzweifelung umgab; wo dir verschiedene Jahre hindurch, bey jeder Beugung deines Körpers, und so oft du sitzend nur einen Brief schriebst, der Tod unter grausamen Schmerzen drohte; wo man dich fast gar nicht verstand; wo keiner, der deine Leiden nicht kannte, dich verstehen konnte; wo man dir aus fanatischer Parteylichkeit alle deine Wege mit Disteln und Dornen bestreute; wo du das liebste was du in der Welt hattest, von deiner Seite weggefoltert sahst; wenn du, in diesem Lande und unter diesen Umständen, eine Hand gefunden hättest, die sich liebreich zu dir ausstreckte; wenn du dabey eine Stimme gehöret hättest, die aus dem Himmel zu kommen schien, und die zu dir sagte: Komm ich will deine Thränen abtrocknen; ich will Muth aus deiner kranken Seele hervorrufen; ich will dich pflegen; ich will die Vertraute aller deiner Seelenleiden seyn; ich will sie alle tragen helfen; ich will dich leiten aus deiner Traurigkeit, dort ins Grüne, zum Anschauen der schönen Natur, und zu dem Gotte, der auch hier wohlthätig ist, auch hier über unser Leben, Rosen ausstreut; ich will dann, an deinem Arme, zurückgehen in mein Haus, da mit dir lesen, mit dir denken, mit dir empfinden: da mit dir meine Hände zu Gott erheben, wenn du verschmachtest; da wenn du ruhig bist, dir neue Aussichten zeigen; da dieses Blümchen auffassen, das ich auf dem Pfade deines Lebens finde; da dir jede freundschaftliche Seele nennen, die mit Liebe an dich denkt, mit Achtung und Vertrauen von dir spricht; da dir beweisen, daß die Menschen um dich her nicht so böse sind, als du glaubst, vielleicht gar nicht böse, dich nur nicht kennen; ich will dir alle häuslichen Sorgen abnehmen; ich will alles für dich thun was dich erleichtert, und was dir Freude macht; ich will dir alle Segnungen des Friedens und der Ruhe zeigen; ich will an der Verbesserung aller deiner Fehler arbeiten, du sollst dafür auch meine Fehler bessern; du sollst meinen Geist ausbilden, und mir alle deine Kenntnisse mittheilen, du sollst mein Leben, meines Gatten und meiner Kinder Leben, retten durch Gott und deine Kunst; und dann wollen wir zusammen unsern Nächsten lieben, zusammen Hülfsbedürftigen helfen, zusammen Leidende trösten. Und wäre nun dieß alles geschehen sehr viele Jahre hindurch; hättest du täglich allen diesen Trost genossen

unter den drückendsten traurigsten Umständen deines Lebens, in jeder Noth und in jedem Leiden; hättest du itzt, da deine Haare grau sind, deine Todesfurcht immer durch den Gedanken überwunden, ich werde in diesen lieben Armen sterben: und nun hätte diese heroische Seele aus den edelsten Grundsätzen von Mitleiden und Erbarmung, sich weggerissen für die ganze Zeit ihres Lebens, aus den Armen aller die sie verstanden und liebten, und wo jeder für den Verlust einer so thätigen und geschäftigen Freundschaft klaget und weint; und sie gienge fort, muthig weil Gott sie heißt, an einen Ort an den sie nie ohne Zittern und Grauen dachte: was bliebe dir dann, wenn Sie weg wäre; wohin flöhest du Verlassener? In die Einsamkeit, um da gegen dein Unglück zu kämpfen, und deine Schicksale tragen zu lernen mit Muth.

Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit, für ein Herz das noch nicht weiß wo sich anschlingen, wie sich mittheilen, und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen das ihm so milde entgegen gekommen, und es aus der Ferne noch so milde begleitet. Alleineseyn muß jeder Betrübte lernen. Einsamkeit ist auch dann, noch dein letzter und einziger Trost, wenn du unter der Folter der Abschiedsstunde rufest: bey allem was ich etwa Gutes gethan, hoffte ich niemand zu gefallen als dir; bey allem was mir Gutes geschah, freute mich nur deine Freude.

Fälle von Schmerz und Traurigkeit giebt es also, die nichts lindert als Einsamkeit und Menschenflucht. Eben darum ist es auch melankolischen Menschen öfters gut, daß sie alleine bleiben; weil sie, wie man sehen wird, auf unzähligen Wegen Trost finden können in der Einsamkeit, und reiche Hülfsquellen für ihren Geist und für ihr Herz.

Kranke und Gesunde, Glückliche und Unglückliche, Hohe und Niedrige, alle Menschen ohne Ausnahme, finden zumal unendliche Vortheile in einer öftern religiösen Entfernung von der Welt. Ach nicht in den Häusern der Freude, nicht in den Sälen dort wo jeder die Schale des Leichtsinns rein austrinket, nicht auf jenen Gelagen grober Lustigkeit, nicht auf euren glänzenden Assembleen und an euren prunkvollen Tafeln, wird man mit jenen zärtlichen und stillerhabenen Gefühlen bekannt, die jede sinnliche Begierde zähmen, den Genuß von allen Gütern dieser Welt veredeln, die Anhänglichkeit an alle mäßigen, jeden gegenwärtigen Augenblick durch seinen Zusammenhang mit einem künftigen wichtig machen, und also doch wohl fähig sind, unmäßige Weltlust aus einem Leben zu verbannen, das dahinfährt wie ein Schatten.

Näher und inniger sehen wir in der Einsamkeit, das Auge, das uns alle sieht. Allgegenwärtig wirket da, wo alles umher schweigt, dieser hohe Gedanke, dieses süsse, und reine, und seligste Gefühl, daß Gott uns sieht, umgiebt, über uns herrschet, und alles um uns her lenket durch seine Macht, und Güte. Ueberall erblicken wir Gott in der Einsamkeit. Nicht mehr unter sinnlichem Geräusche versunken, mit gereinigten Neigungen,

mit geistiger Freude, denken wir da ernsthafter und lebhafter, zutraulicher und freyer an unsere höchste Glückseligkeit, und fühlen sie, indem wir daran denken. In solcher heiligen Stille verschwinden alle unedlen Gedanken, alle niedrigen Angelegenheiten und Sorgen.

Einsamkeit hat uns Gott genähert, wenn sie nicht nur alle menschlichen und zärtlichen Gefühle, sondern auch alle so schnell vorübergehenden Anwandlungen des so heilsamen Mistrauens zu uns selbst, in uns festhält, da sie sich in der Welt so leicht und bald verwischen. Wenn ich vor dem Bette eines Sterbenden gesehen habe, wie das arme Leben sich sträubet gegen seine Vernichtung, und welche Folter doch jeder dem Tode abgewonnener Augenblick ist; wie die kalten Hände zitternd sich ausstreckten zum letzten zärtlichsten Dank; wenn alle Kräfte meiner Seele schwanden, als ich das Wimmern hörte, und die abgebrochenen Worte unter Herzstössen; als die in Mitleid versunkenen Blicke aller Umstehenden meine Gebeine zermalmten, und ich sprachlos abseite gieng, um meine Thränen auszuströmen über das Los der Menschheit, und meine Ohnmacht, da ich so feurig, so zärtlich, so innig wünschte, daß ich doch helfen könnte! Ach wenn ich mit diesen Trauerbildern im Herzen, in meiner Kammer mich niederwerfe vor Gott, wie schwindet da alle Zuversicht auf das Leben, alles Vertrauen auf eitele Kunst, jede Hofnung womit Menschen sich trösten! Nie stehe ich auch darum des Morgens aus meinem Bette auf, ohne zu denken, es ist doch ein Wunder Gottes daß ich lebe. Nie zähle ich meine Jahre, ohne mit dem feurigsten Danke auszurufen, wie unerwartet weit hat mich Gott gebracht; wie unbegreiflich hat er mich geführet durch Meere voll Gefahren. Und was bleibt mir itzt übrig, als zu verstummen, und anzubeten, wenn ich noch jeden Augenblick meine Schwäche fühle, und dann doch den Kraftvollen vor mir hingerafft sehe, der vor wenig Tagen keine Gefahren kennen wollte, und sich vielleicht auf einen unabsehbaren Zeitraum hinaus gesichert hielt gegen die Allgewalt des Todes.

Wie können wir weise werden, und allen diesen Klippen entgehen, als wenn wir fleissig von dem alles Gute verwischenden Weltleben zu uns selbst zurückkehren. Erst da können wir recht überdenken, was wir täglich hören und sehen, und was wir doch nie mit dauerhaftem Nutzen ins Herz fassen, wenn wir nicht unsere Gedanken darüber im Stillen sammeln.

Weise wird man nicht durch das Treibjagen nach immerwährender Belustigung, durch das gedankenlose Herumflattern von einer leichsinnigen Gesellschaft zur andern, durch das beständige Gerede und Flistern über Kleinigkeiten, und durch alles Nichtsthun bey so vieler Geschäftigkeit. Wer überhaupt weise werden will, sagt ein grosser Weiser, der muß auf eine gehörige Art einsam zu seyn wissen. Jene ununterbrochenen Zerstreuungen der Sinne, zerdrücken jeden guten Gedanken. Man wird in diesem Taumel kaum seiner Vernunft mächtig; ihre Stimme wird gar

nicht gehöret, ihre Kraft wird gar nicht erfahren. Keine Versuchung wird überwunden, die Fallstricke jeder Leidenschaft werden nicht ausgewichen, sondern gesucht. Nirgends wird Gott mehr vergessen, als unter den gewöhnlichen Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens. Unter so vielen abgeschmackten Beschäftigungen, in dem Gewirre von Thorheit und Tändeley, das alle Leidenschaften in Bewegung setzet, alle Begierden aufwiegelt, in dieser beständigen Trunkenheit, werden alle Verbindungen mit unserm Schöpfer aufgehoben. Wir entsagen dieser ersten und einzigen Quelle aller unserer Glückseligkeit, allen unsern vernünftigen Fähigkeiten, und denken an unsere Religionspflichten nur flüchtig, gleichgültig, ohne Eindruck und Rührung. Wer hingegen durch eine ernsthafte Einkehr in sich selbst, und stille Ueberlegung, sein Herz überall zu Gott erheben kann, wer seinen ganzen Wirkungskreis unter den Menschen, wie das Gewölbe des Himmels, wie die beblümte Erde, wie jeden Berg und jeden Wald, für einen Tempel Gottes hält, wer überall sein Herz zu dem Urheber und Regierer aller Dinge richtet, immer seines allsehenden Auges sich erinnert, der muß oft in einer heiligen Einsamkeit gelebet haben, und in beharrlichem, innigem, und feurigem Gebet.

So kann Einsamkeit die größten Hindernisse zur Frömmigkeit bezwingen, wenn man auf dieselbe täglich auch nur so viel Zeit anwenden will, als etwa zum Schmucke seines Körpers, und auf die lieben Karten. Jede Stunde von ruhiger Sammlung des Gemüths, und ernsthafter Einkehr in sich selbst, giebt unserm Geiste mehr Festigkeit und Stärke, mehr Widerwillen gegen übermässige Verwicklungen mit Menschen, mehr Ekel gegen ihre Einladungen. Man kann gut gesinnet seyn gegen alle Menschen, gerne jedem beystehen in seiner Noth, gerne jedem Gutes thun wo man es in seinem Vermögen hat, und doch ihre Feste und Gelage fliehen, und doch keine Freude haben an ihrem flatterhaften Leben.

Geräuschvolle Tugenden, Handlungen von ausgebreitetem Nutzen und hoher Wohlthätigkeit, können wenige ausüben. Aber zu wie mancher stillen Tugend hat jeder Mensch, in jedem Tage seines Lebens, wenn er auch nicht aus seiner Kammer kommt, Veranlassung und Ruf. Wer thätig in seinem Hause ist, kann das ganze Jahr hindurch zu Hause seyn, und jeden Tag dieses Jahres die Glückseligkeit anderer Menschen befördern, ihre Klagen anhören, ihren Jammer erleichtern, rund um sich her und in sehr grosser Ausbreitung, Gutes thun, wenn es auch die Welt nicht sieht, und nicht weiß.

Ein steter Ruf zur Einsamkeit ist zuweilen ein früher Ruf zu Gott. Wir denken erst alsdann aufrichtig, redlich, und wahrhaft, von uns und über uns selbst, und über alles was wir seyn sollten und nicht sind, in jener namenlosen unbestimmten Melankolie, die viele Menschen in der ersten Jugend befällt, die aber auch bestimmt und darum noch kräftiger, in reifern Jahren, die Seele wecket. In jenen Stunden da vielleicht durch eine Veränderung im Körper die Seele eine neue Richtung nimmt,

das Gewissen aufwacht und mit allen Drohungen Gottes spricht, werfen wir uns am eifrigsten und feurigsten nieder vor Gott, Melankolie ist die Schule der Demuth, und Selbstverachtung die erste Stufe zur Selbstkenntniß. In den einsamsten, traurigsten Stunden einer aufrichtigen Selbstprüfung, verschwindet jede Sophisterey unserer Leidenschaften. Gehen wir alsdann auch zu weit, werden wir zu ängstlich, verfallen wir auf übertriebene Grundsätze, ach so wird doch dieses nur zu bald und nur zu leicht verwischet. Aber auch dieser Fehler wäre ein Glück, in Vergleichung mit der entgegengesetzten alles Gute vernichtenden Sorglosigkeit. Tiefe Betrübniß über sich selbst, verwandelt sich dann doch beym Lichte eines vernünftigen Glaubens in selige Ruhe; und am Ende steht höchst vermuthlich der schwärmerische Selbstbeobachter bey Gott doch weit über dem witzigen Kopfe, der sein Tagebuch verlachet.

Selbstbeobachtung ist so selten, daß jeder Wink zu derselben uns wichtig und theuer seyn muß. Schmerz muß uns wecken. Traurigkeit muß uns abziehen von der Welt, tief und lange müssen wir getrunken haben aus der Schale der Widerwärtigkeit, wenn Rückkehr in uns selbst uns geläufiger werden soll, als Wegwanderung der Gedanken, und beständiges Herumirren unter fremden Gegenständen. Ruhig und heiter sagte darum einer der größten Lehrer der Philosophie in Deutschland, Herr Garve, zu dem herrlichen und frommen Religionslehrer Spalding und zu mir: ich habe von meiner Krankheit den Vortheil, daß sie mich zu genauer Beobachtung meiner selbst geleitet hat.

Philosophie und Religion machen hier ein schönes Band. Sie führen uns beyde in uns selbst. Beyde sagen zwar auch, man könne die Gefahren der Schwärmerey nicht genug fürchten, und nicht fürchterlich genug beschreiben. Aber wenn das Gute in uns, ohne Convulsionen der Seele nicht bewirket werden kann, so wollen wir auch diese nicht fürchten. In Tagen der Frölichkeit und des Wegsehens von Gott und Ewigkeit haben wir nicht solche Convulsionen. Selbst die Religion mit ihrer Allmacht,

20 f. Den 16. Julius 1781 in Pyrmont. Anm. J.S. — 22 f. Herr Garve hat seitdem, in seinem Werke über den Cicero, diesen Gedanken in ein grösseres Licht gesetzet. Er sagt: „Die moralische Selbstkenntniß hängt mit der diätetischen sehr zusammen. Wer an sich selbst zu denken gar nicht gewohnt ist, kann an seinem Körper und Geist weder etwas verbessern, noch den schlimmen Folgen zuvorkommen." „Wer aber einmal seine Augen auf sich selbst zu kehren Anlaß bekommt, wird doch seinen Körper noch eher als seine Seele gewahr werden; er wird auf die Unbequemlichkeit einer gehinderten Verdauung, eines ermüdeten Kopfs, eines durch Uebermaaß oder Unachtsamkeit verursachten Schmerzens noch eher aufmerksam werden, als auf die moralischen Uebel, welche der Mangel gewisser Tugenden, oder die Unterlassung gewisser Pflichten nach sich zieht." „Und eben weil diese beyden Sachen so genau mit einander verbunden sind, trägt ein kränklicher Körper zuweilen dazu bey, den Menschen moralisch besser zu machen. Er zieht die Achtsamkeit desselben von den äussern Gegenständen ab, die sonst ihn entweder blos zerstreuen, oder die ihn ganz fesselten, er giebt seinem Verstande die Richtung über ihn selbst nachzudenken; die Ursachen seines jetzigen Zustandes zu ersorschen, den künftigen vorauszusehen, und Anstalten darauf zu machen. Es ist unmöglich, daß zwischen zwey so innigst mit einander verbundenen Gesellschaftern, als Leib und Seele, der erste unsere ganze Aufmerksamkeit und Sorge haben könne, ohne daß auch der andere daran einigen Theil nehme." Anm. J.S.

bewirket sie nicht so gut wie physische Schwachheit, und fürchterlich uns im Bette umherwerfende Melankolie. Aber kommen wir auch dann nicht, auf der Heldenbahn der Tugend so weit wie Carl Boromäus, verlieret sich im Gewirre der Welt diese Schnellkraft des Gewissens, ach so gehe doch jeder, so oft als es ihm möglich ist, in die Einsamkeit, und versinke da vor Gott und seinem eigenen Herzen.

In den letzten Augenblicken unsers Lebens werden wir doch alle wünschen, mehr einsam gelebet zu haben, mehr mit uns selbst, mehr mit Gott. Umringet sind wir da, von allen unsern Sünden; und Sünder wurden wir, weil wir die Fallstricke der Welt nicht genug flohen, nicht genug in der Einsamkeit uns vorbereiteten zur Behütung unsers Herzens unter den Menschen und in der Welt.

Wiegt man die Denkart eines Einsamen der mit Gott lebt, gegen die Denkart der geistlosen Schwindelgeister und der schalen Köpfchen, die nie an Gott denken, und ihr ganzes Daseyn zum Genusse des heutigen Tages verschwenden; wiegt man den Geist der mit Würde an die Ewigkeit denkt, gegen jenes Dämchen dort, das an nichts denkt, als an die nächste Redoute; wiegt man gegen alle Assembleen, Pikenike, und Bälle, die Worte des Engels in der Offenbarung, der auf der Erde und dem Meere stand, und seine Hand zum Himmel hub, und bey dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit schwur, es soll hinfort keine Zeit mehr seyn: o so bringet doch wohl Sehnsucht nach Einsamkeit und erhabener Ruhe, und das Verlangen an sich selbst einen Freund eine Gesellschaft zu haben, hier in dieser Zeit mehr wahres Vergnügen, und verspricht dann auch im Tode und für die Ewigkeit mehr Trost, als alle Assembleen und Bälle.

Ganz anders sieht man wenigstens den Menschen sterben, der oft mit Gott im Stillen gelebet hat, als den Weltling, der an nichts dachte als an die Befriedigung seiner Leidenschaften und Lüste. Wie ganz anders endigt sich ein geräuschvolles und gedankenloses Weltleben, wenn es auch nicht mit jedem Laster beflecket war, als das stille Leben der Unschuld und der Sanftheit.

Weil Exempel mehr rühren als Lehren und Grundsätze, weil Beyspiele aus unserer Zeit durch die Neugier eher aufgefasset werden als Beyspiele der längst vergessenen Vorwelt, so will ich es wagen, hier die mir aus England mitgetheilte Geschichte eines vornehmen Weltlings zu erzählen, der sich vor einigen Jahren in London erschossen hat, und aus der man sehen wird, daß man auch bey guten Eigenschaften des Herzens höchst unglücklich werden kann, wenn man dabey ohne Kopf, und also so vornehm als möglich, in der Welt lebt.

Herr Damer, ältester Sohn des Lords Milton, war fünf und dreissig Jahre alt, als er sein Leben mit den Grundsätzen schloß, nach welchen er gelebet hatte. Er war mit der einzigen Tochter des Generals Conway, einer äusserst reichen Erbinn, verheurathet. An Talenten mangelte es ihm nicht, und wären diese besser benutzet worden, so hätte auch vielleicht

sein Tod tiefern Eindruck gemacht; aber die unerhörteste Liebe zur Verschwendung, vernichtete alle seine übrigens guten Eigenschaften und Kräfte. Sein Haus, seine Wagen und Pferde, seine Kleider, übertrafen alles was man in London sah, durch ihre Pracht und Eleganz. Seine sehr reichen Einkünfte waren bey weitem nicht hinreichend, diese Ausgaben zu bestreiten; er borgte hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling. Einen sehr grossen Theil des Geldes verwendete er auf Freunde, die er in Noth sah, denn er war ungemein mitleidig. Seine äusserst geübten Gefühle für anderer Noth, erweckten ihm endlich auch das Gefühl seiner eigenen. Seine Lage brachte ihn in Verzweifelung. Er gieng also in ein berühmtes Hurenhaus, ließ vier Damen von diesem Gelichter dahin kommen, brachte verschiedene Stunden mit ihnen zu, dem Scheine nach mit der größten Lustigkeit. Um Mitternacht bat er die vier Damen, sie möchten weggehen; und zwey Minuten nachher, zog er eine geladene Pistole, die er den ganzen Nachmittag bey sich getragen hatte, aus der Tasche, und schoß sich todt.

Er hatte seinen Abend mit diesen Damen hingebracht, wie er unzählige Abende mit unzähligen Damen dieser Art hinzubringen pflegte, ohne von ihnen zu verlangen, was sie sehr gerne geben. Ihre Conversation, und höchstens ein Kuß, war alles was er, für sein Geld, von ihnen wünschte und bey ihnen suchte. Sein Dank für solchen Umgang gieng in wahre Freundschaft über. Eine berühmte Schauspielerinn, und in London allbeliebte Hure, die ihn, durch ihre Conversation, um vieles Geld gebracht hatte, bat ihn drey Tage vor seinem Tode, ihr fünf und zwanzig Pfund Sterling zu schicken. Er antwortete ihr, so viel Geld habe er nicht, denn sein Beutel enthalte itzt nicht mehr, als acht oder zehn Guineen, die er ihr schickte; aber er gieng sogleich aus, um den Ueberrest des verlangten Geldes zu borgen, und sogleich wurden auch die fünf und zwanzig Pfund der Schauspielerinn entrichtet. Kurz vor seinem Tode hatte dieser Unglückliche an seinen Vater geschrieben, und ihm seine ganze Lage entdecket; in der Nacht da Er sich todtschoß kam der gute Lord Milton nach London, um alle Schulden seines Sohnes zu bezahlen.

So lebte und starb dieser Weltmann; und wie verschieden ist dagegen der Lebensgang und der Tod der Unschuld! Man verzeihe es mir daß ich dieß durch die Geschichte einer jungen Person zeige, deren Andenken ich gern erhalten möchte, weil ich mit Wahrheit von ihr sagen kann, was Petrarcha von seiner Laura sagte: die Welt kannte sie nicht, so lange sie sie hatte, und nur denen ist sie bekannt, die hier blieben sie zu beweinen!

Einsamkeit war ihre Welt, und Eingezogenheit ihre Freude. Sie unterwarf sich mit heiliger Gelassenheit jeder Fügung Gottes, und hatte die größte Leidensfähigkeit bey tiefer angebohrner Schwäche. Sanft und gütig, liebreich und doch immer stille gepreßt, furchtsam und zurückhaltend, und selten anders als durch eine Art von kindlichem Enthusiasmus mit-

theilsam war die weibliche Seele, von der ich hier spreche, und die mir durch ihr stilles Leiden unter der größten Marter gezeiget hat, welche Kraft die Seele, oft bey der größten Schwäche des Körpers, in der Einsamkeit erwirbt. Alles Gute machte ihr Eindruck; aber sie war lässig in allen ihren Aeusserungen, und in allem ihrem Thun, bey wenigen guten Freundinnen ausgenommen, wo Furcht sie nicht niederhielt. Sie hatte einen aus Naturkräften mir unerklärbaren Heldenmuth zum Dulden und Leiden. Auch so oft sie wollte, einen über die Welt weggehobenen Sinn, und, zu meinem größten Erstaunen, eine selbstständige Erhabenheit, und ein Wegsehen über allen Flitter, den die Menschen schätzen und fürchten. Göttlich freudig sah ich sie immer, wenn sie vom heiligen Abendmahl kam. Sie traute Gott ganz, sich selbst durch eigenen Antrieb, in nichts; und doch alles was ich wollte daß sie thue, das that sie. Sie war ein äusserst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte, und es mir nie sagte. Ich hätte mein Leben für sie hingegeben, und sie das ihrige für mich. Es ward meinem Herzen wohl, wenn ich ihr eine Freude machen konnte. Das höchste, was sie zu meiner Freude wagte, war, daß sie mir etwa eine Rose brachte; aus ihrer Hand, einen Schatz. Ganz unvermuthet, und schrecklich anhaltend, befiel sie ein ungewöhnlich grosser Blutsturz aus ihren Lungen, von dessen tödtlichem Ausgang ich bey ihrer Leibesbeschaffenheit, in der ersten Stunde gewiß war. Zwölfmal in diesem Tage stürzte ich nieder, von einem krampfhaften und wütenden Schmerz, der mich zu tödten schien. Das wußte sie nicht. Sie wußte auch nicht, daß ich ihren Zustand für so gefährlich hielt; aber sie fühlte die Gefahr, und sagte es mir nie. Sie lächelte wenn ich kam, sie lächelte wenn ich gieng. Die ganze Krankheit hindurch, unter tief verwickelten erschrecklichen Leiden, klagte sie niemals. Auf alle meine Fragen gab sie mir eine kurze, sanfte, liebreiche Antwort; aber sie erzählte nichts. Ihr Körper fiel in Trümmern, unter Blicken der süssesten Milde, und der innigsten Liebe.

Sie, ach Sie, mein Kind, meine einzige Tochter, starb vor meinem zitternden Antliz, in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre, im neunten Monat ihrer Krankheit. In ihrem Leichnam fand sich, ausser den gewöhnlichen Todesursachen der Schwindsucht in beyden Lungen, die Leber ungewöhnlich groß, der Magen ungewöhnlich klein, und in einen ganz unnatürlich kleinen Klump zusammengepreßt; und das Gekröse voll Verhärtungen. Also Uebel genug, um die Seele zu binden, zu hemmen, und zu pressen! Zufälle verstopfter Eingeweide hatten sich, von ihrer ersten Jugend an, bey ihr geäussert. Eine beynahe gänzliche Unfähigkeit zum Essen, behielt sie bis in ihren Tod, seitdem sie zärtlich, liebreich, und ohne den allergeringsten Schein einer Abneigung, an meiner Hand, vor

29. Die Mehrzahl Trümmern weist Sanders bei Creuz, Trovsen, Goethe (wiederholt): „Wir tragen die Trümmern ins nichts hinüber", Klopstock, Nicolai, Rückert, Wackernagel u. a. nach.

einigen Jahren die Schweitz verließ; und einige Wochen nachher, ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, blühender, sanfter, edler Jüngling, sich dort eine Kugel durch den Kopf schoß.

Aus ihren heitersten Tagen, die sie seitdem in Hannover hatte, wo man ihr sehr viele Liebe erzeigte, fanden sich in ihren Papieren die feurigsten von ihrer Hand geschriebenen Gebete zu Gott, daß sie sterben könne, daß sie bald sterbe, bald hingenommen werde zu ihrer heiligen Mutter! Es fanden sich, in eben diesen Zeiten geschriebene, erhabene und äusserst rührende Briefe, voll Sehnsucht, nach einer schnellen, täglich gewünschten Vereinigung, an die geliebte Todte! Meines Kindes, meiner geliebten Tochter, letzte, mit namenloser Agonie ausgesprochene Worte, waren: Himmelsfreude heute!

Solches Unterrichtes wäre der nicht werth, der solche Leiden tragen sah, in solchen Jahren, bey solcher Schwäche, und dann mit stärkern Anlagen versinken wollte, wo Muth überwindet. Sie, die niemals ausgesprochene Leiden trug, und überwand; Sie, die sich hingab und schmiegte, unter jede Fügung Gottes, um Himmelsfreude; Sie, die hier so unvollkommen und doch so groß war, ist itzt durch Himmelsfreude vollkommen, ewig mittheilsam, ewig thätig. Und wir, die wir noch hier sind, uns erinnern an unsere geliebten Todten, an alles was sie uns gelehret haben, auf ihrem Krankenbette, und in den langen und bangen Stunden ihres Todes; wir, die so oft hinaufsahen nach diesen Wohnungen des Friedens; wir wollten nicht alles hingeben, alles wagen, alles versuchen, um Kraft zum Leiden zu finden, und geduldige Unterwürfigkeit, bey jeder stillen Einkehr in uns selbst, in jeder einsamen Unterredung mit Gott?

Geliebte Traurige, alles trübt itzt eure Seelen; und doch, ach glaubt es mir, es giebt auch süsse Schmerzen! Diese erheben über die Erde, und geben Kraft, die euch itzt unmöglich scheint. Heute seyd ihr in Abgründe des Leidens und der Schwermuth niedergeworfen; aber es kommt eine Zeit, in der sich der Traurige in einer seligen Mitte sieht, zwischen Erde und Himmel. Dann wird man ruhig. Dann geniesset man wahre, erhabene Freude, in der Entfernung vom Menschenhaufen, und bey dem süssen liebevollen Andenken der Gestorbenen.

Alleineseyn ist freylich nicht für jeden Traurigen gut. Herausarbeiten kann sich die Seele nicht immer, aus ihrem durch Krankheit niedergerissenen, und durch Schmerz, und Wehmuth zermalmten Körper. Aber dann segne Gott, unserer Freunde heilende Hand; und vergelte, auch in der Ewigkeit, die Liebe, die uns beystand, und tragen half in solchen Leiden! Werden aber Trübsale, durch die beständige Richtung nach den geliebten Todten, nicht vergrössert, zerfliessen sie gar in süsse Melankolie; oder giebt es vollends Nerven, die unter solchem Drucke nicht erkranken: o ihr Glücklichen mit solchen Nerven, suchet ländliche Stille, und abgelegene Gärten! Da werdet ihr Himmelsruhe finden,

wenn auch die Schatten des Unmuths und der Betrübniß, über euch hängen; da werdet ihr kühner, muthiger, und freyer, über jedes kurze Leiden der Welt hinwegsehen, alleine seyn ohne Furcht, und Rosen pflanzen auf Gräber.

Aus dem zehnten Capitel:

„Vortheile der Einsamkeit für den Geist."

Wer die Menschen fliehet, um sich ihre Liebe und ihren Dank zu erwerben, wer mit der Sonne aufsteht, um mit den Todten zu leben, der ist freylich nicht schon bey Tages Anbruch gestiefelt. Seine Pferde ruhen im Stall, und seine Thür ist für den Müssiggänger geschlossen. Aber weil er den Menschen und die Menschheit studirt, so behält er auch da, wo er die Sonne durch seine Fenstervorhänge abhält, und die schöne ländliche Aussicht gar nicht geniesset, die Welt doch immer im Auge. Alles was er jemals gesehen und erfahren hat, wird dann durchgesichtet. Jede in der Welt gemachte Beobachtung bestätiget ihm eine Wahrheit, oder widerleget ein Vorurtheil. Alles wird da entschleyert, seines falschen Glanzes beraubt, nach seiner Natur dargestellt. Die Wahrheit geht im Umgange immer gekleidet, hier zeigt sie sich nackt. Ach wie himmlisch wohl wird uns, wenn wir doch einmal in einer Lage sind, wo wir nicht lügen müssen.

Solche Vergnügungen der Einsamkeit vertragen sich mit jeder Pflicht für das Publicum, denn sie sind die höchste Ausübung von dem, was jeder für das Publicum vermag. Oder ist es etwa ein Verbrechen, daß man Wahrheit ehret, liebt, und gerne sagt? Ist es ein Verbrechen, daß man zuweilen die Kühnheit hat öffentlich zu rügen, was ein Alltagskopf nur zitternd denkt; und daß einem doch, ab und zu, ein wenig Freyheit besser behaget, als immer gebeugter Sinn, und unterthänige Devotion? Kommt nicht Wahrheit durch Schriftsteller unter das Volk, und vor die Augen der Grossen? Erregen gute Schriftsteller nicht Muth zum Denken? Ist Denkfreyheit nicht die Ursache von jedem Fortschritt der Vernunft? Eben darum wirft man gerne in der Einsamkeit die Ketten ab, die man in der Welt trägt. Eben darum sagt der einsame Denker, ganz ohne alles Federlesen, was er etwa im gemeinen Leben nur unterthänigst anheim giebt. Feigheit dringet in die Einsamkeit nicht. Wer Lust und Liebe dazu hat, gewöhnet sich nirgends so gut wie da, vornehmem Uebermuth in die Augen zu sehen, und dem schalen Despotismus der hohen Unvernunft den Flor vom Kleide, und die Haube vom Kopfe zu reissen.

Einsamkeit gewähret Freuden von der erhabensten Art, die nie vergehen, wenigstens so lange die Seele in einem nicht ganz verwelkten Körper wohnt. Solche Freuden geben Heiterkeit in allen Umständen des Lebens, Trost in jedem Unglück, versiegen nie, werden zu einem eben so

dringenden Bedürfnisse, als dem abgenutzten Weltling seine Unthätigkeit, und sein elendes Zappen nach Vergnügen das er von einer Hausthür zur andern sucht, und nirgends mehr findet. Von solchen Freuden sagt Cicero: sie nähren die Jugend, sie vergnügen das Alter, sie erhöhen das Glück, sie sind in Widerwärtigkeiten unser Trost, und unsere Zuflucht, sie ergötzen uns zu Hause, sie beläftigen uns nicht im Felde, sie verkürzen uns die Nächte, sie begleiten uns auf Reisen, und aufs Land. Die schönen Wissenschaften, sagte der jüngere Plinius, sind meine Liebe, und mein Trost; ich kenne nichts das angenehmer sey, keine Widerwärtigkeit, die sie nicht versüssen. In der Unruhe über die Unpäßlichkeit meiner Frau, über die Krankheiten meiner Bedienten, und den Tod von einigen, finde ich keine Hülfe, als in meinen Studien: ob ich gleich die ganze Grösse des Uebels dabey begreife, so wird mir doch alles dadurch erträglicher.

Einsamkeit allein erhält diese Liebe für die schönen Wissenschaften, und diesen Geschmack für Philosophie, und alles was den Geist im Stillen angenehm beschäftigt. Es ist unmöglich, daß sich Geschmack bey allen Herren im Amte erhalte, da viele sich dagegen oft so schnöde in die Brust werfen, und immer laut lachend sagen, da weiß ich nichts von! Geübte Denkkraft, ein beständiges Streben nach neuen Beobachtungen und Ideen, ist eine beständige Zuflucht für den, der sich durch jede Beobachtung bereichert glaubt, und dem Denken immer Früchte bringet. Als Demetrius die Stadt Megara eingenommen hatte, und nun alles von den Soldaten rein ausgeplündert ward, ließ er den Philosophen Stilpon zu sich rufen, und fragte ihn: ob er bey dieser Verwirrung nicht das Seinige verlohren habe? Nein, sagte Stilpon, denn alles was ich habe, liegt in meinem Kopfe. Will man darum den Kopf eines Denkers des einzigen Glückes berauben, das er hat und verlanget, so muß man ihm die Hypochondrie wünschen; oder man muß, nach der Manier gewisser kleiner Schweitzerischer Republiken, die nur einen Kopf haben, diesen Kopf weghauen.

Einsamkeit allein zieht miskennte Menschen aus dem unbemerkten Haufen hervor. Wie mancher Mann von Geist und erhabenem Charakter, könnte Licht und Wärme um sich her verbreiten, und lebt verachtet, miskennt, und verworfen unter einer Menge von Dummköpfen und niedrigen Seelen. Man schätzet diese alle höher als ihn. Noch hat er nichts geschrieben, noch ist kein öffentlicher Beweis seiner Fähigkeiten, seines Werthes, und seiner ganzen Denkart vorhanden. Wohl ihm hingegen, den nicht gereuen darf was er schrieb, dessen Buch keine Lügen enthält, dessen ganze Seele man eben so natürlich in seinem Buche sieht, wie in einem Spiegel. Rousseau schrieb und verbarg sich; hätte man nur mich ge-

36 ff. In einem schönen Buche, Neffir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael (Berlin und Leipzig 1782) ist dieß alles unendlich schöner und besser ausgedrücket, als ich es sagen konnte. „Wohl dem Manne, heißt es da, den nicht gereuen darf, was er, mit der Feder oder mit dem Pinsel öffentlich hinschrieb! Er geht davon; aber in jedem Worte, in jeder Linie redet Er, so lang ein Strich seiner Arbeit zu sehen ist, mit unzähligen Menschen.

sehen, sagt er, so hätte man nie gewußt, nie sogar geargwohnt, was mit mir ist.

Mancher Schriftsteller, der weit unter Rousseau steht, kann dieß ohne alle Eitelkeit denken. Wer möchte alles sagen was er fühlt. Mißverstehen würde man alles. Aber man kann schreiben und drucken lassen was man fühlt und denkt. So wie mancher eben darum in Ehre und Ansehen geblieben wäre, wenn er nichts hätte drucken lassen; oder vielleicht gar keinen grossen Ruhm hat, weil keine Zeile gedruckt ist von allem was er denkt und empfindet; so rächet hingegen mancher seine Ehre eben durch das was er drucken läßt, gegen die, in deren Gegenwart er immer schweigt.

Einsamkeit ist also der Canal aus dem alles hervorgeht, was man im Umgange verheelet. Da macht man, wenn man schreiben kann und mag, seinem Herzen Luft. Wir schreiben zwar nicht immer darum, weil wir einsam sind, aber wir müssen doch einsam seyn wenn wir schreiben wollen. Das Vergnügen seine Gedanken und Gesinnungen vor ein grösseres Publicum zu bringen, als das Publicum worinn man lebt, ist der größte und beynahe der einzige Lebensgenuß für denjenigen, der da, wo er lebt, nicht sagen kann und mag was er denkt.

Schreiben und Schwatzen sind freye Künste. Schreiben muß man in der Einsamkeit; schwatzen und schnacken kann man überall in Gesellschaft. Aber es ist viel besser daß ein Schwätzer schreibt, weil alsdann niemand gegen seinen Willen nöthig hat ihn zu hören.

Schreiben kann jeder in seiner Kammer. Aber wer philosophiren oder dichten will, der muß seine volle Freiheit haben, der muß nicht jeden Augenblick seine Thür knattern, oder seine Kinder schreyen hören. Ihm muß nicht gleich, vom frühen Morgen an, das Schöpsgesicht seines Bedienten jeden Augenblick vor das Anschauen kommen; er muß nicht jeden Morgen zwanzig fahnenähnliche Billete erhalten. Man muß ihn alleine lassen. Er muß dem Triebe seines Kopfes folgen, sich hinsetzen können wo er will, wenn es ihm beliebt, und wohin ihn der Geist treibt, unter freyem Himmel oder zu Hause, dort in dem Schatten eines schönen Baumes, oder hier in seinem Lehnstuhl. Zu glücklicher Schriftstellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenschaft, Lust ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung. Hat man dieß alles nicht beysammen, wird man immer unterbrochen, so muß man freylich seine Seele Brach liegen lassen, bis

Die wenigsten kennt Er, die meisten sind noch ungebohren. Er sagt mehr als er selber zu sagen glaubt; einem jeglichen etwas anderes, nachdem einer, zu der Schrift oder zum Gemählde, Sinn, Herz und Geist mitbringt. Jeder macht daraus was er machen kann, und was er eben zu dieser Zeit nöthig hat." Anm. Z.S. — Nessir und Zulima Von F. G. Jacobi; vgl. dessen sämtliche Werke (Zürich 1819) IV. Band S. 3 ff. Die oben citierte Stelle S. 8 f.

1 f. Le parti que j'ay pris d'écrire et de me cacher, est précisement celui qui me convenoit. Moi présent on n'auroit jamais sçu ce que je valois, on ne l'auroit pas soupçonné même Anm. Z.S. — 34 f. Eine der größten Kräfte der Seele, ist die bewunderungswürdige Kraft so vieler Minister und Staatsmänner, die immer tausend Dinge zusammen verrichten, immer sich unterbrechen lassen, und dann noch immer ihren Faden da wieder aufnehmen, wo sie ihn haben fallen lassen. Alles kommt

die gute Stunde kommt, da man selbst durch alle Hindernisse herdurchbricht, und alle seine Fesseln zermalmt. Gut schreibt man nie, wenn man nicht durch einen innern Ruf getrieben ist zum schreiben, wenn man nicht die glücklichen Minuten ablauert, in welchen der Kopf helle ist, und das Herz warm. Man muß erwecket seyn durch lebhafteres Anschauen, erhöhet durch edlere Gesinnungen, gestählt durch Nichtachtung der Hindernisse; dann wird man alles gewaltig anfassen, aber auch sorgsam seine Gedanken auslesen, und seine Worte ausbilden. Dann frägt man sich selbst nicht mehr: soll ich schreiben oder nicht? Man muß schreiben; und fiele auch Hauswesen, Familie, Liebe der Freunde, Gunst der Grossen, Alles, darüber zu Trümmern.

Petrarcha fühlte diesen innern Ruf, als er sich aus der lasterhafte-

bey allen Menschen hierbey auf Gewohnheit an. Es ist äusserst wichtig, schon bey der ersten Erziehung darauf zu sehen, daß man nicht bey jeder Unterbrechung den Faden seiner Gedanken verliere. Aber auch im männlichen Alter müssen wir immer dagegen kämpfen, daß wir auch durch Kränklichkeit und Nervenunruhe uns nicht verleiten lassen, gleich aufzufahren wenn uns etwas in die Quere kommt, und den Gang unserer Gedanken unterbricht. Kränklichkeit erzeuget freylich sehr leicht diese üble Laune, aber üble Laune zerrüttet und entstellet Geist, Herz, und Charakter, auch bey Menschen die im Grunde äusserst gutmüthig sind. Besonnenheit und Gegenwart des Geistes, und ein fester und ruhiger Gedankengang in allen möglichen Fällen, sind darum an allen Menschen ehrwürdig. Nicht wenige Damen von meiner Bekanntschaft schreiben die schönsten Briefe, auf ihrem kleinen runden Knie, indeß da ihr Friseur unter beständigem Schnack, sein grosses Werk an ihnen verrichtet; oder indem sie, noch obendrein, ihr Zimmer voll Menschen haben. Cäsar, Haller, Möser, Zselin, und Lavater sind grosse Beyspiele dieser Geisteskraft. Lavater sitzt bey seinem Mittagsessen, unterhält seine Gesellschaft von allem was man will, steht auf, und schreibt, indem er in seiner Stube auf und nieder geht, ein Dutzend Briefe an seine Lieben und Getreuen. Dann kommt Er wieder zu Tische, wo er der angenehmste, sanfteste, offenste, und liebenswürdigste Gesellschafter ist. Dann steht er wieder auf, und schreibt an einer Predigt. Ganze Nachmittage und Abende hindurch, unterhält er sich mit vornehmen Damen, Fürstinnen sogar, und schreibt an ihrer Seite, unzählige Briefe von wenigen Zeilen in alle Welt, und dictirt zugleich ein Buch, seine Messiade zum Exempel. Menschen hingegen, die solche Geisteskraft nicht haben, unterbricht und zerstreuet Alles: dieß ist Schwäche, und diese Schwäche habe ich. Immerwährender grausamer Schmerz, der viele Jahre hindurch nie aufhörte, und bey dem ich alle meine Geschäfte that, immerwährende Unruhe in meinen Nerven, die noch weit mehr niederdrückend ist als aller Schmerz, und den Geist noch weit mehr zerrüttet, stürzten mich in diesen Zustand. Den äusserst seltenen Fall ausgenommen, da ich mich wohl befinde, verstimmet mich Alles. Jede Sache muß ich darum mit Ruhe thun können, oder ich thue sie entweder gar nicht, oder äusserst unvollkommen. Seitdem ich anfieng dieses Buch zu schreiben, ward ich, durch die beständigen Unterbrechungen, oft auf viele Monate so verstimmt, daß ich nicht vermögend war eine Zeile daran zu schreiben, daß ich an mein Buch gar nicht mehr denken mochte. Zu anderer Zeit, wenn ich etwas mehr Muth und Kräfte hatte, sträubte ich mich wenigstens gegen die zu häufigen Unterbrechungen, so viel ich es mit Ehre und gutem Gewissen konnte, und gab nur alsdann nach, wenn ich mußte. Aber daher kommt auch mein zerstückelter Vortrag, und vielleicht das meiste was in diesem Buche schlecht ist. Soll ich so gut schreiben, als ich nach meinen kleinen Kräften schreiben kann, so muß ich glauben, ich sey nun auf vier, fünf, bis sieben Stunden frey; und dann werfe ich auf einmal alles aus, was in mir ist. Weit bessere Leute als ich bin, vertrugen auch keine Unterbrechung, und waren doch wahrscheinlich weit gesunder und stärker als ich. Nachdem Kaiser Antonius die morgenländischen Unruhen gestillet hatte, verweilte er auf einige Zeit noch in Smyrna; und als ihm daselbst jedermann aufwartete, fiel ihm ein, Er habe den Redner Aristides noch nicht gesehen. Wo bleibt Aristides, fragte der Kaiser seine Hofleute? Die Hofleute versicherten, Aristides sey noch nicht da, sonst würde man ihn leicht erblicken, und vor den Kaiser bringen können. Endlich kam Aristides. Der Kaiser fragte ihn: warum hast du so lange aufgeschoben mich zu sehen? Aristides antwortete: ich arbeite; und du weißt, daß das menschliche Gemüth die Unterbrechung seiner Gedanken ungerne erträgt. Anm. J. S.

sten und schmutzigsten aller damaligen Städte in der Welt, der Stadt Avignon, in welche die Päbste den heiligen Stuhl, und die Schlüssel zum Himmelreiche verleget hatten, von dem Papste der ihm gewogen war, und von allen Cardinälen und Fürsten losriß. Als ein sehr junger Feuerkopf sonderte er sich ab von einer solchen Welt, und gieng, sechs Stunden von Avignon, in seine berühmte Einsamkeit nach Vaucluse, wo er einen einzigen Menschen zur Bedienung um sich hatte, und nichts besaß, als ein kleines Haus, und ein Gärtchen. Von der Anmuth dieses Ortes eingenommen, ließ er alle seine Bücher dahin bringen, lebte da viele Jahre, und alle seine Schriften sind da verfertigt, oder angefangen, oder entworfen. Petrarcha hat mehr in Vaucluse geschrieben, als sonst in allen übrigen Oertern seines Aufenthaltes. Aber er feilte da auch immer an seinen Schriften, und konnte sich sehr lange fast gar nicht entschliessen irgend etwas herauszugeben.

Virgil nennt die Musse, die er in Neapel genoß, unedel und dunkel. Aber er schrieb in dieser Musse seine Georgica, das vollkommenste aller seiner Werke, das in jeder Zeile verräth, Virgil habe gewußt, daß er für die Unsterblichkeit schreibe.

Jeder grosse Schriftsteller wirft diesen enthusiastischen Blick auf die Nachwelt, hat diese Ahndung der Unsterblichkeit. Der gute Schriftsteller verlanget für weniger Aufwand, auch einen geringern Lohn, und findet zuweilen was er verlanget. Beyde müssen sich von den Menschen absondern, Wälder und Schatten suchen, ganz in sich hineingehen. Also ist alles was sie thun, und alles was sie gewinnen, immer eine Wirkung der Einsamkeit. Liebe für die Einsamkeit muß ihre ganze Seele einnehmen und festhalten, wenn sie etwas hervorbringen sollen das auf die Nachwelt komme, oder das des Anblickes weiser Zeitgenossen werth sey. Alles was tiefes Gefühl auf einen Schriftsteller vermag, erhält durch Einsamkeit das Daseyn. Da überschaut und sammelt er alles, was in der Welt seine Seele drückte. Da schärft er seine Pfeile gegen verjährtes Vorurtheil, und allgemeinen Wahn. Die Fehler der Menschen begeistern den moralischen Schriftsteller, und heben ihm die Seele durch die Begierde die Menschen zu bessern, so sehr als manchen andern durch die Begierde ihnen zu gefallen. Aber das Verlangen nach Unsterblichkeit ist das Aeusserste, das sich ein grosser Schriftsteller erlauben darf. Keiner darf es, der Bacons Geist nicht hat, und der in seiner Art nicht eben so gut

1 ff. Petrarcha macht in seinem zweiten Dialog mit dem heiligen Augustinus, von der Stadt Avignon folgendes Gemählde, den dem vielleicht für deutsche Delicatesse die Farben etwas zu dick aufgetragen sind. „Ich wohne, sagt Er, in einer schmutzigen und geräuschvollen Stadt, in der Absucht und dem Pfuhle alles Schlammes von der Welt. Alles verursachet mir hier Widerwillen und Ekel. Allenthalben und bey jedem Schritte, stosse ich, in diesen engen und abscheulichen Gassen, auf sinkende Schweine, auf wütende Hunde, auf rasselnde Wagen, auf Gespanne von vier Pferden die den Durchgang verwirren, auf Bettler von schauerlichtem Anblick, auf Fratzengesichter aus allen Ländern, auf unverschämte und übermüthige Vornehme und Reiche die ersoffen sind in Vergnügungen und Unzucht, und überall auf einen unbändigen Pöbel, der sich immer in den Haaren liegt." A. d. H.

schreibt wie Rousseau, oder Voltaire; keiner, als solche, die für das Publicum schreiben um ihm Gesetze zu geben, und nicht um Gesetze von ihm anzunehmen. So entstehen Werke für die Nachwelt. Solche Köpfe dürfen sagen: wir fühlten uns belebet durch diesen sanften und tröstenden Gedanken, man werde auch noch von uns sprechen, wenn wir nicht mehr sind; durch dieses so wollüstige Gemurmel, das uns aus dem Munde einiger unserer Zeitgenossen hören ließ, was einst Menschen von uns sagen werden, für deren Unterricht und Glückseligkeit wir uns aufopferten, die wir hochschätzten, die wir liebten, ob sie gleich noch nicht gebohren sind. Wir fühlten wie dieser Keim des Wetteifers sich in uns entwickelte, der dem Tode unsern besten Theil beneidet, der dem Nichts die einzigen und uns allein schmeichelnden Augenblicke unseres Daseyns entreisset.

Ruhmbegier leitet aus dem kleinen Lichtkreise einer Nachtlampe, wie vom Throne, wie durch den Ocean, wie aus dem Schlachtfeld, zu Thaten deren Andenken nicht stirbt; und nicht sich endigt bey Tode und Grab. Der Mittag des Lebens ist dann noch eben so schön als sein Morgen. Lob, das starke und erhabene Seelen schon besitzen, sagt Plutarch, wird ihre Begier danach nur mehr schärfen und erwecken; durch die Kraft des schon erworbenen Ruhmes werden sie getrieben, wie durch einen Sturm, zu allem Schönen und Grossen. Sie betrachten sich nicht als schon belohnte. Ihre vorigen Thaten waren nur für die ein Pfand, die man noch von ihnen erwartet; sie würden sich schämen ihrem Ruhme nicht getreu zu leben, und ihn nicht noch zu verherrlichen durch grössere Thaten.

Wer mit der Faust ins Gesicht alle falsche Ehre, allen dummen Beyfall, jedes schale Compliment, demjenigen erwiedern möchte der ihm das Compliment macht, fühlet doch eine gewisse Wärme im Herzen bey der Schwärmerey, mit welcher Cicero sagt: warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermögend sind zu verbergen? Warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelsten Seelen fühlen diesen Zug am stärksten? Sogar die Philosophen, welche von der Verachtung des Ruhmes schreiben, setzen auf den Titel solcher Bücher ihre Namen, und bezeugen auch da wo sie die Geringschätzung eines grossen Namens predigen, sie wünschen, daß man sie nenne und lobe. Keinen andern Lohn verlanget die Tugend für alle Mühseligkeit und Gefahr. Was bliebe ihr auch übrig, wenn man ihr in diesem armseligen und kurzen Leben diesen Lohn entzöge? Hätte die Seele nicht Ahndungen der Zukunft, steckte sie ihren Gedanken keine weitere Grenzen als die engen Schranken dieses Lebens, so würde sie weder durch so schwere Arbeiten sich ermüden, noch mit so vielen Sorgen und Nachtwachen sich quälen, noch so oft für die Erhaltung des Lebens kämpfen. Aber in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht mit Ruhmbegier erfüllet, und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos

diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die späteste Nachwelt. Oder wollten wir, die dem Staate dienen, die für ihn täglich in so vielen Gefahren schweben, unser ganzes Leben ohne einen einzigen ruhigen Augenblick hinbringen und dann kleinmüthig glauben, alles sey auf einmal mit dem letzten Hauche verlohren? Viele grosse Leute waren darauf bedacht, ihre Gesichtszüge der Nachwelt in Erz und Marmor zu hinterlassen, und warum sollten wir nicht vielmehr wünschen unsern Geist und unser Herz für sie abzubilden? Ich wenigstens dachte immer bey allem was ich that, ich säe für die Zukunft, und zum ewigen Andenken bey der ganzen Welt. Nun mag ich mir auch dieses nach meinem Tode erinnern, so labe ich mich doch itzt an dem Gedanken und mit der Hofnung meines Nachruhms.

Solche Schwärmerey sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter wünschen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen. Ach wer so glücklich wäre diese Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleisse; wie würde er sie wegfliehen sehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeern? Der Geist grosser Herren wird groß, wenn sie sich gegen alles Kleine empören; wenn ihnen vor allem ekelt, was Körper und Seele entnervt; wenn sie die Prediger geiler Lüste von sich entfernen, und jeden, der Glück und Einfluß bey ihnen nur dadurch suchet, daß er sie zum Laster hinlocket, alles Grosse für ihre Augen verkleinert, und alles Gute ihnen verdächtig macht. Ringen und Verlangen seinen Ruhm durch Thaten auszubreiten, und sein Ansehn durch innere Würde und Geistesgrösse zu vermehren, bringt Vortheile die Geburt und hoher Stand nicht geben, die man auch nie auf dem Throne erwirbt, ohne Tugend, und beständige Hinsicht auf die Zukunft.

Niemand streut so viele Samen für die Zukunft aus, wie der geistvolle Schriftsteller, der seine Mitbürger und Landsleute am meisten gegen sich aufbringt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten mit dauerhaften und bleibenden Zügen mahlt. Er schreibt nicht für sie; aber was er schreibt, kann bey ihren Kindern und Kindeskindern wirken, und macht vielleicht diese klug. Heller Unterricht, grosses Beyspiel, und verdienter Ruhm, bringen dann doch Früchte, wenn der Mann im Grabe liegt, an dessen Verdienst itzt der Zahn des Neides nagt. O Lavater, tausend und noch tausend Gecken und Schurken wird man vergessen; dich, und nicht sie, lieben und ehren, deine kleinen Schwächen übersehn, weil du wirklich ohne die nicht so groß geworden wärest, und nur auf das hinblicken was du vor andern voraus hast. Dann werden deine physiognomischen Fragmente, wie der Verfasser der Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten dir prophezeyt, durch den Reichthum deiner Sprache, durch die Kühnheit, mit der du Worte schaffest und umbildest, durch die nervichte Kürze deines Ausdrucks, und die treffende Charakteristik menschlicher Sitten und

Schwachheiten, als eines der wenigen deutschen Originalwerke stehen bey jeder Nachwelt, unserm Jahrhundert zur Zierde; und dann wird Niemand mehr wissen, daß Lavater, der Schöpfer so mancher neuen Wahrheit und seiner Sprache, an Fortdauer der Wunder und an Gaßners Gauckelkünste glaubte.

Solcher Ruhm erwartet grosse Schriftsteller. Was Cicero so schwärmerisch zu hoffen schien, geschah. Den Beyfall, den Lavater ahndete bey allem Unflat mit dem man in der Schweitz und in Deutschland nach ihm warf, wird seine Physiognomik erhalten. Aber wäre Cicero nur Consul gewesen, und Lavater nur Thaumaturg, so bliebe von beyden wenig übrig in den Archiven der Zeit, die das Gemeine verschlinget, und nur für die Ewigkeit aufbewahret was der Ewigkeit werth ist.

So gewiß ein guter Schriftsteller Menschen von gemeinem verschliffenem Gepräge übertrift, so gewiß übertrift auch das Schicksal seiner Gedanken das Schicksal der Gedanken des lauten und gemeinen Haufens. Dieser verschliffene Haufen giebt zwar an jedem Orte den Ton an, und bey ihm erkundigt sich jeder schlechte Kopf was er denken und sagen soll. Aber jeder gute Gedanke ist unsterblich, und die Gedanken solcher Kerle verschwinden mit dem Tage der sie hervorbrachte.

Geschrey ohne Geist, und grosse Worte ohne Werke, erlauben daß man den elenden Halbkopf, den frostigen Spötter, und schalen Witzling frägt: warum willst du Alles deuten und auslegen was ich schreibe, da doch meine besten Züge nichts bey dir wirken, als nur einen dummen Einfall? Wer bist du? Was macht dich hier zum Archivarius der Dummheit und zu unserm Geschmacksführer? Wo sind deine Schriften? Wann und wo nannte man der Nation deinen Namen? Wie viele von ihren ersten Männern hast du unter der Zahl deiner Freunde? Unter welchem entfernten Volke weiß man daß du bist? Warum predigst du dein nil admirari immer nur im Weinhause? Warum unternimmst du nur dort Schande auszugiessen über alles Edle, Grosse, und Gute, als eben darum weil du deine Kleinheit und deine Armuth fühlst, und von allem dem nichts hast? Suchst du etwa hier bey der schwachen und lauten Menge Beyfall, weil ausserhalb kein Mensch dich schätzt? Verachtest du dauerhaftes Lob, weil du nichts lobenswürdiges thun kannst: o so wird der Name bleiben den du anspeyst, und deiner wird verfaulen.

Ruhmbegier ist natürlich und erlaubt unter solchen Unköpfen. Aber nicht als Apellation an sie, sondern als Apellation an gesunden unparteyischen Menschenverstand, an unbekannte gute Seelen, für die allein man aus der unbemerkten Menge sich heraushebt, und deren Herz gewiß einem Schriftsteller sich öfnet, wenn sie sehen wie zutraulich er wünschet

4. Joh. Jos. Gaßner (1727—1779) machte eine Zeitlang im vorigen Jahrhundert als Teufelsbanner großes Aufsehen. — 7 ff. Lavatern, und seine nunmehr übersetzte Physiognomik, hat man in England weit schärfer beurtheilt, und ungleich besser, gutmüthiger, und freundlicher aufgenommen, als in Deutschland. Anm. Z.S.

in dasselbe sich zu ergiessen. Für solchen Beyfall schließt man sich ein Sind auch diejenigen, die ihre Namen an Wände und Mauren und in Fensterscheiben schreiben, die demüthigsten Candidaten des Ruhmes in allen Zeiten und Ländern, so deucht mir doch derjenige beynahe ein eben so demüthiger Candidat, der irgend etwas für die Stadt schreibt in der er lebt. Wer keines Clubs und keines Ordens Mitglied ist, und Ruhm suchet unter den Menschen um sich her, ist ein Narr der Samen aussät auf Steinen. Etwas gutes verzeihen sie vielleicht; aber nichts kühnes, grosses, und freyes. Also muß man fein artig und bescheiden die Ohren hängen lassen vor jedermann; denn öffentlich etwas ruhmwürdiges oder in der Ferne gerühmtes thun, ist, wenn ich die Sache rund und frey heraus sagen soll, an manchem Orte eben so viel, als dem lauten Haufen um sich her stückweise die Ohren abhauen.

Hat aber ein Schriftsteller Herz und Seele, so sagt er sich, daß unparteyische und vernünftige Menschen in der Ferne ganz andere Zeichen und Merkmale eines guten Buches haben als seine Mitbürger. Jene fragen: bezieht sich das Buch auf den Menschen? Hat es eine gute moralische Absicht? Wirkt es auf Geist und Empfindung? Ist es keck und frey geschrieben? Erhebt es die Seele? Trägt es durchaus den Stempel der Redlichkeit? Macht es nichts Grosses oder Gutes lächerlich? Herrscht ernsthafte Absicht, bey Witz, und Scherz, und Laune? Erhellet es unsere Blicke in das Gebiet der Wahrheit? Veranlasset es edle Gesinnungen und gute Entschlüsse: o so bedürfen wir keines andern Maasstabs für unsere Empfindung, und unser Urtheil; das Buch ist gut, und sein Verfasser ein Meister.

Im gewöhnlichen Weltumgange, in diesem Umgange der Schmeicheley und Falschheit, bey welchem man betrügt und betrogen wird, bey welchem ein jeder unter einer angenommenen Gestalt erscheint, Hochachtung zu erkennen giebt die er nicht empfindet, und Lob ertheilt um Lob zu empfangen, bückt man sich vor jedem Schurken, und nennt jede Närrinn Ihr Gnaden! Aber wer sich absondert von diesem Kreise des Betruges, verlanget keine Complimente, und giebt dem keine, der sie nicht verdient. Tausend höfliche Grimassen, womit man uns in Gesellschaft beehret, wären nichts gegen den stillen Umgang mit einem Freunde, der uns anfeuert zu edler Kühnheit, der uns unempfindlich macht gegen jede Ungerechtigkeit, der uns auf die Bahn der wahren Ehre treibt, und selbst mitgeht.

Auch alles Gezwitscher einer Assemblee, und aller gesellschaftliche Schnack, ist nichts gegen häusliche Glückseligkeit und geistvollen Umgang mit einer schönen weiblichen Seele, die alle schlafenden Kräfte unsers Geistes aufwecket; die uns mehr Feuer und Stärke giebt als wir haben; die alle Schwierigkeiten in der Ausführung unserer Entwürfe durch ihre Ermunterung und ihren Beyfall überwindet; die uns durch den Flug ihrer Ideen und durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen begeistert; die alles was wir denken, thun, und sind, mit critischem Scharfsinn wiegt

und prüfet; die alle unsere Fehltritte sieht; die uns immer mit Ernst warnt, und uns immer liebreich bestrafet; die immer durch ihre Gefühle unsern Geschmack erhöhet; die durch die liebreiche Mittheilung aller ihrer Bemerkungen und Gedanken uns immer mehr aufkläret, und durch die Ergiessung ihres Herzens in unser Herz uns immer mehr zu jeder Tugend erwärmt; die an unsern Charakter die letzte Hand legt durch den sanften Zug ihrer Liebe, und die süsseste Uebereinkunft mit ihren Gedanken und Gesinnungen.

In solchem Umgange bleibt an uns das Edle, und das Schlechte vergeht. Unsere Mitbürger sehen uns wie wir im öffentlichen Umgange seyn müssen, und nicht wie wir in der Einsamkeit sind. Im Weltumgange kehret man immer die flache Seite auswerts, und verbirgt die eckigte Schärfe, und kommt dann herrlich durch die Welt, und die Menschen finden Geschmack und Vergnügen an uns. Wenn wir keine Bücher geschrieben hätten, so würde beynahe die ganze Stadt bey unserm Tode sagen: ach sie begraben einen guten Mann! Denn ihr seht wie in einem flachen Lande alle Menschen einem flachen Menschen gut sind.

Aber ganz anders zeigen wir uns unsern Zeitgenossen als unsern Mitbürgern. Da stechen, unter dem Guten, auch unsere Fehler hervor; denn unsere Schriften zeugen oft wider uns, wenn wir ehrlich darinn sind! Und wie tröstend ist das für unsere Mitbürger, zu denen doch zuweilen unser Lob hinhallet, und die doch zuweilen den abscheulichen Gedanken, wie einen scharfen Knochen, hinunter würgen müssen, daß es Leute in der Welt giebt die etwas aus uns machen. Wahr ists, wir sind oft ein wunderliches Gemische von Tugend und Leidenschaft, von Erhabenheit und Schwäche; und warum sollten wir das verheelen? Aber unsere Schwachheiten gehen mit allem was menschlich an uns ist, ins Grab; sie fallen hin, mit unserm Körper, der sie erzeugte. Der edlere Theil bleibt, wenn er etwas gewirket hat; unsere Schriften sind unser Nachlaß.

Dann nagt der Neid nicht mehr an unserm Namen. Unsere Verläumder schweigen, und die Schnacksucht hat dann wieder ander Futter. Dann sprechen Menschen die uns liebten, und sich itzt wohl hüten so was sich merken zu lassen, auch vielleicht noch ein Wort. Vielleicht verzeiht uns dann auch mancher, daß wir unsern Namen erheben wollten über solche vollbürtige Namen, die stündlich alles thun, um mit ihrem Tode in ewige Vergessenheit sich zu versenken, und die ihren Zweck erhalten.

11 ff. Le materiel fait le prémier mérite de l'homme, schrieb mir einst ein grosser Mann, und einer meiner geliebtesten und verehrtesten Freunde in Deutschland, et pour vivre en paix, on doit se garder de faire apperçevoir l'autre partie de soi-même. Anm. Z.S. — 16 f. Flacher ist in dieser Absicht wol kein Land in der Welt als die Schweitz. Herz und Seele hält man, zumal in aristocratischen Republiken, für gefährlich. Durch Flachheit macht man sich da (und überall) Freunde. Ueberhaupt fürchtet man viele Menschen nur deswegen, weil sie Verstand haben; und Tugenden sogar, die man bewundert, erregen doch immer eher Schrecken, als Liebe. Anm. Z.S.

Vielleicht verzeiht man uns den eitelen Wunsch etwas zu hinterlassen, das nicht gleich mit uns sterbe, oder das doch wenigstens bey unserm Leben eine Apellation sey, von dem Urtheile unserer Mitbürger an das Urtheil der Welt. Man begreift alsdann vielleicht, warum uns die nicht niederdrückten, die uns alle Federn aus den Flügeln ausrupfen, uns die vis vivida animi ausblasen wollten, und dann immer dabey ausriefen: bey uns ist Alles gut, und nirgends ists so gut wie bey uns; und dann immer ihren Dreck vertheidigten! Man verzeiht uns dann vielleicht den beständigen Mislaut zwischen uns, und jenen witzigen Köpfen, die alle Käferleidenschaften haben, und keine grosse; die eben so gefühllos für wahren Ruhm sind, als unfähig denselben zu verdienen. Und wäre auch unser Nachlaß weggeworfen, welches gewöhnlich geschieht, so verdenkt uns dann doch niemand mehr, daß wir etwas Edleres bey unserm Leben können wollten, als das Geschmeiß dort, das nichts kann, als alles Gute beflecken. Eben weil wir ihre Achtung für Schande hielten, ermannten wir uns noch in der späten Zeit, da die Rose ein Blatt nach dem andern fallen läßt, zu neuer Kraft und Heiterkeit. Mit edlem Stolze suchten wir den Namen für einige Jahre noch zu erhalten, den wir uns erworben hatten; damit wenigstens unser Andenken so lange nicht welke, so lange das Haupt nicht neige, als in uns die Glut noch lodert, die unsere Jugend erwärmte, und die unser Alter belebet.

Unabhängig von aller dieser Schwärmerey um Ehre, bleibt in der Einsamkeit dem Schriftsteller ein Vergnügen, das niemand fähig ist ihm zu rauben, und das mehr werth ist, als alle Ehre der Welt. Er beschäftigt sich doch nicht allein mit dem was seine Arbeit wirken wird, denn er muß auch seine Arbeit thun, und wie manche Freude erheitert ihm dabey seine Tage. Welches Vergnügen quillt schon beym Schreiben, aus anhaltender Aufmerksamkeit, und dem zuweilen damit verknüpften stillen Enthusiasmus. Wie vieler Unmuth wird dadurch verdrängt, wie viele Schmerzen werden dabey vergessen. Ach eine einzige Stunde der Ruhe, gäbe ich nicht um alle Aussichten in die Ewigkeit des Cicero Ruhe mitten unter beständigem Schmerz, ist ein Genuß der die Seele mit Recht an den gegenwärtigen Augenblick heftet, aber der sie dann auch zu allem Guten fähig macht, und erhebet. Das innige Vergnügen doch wenigstens noch etwas hervorgebracht zu haben, da man fest glaubte, man könne gar nichts mehr hervorbringen, kennet zwar der Gesunde nicht, denn Er hat Zuversicht in seine Kräfte. Aber für jeden kranken Schriftsteller ist jede überwundene Schwierigkeit in Anordnung und Vortrag, jede gelungene Wendung, jede wohlgestellte Periode, jedes glückliche Wort, und am meisten das trostreiche Zurücksehen auf vollbrachte Arbeit, ein Hülfsmittel zur Heiterkeit des Geistes, ein Gegengift der Melankolie, und ein wahrer Vortheil der Einsamkeit. Unendlich grösser und wesentlicher sind diese Vortheile, als alle Träume, Ahndungen, Visionen, von Ehre und Nachruhm. Und wer entsagt, bey solchem Genusse, nicht gerne

jener Schwärmerey, gegen die unsere Vernunft doch so viele mächtige Einwürfe hat, und die mir eigentlich nur für so lange befriedigend deucht, als man nicht recht bey sich selbst ist.

Sich selbst alles seyn, ohne alle äussere und fremde Hülfe von Menschen; Stunden, die sonst Traurigkeit, Unmuth, und Schmerz, aus unserm Leben wegrissen, vielleicht in nicht ganz unnützer Arbeit hinbringen: dieß ist der größte Vortheil den Schriftstellerey hat und giebt, und mich befridigt dieser allein und ganz. Wer freuet sich nicht im Stillen, wenn er sieht was er in einem einzigen Abend thun kann, indeß da zweyhundert Kutschen durch seine Gasse rollen, und alle Wände seines Hauses von der allgemeinen Visitenwuth zittern.

Träume nun jeder von Aussichten in dichterische Zukunft und idealische Unsterblichkeit, was er will, wenn der Traum ihn glücklich macht. Diese Träume der Imagination gehören zu den Vortheilen der Einsamkeit. Ich läugne auch ihren Nutzen nicht ganz; denn grosse, gute, und schlechte Schriftsteller machen dabey ihr Glück: die grossen, weil ihr Name bleibt; die guten, weil er etwa noch einige Zeit blühet; und die schlechten, weil man sie vergißt. Aber alle diese Gedanken und Gefühle, Träume und Vernunftschlüsse, leiten indessen zu einem Zwecke; sie erweisen, durch welche Kräfte alles Grosse in der Einsamkeit vorbereitet wird, und wie leicht man sich den Staub der Welt da aus den Augen reibt.

Die Eigenheiten einiger Schriftsteller sind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einsamkeit. In langer Entfernung von dem gesellschaftlichen Umgange wird man immer weniger biegsam, und weniger geschmeidig. Aber wer auch diese Welteigenschaften behält, ärgert sich doch, daß er immer in Gesellschaft sich ganz anders zeigen muß, als er ist; und ergreift dann aus lauter Unmuth die Feder, wäre es auch nur, um doch einmal sein Herz auszuleeren.

Das soll der Schriftsteller nicht, sagt unsere Welt, weil die ganz allein in der Einsamkeit entstandene moderne deutsche Manier dem Leser Gesellschaft zu machen, bey manchem Schriftsteller doch weit mehr üble

27 f. Dieses Bedürfniß ist zumal in Italien besonders groß, wo es, auch ausserhalb der Klöster, viele Einsame giebt, die ihr Leben in philosophischer Ruhe zubringen, und dann ziemlich unbefangen über alles ihre Meinung eröfnen, was sie etwa in der Welt frapirt. Herr Jagemann*) sagt in seinen Briefen über Italien (Weimar 1778): „Es giebt Edelleute in Florenz, die seit der Erlöschung des Medicei'schen Geschlechts nie aus dem Hause gekommen sind, daher dann auch wenige Menschen die besten Köpfe Italiens kennen. Sie opfern in der Stille den Musen, und sammeln sich durch ein lang fortgesetztes Lesen und Nachdenken so grosse Kenntnisse, daß es ein wahres Glück ist, wenn die Fürsten von ungefehr solche Männer kennen lernen, und sie aus ihrem einsamen Hinterhalt in ihre Dienste ziehen können. Daher entstehet auch der fast allgemeine Hang der Italiäner zur Satyre. Menschen, die mit ihres gleichen unzufrieden sind, und in stiller Einsamkeit sich mit Meditiren beschäftigen, werden durch ihre hypochondrische Laune angetrieben, anderer Leute Thun und Lassen durch die Hechel zu ziehen. Daher sind auch fast alle Satyren der Italiäner mit bitterm Salze gewürzet." Anm. J. S.

*) Der Bibliothekar Jagemann in Weimar, um das Studium der italienischen Sprache und Litteratur in Deutschland wohlverdient, Vater der berühmten Sängerin und Schauspielerin. Seine „Briefe über Italien" erschienen 1778—1785 in drei Bänden.

Lebensart verräth, als zum Vergnügen oder zum Unterricht beyträgt. Indeß liegt auch in dieser Manier etwas Gutes. Unsere Litteratur erwirbt dadurch immer mehr Freyheit, sie entfernet sich immer mehr von ihrer sklavischen kriechenden Denkart, sie nähert sich immer mehr den Bedürfnissen der Zeit. Ist die deutsche Nation in Allem noch nicht, was die größten Deutschen wünschen daß sie sey, so kann sie es werden, wenn man doch wenigstens ausserhalb des Umganges verjährten Vorurtheilen auf den Kopf tritt; wenn also Denkfreyheit immer mehr überhand nimmt; und wenn in jeder deutschen Provinz auch nur einige philosophische Schriftsteller ihre Beobachtungen freymüthig niederschreiben.

Seinem Leser Gesellschaft machen, ist, wie ich das Ding nehme, weiter nichts, als in Schriften rund und frey heraus, wie unter vier Augen sagen, was man im allgemeinen Umgange mit Anstand und Glück so nicht sagen kann. Deutsche Freyheit nenne ich dieß; Freyheit, die kein Republikaner besser hat, und mancher Schweitzer wahrlich nicht so gut. Diese Freyheit hat jeder Deutsche, der vor sich im Stillen unter einer weisen und milden Regierung lebt. Aber daß sie einen Theil unsers alten Adels in einigen Provinzen, und alle nicht aufgeklärten Weltleute, etwas unsanft in den Augen schrinnt, das ist begreiflich.

Ein Edelmann wie es scheint, ist in einer in Weimar gedruckten Abhandlung über den Styl, sehr gegen diese neudeutsche Manier; und ich hätte zur Ehre der Einsamkeit und der Freyheit, die diese Manier erzeuget haben, wohl einiges mit Bescheidenheit dabey zu erinnern, so sehr ich auch über verschiedenes mit ihm einstimme. Er, möchte eine allgemein geltende Regel des Styls; und ich, Freyheit des Styls, in Büchern für Menschen von allerley Laune. Er will, daß man fremde Modelle im Kopfe habe; und ich glaube, jeder sey sich selbst das beste Modell. Er will, daß man nach einem fremden Styl strebe; ich möchte, daß man nicht nur etwa seinen Styl, sondern sein ganzes Buch sich selbst so ähnlich mache als möglich. Er will, daß der Schriftsteller sich in seinem Werke nicht selbst zeige; und mir scheint es eben so erlaubt, den Zustand seiner Seele öffentlich zu zergliedern, und Beobachtungen über sich selbst andern zum Besten anzustellen, als es erlaubt ist, andern zum Besten seinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Anatomie zu vermachen. Er will, keinen Schnitt ausser dem gewöhnlichen Leisten; und ich sage: so hohle der Teufel das ganze Handwerk! Er will, einen gewissen ehrbaren, festen, deutschen Tritt; und ich höre nicht gerne von einem andern, wie ich treten oder nicht treten soll. Er will also, immer fremden Gang; und ich, immer so viel möglich, eigenen Gang. Er sagt, wenn jeder seinen eigenen Gang hat, so ist kein allgemeiner Gang mehr; und ich sage, ein allgemeiner Gang ist ein Schafsgang. Er sagt, einige

19. schrinnt, Sanders' Wörterbuch kennt nur ein niederdeutsches „schrinnen" = stechend schmerzen.

deutsche Männer von grosser Kraft, haben bestimmte Sprache, Tritt, und Schritt gehabt, und es sey nicht gegen den Wohlstand gewesen, daß sie sich faernackt zeigten; ich habe allen gebührenden Respect für jene nackten Männer, aber ich glaube doch, man komme mit Kleidern eben so weit. Er räth, die grosse Alongeparucke unserer Vorfahren, allen und jeden denen die Borsten nicht so stark gewachsen sind, die ihrem Vortrage nicht solche Farben und solches Leben geben können, ihrem Geiste nicht Fleisch, ihren Ideen nicht Knochen, Haut und Haar, wie jene deutschen Männer; und ich rathe, anstatt der deutschen Alongeparucke, nur eine ganz bescheidene und bequeme Schweitzermütze. Er sagt, die besondere Stimmung der Seele grade anzugeben worinn damals der Schriftsteller war als er schrieb, sey itzt eine Lustseuche; ich halte zwar vor dieser Lustseuche, und der andern, immer die Nase zu, und kanns indessen doch auch nie ganz verbergen, wie mir ist, indem ich mich mit meinen Lesern unterhalte. Er scheint zu wollen, man müsse nie thun als wenn man alleine wäre, indem man ein Buch schreibt; und ich schreibe aus keiner andern Ursache ein Buch, als eben wegen der leidigen Begierde, auch einmal ein Wort alleine zu reden. Er frägt den deutschen Adel, der sich bekanntlich mit den feinsten Ideen aus andern Sprachen nährt, ob er im Stande sey manch deutsches Buch nach der modernsten Art und Kunst zu verstehen; ich bin zwar kein Edelmann, und nähre mich mit allerley Kost, aber besagte deutsche Schöngeisterey verstehe ich freylich auch eben so wenig, als warum es im Eismond fast immer regnet, und warum im Wonnemond so oft beynahe die Pest regiert. Zu meinem grossen Vergnügen begreift dieser gnädige Herr dann doch endlich, daß es Fälle giebt, in welchen ein Buch buntscheckigt seyn darf; und für dieses Wort gebe ich ihm auch nun wieder eben so freundlich die Hand, als wenn wir beyde von einer Familie wären.

Ueberhaupt enthält diese körnichte Abhandlung über den Styl, viel wahre und ganz vortreflich in die Zeit passende Critik; und am Ende derselben zumal, ist viel tiefer Sinn, und äusserst richtiges Gefühl. Das einzige was mich dabey wurmte, war eigentlich weiter nichts als das: Ob mir zwar alle oft so erschrecklich am unrechten Orte angebrachten Launen, Ausschweifungen, und Bocksprünge unserer schönen Geister, völlig eben so unangenehm sind als diesem Edelmann, so deucht mir doch, durch diese freye und allerdings blos in der Einsamkeit recht zur

21 ff. Mich wundert, zum Exempel, ob Rousseaus Confessions wohl so allgemein wären gelesen worden, wenn sie den deutschen Tritt hätten? — Diesen Tritt haben sie nun freylich nicht; daher heißt es auch in einer vortrefflichen deutschen Recension dieses Buches: „Rousseau überlasse sich hier zwangloser, vertraulicher, als in irgend einer seiner andern Schriften, den Begeisterungen, Sprüngen, Abfällen, und allen Launen seiner Imagination und seines Charakters. Immer ganz, bis zur äussersten Empfindung, bis zur äussersten Vergessenheit alles des Vorhergegangenen und Nachfolgenden, von der gegenwärtigen Vorstellung ergriffen, zeige er sich abwechselnd so gutmüthig, so muthwillig, so klein, so groß, so glücklich, so unglücklich in der Art, wie die Dinge auf ihn wirken, daß man kaum glaube denselben Mann vor sich zu haben." Anm. J. S.

Reife kommende Art zu schreiben, sey schon itzt mehr Freyheit in die deutsche Welt gekommen, als lange nicht mehr darinn war; und durch diese mit Geschmack und Sittlichkeit gebrauchte Freyheit, die man in mancher deutschen Provinz am meisten von der Welt abgesonderten Schriftstellern zu danken haben wird, müsse eben so viel gemeinnützige Wahrheit in Umlauf kommen, als itzt noch alter Schmack in der Provinz ist.

Aufklärung mangelt eben deswegen noch in so mancher Gegend von Deutschland, weil da auch der Styl der Gesellschaften, auch die Stimme des Volkes, auch die allgemeine Denkart, immer nur Einen Tritt hat. Immer sieht und höret einer auf den andern. Keiner macht um kein Haar breit, einen Schnitt ausser dem gewöhnlichen Leisten. Weltleute, die sich mit den feinsten Ideen fremder Völker nähren, müssen da eben so gut ihre Gedanken und Gefühle verhalten, eben so gut ihre Ohren hängen lassen, als jeder andere, dem dieser Schafsgang die Galle reitzt. Wenn also unsere deutschen Schriftsteller sich in der Einsamkeit gewöhnen keck vor ihrem Publicum zu erscheinen, wenn sie Leben und Sitten und Denkart aller Stände aus Anschauen und Erfahrung kennen, wenn sie nur einmal muthig und dreist alles bey seinem rechten Namen nennen, wenn sie in ihren Schriften von allem sprechen worüber ein vernünftiger Mann sprechen darf, dann kommt allmählig Cultur unter das Volk, dann verbreitet sich Philosophie des Lebens, und dann endlich wirft jeder zum Modell seiner Denkart, den Leisten der allgemeinen Denkart weg. Aber um das zu thun, müssen unsere Schriftsteller eine ganz andere Welt kennen als ihre Universitätswelt, oder ihr Vaterstädtchen, oder nur das Haus worinn sie gehofmeistert haben. Sie müssen gebildet seyn durch Umgang mit Menschen von allen Nationen und Ständen. Sie müssen den Umgang mit Vornehmen nicht scheuen, und mit Geringen nicht fliehen; aber aus jedem Umgange sich oft zurück ziehen, oft und lange einsam leben, allen gesellschaftlichen Freuden und Verbindungen, und vorzüglich allem Anspruche auf Beyfall an dem Orte ihres Aufenthalts entsagen können, um nicht nöthig zu haben, das zu schreiben was nicht ist, oder das was ist zu verheelen.

Unzählliche gute Sachen, die meisten Unterhandlungen auch im alltäglichen Leben, würden freylich scheitern, wenn sie sollten durch Gelehrte und Schriftsteller zum Gedeyen kommen. Aber Schriftsteller müssen immer zuerst die Bahn brechen, und es nie übel nehmen, wenn man sie misversteht, und wenn man auch etwa zuweilen mit Steinen, oder andern weniger edlen Materialien nach ihnen wirft.

Schweitzerische Derbheit des Geschmackes und des Styls, fanden Deutsche in allem was ich vormals geschrieben habe, und diese Derbheit war freylich eine Folge meines abgesonderten Lebens. Daß ich sogar noch itzt die Farben zu dick auftrage, daß ich noch itzt gegen meine Landsleute und Zeitgenossen meinen Pinsel in Galle tauche; und vollends

deutsch sage, was eine Dame in einem Buche so wenig als im Umgange gerne vor ihr Anschauen bringen läßt: dieß erinnert in seiner Anzeige der zwey ersten Theile dieses Buches, mein Freund, der Götterbote Wieland. Man vertheidigte mich in dem thüringischen Zuschauer, schon vor vierzehn Jahren, lebhaft und freundlich, über nichts weniger als folgende Vorwürfe: ich sey ein mürrischer und hypochondrischer Philosoph; ich lobe Nichts; meine Urtheile über die Dinge fallen fast immer auf Unkosten derselbigen aus; nichts sei sicher vor meinem Tadel und vor meiner Juvenalischen Wuth; mein Styl sey so vollblütig; ich gefalle nicht, und sey nicht zu verdauen: die deutsche Nation sey viel zu züchtig und zu schamhaft, viel zu delicat und zärtlich, um so was lesen zu können. Kurz, die Engländer seyen unerträglich für die deutsche Delicatesse, also auch die Schweitzer.

Aber mir deucht man verwechsle dasjenige, was man von dem Styl des Umganges zu verlangen hat, mit dem Styl der Bücher. Derbheit ist allerdings eine bäurische Unmanier im Umgange, da hingegen nackte Wahrheit in Büchern, und auch ab und zu in Briefen, doch zuweilen frappirt, und wirkt. Ich bin keusch, sagte ein Dichter, aber meine Verse sind es nicht; und so könnte man auch wohl höflich im Umgange seyn, und derbe in seinen Schriften. Oder hat man dann immer nöthig zu schreiben wie man spricht, wenn man nie spricht wie man schreibt? Soll ein Schriftsteller immer, einiger gesellschaftlicher Verabredungen wegen, für Foderungen der Grazien halten, was jeder Geck und jeder Affe von ihm prätendirt? Ist es nicht genug, daß er im Umgange jedem zu gefallen sucht mit dem er redet, und wenn er einmal in Gesellschaft ist, ohne Ausnahme sich allem unterwirft, was da für wohlanständig gilt; daß er also immer nachgiebt, nichts ohne Noth behauptet, immer andere reden läßt, und immer thut, als wenn er allenthalben hinkäme, blos zu hören und zu lernen? Sind nicht viele schöne Geister eben darum im Umgange unausstehlich, weil sie glauben ihre Schriften seyen die äusserſten Ideale von Urbanität und Eleganz? Ist es nicht besser, daß man im Umgange vergütet was man mit der Feder versieht, als daß man seine Feder zwingt, und nie seine Zunge? Wer also im Umgange sanft und nachgebend ist, kann doch wol etwa einmal in Schriften einen Ausdruck wagen der auffällt und trift; und hie und da eine Wahrheit in der Nachtkappe sagen, wenn andere im Sonntagsrocke immer lügen.

Aus unserer Conversationssprache ist jeder starke Gedanke verbannt, und nichts ist in guter Gesellschaft Sitte, als Worte die Ideen erdrosseln,

3. Mein lieber, alter, guter, und unvergeßlicher Freund, der Herr Hofrath Wieland in Weimar, denkt im Herzen nicht alles was er schreibt, auch in der einen Zeit nicht wie in der andern. Zuweilen hängt Er bekanntlich auch wohl den Mantel nach dem Winde. Daß sich also dieser liebe Ehrenmann, aus Staatsklugheit in seinem Merkur ein klein wenig hämisch gegen mich und die zwey ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit erkläret hat, verzeihe ich Ihm: denn kurz vorher hielt der Weltüberwinder Obereit seinen Einzug in Weimar. Anm. Z.s.

und Gesinnungen die eben so erschlaffend sind wie Thee. Aber biedere Schriftstellersprache im Umgange wäre eine Cannibalensprache, und die schmeichelhafte Sprache des Umganges wäre in Büchern Fopperey. Wahrheit muß gesagt werden. Nur gewöhne man sich, im Umgange sie immer zu fühlen, und so oft als nöthig ist zu verschweigen. Man bilde seine Manieren in der Welt, und seinen Charakter in der Einsamkeit; und so zeigt sichs bald, wo man Geschmeidigkeit erwirbt, und wo Freyheit, Festigkeit, Ausdruck, Selbstständigkeit, Würde, Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Einsamkeit giebt dem Geiste Erhebung und Stärke. Wer den Muth nicht hat, über die herrschenden Vorurtheile und Gewohnheiten wegzusehen; wer nichts so ängstlich fürchtet, als den Vorwurf der Sonderbarheit; wer sich immer nach andern bildet und richtet, und gewöhnlich nach den schalsten Köpfen und herzlosesten Herzen: der hat auch gewiß nie den Muth einsam zu leben, wenn ihn übrigens nichts zur Einsamkeit zwingt. Man hat sehr gut gesagt, Einsamkeit sey unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit, und Stärke zu geben, so wie hingegen auch das gesellige Leben unentbehrlich sey zu ihrem Reichthum, zu ihrer Deutlichkeit, und ihrer nützlichen und glücklichen Anwendung.

Alle Unlauterkeit, womit Müssiggang das leere Gemüth beflecket, verschwindet bey edler Beschäftigung des Geistes. Freyheit und Ruhe geben der Seele das Gefühl ihrer selbst, und veranlassen sie, Kräfte zu versuchen, die sie vorhin nicht kannte. Der Wille wird in der Einsamkeit gestählt. Man fodert da ungleich mehr von sich selbst als in der Welt, weil man, bey solcher Musse, in solcher Freyheit und Ruhe, auch ungleich mehr kann und vermag, auf mehr umfassende Begriffe, hellere Aufschlüsse, eine grössere Mannigfaltigkeit von Vorstellungen und Verbindungen verfällt. Aber eben darum muß die Ruhe des Einsamen nicht eine träge Ruhe seyn, nicht Erschlaffung, nicht Leidenschaftlosigkeit, nicht unbedeutendes Staunen am Fenster, oder beständiges auf und niedergehen in seiner Kammer, in einem zerrissenen Schlafrock, und in alten Pantoffeln. Ruhe von aussen erhebt die Seele alsdann zum Gefühle ihrer selbst, wenn sie recht von Gedanken durchdrungen ist, Einsamkeit sey für sie ein Bedürfniß. Erst alsdann zeigt ungestörte Freyheit, dem Witze, dem Scharfsinn, der Einbildungskraft, und der Vernunft, einen offenen Wirkungskreis in jedem Dorfe, in jedem abgelegenen Landhause, in jeder Stadt bey verschlossener Thür, und wenn alles leise und still ist auf den Gassen.

Ein mir sehr werther Freund hat mir erzählet, er werde nie so sehr zur Schriftstellerey gereitzet und begeistert, wie an Musterungstagen, da, um ein Bataillon exerciren zu sehen, vierzigtausend Menschen aus den Thoren gehen, reiten, und fahren: er hat treffliche wissenschaftliche Werke geschrieben, aber Stücke voll Witz und Laune schrieb er nur an Musterungstagen. Ich selbst war in meiner Jugend, nie so gut zu ernsthaftem

Denken in Kopf und Herz gestimmt, wie frühe am Sonntag, wenn alle meine Mitbürger mit ihrer Andacht beschäftigt sich zum Kirchgang frisirten und puderten, und ich dann noch, fern vom Lande herein, den einsiedlerischen Klang einer Dorfglocke hörte.

Immerwährende Unterbrechung zerstöret jede gute Wirkung der Einsamkeit. Unruhe hemmet alle Sammlung der Gedanken; daher nimmt das Amt öfterer den Verstand als es ihn giebt. Jeder muß im Amte und in der Welt das seyn was man von ihm fodert; in der Einsamkeit kann er seyn was er will, und was er ist. Wenn darum in Deutschland ein vortreflicher Philosoph, ein Mann von wahrem Genie, jeden Handwerksgebrauch im Amte nicht erfüllet, so sagt man wol zuweilen: er ist ein Narr, er kann nichts als ein Buch schreiben; oder, seine Bücher sind gut, aber er ist ein Esel.

Vorurtheil und Irthum fasset man in der Einsamkeit eben so scharf, und fest, und muthig an, wie ein Athlete seinen Gegner. Je mehr und gedrängter man forschet, desto gewisser wird man sehen, und desto stärker wird man empfinden was man gesehen hat. Wenn sich nur erst die Seele ganz in sich selbst zurückziehet, dann wird es ihr auch viel leichter ausser sich mit Nachdruck zu wirken. Ergreift ein ganz in sich selbst zurückgezogener Mann von Kopf und Herz Wahrheit, wo er sie sieht, so lächelt er auch geruhig und unbesorgt, wenn man ihn dafür verachtet, wenn Vorurtheil und Neid gegen ihn wüten, wenn seines Sieges immer gewiß der Gewaltshaufen der Dummheit auf ihn fällt, wenn alles um ihn her faselt und schreyt, sobald Er seine Hand aufmacht, und eine kleine Wahrheit sehen läßt.

Einsamkeit vermindert, wenn man will, die Zahl unserer Leidenschaften, denn sie macht aus hundert kleinen eine grosse. Man weiß aus meinem siebenten Capitel was Einsamkeit Böses auf die Leidenschaften wirket. Aber, Gott Lob, sie wirket auch Gutes. Sie verrücket Köpfe, und setzet sie auch wieder zurecht. Alles was in uns ist, treibet sie heraus; aber sie vereinigt auch wieder Alles in Eins. Ja da fühlet und erfährt man, was Leidenschaft ist. Wie Fluten thürmen sie gegen uns sich auf, und suchen uns zu verschlingen; aber durch Philosophie werden sie zertheilet. Uebet man dann sich da in grossem Kampfe, so giebt Tugend und Verläugnung Riesenkraft, so reisset man Bäume aus ihren Wurzeln, so erweichet man Felsen. Alles ist durch Tugend und Entschlossenheit möglich, sobald man nur weiß und glaubt, daß Leidenschaft durch nichts überwunden wird, als durch Leidenschaft.

Im Umgange mit sich selbst erworbener Seelenadel ist auch stolz auf sein erprobtes Alter, stößt auch alles Unedle von sich, sondert sich auch allenthalben ab von schlechter Gesellschaft. Wenn die ganze feine Welt um ihn her, in Unzucht sich wälzet; wenn man überall höret, Unzucht sey eines der ersten Bedürfnisse des Menschen; und es sey für jeden Jüngling der zu leben weiß, eben so nöthig, von der frühesten Jugend an,

sich immer ein paar Mädchen zu halten, als es nöthig ist zu essen und zu schlafen: o so sehet doch die edle Seele, daß Unzucht Jünglinge und Männer träge macht zu allem Guten, schwankend bey nöthigen Entschlüssen, schwindlicht bey Gefahren, und lässig, wo durch eine beständige Anwendung geringer Kräfte doch etwas Grosses geschieht. In euren Hurenhäusern verfällt alle Kraft der Seele, alle Wärme, aller Willen, alle Liebe zum Schönen und Grossen in einen apoplectischen Zustand. Wer dann noch mit Ehre in der Welt eine Rolle spielen möchte, muß darum auf ewig allem Müssiggange entsagen. Sobald er nicht durch Unzucht alle seine Kräfte verschwendet, und sie dann durch übermässiges Essen und Trinken wieder gewinnen will, braucht er auch nicht immer wie ein Vogel in freyer Luft zu leben, und hat nicht nöthig den ganzen Tag zu reiten. Für alle Menschen ohne Ausnahme giebt es immer Etwas zu lernen; auf der höchsten Stelle in der Welt, wird man doch nie anders groß, als durch innere Grösse. Je mehr ihr also eure Geisteskräfte in der Stille zu edlem Zwecke übet, desto eher wird man an euch gewahr, daß ihr Geist habt. Wäre Unzucht auch eure größte Leidenschaft, so wird doch Unzucht durch nichts so leicht überwunden, wie durch beständigen Reitz zu schönen und edlen Thaten; durch Haß gegen Lässigkeit, Kleinheit und Tändeley; durch grosses Beginnen; durch leidenschaftliche Fortschritte in irgend einer Wissenschaft oder Kunst; also durch öftern Umgang mit sich selbst, und alles Schlechte und Unächte zertretenden Seelenadel.

Solcher Adelsstolz zeiget sich in der Einsamkeit mit aller seiner Hoheit und Würde. Nirgends wirket Leidenschaft fürs Grosse so frey. Mit eben der Leidenschaft, die den Alexander nach Asien trieb, kroch Diogenes in seine Tonne. Für Wahrheit verließ Heraclitus einen Thron. Wer ein Philosoph für die Welt seyn will, muß die Welt gesehen haben, aber nur nicht zu gern und zu lange. Die Welt entnervt, macht schlaff und weich. Cäsar entreißt sich nach wenigen Nächten der Cleopatra, und ward Herr der Welt. Antonius nahm sie zur Buhlerinn, lag immer an ihrer Brust, und verlohr durch Weichheit die Herrschaft der Welt und sein Leben.

Einsamkeit heftet die Seele zwar auch leicht an hohe Bilder, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen. Aber Zug nach grossen Gegenständen und entzündete Leidenschaft, zeigen dem Einsamen die Möglichkeit auf einer Höhe zu stehen, vor der dem Weltling schwindelt. Jener ist umgeben von allem was den Verstand erweitert, das Herz erhöhet, den Menschen über sich selbst erhebet; er fühlet daß er unsterblich ist. Dieser lebt, als wenn er gar nicht unsterblich wäre. Einsamkeit vergütet alles was der Weltling für verlohren hält, wenn er heute die Assemblee oder den Club versäumt; oder wenn er nicht allenthalben hinläuft, wohin ihn etwa durch einen gedruckten Zeddel ein Taschenspieler einladet, oder ein Luftspringer, oder ein Mann mit fremden Thieren.

Ohne die süsseste Erhebung meiner Seele, kann ich mir nie die Stelle

erinnern, wo Plutarch sagt: ich lebe ganz in der Geschichte, und indem ich mich ganz allein mit diesen Lebensbeschreibungen beschäftige, erfülle ich meinen Geist mit den Bildern der größten Männer, und der besten Menschen. Wenn auch der Umgang mit Leuten, die ich nothwendig sehen muß, etwas verdorbenes, lasterhaftes, und unanständiges bey mir hervorbringt, so gebe ich mir doch Mühe es abzulegen und zu verwerfen. Meine Seele wendet sich davon weg, und frey von jeder niedrigen Leidenschaft halte ich mich fest an jenen grossen Beyspielen der Tugend, die so gut und so glücklich sind, und so ganz mit unserer Natur übereinstimmen.

Einsamkeit heftet die Seele an jene grossen Bilder, und so vergißt sie alles was auf Erden an ihr zupft. Sie steiget immer aufwerts, und sieht mit Ekel zurück auf das, was sie in der Welt fesselte um sie zu erniedrigen, und sie hemmte um sie ihrer Stärke zu berauben. Auf dieser Höhe entwickeln sich ihre Bedürfnisse und ihre Kräfte. Jeder Mensch kann vielleicht immer noch mehr als er leistet. Es ist darum weise und schön zu allem sich anzustrengen, wozu man sich nicht ganz untauglich fühlet. Wie manche schlafende Idee wird dadurch erwecket, wie mancher für vergessen gehaltene Eindruck von zwanzig und dreissig Jahren lebet itzt wieder auf, und thut durch unsere Feder seine Wirkung. Wir können immer mehr als wir glauben, wenn wir nur nicht aufhören uns zu üben, wenn nur immer Leidenschaft das Feuer anzündet, Imagination es erhält, und das Leben uns abgeschmackt scheint, sobald nicht alles in uns gährt.

Ein leidenschaftloser Zustand ist in der Einsamkeit, wie überall, der Tod der Seele. Krankheit und unnennbares Leiden setzten mich viele Jahre hindurch, bey kurzen Zwischenräumen, in diesen schrecklichen Zustand, seitdem ich nicht mehr Schweitzerluft einathme. Wenn alle Menschen um mich her, denen mein innerer Zustand unbekannt war, glaubten, nun sey ich äusserst aufgebracht, nun werde ich Schild und Lanze ergreifen, gieng ich stille auf meinen Wegen fort, und that mit Herzlichkeit, Treu und Fleiß meine wohlthätigen Geschäfte. Wenn die Raserey allgemein gegen mich war, blieb ich unempfindlich, und sprach mit keinem Menschen über den bacchantischen Lerm gegen mich auf jenen Kathedern und in unsern Schenken. Ich war krank, ich hatte ein zerbrochenes Herz, mich drückte unaussprechliches häusliches Unglück, das alle meine Gedanken fesselte, und mir jeden andern Gedanken benahm. Jahre hindurch war mein Kopf ein Stein, ich war viele Stunden im Tage ohne alle Besinnlichkeit, ich sagte mannigfaltig das Gegentheil von dem was ich sagen wollte, ich lebte fast ganz ohne alle Nahrung, ich vertrug nichts von allem was andere stärket, in Armen und Beinen war ich den ganzen Tag wie gerädert, ich

19 ff. La force des passions, sagt ein grosser Menschenkenner, peut seule contrebalancer en nous la force de la paresse et de l'inertie, nous arracher au repos et à la stupidité vers la quelle nous gravitons sans cesse, et nous douer enfin de cette continuité d'attention à la quelle est attachée la superiorité du talent. Anm. J. S. — 36. Besinnlichkeit = Besinnung: wie es scheint eine Eigenbildung Zimmermanns.

glaubte niederzustürzen bey jedem Schritte, und litt alle Marter der Hölle wenn ich saß und schrieb. Alles in der Welt war mir nichts, ausser dem geheimen Gegenstande meines Kummers, den ich in meinem blutenden Herzen verschloß.

Leidenschaft entstehet nur alsdann, wenn die körperlichen Organen fähig sind, das auszuführen was sonst in dem Charakter liegt. Die Organen müssen nicht erwürgt seyn, wenn die Seele wirken soll, die doch allein durch Organen wirket. Aber wenn die Organen nicht mehr die Seele niederbeugen, dann erst ist sie in der Einsamkeit wie in der Welt wirksam und unternehmend.

Wir haben es leyder nicht immer in unserer Gewalt, einsam und nach unserm Gefallen zu leben. Aber wahr ist es doch, daß Einsamkeit in jedem Alter glücklich macht, und immer forthilft zu grossen und fruchtbaren Ideen. Wie würde jeder Jüngling in die Einsamkeit sich verlieben, wenn er fähig wäre zu fühlen und zu glauben, zu welchen grossen Gedanken und Empfindungen, zu welchen Fortschritten im Erkennen sie schon in frühen Jahren leitet. Ein weises Alter findet in der Einsamkeit seine fröhlichsten Tage. Immer denket man da, alsdann grösser und besser wie in der Welt. Im Stillen sehen wir, wie die Dinge gehen sollten, im Getümmel, wie sie gehen. Aus ungestörtem Nachdenken und tiefer Meditation, kommt und entspringet doch das Größte was die Menschen hervorbringen. Durch immerwährende Aufmerksamkeit auf kleine Dinge, flattert in der Welt aller Geist weg. Etwas hinreissendes muß hingegen in der Einsamkeit seyn, da doch so mancher in der Einöde alle gemeinen Sorgen des Lebens vergaß, alles da verachten lernte was des Staubes ist, sein Haus wüste liegen ließ, seine Ländereyen dem Unkraut übergab, und den Thieren zum Raube.

Alle Achtung für kleine Dinge verlieret man überhaupt, sobald man Enthusiasmus für grosse Dinge fühlet. Zu kleinen Geschäften taugen darum schlichte Köpfe unendlich viel besser, als derjenige der gerne in den Zaum beißt. Darum rettet nichts den Geist, den das Amt so oft tödtet, als Einsamkeit, Musse, und Freyheit. Auch den Menschenbeobachter, den Schriftsteller, rettet sonst nichts, wenn er durch alles gebeugt ist was ihn umgiebt, allgemein misverstanden, und allgemein verhöhnet. Seine Seele erkranket unter diesem allgemeinen Drucke. Sie ist schon halb todt; denn was hülfe es ihm da, etwas Ausgezeichnetes zu schreiben, wo man zum Voraus weiß, daß jeder darauf speyen wird, sobald er hört von wem es kommt? Verlangen nach Ehre stirbt, wo man keine Ehre erwartet.

2.) ff. Helvetius sagt: l'homme de bon sens (ein schlichter Kopf) est un homme dans le caractere duquel la paresse domine. Il n'est point doué de cette activité d'ame, qui dans les premiers postes fait inventer aux grands hommes de nouveaux ressorts pour mouvoir le monde, ou qui leur fait semer dans le present le germe des evenements futurs Anm. Z.S. — 38. Helvetius, der Verfasser des berühmten, noch von Gottsched übersetzten Werkes „De l'esprit" (1758), lebte unter den französischen Philosophen am Hofe Friedrichs des Großen.

Aber nehmet diesen Menschenbeobachter, diesen Schriftsteller, weg aus dem Wirkungskreise der Abderitheit; gebt ihm Musse und Freyheit, Dinte und Papier, so ist er gerochen, und was er schreibt, werden Nationen lesen. Unzählliche gute Köpfe bleiben nur darum immer mittelmässig im Amte, weil sie verschmachten bey Geschäften, die ihnen zu denken geben, und die eben deswegen jedem Tropf besser gelingen als jedem Denker.

Einsamkeit setzet alles an seinen gehörigen Platz. Da freuet man sich daß man denken darf, und so vielen Menschen um sich her dadurch misfällt, und so viele Zeit dadurch ersparet. Sehr oft ist dieses allgemeine Misfallen ein beneidenswerthes Glück. Wie erbärmlich wäre die Lage von jedem guten Kopfe, der sich gerne in stillem Nachdenken übt, wenn es einem Dutzend Alltagsköpfen täglich einfiele nach seinem Befinden zu fragen. Indem er eben, in einem Augenblicke von Ruhe, eine Idee gehaschet hätte, und nun gerne schreiben, lesen, nachdenken möchte, würde eine Kutsche nach der andern vorfahren, er müßte einen Besuch nach dem andern annehmen, und dann Alltäglichkeit saufen wie Wasser. So wären alle seine Gedanken verlohren. Nichts bliebe ihm übrig, als Gram über die vernichteten Stunden, und wahres Ersticken der Seele von Mismuth über das Visitenwesen, das blos durch den Knall seines Vorfahrens schon erschrecket, und in der That alles Gute ersticket, nur dem Unkraut Gedeyen giebt, und zu nichts taugt als blos eine Schaar von Müssiggängern und Müssiggängerinnen ihres Wassers zu entladen.

Welcher Denker wünschet nicht, in dieser und in mancher andern Absicht, recht sehr vielen Menschen zu misfallen. Es wäre ja ein wahrer Fluch, für den der in der Stille etwas Gutes wirken könnte, wenn man ihn allgemein liebte; und folglich ihn jeder zum Essen haben wollte, und in jeder Gesellschaft gefragt würde, kommt er nicht? Aber gewöhnlich sind solche Leute nicht die, welche man am meisten hervorzieht und liebt. Nie kommt auch eine ganze Stadt gegen einen Menschen von ganz gemeinem Gepräge in Harnisch. Gesteht es nur, es steckt doch etwas Grosses in dem vornehmen Manne dort, gegen den ihr alle schreyt, gegen den jeder von euch einen Stein aufhebt, dem man in allen Gesellschaften Fluch und Untergang prophezeyt, dem man hundert Verbrechen aufbürdet, und dann doch bey allem Suchen und Grübeln nie kein einziges erweiset. Beneidenswerth ist das Schicksal von jedem denkenden Kopfe, den sein Publicum nicht kennt. Man läßt ihn dann doch alleine; und da es ihm so natürlich vorkommt, daß man ihn versteht, so wundert er sich auch nie, daß über alle seine Handlungen und sein Leben nie anders geurtheilt wird, als schief; und daß auch seine Freunde immer, die Urtheile aller Alltagsköpfe über ihn zurecht setzen müssen, und doch nie zurechte setzen.

Bey dem grossen Haufen war dieß das Schicksal des grossen Grafen zu Schaumburg Lippe, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, des Grafen von Bückeburg. Einen allgemeiner misverstandenen und verlachten Mann

habe ich in Deutschland nie gesehen; und doch verdient sein Name in der Reihe großer deutscher Namen zu stehen. Ich ward in den Jahren mit ihm bekannt, da er fast immer einsam lebte, und sich vor der Welt verschloß; aber sein kleines Land mit grosser Weisheit regierte. Er hatte freylich etwas Auffallendes beym ersten Anblicke, und eben deswegen ward auch sein Inwendiges so sehr verkannt. Der Graf von Lacy, vormals Spanischer Gesandter in Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bey der Spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf von Bückeburg anführte; das Aeusserliche dieses Grafen habe alle Spanischen Generale, als sie ihn beym Recognoseiren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: sind denn die Portugiesen von Don Quichotte commandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von grossem Verstande, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen von Bückeburg in Portugall, und von der Größe seines Geistes und seines Charakters, mit Entzückung. Es ist wahr, er hatte von weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Haltung seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner ausserordentlich langen hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes, wobey man freylich an den Don Quichotte denken konnte. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte, und Ruhe, sprachen mit den lebendigsten Zügen aus seinem ganzen Gesichte. Ich sah den Grafen nie an, und sprach nie mit, ohne dabey immer zu denken, wie sanft und groß bist du! Heroische Gesinnungen, und erhabene Gedanken, giengen aus seinem Munde, so leicht und häufig, als sie aus dem Munde des größten Römers oder Griechen mögen gegangen seyn. Wunderlich (bizarre) war er allerdings, und in London gebohren. Aber vielleicht ist doch wenigen bekannt, was mir ein sehr rechtschaffener deutscher regierender Graf, ein Anverwandter des Grafen Wilhelms erzählet hat, daß er in seiner Jugend mit jedem Engländer in Allem wetteiferte. Er wettete, zum Exempel, daß er rückwerts von London nach Edinburg reiten wolle; das ist, der Kopf des Pferdes mußte nach Edinburg gerichtet seyn, und der Kopf des Grafen nach London. So ritt Er durch einige Englische Provinzen. Er reiste nicht etwa nur zu Fusse durch England; zum Spaaße bettelte Er sich durch verschiedene Englische Provinzen, gemeinschaftlich mit einem deutschen Fürsten. Man hatte ihm gesagt, der Strom der Donau sey unter Regensburg irgendwo so reissend, daß kein Mensch niemals da herdurch geschwommen sey; Er schwomm so weit, daß man ihn kaum noch retten konnte. Einer der größten Staatsmänner und besten philosophischen Köpfe in Hannover hat mir erzählet: der Graf habe in dem Kriege, da er die Artillerie bey der Armee des

40. Mein seliger Herzensfreund, der Herr geheime Justizrath Strube, geheimer Secretair bey dem Königlichen Ministerio in Hannover, während des Krieges von 1756 bis an seinen Tod im Jahre 1777. Anm. J. G.

Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen commandirte, einst einige Hannöverische Officiere in sein Zelt zum Essen gebeten; und als die ganze Gesellschaft vergnügt und guter Dinge war, seyen einige Canonkugeln oben über das Zelt geflogen. Die Officiere sagten, die Franzosen müssen wol in der Nähe seyn? Nein, erwiederte der Graf, die Franzosen sind weit von uns weg; die Herren möchten also nur fortessen. Bald kamen wieder ein paar Canonkugeln, und schlugen oben durch das Zelt. Die Officiere standen auf, und sagten, die Franzosen sind da? Nein, sagte der Graf, die Franzosen sind nicht da; meine Herren bleiben sie sitzen, und glauben sie mir auf mein Wort. Eine Canonkugel kam wieder nach der andern; die Officiere assen und tranken geruhigt, und machten nur ganz leise ihre Spekulationen über dieses wunderliche Fest. Endlich stand der Graf auf, und sagte: meine Herren, ich habe ihnen nur zeigen wollen, wie sehr ich mich auf meine Artilleristen verlassen kann; denn ich befahl ihnen, so lange wir bey Tische sitzen, immer mit scharfgeladenen Canonen nach dem Knopfe unsers Zelts zu schiessen, und das haben sie auch mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Denkende Leser werden auch in diesen wunderlichen Zügen den Mann nicht verkennen, der sich und andere in allem üben wollte was schwer scheint. Ich stand einst mit dem Grafen neben einem Pulvermagazin, das er unter seinem Schlafzimmer in der Festung Wilhelmsstein hatte anlegen lassen. Da würde ich in schwülen Sommernächten nicht gut schlafen, sagte ich; der Graf bewies mir, ich weiß nicht mehr wie, die größte Gefahr und keine Gefahr seyen Einerley. Als ich diesen ausserordentlichen Mann zum erstenmal sah, unterhielt er mich, in Gegenwart eines Englischen und eines Portugiesischen Officiers, zwey Stunden lang, über Hallers grosse Physiologie, die Er auswendig wußte. Am andern Morgen mußte ich mit ihm, in einem Kahn, nach seiner Festung Wilhelmsstein schiffen, die Er, nach Planen die er mir zeigte, in dem Steinhudersee mitten ins Wasser gebaut hat, ohne daß er einen Fußbreit Erde da fand; Er führte das Ruder. In der grossen Allee zu Pyrmont unterhielt er mich an einem Sonntage, mit einer Ruhe als wenn Er und ich alleine in der Welt wären, zwischen einigen tausend Menschen, die da paradirten, buhlten, und tanzten, zwey Stunden lang auf einem Fleck, von allen Beweisen die bisher für das Daseyn Gottes geführet worden, von dem was allen diesen Beweisen mangle, und wie es Ihn dünke, daß man alle könnte übertreffen. Damit ich dieser Lection nicht entschlüpfe, hielt er mich zwey Stunden hindurch, immer bey einem Knopfe meines Rockes fest. Er zeigte mir in seiner Residenz zu Bückeburg, einen von seiner Hand geschriebenen grossen Folianten über die Kunst einen kleinen Staat gegen eine grosse Macht zu vertheidigen. Das Werk war für den König in Portugall bestimmt, und vollendet. Er las mir aber viele Stellen daraus, welche die Vertheidi-

41. Einen Auszug aus diesem Werke, ließ der Graf im Jahre 1775 in Bückeburg, unter der Aufschrift Memoires pour l'art militaire defensif, in sechs kleinen Bändchen drucken.

gung der Schweitz betreffen. Der Graf hielt die Schweitz für unüberwindlich. Er nannte mir nicht nur alle wichtigsten Posten, die man gegen jeden Feind besetzen müßte, sondern auch alle Wege, wo kaum eine Katze durchkäme. Ich glaube nicht, daß etwas wichtigeres für mein Vaterland geschrieben ist, als dieses Werk; denn auf alle Einwürfe, die ihm ein Schweitzer hätte machen können, zeigte er mir die treffenden Antworten in dieser Handschrift. Mein Freund, Herr Moses Mendelssohn, dem der Graf die Vorrede zu diesem Werke in Pyrmont vorgelesen hatte, hielt sie für ein Meisterstück von Philosophie und Styl. Der Graf schrieb Französisch beynahe so gut wie Voltaire, wenn er wollte; aber im Deutschen gekünstelt, verworren, und weitschweifig. Es gehöret sehr zu seinem Lobe, daß Er, seit seiner Rückkunft aus Portugall, viele Jahre hindurch, zwey der besten Köpfe Deutschlands immer um sich hatte, zuerst Abbt, nachher Herder. Tausend merkwürdigere Dinge von diesem wahrhaftig grossen und sonderbaren Manne könnten diejenigen erzählen, die ihn länger, und näher, und mit schärfern Augen beobachtet haben, wie ich. Ich will von tausend Eines nur hinzusetzen, zum Theile mit Shakespears Worten: der Graf Wilhelm von Schaumburg Lippe trug keine Fesseln; man wich ihm gerne aus; er las viel; er war ein grosser Beobachter; er sah die Menschen durch und durch; er liebte kein Spiel; er lächelte selten, oder lächelte so, als wenn er euch auslachte.

So war der Charakter dieses so äusserst misverstandenen Einsamen beschaffen. Lächeln mag wol ein solcher Mann, wenn er die Menschen ansieht, die ihn auslachen. Aber wie beschämt und betroffen werden diese Menschen schweigen, wenn sie das Monument ansehen dürfen, das Ihm der grosse Mendelssohn errichtet hat; oder den Kern seiner Lebensgeschichte, den eine junge Meisterhand in Hannover, mit tiefem Gefühle, historischer Kunst, edlem Styl, und so wahrheitvoll und ehrlich, der unparteyischen Nachwelt übergab.

Wer verlachet ist, wie ich tausendmal den Grafen von Schaumburg Lippe, wegen seines langen Gesichtes, seiner fliegenden Haare, seines grossen Hutes, und seines kleinen Degens, verlachen hörte, aber auch Held und grosser Mann ist wie Er, kann doch wol zuweilen lächeln. Der Graf von Bückeburg lachte jedoch über Welt und Menschen nie anders als mit Güte. Ohne Menschenhaß und Menschenfeindschaft bewohnte Er ein stilles Land-

Aber die ganze Auflage bestand leider nur in zehn Exemplaren. Alle diese Exemplare befanden sich noch vor kurzer Zeit, in einem verschlossenen Kasten, auf der Bibliothek des itztregierenden Grafen, in Bückeburg. Zwey von diesen Bändchen sind aber, wie ich höre, von unbekannter Hand gerettet, und werden übersetzt. Aber von denen im Kasten zu Bückeburg liegenden, gebundenen und ungebundenen Exemplaren sind, wie man sagt, die Pläne herausgeschnitten, und weggenommen; also ist, schon dadurch, das Werk vernichtet. Anm. Z.S.

25 f. In den Anmerkungen zu Thomas Abbts freundschaftlicher Correspondenz 1782. — 26. Kern seiner Lebensgeschichte. Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg Lippe, von Theodor Schmalz. Hannover 1783. Anm. Z.S. — 2. Vgl. über den Grafen die Biographie in Varnhagens Biographischen Denkmalen I, 1 ff. und Haym, Herder I. 2, 459 ff.

haus mitten in einem Walde, oft ganz alleine, oder mit der Engelsseele die er sich zur Gemahlinn gewählet hatte, in die Er mir nicht verliebt schien, aber für die Er, nachdem Sie todt war, aus Liebe starb.

So lachte auch über den Themistocles der grosse Haufen in Athen. Man verspottete ihn laut, weil er gar keine Manieren hatte, nichts von dem Stadtleben, nichts vom Athenienſischen bon ton und bel usage verstand. Themistocles beantwortete einst dieses Gelächter etwas schneidend: ich kann die Leyer nicht stimmen, sagte Er, ich kann nicht auf dem Psalterium spielen, aber man gebe mir eine Stadt, so klein und unbekannt sie auch seyn mag, so mache ich sie berühmt, und erwerbe ihr einen grossen Namen.

Einsamkeit und Philosophie machen also Vorstellungsarten geläufig, geben Begriffe und Gesinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht, und die dann doch durch grosse Ideen die kleinen verdrängen. Wer grosse Menschen, und grosse Gesinnungen aus Büchern kennt, nimmt leicht etwas Romantisches an, das oft grossen Stof zum Lachen giebt. Romantische Köpfe möchten zwar immer alles anders haben, als es seyn kann, und als es ist; aber will man immer das Größte und Beste, so findet man auch keinen Gefallen am Schlechten, und liebet es nie. So behaupten denn auch solche Seelen eine Art von Adel, der sich freylich in die wirkliche Welt nicht passet, aber der doch immer Adel ist, und bleibt. Jene Indianischen Philosophen kamen noch gut aus der Sache, die einmal in jedem Jahre ihre Einsamkeit verliessen, nach dem Pallaste des Königs gingen, und der Reihe nach ihre Meinung über die Staatsverwaltung sagten, und die Veränderungen und Einschränkungen, die man an den Gesetzen machen könnte; wer dreymal nacheinander falsche oder unwichtige Anmerkungen mittheilte, verlohr auf ein ander Jahr das Recht vor dem König zu sprechen. Andere romantische Philosophen hingegen wollten mehr wirken, und wirkten nichts. Plotin verlangte von dem Kaiser Galienus die Souverainität über eine kleine Stadt in Campanien, und die dazu gehörigen Ländereyen. Die Stadt sollte Platonopolis heissen. Plotin versprach da mit seinen Freunden sich einzuschliessen, und die Republik des Plato zur Wirklichkeit zu bringen. Aber es geschah damals, was auch itzt, ungleich weniger idealischen Philosophen, an manchem Hofe widerfahren würde: die Hofleute lachten über diesen Vorschlag, sagten dem Kaiser der Philosoph Plotin sey ein Narr, und das Experiment unterblieb.

Geschichte alter Größe und alter Tugend, wirket im Stillen immer ausserordentlich auf Gemüther, die Empfänglichkeit für solche Ideen und Gesinnungen haben. Einige Funken von jenen Feuersäulen werden schon zuweilen aufgefangen, wo man es am wenigsten vermuthet. Einer kranken nervenschwachen Dame auf dem Lande rieth ich, um ihre Seele zu heben, oft mit der Griechischen und Römischen Geschichte sich zu beschäftigen. Nach drey Monaten schrieb sie mir: welchen Respect haben sie mir für das Alterthum eingeflösset; was ist das Mückenvolk aus unserer Welt,

gegen jene Männer! Sonst war die Geschichte nicht meine liebste Lectüre; nun lebe ich ganz in der Geschichte. Ich will mich ganz in Griechenland und Rom hineinlesen. Das wird für mich eine unerschöpfliche Quelle von Gesundheit und Vergnügen seyn. Nie hätte ich gedacht, daß meine Bücher ein solcher Schatz für mich werden könnten; sie sind mir lieber als mein ganzer Erbtheil. In einem halben Jahre sollen sie nichts mehr hören von allen meinen Klagen; mein Plutarch ist mir schon itzt lieber als alle Siegwarte, und alles was man Empfindsames für Landdamen schreibt, die blos Seele seyn wollen, und bey denen der Satan doch alle Liebesstreiche eben so taktfest spielet, als der beste Musicus seine Violin.

Wie es bey dieser gelehrten Dame, in Küche und Hühnerstall ausgesehen haben mag, sagte sie mir zwar nicht. Aber sie ward gesund; und ich denke, daß sie nun wieder an ihrer Haushaltung, an ihrem Garten, und bey ihren Hühnern eben so viel Vergnügen finden wird, als vormals beym Plutarch.

Geschichte alter Grösse und alter Tugend kann lange nur im Stillen und bey wenigen wirken, und dann doch Wunder thun in der Zukunft. Ein guter Kopf denkt manches auf einsamen Spaziergängen, das verlachet und verhöhnet wird, wenn es das Licht erblicket, und doch kommt eine Zeit, da es Tausende zu Thaten hinreisset, die der Ewigkeit werth sind. Lavaters Schweitzerlieder erschienen in der Schweitz in einer lendenlahmen Epoche. Die Schweitzergesellschaft in Schintznach, die diesem Feuerkopf den Auftrag gegeben hatte diese Lieder zu dichten, war ein Dorn im Auge des Französischen Gesandten in der Schweitz, und folglich sprach man Fluch über diese Gesellschaft aus, beynahe überall. Der grosse Haller sogar neckte diese Gesellschaft in allen Briefen die er mir schrieb, denn sie hatte seinen Namen lange nicht unter die Namen ihrer Mitglieder aufnehmen wollen. Er hielt mich und diese ganze Gesellschaft für Feinde unserer alleinseligmachenden Landesorthodoxie, und uns alle insgesamt für Lehrjünger und Mitverschworne des in seinen Augen äusserst verruffenen Johann Jacobs Rousseau. Man sagte mir im Hotel des Französischen Gesandten in Solothurn, alles Böse in der Schweitz worüber Frankreich klage, habe seine Quelle in Schintznach. Der Presidենt der Büchercensur

21. Lavaters Schweitzerlieder, durch die Gleimischen Grenadierlieder angeregt, erschienen zuerst Bern 1767. — 31 ff. Es schien mir leicht dem Französischen Legationssecretair Herrn Barthez von Marmorieres, und durch diesen dem Ambassador, Herrn von Beauteville, den Ungrund dieses Argwohns zu zeigen, weil doch alle vernünftige Politik der Schweitzer blos darauf beruhet, daß sie den König in Frankreich, auf eine edle Art, beständig zum Freunde behalten, und daß sie unter sich immer in grösster Eintracht leben. Aber die Vorurtheile gegen die seitdem so berühmt gewordene Schintznacher Gesellschaft waren damals so allgemein, daß niemand vermochte, irgend einen Menschen, der diese Vorurtheile hatte, von ihrem Ungrund zu überführen. Der Französische Ambassador hielt diese Gesellschaft für eine beständige Conspiration gegen die Eingriffe der Französischen Macht in der Schweitz. Die Häupter der aristocratischen Cantone, glaubten diese Gesellschaft verbreitete republikanische Grundsäze. Die Catholiken wähnten, diese Gesellschaft denke auf nichts, als auf den Umsturz der catholischen Religion. Alle Dummköpfe schryen gegen dieselbe Zeter und Mord, weil sie sich ein-

in Zürich, ein Haupt der Republik, verbot in Zürich den Druck von Lavaters Schweitzerliedern, aus dem feinen Grunde: man müsse den alten Mist nicht aufwärmen! Und doch schrieb kein Dichter Griechenlands wärmer und eindringender für sein Vaterland, als Lavater für die Schweitz. Ich sah wie Kinder seine Schweitzerlieder mit wahrer Begeisterung sangen; ich sah die schönsten Augen bey diesen Liedern in Thränen zerfliessen; ich sah Schweitzerbauren, denen man diese Lieder sang, die Augen funkeln, die Wangen glühen, die Muskeln schwellen; ich kenne Väter, die mit ihren Söhnen nach Wilhelm Tells Kapelle reisten, um dort Lavaters Lied auf Tell hochklingend abzusingen. Die Felsen hörte ich widerhallen, so oft ich diese Lieder, nach meiner eigenen, selbsterfundenen, herzlichen Melodie, auf den berühmten Feldern und Hügeln sang, wo die grossen Thaten unserer Ahnen geschahen; wo die Seelen der erschlagenen Helden mich umschwebten; wo sie mit ihren zackigten Keulen Deutschlands gekrönte Helme zerschmetterten; und wo deutscher Adel, so oft gepanzert und geschlossen, drohend und hämisch in Schaaren von Tausenden heranritt, und vor Hunderten floh.

Dieß ist romantisch, wird man mir sagen, und romantische Ideen fangen nirgends Feuer, als bey Menschen die ganz in der Stille und in der Absonderung leben, und vielleicht über alles anders denken, als die Welt die sie umgiebt. Aber grosse Ideen brechen doch zuweilen durch, wo sie den größten Widerstand finden; wirken in Republiken allmählig auf Tausende, und flössen ihnen Gesinnungen ein, über die in der Schweitz, zwar mancher Rathsherr brummt, aber die dann doch in Zeiten und Umständen ehrwürdig werden könnten, wo es darauf anläme, ein kleines Land gegen eine grosse Macht zu vertheidigen.

Alles vereinigt sich in der Einsamkeit, die Seele zu heben, und den Charakter zu stärken, weil man zu grossen Gesinnungen und Entschlüssen sich da ungleich schneller und besser abhärtet, als in der Welt. Schußfrey ist der Einsame gegen alle Pfeile der Unvernunft, des Neides, und der Bosheit. Entschlossen alles zu denken und zu thun was erfordert

bildeten, alle Mitglieder der Schintznacher Gesellschaft seyen witzige Köpfe, und Gelehrte. Ein deutscher Rosenkreuzer sogar, kam einst zu mir, um die Geheimnisse der Schintznacher Gesellschaft auszuforschen, denn Er glaubte, wir seyen alle Goldmacher. Gleich bey der ersten Versammlung, im Jahre 1762, brachten der berühmte Dichter Geßner und ich, in der ganzen Gegend umher diese Gesellschaft in den allerabscheulichsten Ruf, weil wir beyde zusammen, über dem Kopfe einer Frau die eben gebähren wollte, und von der wir nichts wußten, einen Menuet tanzten. Die einzige Absicht dieser Gesellschaft war damals, wie anitzt, keine andere, als diese: man wollte einen einsamen und freyen Ort haben, wo Freunde aus verschiedenen Cantonen jedes Jahr, auf eine bestimmte Zeit, Gelegenhe't hätten sich zu sehen, und da einige Tage recht vergnügt zuzubringen. Die vortrefliche Wirkung dieser beynahe jedes Jahr ansehnlicher und zahlreicher gewordenen, und nunmehr nach dem Solothurnischen Städtchen Olten verlegten Versammlung, welche allerdings, nach und nach, die besten Köpfe und Herzen der Schweitz unter sich brüderlich verband, war Bekanntschaft, Liebe, und Zutrauen, unter Catholiken und Protestanten, die sonst in ihrem Leben sich nie gesehen hätten; und ein allgemeiner Enthusiasmus von Freundschaft, der in den Herzen dieser braven Nation unaussprechlich mehr Gutes hervorbringen wird, als alle die steifen Zusammenkünfte ihrer Häupter und Führer auf ihrem jährlichen Congreß zu Frauenfeld. Anm. Z.S.

wird, um eingeschränkten, schiefaugigten, alles in der Welt schief sehenden Köpfen nie zu gefallen, erwartet er alle Folgen dieser Ungleichheit von Gedanken und Gesinnungen, und verwundert sich über keine. Nicht unempfindlich zu seyn, gegen billige, nicht überspannte Achtung seiner Freunde, ist zwar erlaubt. Aber unsere Freunde gehen doch immer zu weit, wie unsere Feinde. Alle sind parteyisch, und darum kann auch keiner von allen über uns richten. Urtheil und Recht über unsern Werth oder Unwerth müssen wir von Unbekannten erwarten. An kein anderes Publicum müssen wir glauben, als an das grosse. Was kann ein kleines Publicum beweisen, das nie die Sache nach der Sache beurtheilt, sondern nur nach der Person? Je grösser die Stadt ist, je mehr Freyheit in dieser Stadt herrschet, je seltener in derselben einer den andern frägt, wie soll ich urtheilen, desto mehr nähert sich schon diese Stadt der Welt die man achtet und schätzt. Lob und Tadel können da weder ehren noch schänden, wo man lieber allgemein wollte geschmähet seyn, als allgemein gelobt. Aber ein einziges günstiges Urtheil von allgemein anerkanntem Werth, tröstet gegen alle Schmähungen von Menschen, deren Urtheile einen erwiesenen Unwerth haben, und von allen Kennern verworfen sind als falsche Münze. Es läßt sich doch leicht ausmachen, ob etwas Gutes an einem Menschen ist, oder nicht. Wenn darum das grosse Publicum, wenn unbefangene Männer von dem größten Gewichte an weit entlegenen Oertern dieses Gute mit der größten Unparteylichkeit anerkennen: o so gehet man ruhig und frey durch die Gassen, und wirst die armseligen Fesseln ab, die irgend eine niedrige Leidenschaft, oder Provinzialgeschmack, oder vollends Convention einer einzelen Stadt, einem Schriftsteller anlegen will. Eben darum weil er sich nicht vermietet hat für diese Stadt zu schreiben, sieht er über solchen Winkelgeschmack hinweg, auf den bessern Geschmack der Nation; und liest sich geruhig den Planeten, über die Urtheile und Critiken die er hören wird, da sein Gang mit dem einmal beliebten Schafsgang lauter Zikzak macht, und seine Töne mit ihren Tönen eine ewige Dissonanz.

Solche Gesinnungen erwirbt man nirgends als in der Einsamkeit, und am wenigsten im Umgange mit jenen tiefklugen Herren und Damen, die vor jeder Beobachtung über den Menschen erschrecken, jeden charakteristischen Pinselzug fürchten, und immer sagen: ja das könnte man übel nehmen, oder da könnte gar ein Federkrieg entstehen! Herz und Seele eines einsamen Denkers sind frey von allen diesen kleinmüthigen Besorgnissen, sind weit hinweg über diese Winkelpolitik, welche jedem etwas muthigen Verfasser immer nur von Stirnen spricht, die beym Anblicke

8f. Qui veut sçavoir ce qu'il vaut, sagte ein grosser Mann, ne peut l'apprendre que du publie, et doit, par consequent, s'exposer à son jugement. On sçait les ridicules qu'à eet egard l'on s'efforçe de donner à ceux qui pretendent en qualité d'auteurs, à l'estime de leur nation. Mais ces ridicules ne font nulle impression sur l'homme de mérite; il les regarde comme un effet de la jalousie de ces petits esprits, qui, s'imaginant que, si personne ne faisoit preuve de mérite, ils pourroient s'en croire autant qu'à qui que ce soit, ne peuvent souffrir qu'on produise de pareils titres. Anm. J.S.

seines Buches sich runzeln werden, oder die vollends wähnt, ein weltkluger Schriftsteller müsse sich dem hochzuverehrenden Publico nie anders presentiren, als wie ein gerupftes Huhn.

Aber wenn auch Einsamkeit die Gesinnungen hebt, so glaubt man doch allgemein, sie mache den Geist unfähig zu Geschäften. Das glaube ich nicht. Denn es ist doch eben so schlimm nicht, seine Seele im Stillen mit Würde zu erheben, um sodann in der Welt desto weniger zu versinken, und seinen Geist in der Einsamkeit so zu üben, damit man dann in der Welt allenfalls auch Geist habe. Immer erhält sich die Liebe zur Wahrheit in der Einsamkeit besser, immer gewinnet die Tugend in derselben mehr Gewicht, ob ich gleich gestehe, daß in Geschäften nicht jede Wahrheit gesagt werden muß, daß strenge Tugend im Amte oft scheitert, und daß man für Biedersinn oft nichts nach Hause bringt als ein blaues Auge.

Tugend, und in der Einsamkeit erzeugte Einfalt der Sitten, werden indessen von grossen und guten Menschen doch allenthalben geehret. Beyde verschafften dem Philosophen Johann Andreas de Lüc mitten im Kriege zwischen England und Frankreich, Eingang zu Versailles, und erweckten bey dem sehr rechtschaffenen Staatsminister von Vergennes das Verlangen den Genferbürgern die Köpfe durch einen Philosophen zurecht setzen zu lassen, die Er, Frankreichs erster Minister, ihnen nicht zurecht setzen konnte. De Lüc machte auf des Ministers Verlangen den Versuch. Er mislang; und man mußte den Genfern, wie man weiß, die Köpfe durch eine Armee zurechte setzen, und durch Venetianischen Zungenzwang. Diese Einfalt der Sitten erwarb sich der Philosoph Johann Andreas de Lüc, auf seinen geliebten Bergen; und anitzt noch, mitten unter dem unaussprechlichen Luxus von London, hat er nie verlernt jeden Mangel zu dulden, jeder Gemächlichkeit und allen Bedürfnissen unserer Welt, mit einem Hartsinn sich zu widersetzen, der seines gleichen nicht hat. Eine einzige Spur von Luxus bemerkte ich an dem Philosophen Johann Andreas de Lüc in Hannover; er kaute, wenn ihn etwas ärgerte, ein kleines Stück Zucker, und trug, auf den Nothfall, immer einen kleinen Vorrath von Zucker in der Tasche.

Einsamkeit giebt aber nicht nur den Sitten Einfalt, sondern dem Geiste wirkliche Kraft zu Geschäften. Man nähret in der Stille seinen Geist, damit er wirksam werde für die Welt, und tritt von Weltgeschäften in die Stille zurück, damit er ausruhe und wieder zu neuem Kampfe sich rüste. Pericles, Phocion, Epaminondas, erwarben in der Einsamkeit ihre ganze Grösse, erwarben da den Styl den man nicht in Canzleyen lernt, den Styl ihres Lebens und ihrer Thaten. Als Pericles die größten Dinge

16. Jean André Deluc (1727—1817), einer der scharfsinnigsten Geologen und Meteorologen, geb. 1727 zu Genf, seit 1773 Vorleser der Königin von England, 1798 Professor der Philosophie in Göttingen, ohne jemals dort seinen Aufenthalt zu nehmen. Er stand bei den unruhigen Bewegungen seiner Vaterstadt seit 1760 auf Seite des Volkes den Anhängern des Rats gegenüber und wurde wegen seiner Gewandtheit und Einsicht hochgeachtet; 1768 sandte man ihn nach Paris, 1770 wurde er zum Mitglied des großen Rates ernannt.

vorhatte, erschien er nie auf den Gassen, oder blos um nach seinen Geschäften zu gehen; er entsagte plötzlich jedem Gastmal, jeder öffentlichen Gesellschaft, und allen sonst gewöhnlichen Vergnügungen dieser Art; so lange Er die Republik regierte, gieng er ein einziges mal bey einem Freunde des Abends zum Essen, und blieb nicht lange. Phocion ergab sich zuerst der Philosophie, nicht in der stolzen Absicht ein Weiser zu heissen, aber damit er sich fähig mache die Geschäfte des Staats mit mehr Kraft und Entschlossenheit, gegen alle unerwartete Vorfälle zu übernehmen. Man war erstaunt, und einer fragte den andern, wenn und in wie viel Zeit Epaminondas, der sein Leben mit Studiren zubrachte, in solcher Vollkommenheit die Kriegskunst, nicht nur habe lernen, sondern auf einmal ganz ergreifen können? Er geitzte auf seine Zeit, widmete sich ganz den Studien, entzog sich allen öffentlichen Aemtern, und hielt für nichts an, als daß man ihn davon weglasse. Aus seiner Einsamkeit riß man ihn heraus, und stellte ihn an die Spitze der Armee.

Ein Charakter, an den ich nie anders als mit Liebe denke, der Charakter des Petrarcha, bildete sich ganz in der Einsamkeit, und machte sich da fähig zu grossen politischen Geschäften. Petrarcha war freylich zuweilen, was man oft in der Einsamkeit wird, gallsüchtig, beissend, und hitzig. Man hat ihm mit Bitterkeit die lebhaften Sittengemählde seiner Zeit, und zumal die Schattenrisse der schändlichen Lebensart in Avignon unter der Regierung Pabsts Clemens des sechsten, vorgeworfen. Aber Petrarcha war doch ein grosser Kenner des menschlichen Herzens, und er hatte eine ganz ausserordentliche Fähigkeit auch im Umgange auf die Gemüther zu wirken, und sie nach seinen Absichten zu lenken. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen zärtlichen und eleganten Dichter, der feurig liebte, und seine Geliebte vortrefflich besang, sagt sein bester Lebensbeschreiber, der Abt de Sade, weiter weiß man nichts. Man ist unbekannt mit allem was ihm die Litteratur zu verdanken hat, die Er aus der Barbarey hervorzog, in der sie so lange begraben war, da er die besten alten Schriftsteller dem Staube und dem Moder entriß, und da alle diese Schätze für uns verlohren wären, wenn Er sie nicht aufgesuchet und gute Abschriften davon verschaffet hätte. Man hat vielleicht nie gehöret, daß Er zuerst das Studium der schönen Wissenschaften in Europa wieder emporbrachte; daß Er den Geschmack reinigte; daß Er selbst, dachte und schrieb, wie ein Bürger des alten noch nicht unterjochten Roms; daß Er viele Vorurtheile zertrat, und die Fortschritte zu grösserer Vollkommenheit im Denken leicht machte; daß er bis in seinen Tod der nemliche geistvolle Petrarcha blieb, und durch sein letztes Werk immer alle vorigen übertraf. Noch weniger weiß man, daß Petrarcha ein grosser Staatsmann war, daß die größten Regenten seines Jahrhunderts ihm die kitzlichsten Unter-

7 f. Eben so sagt Tacitus von dem Helvidius Priscus: Ingenium illustre altioribus studiis juvenis admodum dedit, non ut magnifico nomine otium velaret, sed quo firmior adversus fortuita rempublicam capesseret. Anm. Z.S.

handlungen anvertrauten, und ihn in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zogen; daß Er im vierzehnten Jahrhundert, einen Ruhm, ein Ansehn, einen Wirkungskreis, und einen Einfluß hatte, wie in unsern Zeiten kein einziger Gelehrter; daß drey Päbste, ein Kaiser, ein König in Frankreich, ein König von Neapel, eine Menge Cardinäle, die größten Fürsten und Herren von Italien, um seine Freundschaft sich bewarben, und seinen Umgang sich wünschten; daß sie ihn als Staatsmann, Abgesandten, und Minister, in die größten Geschäfte und Begebenheiten seiner Zeit verwickelten; daß Er ihnen dafür die größten Wahrheiten sagte; daß Einsamkeit allein ihm diese Kraft gab; daß niemand so wie Er, ihre Vortheile kannte und liebte, niemand sie mit grösserm Nachdruck pries, und Musse und Freyheit ihm zuletzt immer über alles galt. Lange schien Er entnervt durch die Liebe, der er die schönsten Jahre seines Lebens geweihet hatte; aber plötzlich verließ ihn der weiche und weibische Ton, in welchem Er zu den Füssen seiner Laura seufzte. Männlich und kühn redete Er nun, mit Königen, Kaisern, und Päbsten; und immer mit der Zuversicht, die hohe Talente geben, und ein grosser Ruhm. Mit einer des Demosthenes und des Cicero würdigen Beredsamkeit, ermahnte Er die Italienischen Fürsten, zum Frieden unter sich, und zur Vereinigung ihrer Kräfte gegen ihre gemeinschaftliche Feinde, die Barbaren, die ihr Vaterland zerrissen. Er ermunterte, leitete, und unterstützte den Rienzi, der von dem Himmel berufen schien, den alten Glanz der Stadt Rom wieder herzustellen. Er erweckte und trieb einen kleinmüthigen Kaiser, in Italien einzudringen, und da, als Nachfolger der Cäsare, die Zügel der Herrschaft über die Welt zu ergreifen. Er beschwor die Päbste, ihren Sitz, den sie an die Ufer der Rhone verleget hatten, wieder an die Tiber zu versetzen. Eben in der Zeit da er in einer seiner Schriften gestand, er sey voll übler Laune, gepeinigt durch die Liebe die er unaufhörlich zu überwinden suche, voll Haß gegen Menschen und Städte, übergab ihm Pabst Clemens der sechste, der freylich nicht wußte was in seinem Herzen vorgieng, ein schweres Geschäft an dem Hofe zu Neapel, und Petrarcha übernahms. Er gestand selbst, das Hofleben mache ihn ehrgeitzig, zudringlich, schnellthätig; und es sey lustig zu sehen, wie ein Einsiedler, der gewohnt war in Hölzern zu leben und in den Feldern herum zu schwärmen, itzt die prächtigen Palläste der Cardinäle durchlaufe, mit einem Haufen von Hofleuten in seinem Gefolge. Als Johann Visconti, Ertzbischof und Fürst von Mayland und Herr der ganzen Lombarden, ein Mann von unersättlichem Ehrgeitze und den größten Talenten, der ganz Italien zu verschlingen drohte, das Glück hatte den Petrarcha in seine Dienste zu ziehen, und Er eine Stelle im Rathe dieses Fürsten erhielt, und alles was sich ein Philosoph und ein Gelehrter dabey wünschen konnte, der Einsamkeit über Alles pries und schätzte, sagten sich die Freunde des Petrarcha: was? dieser stolze Republikaner, der nichts athmete als Freyheit und Unabhängigkeit; dieser ungezähmte Stier, welcher bey dem Schatten des geringsten Joches aus-

schlug; der nur die Fesseln der Liebe tragen wollte, ob ihm gleich auch die oft zu schwer waren; der die schönsten Stellen am Römischen Hofe ausgeschlagen hat, weil er keine goldene Fesseln tragen wollte: der begiebt sich selbst in die Ketten des Tyrannen von Italien? Dieser Misanthrop, welcher nirgends mehr leben konnte als in ländlicher Stille, dieser grosse Prediger der Einsamkeit, der bewohnet nun das unruhige Meyland? Sie haben recht, sagte Petrarcha, der Mensch hat keinen grössern Feind als sich selber; ich habe gegen meinen Geschmack und gegen meine Denkart gehandelt, unser ganzes Leben hindurch thun wir dasjenige was wir nicht wollen, und dasjenige was wir gerne wollten, thun wir nicht. Aber Petrarcha hätte seinen Freunden sagen können: ich wollte euch nur zeigen, was man in der Welt vermag, wenn man lange genug seine Kräfte in der Einsamkeit geübet hat; und wie diese dann auch in Weltgeschäften Freyheit und Festigkeit giebt, Ausdruck und Selbstständigkeit, Würde und Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Abneigung gegen allen Umgang und gegen alle Stadtverbindlichkeiten, giebt Schriftstellern den so oft erprobten Muth, bey allem Unrecht das sie dulden müssen unter einem aufgebrachten Volke. Durch ihr Beyspiel gewöhnet man sich dann allmählig an das liberaliter sentire et dicere auch in Städten wo man nicht wußte, was das ist. Einsamkeit bildet schon in früher Jugend den eisernen Sinn, der einem unbefangenen Denker sein Leben in Zeiten gegen ihn erregter Volkswuth erhält, und mit dem er freundlich und ruhig jedem in die Augen sieht der ihm fluchet.

Solche Tumulte giebt es zuweilen in Städten, wo es noch nicht recht helle ist. Unmännliche Seelen und durch jeden Volkswind hin und her getriebene Köpfe thun da keinen Schritt, ohne vorerst die grosse Frage zu untersuchen: was werden die Leute dazu sagen? Ein sich selbst und seinem Gewissen überlassener Kopf, läßt hingegen die Leute sagen was sie wollen. Wahrheit und Recht auf seiner Seite, machen ihn gleichgültig für den Beyfall der Menge, die stolz ist auf ihre Freyheit, und doch nie mit eigenen Augen sieht, nie nach eigenen Einsichten handelt, keine feste Grundsätze hat, in ihrem Verhalten keinen festen Grundsätzen folget, und immer blindlings sich unterwirft dem einmal herrschenden Volkston, der Tyranney der Mode, der Allmacht des Beyspiels. Von tausend schnöden Gesichtern hat Er keinen Verdruß. Aber unsterbliche Schande haben diese Gesichter, von ihrer zahmen Unterwürfigkeit, unter eine kalte, lendenlahme, geistlose Schöngeisterey, die ihre studentischen Gefühle und Ideen zur allgemeinen Landesorthodoxie machen will, und dann verlanget daß solchem Unsinn allgemeiner Weihrauch dampfe aus tausend Tobackspfeifen.

Muth, der gegen Vorurtheile und Volkswahn ausharret, ist darum viel gewöhnlicher bey einsam Lebenden, als bey Weltlingen und Geselligkeitsbrüdern. Wer weiß nicht, daß Weltumgang die Seele nicht stärket sondern schwächt, so wie oft wiederhohlter Genuß die sinnlichen Gefühle gegen alles Vergnügen stumpf macht, und gegen alles Unangenehme

empfindlich). Ach wie oft kommen die besten Entwürfe bey aller Richtigkeit und innern Güte nicht auf, vor dem umherstehenden Unkraut, Disteln, und Dornen. Wie oft entstehet ein lächerlicher Lerm über den Erfolg eines glücklichen Zufalls, den die Idee eines Dummkopfs gebahr. Lieber kehret man darum der Welt den Rücken, läßt jeden Menschen glauben was er will, und jede Sache gehen wie sie kann, ohne sich deswegen des Rechts zu begeben im Stillen über Volkswahn zu lachen, und sich gelegentlich gegen den Krebsgang alles Guten zu empören. Stimme des Volkes ist oft Stimme des Teufels; Meinung und Wahn auf Rathhäusern, Landsgemeinden, Assembleen, und Clubs, drehet sich so schnell wie der Wind. Wer der Stimme des Teufels nicht Gehör giebt, wer keine Windfahne seyn will, hütet sich vor Menschen die herrschen wollen über unsere Meinungen. Jeder Schriftsteller, der Herz und Seele hat, entfernet sich von müssigen Splitterrichtern, die nichts herausgeben das man beurtheilen könnte, und die sich darum erdreisten, ihrer Censur alles zu unterwerfen was herauskommt. Auch in der freyesten Republik hütet sich jeder Biedermann, vor jedem Orte, wo hundert mehr Kehle haben, als Einer; vor allen Bösewichtern, deren größter Ehrgeitz ist, daß man lache, und ihr größtes Erdenglück, daß keiner in Ansehen komme der sie verlachet.

Aus den Fenstern von allen Häusern die an Tumulten gegen Schriftsteller Theil nehmen, ergiesset sich oft ein allgemeiner Unwillen auf dessen Kopf, der sich erdreistet anders zu denken, als die Demagogen des Geschmackes seiner Vaterstadt. Giebt er eine Schrift heraus, so suchet man nicht, was er etwa Gutes darinn sage, und ob es gut gesagt sey? Man will gleich errathen und ausmachen: ob Er sich getraue, irgend etwas gegen die Stadt zu schreiben, in der er lebt? Satyren werden ihm gleich angedichtet; immer zuerst da, wo keine ist, und keine seyn kann. Sagt er, mit dem besten Zwecke, Wahrheiten für die ihm jeder gute Mensch in der Stille dankt; rügt er vielleicht auch zuweilen Einrichtungen und Gebräuche, die man hinterher bessert, ohne es sich merken zu lassen, daß man nicht zuerst diesen guten Gedanken hatte: so kommt doch immer ein Satyrenriecher, erhebt wütend die Brust, und schreyt, hier ist eine Satyre, und will daß man von Obrigkeits wegen den Pasquillanten aus der Stadt jage! Alles würde man vielleicht herunterschlucken, wenn man den Menschen nur nicht vor seinen Augen hätte, der dieß alles sagt. Wer fühlet sich getroffen, und hasset nicht unsterblich, wenn er unheilbar verwundet ist? Wem ist die Kühnheit nicht unausstehlich, mit der man sagt: der Fortgang der Erleuchtung sey immer da am größten, wo man einsieht wie viel noch fehlt, und wo man nicht durch den süssen Gesang sich einschläfern läßt, Alles sey unverbesserlich, Alles, bis auf den Gassendreck, sey ausschliessend gut, schön, und unübertreflich?

So gieng es in dem hellen und lichten Tage von Paris sogar, dem Presidenten von Montesquieu. Darum sagt er in der Vertheidigung seines unsterblichen Werkes von dem Geiste der Gesetze: Nichts ersticke

mehr die Lehre, als eben diese allen Dingen aufgesetzte Magisterkappe. Solche Herren wollen immer lehren, und versäumen immer das Lernen. Es ist unmöglich daß man den besten Kopf nicht kleiner mache, wenn man ihn mit einer Million unnützer Bedenklichkeiten umnebelt. Hat er die redlichsten Absichten von der Welt, so zwingt man ihn an seiner eigenen Redlichkeit zu zweifeln. Er kann nicht mehr gut schreiben, wenn man ihm unaufhörlich in die Ohren rannt, er schreibe schlecht; und wenn er, anstatt zu sagen was er denkt, nur sagen soll, was kleine Geister wollen, daß er sage. Sie schnüren ihm eine Kinderhaube auf den Kopf, damit sie ihm bey jedem Worte erinnern können, Kind du fällst! Will er sprechen wie er denkt, so schreyen sie ihm zu, du sollst sprechen wie wir. Will er sich emporschwingen, so zerren sie ihn beym Ermel zurück. Hat er Geist und Leben, so rauben sie ihm beyde durch Nadelstiche. Erhebt er sich ein wenig, so nehmen sie ihren Werkschuh oder ihre Meßruthe in die Hand, werfen ihre Nasen in die Höhe, und schreyen, komm herab, wir wollen dich messen! Bricht er auf seiner Laufbahn durch, so wollen sie doch noch behaupten, er müsse auf alle Steinchen sehen die ihm Ammeisen in den Weg legen.

Montesquieu sagt: nichts widerstehe solchen Pedanten. Aber widerstand Er ihnen nicht? Ist sein Buch nicht gedruckt? Wird es nicht allgemein gelesen?

Dreyfaches Erz vor der Brust muß freylich jeder Schriftsteller haben, der die Menschen kennt, mahlt, und trifft. Aber ohne diese Mahlereyen ist auch kein solches Buch gut. Wahrheit ist gewiß in jedem gedruckten Bogen, gegen den die Mitbürger des Verfassers allgemein schimpfen, schmähen, und fluchen. Warum übertreffen uns die Engländer so sehr in ihren besten Schriften über den Menschen? Warum sind wir in unserer Sittenmahlereyen, Kinder gegen sie, wie gegen die Griechen und die Römer? Des Steinhagels wegen, der jedem Schriftsteller um den Kopf säuselt, sobald er nur einige Schritte in der Philosophie des Lebens zum Besten seiner Mitbürger wagt. Aber wir ehren so sehr, und mit größtem Rechte, kriegerische Tapferkeit; und warum werden wir denn doch, wie jene weibischen Sibariten durch das faltenschlagende Rosenblatt an unserer Ruhe gestöret? Warum speyen wir denn doch Schimpf und Schande auf bürgerliche Tapferkeit, auf Muth ohne Waffen, auf des Cicero domesticas fortitudines?

6 ff. Zum Exempel die Herren von der Büchercensur an manchem Orte in Teutschland, und vorzüglich in der Schweitz; die schulmeisterisch ausstreichen und umändern was ihre engen Köpfe nicht fassen, ihr imprimatur nur der Dummheit geben, und anstatt zu entscheiden, wie einer der aufgeklärtesten und rechtschaffensten Philosophen Herr Hofrath Feder*) in Göttingen sagt, ob etwas der Religion oder dem Staat gefährliches in der Schrift stehe, was nach den Gesetzen den Druck derselben verhindere, unverschämt genug sind allerhand Veränderungen darinn zu machen, wie es ihnen nach ihrer Dogmatik, ihrer Moral, Rhetorik, und Ortographie beliebt. Anm. J. S.

*) Joh. Chr. Heinrich Feder (1740—1821), Professor der Philosophie in Göttingen.

Weil unsere Geschmacksführer immer einen allgemeinen Aufruhr zu erregen suchen, gegen alles gesunde Denken. Weil sie keiner unknechtischen edlen Gesinnung fähig sind, da sie gewöhnlich in ihrer Jugend in irgend einem vornehmen Hause dienten, und noch itzt in Pulver zerfielen, wenn eine fette gnädige Dame oder ein grosser adelicher Herr sauer auf sie herabblickten. Weil sie nichts für niederträchtig halten, wodurch man sich auch nur die allerelendeste Gnade in vornehmen Häusern erwirbt. Weil sie sich deswegen zu allem gebrauchen lassen, bald als niedrige Beyfallgeber, und bald als elende Lustigmacher. Weil sie jeden verläumden, dem sie Verstand zutrauen, aus Furcht, er wachse ihnen auf ihrem Posten in vornehmen Häusern über den Kopf, zerstöre ihren Kram, und zertrete ihre Witzeleyen. Weil ihnen nichts Gutes in der Welt schätzbar und ehrwürdig ist, so lange es ihnen das letzte Vergnügen entnervter Wollüstlinge noch verschaffet, das Vergnügen zu spotten. Weil aller epidemische Fluch, aller bacchantische Unfug, aller Schnickschnack von Feinden die ein Schriftsteller allenthalben habe, alles was die Hofnung der Fortschritte zur Vernunft, zum liberaliter sentire et dicere erschweret, von diesen lichtscheuen Tröpfen herkommt, die einzig und allein solche Tumulte erregen, für ein Mittagessen.

Aus solchen Gründen und durch solche Triebfedern, kommt manche deutsche Stadt oft gegen jeden Funken von philosophischer Freyheit in Harnisch, da man doch unter dem Scepter des Despotismus in Paris, die kühnsten Bücher über Leben und Sitten schreibt, und lobt, und ihre Verfasser liebt.

Intoleranz gegen Aufklärung und Denkfreyheit entschuldigt man billig in Deutschland, bey vornehmen Damen, die von einer dummen und schiefaugigten Französinn erzogen, erst in den Jahren anfangen deutsche Bücher zu lesen, da sie kein Weiß mehr auflegen; und also zuverlässig von allen Fortschritten der Deutschen nichts wissen. Wie könnte solchen Damen bekannt seyn, daß die Philosophie unserer Zeit eine ganz andere Wendung hat, als bey unsern Vätern; daß sie herablassend und gesellig ist, daß sie Menschenverstand überall hinbringt, und auch wohl überall sucht? Ueber Welt und Menschen philosophiren heissen solche Damen darum sehr oft, über Welt und Menschen Pasquillen schreiben. Jede Wahrheit, die man in öffentlichen Blättern oder in Büchern gegen ihre Meinungen sagt, macht diese sanften Seelen wüthig, und jeder Sittenmahler ist in ihren Augen ein Ungeheuer. Als diese guten Damen noch jung waren, glaubte man, ein Gelehrter sey ein Wesen dessen Sprache kein Mensch verstehe, und vor dem also auch jede vornehme Dame die Nase zuhielt. Nun ist leider alles umgekehrt. Unsere deutschen gnädigen Damen verstehen es ganz gut, wenn ihnen etwa ab und zu ein Schriftsteller an den Puls fühlt, oder gar in dürren Worten sagt was ihnen fehlt.

Ein deutscher Patriot wundert sich irgendwo, daß noch kein Deutscher

auf den Einfall gerathen sey, Englische Wochenschriften wochenblattmäßig zu übersetzen. Wegen der dreisten und treffenden Satyren auf alle Stände müsse man, sagt er, das Land beneiden, wo man so schreiben darf; und so etwas lese man doch in Deutschland gerne, wenn es aus der Ferne kommt. Das mehreste von London passe noch so genau auf unsere grossen Städte, daß man über die Aehnlichkeit erstaune. Aber freilich dürfe man keinem deutschen Schriftsteller rathen so bitter die Thorheiten unserer Assembleen und Höfe zu schildern.

Warum nicht? Ein deutscher Schriftsteller kann alles schildern, sobald er nicht Beförderung sucht, sobald er allem Anspruche auf den Beyfall unverständiger Menschen entsagt, und also auf keine Weise von Urtheilen und Leidenschaften der Menschen abhängt. Er ist frey wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends sein Landesherr zu groß, zu menschlich, und zu erhaben denkt, um Preßfreyheit, die nützlich seyn kann, zu verbieten, oder Unterdrückung von irgend einer Art in seinem Lande zu dulden oder gar jemand eines Epigramms wegen für sein Lebenlang auf eine Bergfestung zu setzen.

Deutsche waren zwar klein genug, um den Kaiser Joseph gegen Preßfreyheit zu warnen. Furcht gegen Freyheit durften Deutsche einem Kaiser äussern, der das Panier von Monarchenfreyheit mit seiner Hand gegen die dreyfache Krone erhebet, der Gedankenfreyheit in allen seinen Staaten fodert, und mehr als Jahrhunderte zu denken vermochten und denken durften, in einem Jahre that. Als Herr von Sonnenfels den Hans Wurst von dem Wienerischen Theater verjagte, und sich eben um diese Zeit auch an dem Cardinal Migazzi versündigte, sagte Kaiser Joseph zu diesem Denker: vous vous brouillés avec les chapeaux verds et avec les chapeaux rouges. Dieses Wort hielt ich, im Jahre 1771 da es mir erzählet ward, für eine Prophezeyung. In Wien mag es, wenn es bekannt war, lange gewirket haben im Stillen. Aber wenn alles vorbereitet ist, dann ergreift der hohe Sinn eines solchen Wortes wie elektrisches Feuer das ganze Volk, und es tritt, schneller als man glaubt und erwartet, in den ersten Rang der Völker.

Falsch ist es also, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe, daß man da keck und kühn die Wahrheit sage, daß es nur da heisse, wer frey darf denken der denkt gut. In aristocratischen Republiken zumal, auch in weit freyern Verfassungen wo aber doch ein einziger Demagoge den Wahn regiert, hält man leider Menschenverstand nur zu oft für ein Verbrechen. Dieß macht die Seelen feigherzig, also nicht frey. In Deutschland straft, Gott Lob, fast überall die Justitz; in Republiken zu-

18 f. Kaiser Joseph hat der Feder und der Presse die Freyheit gegeben, ohne auf die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen Ihn selbst mißbrauchen könnte — sagt Herr von Sonnenfels. Anm. H.S. — 26 f. Vgl. darüber Franz Kopetzky, Joseph und Franz von Sonnenfels (Wien 1882) S. 74 ff.

weilen Vorurtheil, Leidenschaft und Staatsbedürfniß. In der Schweitz sagt darum der Vater, und zumal die Mutter, dem Sohne jeden Morgen und jeden Abend: du mußt dir nicht Feinde machen; und ich antwortete einst, als ein kleiner Bube, auf diese Klugheitsregel: Mutter, wißt ihr nicht, daß der ein schlechter Kerl ist, der keine Feinde hat? Wie mancher Schweitzer steht unter der Macht, und dem sehr empfindlichen Auge von mehr als hundert Fürsten; der Deutsche steht unter Einem. Eben die Menge der Herren zerdrücket manchem Schweitzer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen hebt den Deutschen. Viele Fürsten und Herren Deutschlands, die ich kenne, denken gröſſer, milder, freyer, und edler, als mancher mir bekannte aristokratische Regent. Unter dem deutschen Adel welcher nicht mehr alten Vorurtheilen fröhnet, findet sich so viel reiner Natursinn, als irgend in einer Republik in der Welt. Giebt es dann auch hie und da noch Unadel von sechszehn Quartieren, so stehen seinen Vorurtheilen doch in Deutschland itzt Köpfe genug im Wege, die alle Vorurtheile verlachen, und groß und edel denken, ohne Adelsbriefe zu haben oder zu bedürfen.

Politische Kopflähme und knechtische Gesinnungen, sind also allerdings auch in deutschen Augen, ein Fleck im Charakter. Ein Deutscher, der

1. Vorurtheil. Zum Exempel, wenn man Hexen enthauptet. Anm. Z. S. — Staatsbedürfniß. Es ist eine sehr schöne Anmerkung von Herrn Professor Meiners,*) daß in einem Freystaat, wo die Regierung gegen die Regierten den kleinsten Theil ausmacht, und keine stehenden Heere zu Geboten hat, wodurch sie sich behaupten kann, Aufrührer die den gröſſern und unwissenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere Leute sind, und Versuche, Aufstände zu erregen, viel gröſſere und strafwürdigere Verbrechen, als in monarchischen Verfassungen. Diesem billigen Urtheile eines unserer verehrungswürdigsten Philosophen, ist Alles gleich, was Er, in dem ersten Theile seiner Briefe über die Schweitz (Berlin 1784) über das Schweitzerische Justitzwesen, über die Staatsverfassung einiger Cantone, über den Geist ihrer Regierung, über die Landessitten, über den Charakter einzeler Personen, und über alles sagt, was irgend in denen von ihm beschriebenen Theilen der Schweitz einem reisenden Philosophen, und einem herzlichen und aufgeklärten Menschenfreunde auffallen kann. Unter allem was ich jemals über die Schweitz geschriebenes gelesen habe, hat mich nichts so hingerissen, wie dieses vortrefliche Buch. Es trägt durchaus den Charakter der scharfsinnigsten Aufmerksamkeit, des umfassenden und eindringenden Geistes, der sorgfältigsten Prüfung, der vollkommensten Wahrheitsliebe, des redlichsten Wohlwollens, und der gröſten Entfernung von irgend einer Leidenschaft, welche geneigt macht, die Dinge anders zu sagen als sie sind. Beweisen kann man nicht schöner und besser die Wichtigkeit und die Würde wahrer Philosophie, in ihrer Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens, als Herr Professor Meiners sie in diesem Buche bewiesen hat. Er verdienet wahren Dank, nicht nur bey meinen Landsleuten überhaupt, sondern auch bey denen, die über Einiges nicht seiner Meinung seyn können; und so wie ich vielleicht der erste Schweitzer bin, der Ihm öffentlich dieses geringe Opfer der aufrichtigsten und herzlichsten Ehrerbietung bringt, so bin ich auch gewiß derjenige dessen Urtheil am wenigsten verdächtig seyn kann, weil ich mit dem Herrn Professor Meiners keine Verbindung jemals hatte, und auch nie haben werde. Anm. Zimmermanns. — 9 ff. Zwei Bernerlandvögte haben im Jahre 1758 über meine Schrift vom Nationalstolze folgender massen abgeurtheilt. Erster Landvogt — blätterte in dem Buche, legte es weg, runzelte die Augenbraunen, und sprach: Nous voulons de l'obeissance, et non pas de la science! Zweiter Landvogt — las das Buch beynahe durch, und sagte: ce Docteur Zimmerman est un homme remüant et dangereux, il faut lui faire mettre bas sa plume! Anm. Z. S.

*) Christoph Meiners, geb. zu Otterndorf im Lande Hadeln am 31. Juli 1747, seit 1772 auſserordentlicher und seit 1775 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Göttingen.

allen unnützen Weltverhältnissen entsagt, einsam lebet, seine Erziehung unabhängig von allem was er sieht und höret sich selbst im Stillen giebt, Umgang hat mit grossen Todten aus Griechenland, Rom und England, wird ein eben so freyer und edler Denker, als irgend ein Republikaner. Und durch ihn kommt dann auch zuweilen ein kleiner Lichtstrahl von Wahrheit unter allerley Volk, wenn er schreiben kann; aber an keine Modelle, Leisten, Magisterkappen, Kinderhauben, Nadelstiche, Werkschuhe, und Meßruthen sich kehret; und um Gottes willen am allerwenigsten, an den allgemeinen Tritt.

Dieß ist Alles was ich über die Vortheile der Einsamkeit für den Geist sagen wollte. Vieles ist vielleicht nicht lange genug überdacht, und gewiß das meiste nicht gut genug gesagt. Lieber Jüngling, dem dieses Buch in die Hände fallen kann, nimm du das Gute darinn mit Liebe auf und verwirf alles Kalte und Schlechte, alles was nicht rühret, und eindringt! O herzlich und unaussprechlich will ich mich freuen, will mich reichlich belohnet halten für alle meine Arbeit, wenn nur Du für mein Buch mir dankst, nur Du mich segnest, nur Du mir sagst: es habe dich aufgeklärt, gebessert, beruhigt! Keinen andern Seegen werde ich meinem Buche wünschen, wenn Du dich durch dasselbe gebilligt glaubst, wegen deines Hanges zu weiser und thätiger Einsamkeit; wegen deines Widerwillens für zeittödtende Gesellschaften: wegen deines Widerstrebens gegen den beständigen Rath deiner Bekannten, man müsse, um sein Glück zu machen, an allen öffentlichen Orten sich zeigen! Wagst du es auch nicht deinen Mund aufzuthun, fürchtest du immer etwas Ungereimtes in den Augen derer zu sagen, die das Monopolium des Witzes und des guten Geschmackes an sich gerissen haben, und kraft dessen überall die unwitzigsten und geschmacklosesten Dinge mit Geräusch und Beyfall vortragen; o so denke, daß ich, in solcher Gesellschaft, eben so stumm bin wie Du!

Du kannst bey diesem ganzen zehnten Capitel noch weit mehr denken als ich sage. Habe ich aber auch in demselben nur bemerklich gemacht, was Einsamkeit auf den Verstand wirket den man zur Wahrheit leiten will; kann ich in dem eilften Capitel auch nur andeuten, was Einsamkeit auf den Willen vermag, den man biegsam machen möchte zur Tugend: so siehst du doch überhaupt, daß die Vortheile der Einsamkeit für den Geist der Gewinn sind, den unsere Vernunft aus der Einsamkeit ziehet; und ihre Vortheile für das Herz, alles was wir in derselben durch Gefühl und Empfindung geniessen.

Diese Eintheilungen und Unterschiede haben zwar doch immer etwas Schwankendes. Alle Vergnügungen des Verstandes und des Herzens sind Wirkungen einer und eben derselben geistigen Kraft. Religion, die doch so offenbar nach dieser Eintheilung eine Sache des Herzens ist, versinket immer in Schwärmerey, ohne die Leitung der Vernunft. Vereden und hinreissen kann man aber die Menschen nur durch die Kraft ihnen

immer die Wahrheit so darzustellen, daß sie Bezug auf ihre Sitten und Leidenschaften habe. Also muß Herz in Allem und bey Allem seyn.

Herz und Gefühl haben wenigstens in dieser ganzen Schrift über die Einsamkeit mich hingerissen, getrieben, und geleitet. Darum sagte auch eine Dame von grossem Geiste von den zwey ersten Theilen dieses Buches, daß ich Alles von mir gebe was ich fühle, und wenn ich nichts mehr fühle, dann die Feder weglege. Aber gewiß verfiel ich auch deswegen überall in Fehler, die kein systemfester Philosoph macht. Indessen so wie ich die Menschen kenne, ists mir genug, wenn dieses zehnte Capitel auch nur dunkel zeiget, wie vortheilhaft Einsamkeit auf die Erkenntnißkräfte, also auf Geist, Verstand und Geistescharakter wirket; und wenn dann nur das eilfte lebhaft genug empfinden läßt, welche wahre und edle und erhabene Vergnügungen Einsamkeit hervorbringet, durch ruhige und gefühlvolle Anschauung der Natur, und durch Empfindsamkeit für alles Schöne und Gute.

Aus dem eilften Capitel:

„Vortheile der Einsamkeit für das Herz".

. . . . . .

Freunde die das Schicksal getrennet hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da wo nichts dieses süsse Andenken störet, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit in die man durch das Gewirre des Lebens, und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beysammenseyn der zärtlichsten Gemüther weniger milde. Man denket in diesen unglücklichen Augenblicken, nur an das was man sich heute nicht ist, und nicht an das was man in jeder grossen Angelegenheit des Lebens sich war, auch noch itzt und immer seyn würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süsse Lebensfreude geht darüber verlohren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Misvergnügen, und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram, können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so milde in mein Herz wirket. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verheelet mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freylich ist das eine Folge unserer Freymüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem Genusse immer wechselseitige Duld-

samkeit und leises Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geschiehet dieß alsdann nicht, wenn jeder seinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, sondern von den Stacheln seines eigenen Lebens genecket nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereitzet bleibt und immer reitzet. Aber wie verschwindet dieß alles in der Einsamkeit, die das Andenken aller Geliebten unserer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet was nicht gegenwärtiger Freundschaftsgenuß war. Sicherheit, Festigkeit, und erprobte Treu, steigen da wieder zu dem hohen Range, den sie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles ist itzt Einklang; ich verstehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundinn verstanden. Die lieben Unsichtbaren umschweben mich bey jedem Gedanken und jeder Empfindung die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das sie auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Trostreich ist es auch für das Herz, daß Einsamkeit uns Freunde finden läßt, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unsere Arme ausstrecken.

Petrarchas Freunde schrieben zuweilen an ihn, um sich zu entschuldigen, daß sie ihn nicht besuchen. Unmöglich kann man bey dir leben, sagten sie, das Leben das du zu Vaucluse führest, ist der menschlichen Natur zuwider. Du sitzest im Winter wie ein Kautz bey deinem Feuer. Im Sommer läufst du unaufhörlich in den Feldern herum. Selten findet man dich sitzend im Schatten eines Baums. Petrarcha verlachte diese Vorstellungen. Er sagte: diese Leute betrachten die Vergnügungen der Welt als ihr höchstes Gut; sie begreifen nicht, daß man dem entsagen kann. Ich habe Freunde, deren Gesellschaft mir höchst angenehm ist. Sie sind aus allen Ländern, aus allen Jahrhunderten. Sie haben sich im Kriege hervorgethan, in Staatsgeschäften, und in den Wissenschaften. Es ist leicht mit ihnen fertig zu werden; sie stehen mir immer zu Diensten. Ich lasse sie kommen, und schicke sie wieder weg, so oft ich will. Sie sind nie verdrüßlich, und antworten mir auf alle meine Fragen. Einige erzählen mir alle Begebenheiten verflossener Zeiten. Andere entdecken mir die Geheimnisse der Natur. Andere lehren mich wohl zu leben und ruhig zu sterben. Andere verjagen durch ihre Munterkeit meinen Kummer, und belustigen mich durch ihren Witz. Andere machen meine Seele fähig alles zu dulden, und nichts zu wünschen; und lehren mich, mich selbst ertragen. Kurz, sie öfnen mir den Weg zu allen Wissenschaften und Künsten, und ich verlasse mich auf sie in jeder Noth. Zur Vergeltung für so grosse Dienste verlangen sie nichts, als ein wohlverschlossenes Zimmer in einer Ecke meines kleinen Hauses, wo sie vor dem Wurm in Sicherheit sind. Endlich nehme ich sie auch mit mir auf die Felder, deren Stille ihnen besser gefällt, als der Tumult der Städte.

Liebe, die dem Herzen doch Alles ist, scheint einen grossen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf.

Liebe gesellet sich gerne zu allen Blicken in die schöne Natur. Zärtliche Weiber fühlen Liebe, bey jeder schönen Aussicht, so wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz schmelzet viel leichter in stillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede starke Erschütterung wirkt in dem Menschen immer am meisten auf den gebrechlichsten Theil; also trifft in der weiblichen Seele jeder Enthusiasmus immer früher oder später das Herz.

Weiber sind gewiß zärtlicher als wir, im reinen Genusse des Landlebens. Sie fühlen viel besser, die Schönheit einsamer Spatziergänge und waldichter Schatten; mit sanfterm Erstaunen, die Grösse und Schönheit der Natur. Manches Herz ergiebt sich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar schien in der Stadt. Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen, den kommenden Frühling. Was ist der Liebe ähnlicher, sagt ein grosser deutscher Philosoph, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rousseau fand die Freude, mit welcher er die ersten Knospen kommen sah, unaussprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferstehung im Paradiese. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für seine Augen waren die Reitze seiner Geliebten und die Anmuth des Frühlings, Eins. Sein lange bedrücktes Herz, erweiterte sich auf einmal bey einer schönen Aussicht; er athmete im Baumgarten seine Seufzer leichter aus.

Verliebte sind nirgends so gerne wie im Stillen. Sie suchen Ruhe an einsamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es sich ihnen der Mühe verlohnet zu leben. Was kümmern sie sich um alles was in Städten vorgeht, um alles was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkele Kammern, schwarze Tannenwälder, stille Seen in die sie ihre Gedanken versenken, sind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen ist eben so wohl in hohen waldichten Schatten, und bey dem schauerigten Geschrey der Adler, als auf Fluren wo eine einsame Hirtinn ihrem Säugling die Brust reichet, indem ihr Geliebter neben ihr seinen harten Bissen Brodt bricht, und glücklicher ist als ihr alle. Alles Erhabene, alles Schöne, und alles Milde, fühlet ein Mann von Geist besser, wenn er verliebt ist. Nichts in der Welt giebt so viel Geist, wo auch keiner ist, wie Liebe.

Die süssesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach das erste Erröthen, der erste kleine Händedruck, der erste Zorn über eine unerwartete Störerinn, oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süssen Unterredungen, dies alles, sind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es giebt Fächer in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stößt

ihr die Thür nur ein wenig auf, so stürzet alles heraus. So gehts mit der ganzen Reihe unserer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gerne nachhängen. Ewig bleibet der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süsse Augenblick, da beyde Geliebten gewahr werden, daß sie sich lieben.

Wer gerne im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Herder sagt, er wisse nicht, welche Mythologie irgend eines Asiatischen Volkes ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheile: es haben sich die Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine blosse Berührung. So stille erhaben, und so unaussprechlich edel, liebte Wieland, in seinen frühesten und feurigsten Jahren, ein schönes, liebevolles, und liebeathmendes Frauenzimmer in Zürich; denn dieser grosse Geist wußte wohl, daß das Geheimniß der Liebe auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer erstirbt. Ich fragte darum einst dieses Frauenzimmer: Mademoiselle, wann hat Wieland, Sie zum erstenmal geküßt? Die schöne Zürcherinn erwiederte mir: Wieland küßte mir zum erstenmal, am Ende des vierten Jahres unserer Bekanntschaft, die Hand.

Aber so paradiesisch wie Wieland ergreifen nicht immer, junge einsame Mädchen die Bilder der Liebe. Aufmerksamer auf alle ihre Gefühle, weniger mit ihrer Metaphysik bekannt, und weniger zerstreut, empfinden sie im Stillen viel früher, das nähere Streben nach Vereinigung der Wesen. Eine Dame von meiner Bekanntschaft lebte am Genfersee, einsam und abgesondert von der Welt. Sie hatte drey sehr liebenswürdige, sehr schöne, schwarzäugigte Töchter; die älteste war vierzehn Jahre alt, die jüngste neun Jahre, als ihnen einst ein zahmer Vogel gebracht ward, der den ganzen Tag durch ihr Zimmer hüpfte. Die drey Kinder knieten nieder, und streckten stundenlang, unermüdet, dem Vogel ein Stückchen Biscuit auf dem Finger entgegen, in der Hofnung, der liebe Vogel hüpfe ihnen dann auf den Finger; aber kaum hatte der Schelm sein Biscuit, so flog er weg. Der Vogel starb. Ein Jahr nachher, sagte die jüngste Tochter zu ihrer Mutter: ach der liebe Vogel, Mamma, hätten wir doch wieder einen solchen Vogel! Nein, antwortete die älteste Schwester, was ich am meisten in der Welt wünsche, ist ein kleiner Hund! Wenigstens

5 ff. Mit so klangvollen und harmoniereichen, so sanft, so zärtlich, so melodisch rührenden Worten, hat niemand das Andenken dieser geliebten Augenblicke dargestellt, wie Rousseau: Moments précieux et si regrettés! Ah! recommencez pour moi votre aimable cours; coulez plus lentement dans mon souvenir s'il est possible, que vous ne fites réellement dans votre fugitive succession. Anmerkung Zimmermanns. — 18. Frauenzimmer, gemeint ist Frau von Grebel, eine vierzigjährige jungfräuliche Wittwe. Vgl. hierüber Ofterdinger, Wieland in Schwaben und in der Schweiz S. 107 ff und 118 f.

kann man ihn befühlen, liebkosen, auf seinen Knieen haben. Der Vogel war nichts, er saß auf dem Finger, und wir ergrissen ihn doch nicht. Ein kleiner Hund, welche Glückseligkeit!

Jene arme Nonne in Hildesheim, in deren Celle ich eine Hecke von Canarienvögeln fand, vergesse ich nie; aber nie verzeihe ich mir auch die Sünde, daß ich überlaut lachte, als ich diese Hecke erblickte. Ach dieß war Natur, und wer kann der Natur widerstreben? Eine wahnwitzige Anwendung dieser Natur auf das erhabenste aller Wesen, ist hingegen die Mystik der Nonnen, diese himmlische Epilepsie der Liebe, diese Mißgeburt der Einsamkeit.

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen vom Gegenstande seiner Liebe weg, gerne in die Einsamkeit geht. Wer erinnert sich nicht aus Rousseaus Bekenntnissen die Geschichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, blos um an sie zu schreiben? Rousseau erwiederte der Frau von Luxemburg, Er wäre wol dieser Mann auch gewesen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr sagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts ist, und nichts ausdrückt; nie so viel, als wenn man im Moment der äussersten Entzückung nur sich ansieht und völlig schweigt.

Liebe fühlet man nicht nur nirgends so stark, sondern nirgends drückt man sie auch so gut aus, wie in der Einsamkeit. Kein deutscher Weltmann mahlt seine Liebe für irgend eine unserer grossen Stadtdamen so gut, wie jener Hannöverische Dorfküster die seinige für ein junges Bauernmädchen. Sie starb. Der Küster setzte ihr auf dem Kirchhofe einen Leichenstein, und hat mit armseliger Kunst in denselben eine Rose eingehauen, und dabey die Worte: So war sie!

Unter den Felsen von Vaucluse, auch in noch weit einsamern Wildnissen, dichtete Petrarcha seine schönsten Lieder, um die Abwesenheit seiner Laura zu beweinen, oder über ihren Steiffsinn sich zu beklagen. Nach der Meinung der Italiener schrieb Petrarcha besser über die Liebe, als alle Menschen in der Welt vor und nach ihm, in Griechischer, Lateinischer, und Toskanischer Sprache. Ach diese leise und reine Herzenssprache, sagen sie, kannte niemand als Petrarcha, und Er verband mit den drey Grazien eine vierte, die Grazie der Rechtlichkeit.

25 ff. Vor einigen Jahren erzählte ich diese Geschichte in dem Hannöverischen Magazin. Unsere schönen Geister fanden sie läppisch; denn im Eingang dieser Erzählung hatte ich gesagt, das Monument dieser Hannöverischen Bäurinn sey vielleicht weniger groß, aber es habe mich doch gewiß eben so sehr gerühret, als der mir unvergeßliche Anblick eines der größten Meisterstücke der Bildhauerkunst, des Grabmals des Cardinals von Richelieu, in der Kirche der Sorbonne zu Paris. Richelieu sinkt da sterbend nieder; eine Muse ringet sich zu seinen Füssen; über ihm steht die Religion, und hebt, mit einer Majestät die sich nicht beschreiben läßt, den Sterbenden in die Höhe. Dieß ist unstreitig erhabener Anblick; der Anblick jener Rose ist mehr rührend und milde. Anm. J.S. — 36. Man verzeihe mir dieses vielbedeutende Hannöverische Wort, das nicht deutsch ist, aber wie mir deucht, dieses decorum und honestum hier am besten ausdrückt. Anm. J.S.

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden, auf alten romantischen Schlössern, und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft, oft den höchsten Flug der Schwärmerey. Religion, Liebe, und Melankolie, machen da das erhabenste und grillenhafteste Gemengsel von Empfindungen im Herzen, und Ueberspannung im Kopfe. Der schmachtende Jüngling nimmt den Text zu seiner ersten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlanget, daß seine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts seyn könne als ewige Melankolie, indem er sich erstechen will aus Liebe, sieht ihre erhitzte Phantasie in ihm nichts, als das höchste Muster aller Vollkommenheiten. Beyde Engel lieben sich auf dem uralten hohen Schlosse, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen sich lieben, nicht in Prose möchte ich wol sagen, sondern dithyrambisch. Der geliebte Jüngling ist zwischen den Felsen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein sanfter, vernünftiger, gesitteter, und lieber Jüngling; er ist ein Gott. Ihr eigenes ganzes Wesen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem sanften, artlichen Jüngling, für einen Ausfluß der Gottheit. Gemein Verliebte vermengen freylich in jeder Entfernung ihr Daseyn, schreiben sich von jeder Poststation, ergreifen jede Gelegenheit um von einander zu sprechen, oder sprechen zu hören; aber diese bis zur höchsten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame, zieht alle Buttervögeleien, alle gefiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine, blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reisset die Welt aus ihren Angeln, und die Sonne aus ihrer Achse, um zu beweisen, daß alles recht ist, was sie thut, und was sie will; und erschaffet ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für sich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch leise Liebe sogar, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehret am Ende doch den Menschen, und macht ihn unglücklich. Mit einer einzigen Person beschäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlinget, fliehen und verschmähen wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennet von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unsers Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück,

12 ff. Quand la passion est à son comble, sagt Rousseau, elle voit son objet parfait. Elle en fait alors son idole; elle le place dans le ciel: et comme l'enthousiasme de la devotion emprunte le language de l'amour, l'enthousiasme de l'amour emprunte aussi le language de la devotion. Il ne voit plus que le paradis, les anges, les vertus des Saints, les delices du sejour celeste. Anm. J. S.

in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die Sehnsucht nach den fürchterlichsten Wüsten, nagten dann an unserm Herzen, und trieben uns einsam auf den Fluren umher, fern von den Fußstapfen der Menschen. Und flöhen wir von der Elbe zum Genfersee, und suchten wir Freyheit in Westen und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: so wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit sich schleppt der es verwundet.

Petrarcha erfuhr, mehr als jemals, die Schmerzen der Liebe, in seinem neuen Aufenthalt zu Vaucluse. Nicht so bald war er hingekommen, als ihn schon das Bild der Laura unaufhörlich verfolgte. Er sah Sie allenthalben, zu allen Zeiten, unter tausend verschiedenen Gestalten. Dreymal, sagt er, erschien Sie mir, mitten in der Nacht, bey verschlossenen Thüren, vor meinem Bette, mit einer zuversichtlichen ihre Herrschaft verkündenden Miene. Die Furcht goß einen eiskalten Schauer durch meine Glieder. Mein Blut zog sich zurück aus den Adern zum Herzen. Wäre man damals mit einem Lichte gekommen, man hätte mich bleich gefunden wie einen Todten, und mit allen Zeichen des Schreckens auf meinem Gesichte. Noch vor der Morgenröthe stand ich zitternd auf von meinem Lager, verließ eilends mein Haus, mir war da alles verdächtig, und kletterte auf den Gipfel der Felsen. Durch die Gehölze lief ich dann, sah mich von allen Seiten, ob die Gestalt, die mich in meiner Ruhe gestöret, noch hinter mir sey, mich noch verfolge? Sicher glaubte ich mich nirgends. In abgelegenen Oertern, wenn ich mir schmeichelte ich sey da alleine, sah ich sie oft hervorgehen, aus dem Stamm eines Baumes, aus dem Becken einer Quelle, aus der Höhle eines Felsen, und was weiß ich, woraus Alles. Die Furcht machte mich unbeweglich; ich wußte nicht was aus mir ward, oder wohin ich gieng.

Bey solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzeney. Auch hat Ovid vortreflich gesagt: vermeidet ihr Verliebten einsame Oerter, hütet euch alleine zu seyn; wohin fliehet ihr? nur im Gedrenge seyd ihr sicher. Petrarcha erfuhr schon in den ersten Anfällen seiner Leidenschaft, wie vergebens es sey die Liebe zu fliehen. Vergebens verbarg er sich in Felsen und Gehölzen. Keine Oerter waren so rauh und so wild, wo ihn die Liebe nicht verfolgte. Die kühle Quelle zu Vaucluse, das schattigte Gehölz von welchem das kleine Thal das zu dieser Quelle führet, damals umschlossen war, schienen ihm sehr geschickt das Feuer zu mässigen, welches ihn verzehrte. Die fürchterlichsten Einöden, die schwärzesten Wälder, die unzugänglichsten Berge, waren sein angenehmster Aufenthalt. Aber

die Liebe verfolgte ihn allenthalben, und setzte ihn nirgends in Sicherheit. Seine Seele flog immer nach Avignon.

Einsamkeit ist auch dann für die Liebe keine Arzeney, wenn sie der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten Triebe der Seele gereitzet. Der Anblick der geliebten Person unterdrücket in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden; in der Entfernung glaubt man sich in Sicherheit, und hält darum seiner Imagination nicht den Zügel. Einsamkeit zumal erhöhet alle Bilder der Wollust, alles was Wünsche belebet und anfeuert; da fürchtet man nichts, und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuschung fort, und dann wird Leidenschaft gefährlich.

Wollüstig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felsen von Vaucluse, wo er Ruhe suchte gegen Laura und die Liebe. Aber er warf die schnöden Bilder weg, und seine Liebe ward geistig; und glühet noch, mit himmlischer Reinheit, in seinen unsterblichen Liedern, die er unter jenen Felsen sang. Nun war die Stadt Avignon, wo Laura lebte, ihm zu nah, und er gieng zu oft hin. Auch solche Liebe ist nicht Ruhe; sie ist ein Fieber der Seele, das mannigfaltige sehr bekannte Uebel dem Körper zuzieht. Aber wenn du liebest, und doch nicht regiert bist von der Liebe, so setze dich dort ans Wasser, und denke, daß Liebe, wie jener Fluß, zuerst brausend über Felsen herabstürzt, und dann doch sanft und milde in der Ebene dahinfliesset, zwischen Auen und stillen Schatten.

14 f. Man las in tausend Büchern, die itzt niemand liest, Petrarcha habe mit seiner Laura in Vaucluse gewohnt, und Er habe aus seinem Hause nach dem Hause der Laura einen unterirdischen Gang sich gegraben. So glücklich war Petrarcha nicht. Laura war vermählt, und lebte mit ihrem Manne, Hugo von Sade, in Avignon ihrer Geburtsstadt, wo sie auch starb. Eilf Wochenbette hatten sie so heruntergebracht, daß sie schon in ihrem fünf und dreissigsten Jahre ihre Schönheit verlohr. Sie hatte dabey sehr vielen häuslichen Verdruß. Ihr Mann schützte ihre Tugend und ihr gutes Verhalten nicht genug. Er war eifersüchtig ohne Ursache, und was gewöhnlich dem weiblichen Geschlechte am unausstehlichsten ist, eifersüchtig ohne Liebe. Petrarcha hingegen liebte die Laura zwanzig Jahre. Aber in ihrem Hause konnte er sie nicht besuchen, denn das litt ihr Mann nicht. Er sah seine schöne und geliebte Laura nirgends als in Kirchen, auf Assembleen, auf öffentlichen Spaziergängen, und niemals alleine. Ihr Mann verbot ihr sogar oft, mit ihren Freundinnen spatzieren zu gehen, und wüthete fürchterlich, wenn sie es that. Hätte es auch die Laura wirklich nicht geschmerzet, daß man ihr das unschuldige Vergnügen so oft versagte, den Petrarcha zu sehen, der in einem fort Lieder für sie dichtete und der sein Leben blos durch diese Lieder erhielt, so nagte und peinigte sie doch das schlechte und unverdiente Verhalten ihres Mannes; und seine ewige Quäleren, und seine ewigen Verbote, und ihre unaufhörlichen Wochenbette kosteten ihr viele Thränen. Laura war gebohren 1307 oder 1308, sie war drey oder vier Jahre jünger als Petrarcha, und starb an der Pest den achten April 1348. Sieben Monate nach ihrem Tode war ihr Mann schon wieder verheurathet; und Petrarcha sogar, starb erst im Jahre 1374. Anm. d. H. Diese Angaben entnahm Zimmermann den oft citierten „Memoires sur la vie de Petrarche" (1764) des Abbé de Sade; sie sind indessen keineswegs so unzweifelhaft, als Zimmermann sie hinstellt. — 21 ff. Aus einer wilden schauerichten Höhle, in den Felsen von Vaucluse, entspringet die Sorgue (la Sorgue), stürzet sich gleich vor der Höhle mit entsetzlichem Geräusche über die Felsen herab, fliesset dann in der Ebene ruhig über die Tiefen hin, wird gleich schiffbar, windet sich durch verschiedene Arme nach Avignon, und fällt da in die Rhone.

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergiebst, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrissen, wäre dir itzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niedersetzen, als da wo sie stand und wo sie gieng, dann würden deine Thränen fliessen bis in den Tod. Trauren heißt Gott nicht ergeben seyn. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr ist, und nicht mehr seyn kann. Er suchet immer, und findet nie. Er lauschet, und höret nichts. Er glaubt er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Rosen ab, von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begiesset sie, pfleget sie, liebelt mit ihnen, und freuet sich ihres sanften Geruches; doch auch dieses letzte lebende Andenken vergeht, die Rose blättert ab, und verdorret. Aber hat man in der Einsamkeit lange genug sich gesträubet gegen die Scheidewand des Schicksals, hat man lange vergebens seine Arme ausgestrecket in leere Luft, hat man lange genug starr und hofnunglos hingeblicket nach dem geliebten verschwundenen Schatten, oder sich vergebens gesehnet nach thränenfreyem Wiedersehen: dann übet man doch allmählig seine Kräfte, trägt Unglück heroisch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fusse einsamer Berge, in dunkeln, engen, schauerichten Thälern, freuest du dich jedes Sieges über dich selbst, und jedes Heldenschrittes in deinem Leben, besser als über allen Menschenbeyfall in vergoldeten Zimmern, und pflanzest da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die grosse Welt hat und giebt, deine Erbsen.

Liebe geht hingegen in Städten und im Weltleben, in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen. Wer nun einmal keine Liebe mehr verlanget, wird sich auch keine Reitze mehr wünschen: wird nach nichts mehr seufzen, als nach Frieden und Ruhe; wird sich auf immer wegwenden, von jeder Gefahr. Alles Glück der Liebe, ist doch nur in ihrem Anfange Glück, und weiterhin immer Todesqual. Liebe verfeinert unser Vergnügen immer zu Schmerz. Nur Gleichgültigkeit kann zermalmte weibliche Nerven wieder stärken. Thränen sogar vertrocknen, die aus Mitleid flossen, wenn ein Herz das oft für andere schmolz, nun für sich selbst nichts mehr fühlet. Wunden die itzt noch jeden Augenblick bluten, schliesset dann auch jeder Augenblick. Sanfte Tage folgen auf ruhige Nächte. Der Ueberrest des Lebens verfliesset in halbem Vergnügen; denn die guten Damen sind zufrieden, wenn sie itzt auch nur halb gefallen.

Aber die Cur ist alsdann auch nur halb gemacht; denn Liebe kann vergehen, und Coketterie stirbt nie. Ach wie manche kluge Weltdame hat der Liebe entsagt, und doch ist ihr noch gar nicht gleichgültig, was man etwa von ihrem Gesichte, ihrer ganzen Figur, ihrem Anstande, und überhaupt von dem ganzen Eindrucke sagt, den sie macht. Gleichgültig ist

ihr freylich der leere Tändelkram der Welt und der Weiber; und darum fällt ihr auch nicht ein, hier einen kleinen Vorzug, dort einen kleinen Beyfall zu erringen. Durch kleinen Tand wird ihre Seele nicht mehr beunruhigt. Sie ist nicht mehr gierig jedem zu gefallen, und jeden zu fangen; aber eine edle und ihrer würdige Eroberung nimmt sie noch mit. Ueberhaupt ist keiner, auch nicht coketten Dame, keine Wirkung, von der sie die Ursache ist, ganz gleichgültig. Weib und Dame wollen doch zu jeder Zeit, an jedem Orte, in jedem Alter, immer nach Möglichkeit interessiren.

Eine deutsche Edelfrau sagte: ach meine Tochter wäre ein treffliches Mädchen, wenn sie nur das verdammte Laster der Coketterie nicht hätte! Diese Edelfrau war im Irthum; denn wenn man den Geist durch viele Gegenstände zerstreut, so neigt er sich mit weniger Hitze gegen Einen. Manche Dame, die sich wegen unglücklicher Liebe den Tod prophezeyt, wird auch vielleicht nur darum eine Cokette, um nicht dieses ehrlichen Todes zu sterben.

Aber dieß alles taugt nichts in der Einsamkeit. Liebe und Coketterie gehen da in Gleichgültigkeit über, und die Hofnung ist groß, sie ganz zu überwinden, wenn man mit der wahren Behandlung der Leidenschaften bekannt, seine Glückseligkeit sich gewöhnet itzt nur da zu suchen, wo man sie vorhin nicht gesucht hat. Dann entstehet allmählig wahre Gleichgültigkeit für die Welt. Aber solche Curen gelingen nur an starken Seelen. Was diese unternehmen, hat Kraft; und nur solchen giebt Einsamkeit, was ihnen die ganze Welt mit aller ihrer Unterhaltung und Zerstreuung, nicht zu geben vermag.

Es ist angenehm zu sehen und zu prüfen, wie Ueberwindung der Liebe dem guten Petrarcha gelang. Als er vor Laura und seiner Liebe nach Italien sich geflüchtet hatte, thaten seine Freunde in Frankreich alles, um ihn zu bewegen nach Frankreich zurückzukehren. Einer von ihnen schrieb ihm: welch ein Teufel besitzt dich? Wie konntest du ein Land verlassen, in welchem du deine Jugend verlebtest, und wo dir deine Schönheit, die du ehedem mit so vieler Sorgfalt blühend erhieltest, so viel Vergnügen brachte? Wie kannst du entfernt von deiner Laura leben, die du so zärtlich liebest, und die deine Abwesenheit betrübt?

Petrarcha antwortete: du verlierst deine Mühe, mein Entschluß ist zu bleiben wo ich bin. Hier bin ich vor Anker. Die Rhone mit aller ihrer hinreissenden Gewalt, und deine Beredsamkeit, ziehen mich hier nicht heraus. Um mich zu überreden, meinen Vorsatz zu ändern, stellst du mir die Verirrungen meiner Jugend vor Augen, die ich vergessen sollte: eine Leidenschaft, deren Qualen mich flüchtig gemacht haben, weil mir kein anderes Hülfsmittel blieb; die kleinen Reitze einer vergänglichen Schönheit, mit der ich mich zu sehr beschäftigte. Es ist nicht mehr Zeit an alle diese Thorheiten zu denken; ich habe sie hinter mir gelassen, und eile mit grossen Schritten zum Ziele meiner Laufbahn. Wichtigere und ernsthaftere

Gegenstände beschäftigen mich itzt. Gott wolle nicht, daß ich mich nach deinen treulosen Rathschlägen wieder in die Netze der Liebe werfe, und ein allzubekanntes Joch mir wieder aufbürde! Dieß schickte sich für meine Jugend. Itzt erröthe ich, daß ich die Fabel der Welt bin, und daß ich sehe wie man mich mit dem Finger zeigt. Ich betrachte alle deine Anträge, und alles was du mir sagest um mich zu verführen, als eine Critik meiner Sitten. Ergreift mich hier meine Liebe für die Einsamkeit wieder, so flieh ich die Stadt, und irre auf den Fluren umher ohne Sorgen und Unruhe. Im Sommer setz ich mich in Schatten auf einen grünen Rasen, oder an dem Ufer eines Flusses, und verspotte die Hitze Italiens. Kommt der Herbst, so flieh ich in die Haine, im Gefolge der Musen. Dieses Leben scheint mir besser, als das Leben an Höfen, ein Leben von nichts als Ehrgeitz und Neid. Mit Freude trete ich auf Italienischen Boden; die Luft ist mir hier heiterer und reiner. Endigt der Tod meine Arbeiten, so wird es ein grosser Trost für mich seyn, mein Haupt in die Arme eines Freundes zu legen, der mit Zähren mir die Augen zudrückt, und dessen Hände mich begraben im Schoße meines Vaterlandes.

So schrieb Petrarcha der Philosoph. Petrarcha der Mensch gieng, kurze Zeit nachher, wieder nach Avignon; und dann ab und zu, auch nach Vaucluse!

Mit der redlichsten Offenherzigkeit gestand Petrarcha selbst sein Schwanken zwischen Vernunft und Liebe. Er schrieb einst seinem Freunde, Wilhelm von Pastrengo, aus Vaucluse: da ich sah, daß es kein anderes Mittel mehr gab mich zu heilen, als Avignon zu verlassen, entschloß ich mich dazu, ungeachtet der Bemühungen, die alle meine Freunde sich gaben mich zurück zu halten. Ach, ihre Freundschaft machte mich nur unglücklich. Ich habe mich in diese Einsamkeit begeben, um einen Zufluchtsort gegen die Stürme des Lebens zu suchen, und eh ich sterbe, hier noch ein wenig für mich selbst zu leben. Ich sah mich schon nah an dem Ziele; ich fühlte schon mit einem ausserordentlichen Vergnügen meinen Geist viel freyer; das Leben welches ich führe, schien mit dem Leben der Seligen im Himmel ähnlich. Aber sieh, die Macht der Gewohnheit und der Leidenschaft; ich kehre oft, ohne Geschäfte in Avignon zu haben, in diese verhaßte Stadt zurück. Ich laufe selbst in die Netze, worin ich gefangen ward. Ich weiß nicht welch ein Wind mich aus dem Hafen, in dem ich mich befunden, in dieses stürmische Meer treibt, wo ich doch so oft Schiffbruch gelitten. Ich bin nicht sobald darinn, als ich auf einem Schiffe zu seyn glaube, das der Sturm treibt. Ich sehe den Himmel im Feuer, das Meer erzürnt, und nichts um mich her, als Klippen. Der Tod schwebt mir vor Augen; aber was noch schlimmer ist als der Tod, das gegenwärtige Leben wird mir zuwider, und ich fürchte das künftige.

21. Pastrengo, Rechtsgelehrter aus Verona, wurde auf einer Mission zu Papst Innocenz VI. in Avignon mit Petrarca bekannt und sein treuer Freund.

Pastrengo antwortete wie ein Freund der nicht nur wußte was Petrarcha that, sondern der ihm auch wollte merken lassen was er immer thun sollte. Mit Vergnügen, sagte er, vernehme ich, du habest die Thüren deines Gefängnisses zersprengt, deine Fesseln zerbrochen, deine Bande zerrissen; du seyest nach einem heftigen Sturm endlich in dem Hafen nach dem du dich sehntest, und wo du ein ruhiges Leben führst. Ich sehe von hier aus, Alles was du den Tag über zu Vaucluse machst. Mit der ersten Morgenröthe, durch den Gesang der Vögel und durch das Gemurmel deiner Quelle erweckt, steigst du auf deine vom Thau benetzten Hügel, und erblickst von da unter deinen Füssen angebaute Länder, und vielleicht das Meer mit Schiffen bedeckt. Immer hast du deine Schreibtafel zur Hand, in die du jeden Augenblick deine Gedanken aufzeichnest. Wenn sich die Sonne über dem Horizont erhebt, so gehst du in dein kleines Haus, um eine mässige Mahlzeit zu verzehren, und dann geruhig darauf zu schlafen. Um die grosse Hitze zu vermeiden, begiebst du dich dann in das Thal, wohin deine wunderbare Quelle ihre Wellen ergiesset, die mit fürchterlichem Getöse durch die Felsen sich herabstürzen, und den reitzenden Fluß hervorbringen, der das Thal von Vaucluse benetzet. Ich werde jene schauerichte Höhle gewahr, deren zuweilen niedriges und ruhiges Wasser den Eingang erlaubt, und worin man bey der größten Hitze des Sommers eine so frische Luft athmet. Die Grotte die über dem Wasser hängt, das klarer ist als Krystall, wo du im Schatten sitzest, deine Augen an dem angenehmen Schauspiel weidest, deinen Geist erhebst, und deine Meisterstücke hervorbringst. Die Güter dieser Welt betrachtest du da, als einen verschwindenden Schatten, und entsagst ihnen, um nützlichen Gebrauch deiner Zeit. Wenn du aus der Grotte herausgehst, ist deine Schreibtafel voll. Glaube aber nicht, daß du allein die Schätze deines Geistes geniessest; mein Geist, der dich nie verläßt, theilt mit dir diesen nützlichen und angenehmen Genuß.

Solche Glückseligkeit fand Petrarcha in Vaucluse, unter solchen Gefahren. Liebe, die sich in der Einsamkeit nicht mässigen kann, gewähret sie nicht; aber am Ende wird doch alle Traurigkeit über verlohrne Freuden der Liebe, durch wohlbenutzte Einsamkeit ersetzet. Also ist in unglücklicher Liebe, für den Einsamen nicht alle Freude des Lebens dahin. Also denkt er auch noch ohne Gram, an vergangene Freuden der Liebe, die nie wiederkehren. Also kommt doch eine Zeit, da man ausgeweinet hat, und ausgelitten; und da man ruhig auf dem Todtbette sagt: Geliebte, wenn du mein Schicksal höreſt, so verdient wohl eine Liebe wie meine war, eine Zähre, und einen tief aus dem Herzen herausgehohlten Seufzer: aber vergiß meine Fehler, laß meine Tugenden mit dir leben, und meine Thorheiten mit mir sterben.

Schon im Kampfe mit seiner Liebe, hub Petrarcha sich zu der Macht seines Geistes und der Grösse empor, die ich gegen das Ende des zehnten Capitels beschrieben habe. Eben in dieser Zeit, erwarb er sich einen Ein-

fluß auf sein Jahrhundert, den kein Gelehrter unserer Zeit auf eine Meile Weges hat. Es war ihm überaus leicht, von verliebten Ideen zu ernsthaften Gedanken überzugehen, bey jeder Gelegenheit von muthigen Entschlüssen zu kühner That. Petrarcha, der vor den Füssen eines Weibes weinte, seufzte, winselte wie ein Kind, der für Laura nichts als weiche, schmachtende Gedichte schrieb, die Liebe ihm eingab: schrieb sobald er seine Augen nach Rom kehrte, Briefe voll alten Römergeistes, im männlichsten und muthigsten Styl. Könige vergassen über dem Lesen seiner Lieder Essen und Schlaf; aber Er war bey mehrern Jahren nicht mehr der verliebte Dichter allein, der nur zu den Füssen seiner spröden Geliebten Gesänge seufzte, nicht mehr der weibische Sklave, der die Ketten einer stolzen Gebieterinn küßt, die ihn mit einem Scheine von Widerwillen verachtet; Er war ein kühner Republikaner, der Liebe zur Freyheit in ganz Italien erschallen ließ. Er selbst leutete die Sturmglocke wider alle Tyrannen.

Deutschland läßt seine größten Dichter, in Adlersgestalt, geruhig aus ihrem Kämmerlein zur Sonne fliegen, und von der Sonne wieder herab in ihr Kämmerlein. Hasen laufen, Puterhahnen kullern, Eulen lauschen, und Gänse schnattern, etwa indeß im Thale; mehr thut die deutsche Nation nicht. Petrarcha schwang seine Flügel mit grösserer Wirkung. Er war ein Staatsmann, ein Minister, vom ersten Range; er ward in den wichtigsten Sachen von Europa zu Rathe gezogen, und in den feinsten Unterhandlungen gebraucht. Er war ein Menschenfreund, der überall umhergieng, die Fackel der Zwietracht auszulöschen; ein ungewöhnlicher Geist, den die größten Fürsten aufsuchten, um sich nach ihm zu bilden, und die grosse Kunst Völker glücklich zu machen von ihm zu lernen.

Aus solchen Zügen sieht man doch, daß Petrarcha, seiner Liebe ungeachtet, alle Vortheile der Einsamkeit genoß. Er gieng nicht, wie viele Schriftsteller glauben, nach Vaucluse um näher bey Laura zu seyn, denn Laura lebte in Avignon, sondern um Laura und den Hof zu fliehen. In seinem kleinen, dort an einem hohen Felsen gelegenen, und mit Wasser umflossenen Gärtchen, erhub sich sein Herz über seine Schicksale. Er hatte freylich einen unruhigen Kopf; er war freylich sehr oft nirgends gerne als da, wo er nicht war, und nicht seyn konnte; er konnte sehr oft nicht was er wollte, und wollte eben so oft nicht was er konnte; er suchte immer etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarcha hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie! Aber eben diese höhere Kraft zum Empfinden und Erkennen machte ihn doch bey guter Laune, fähig alle Vortheile der Einsamkeit so gut zu geniessen, als irgend ein Sterblicher vor ihm und nach ihm sie genossen hat; und dann ward ihm Vaucluse, ein Tempel des Friedens, ein Wohnplatz der Ruhe, und ein sicherer Hafen gegen alle Stürme der Seele.

8. Der König Robert von Neapel entzog sich oft, viele Stunden hindurch, den ernsthaftesten Geschäften, und las bis tief in die Nacht hinein, die Werke des Petrarcha, ohne weder an Essen noch Schlaf zu denken. Anm. J. S.

Liebe wird also im Ganzen, in der Einsamkeit nie überwunden, aber getauft und geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit einem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht, und wegschwatzet. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglücket dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entwöhnt auch sie dich, durch freye und süsse Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle, und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs, und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles so unübertreflich lehret, und sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung; kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe der nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenossen würde, und keine Empfindung die sich nicht beyden Herzen mittheilete! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, alles wichtig seyn was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und geniesset, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über alles, selbst das geringste Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilet, mit Ruhe, Zufriedenheit, und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusammentreffen, dann kann Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gesinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verscheuchen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer üblen Laune gemildert, die Heftigkeit unserer Leidenschaften besänftiget, und der bittere Kelch des Lebens versüsset. So er-

7. Wie sich aus dem dem vierten Bande des Originaldrucks von Zimmermann beigegebenen Namenregister ergiebt: der Leipziger Prediger Zollikofer.

heitert sich Alles in der Einsamkeit, durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freylich nicht immer, tiefe Schwermuth in süsse Melankolie. Alles was mit Milde in die Seele wirket, ist Balsam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, sind darum jedem Kranken, und jedem Leidenden so willkommen. Ach wenn mir auch sonst alles in der ganzen Welt misfiel, wenn ich alles was ich hatte nicht mehr mochte, wenn Unlust an allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hofnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze schöne Erde zu einer Grabesstäte machte, so lag doch noch immer für mich, in weiblicher Güte, eine tröstende Kraft. Nichts versüsset mehr unsere Leiden als die Ueberzeugung, daß sie einer liebenswürdigen Person nicht gleichgültig sind.

So wie weiblicher Verstand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, so beruhigt sich auch der Schwermüthige, beym Anblicke von tausend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt sich dann in sanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süsse Melankolie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlasset. Junge Frauenzimmer auf dem Lande von fünfzehn und achtzehn Jahren, von feiner Empfindung und weitsehendem Blicke, haben diese süsse Melankolie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melankolie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melankolie in Vivis (Vevay) als er dort an den schönen Ufern des Genfersees gieng. Mein Herz, sagte er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward aufs zärtlichste erweichet, ich seufzte, ich weinete, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort auf einen grossen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Wasser fielen!

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süssesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jahre saß ich, unter gleichem Drucke, oft in stillen Schatten, an denselben schönen Ufern. Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den Bäumen am Genfersee! Einsamkeit heilet ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustande auch gerne ungeheilt. So sanft, so süsse leiden, traurig seyn ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit allem vorziehen; gerne alleine seyn, an dem klaren See, auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet;

33 f. Kein Schweitzer und kein Fremder von einigem Gefühle sah die schönen Ufer des Genfersees, und alle die lieblichen Naturscenen umher, und dann den ganzen majestätischen Horizont der diese grosse Wasserfläche begrenzet, und erinnert sich dieß alles nicht mit Liebe; und riß nicht zuletzt, beym Abschied, seine Augen weg von dem geliebten Anblick, mit eben der Wehmuth mit der man Abschied von einem Freunde nimmt, den man nicht hoffet jemals wieder zu sehen. Anm. J. G.

oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun und denken lassen was sie will: dieß ist ein Zustand, den jeder Jüngling sich wünschen soll, weil er das Alter fliehet.

Alleineseyn ist nicht ohne Ausnahme gut, für alle Traurigen und Betrübten. Meine Thränen flossen mir nur heisser, geliebter Hirschfeld, als dein schönes Buch über das Landleben herauskam, und du mir das Buch schenktest, und ich die rührende Stelle fand, in der du schienest mir ins Herz zu rufen: Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen Säuseln der Luft, das Herz zerschmilzt in eine stille Wehmuth. Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen, und wir empfangen mit ihnen eine sanftere Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verschwinden nach und nach. Der Geist widersteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen, und eine weise Gelassenheit bricht, wie eine heitere Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmernisse der Seele hervor, im Genusse der stillen Anmuth des Landlebens

Es giebt Betrübte, die bey jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern wenn sie eine von der erblaßten verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und ohnmächtig hinfallen würden bey dem Grabe das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie. Keinen Reiz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab, von der lieben Hand, die sie führen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, Menschen von heftiger Gemüthsart, dabey sind sie gewiß krank; ihre Behandlung fordert treue Liebe, und grosses Nachgeben.

Einsamkeit hat hingegen mächtige Reitze für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bey der wahrhaftesten und aufrichtigsten Traurigkeit, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Traurige nenne ich glücklich, wenn niemand sie in ihrer Traurigkeit störet, so sehr mir auch mein Herz bey dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seyen nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene die in eine

3f. Rührend und wahr sagt Petrarcha: Illos annos egi tanta in requie, tantaque dulcedine, ut illud ferme tempus solum mihi vita fuerit, reliquum omne supplicium. Anm. J.S.

Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der erschrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beynahe tödtet. Das Urtheil wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irthum ein Unmensch, und das willst du nicht, und bist du nicht. Aber ich nenne solche Betrübte glücklich, denn ihre Nerven sind so gebaut, ihr Blut ist so gemischet, daß solcher Schmerz und solche Trübsale ihren Verstand nicht erwürgen. Sie geniessen was jene fliehen. Sie finden Himmelsfreude in der beständigen Richtung nach ihren geliebten Todten.

Mancherley grosse und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens, werden besser in der Einsamkeit überwunden als in der Welt, wenn nur die Seele irgend eine leidenschaftliche Richtung auf einen fremden Gegenstand nimmt. Mancher glaubt, daß ihm nun nichts mehr übrig sey, als Verzweifelung, oder Tod; er irret sich, Verzweifelung führet zu nichts. Aber wenn er in seiner Kammer mit Eifer nach irgend einer Reihe von wichtigen Wahrheiten forschet, dann werden seine Thränen vertrocknen, dann wird ihm alles Schwere leicht, dann wird ihm sein Unglück verschwinden.

Ueble Laune und Grämeley verschwinden in der Einsamkeit bey dem kleinsten Herzensgenuß, bey jedem Schatten von häuslicher und ländlicher Glückseligkeit. Ueble Laune ist ein heßlicher unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeuget. Vor solchem Unglück darf man nur blos seine Thüre abschliessen. Grämeley ist zwar erdrosselter Zorn, den Männer mit Blicken und Gebehrden stillschweigend äussern, und den das schöne Geschlecht auch wol zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Viele Traurige erhohlen sich in der Einsamkeit weit besser als durch alle Weltzerstreuung. Kommt der Traurige nur erst in äusserliche Ruhe; reitzet, drücket, und hemmet ihn nichts; wird er nun nicht mehr misverstanden; kann er nur erst mit sich selbst fertig werden: so wird er auch mit allem übrigen in der Welt fertig, und so verschwindet oft schon alle Melankolie und alle Unlust am Leben. Die Fortschritte der Besserung sind zwar in solchen Fällen bey dem weiblichen Geschlecht immer schneller als bey uns. Junge Weiber fliegen schon, indem melankolische Männer noch kaum kriechen. Eine zarte Frau wird leicht umgeworfen, und steht leicht wieder auf; aber freylich nicht so sehr durch Einsamkeit, als durch weniger abstracte Hilfsmittel, immer viel eher durch etwas das ihre Sinne reitzet, und durch dieselben an ihrem Herzen zaubert. Die Krankheiten der Männer hingegen wachsen langsam, wurzeln tief, und sitzen fest; gegen diese muß man alles anwenden, was wirksam ist mit dauerhafter Kraft. Weniges nützet hier nichts. Man muß auch überall versuchen was etwa die Seele auf den Körper vermag. Diese verdrängt oft grosses Unheil, ist oft ein mächtiger Schild gegen alle Pfeile des Schicksals.

Grosse Seelen werfen ab, und ferne von sich weg, was andere peinigt, necket, reitzet, und nagt; heroisch wenden sie sich um, von dem was ist, zu dem was seyn muß. Eine grosse Seele wird ihrem Körper eben so gewiß aufhelfen, als eine kleinere Seele den ihrigen aufreibt.

Ort und Umstände muß man nur immer ausfinden, wo die Seele nach ihrer besondern Natur am liebsten wirket. Spieltische, grosse Gelage, Assembleen, sind für die meisten Menschen Nahrung und Labsal; aber sehnst du dich nach Einsamkeit, weil du weißt wozu Einsamkeit nützet, so ist nirgends Ruhe und Herzensgenuß für dich, als in der Einsamkeit.

Weg also in der Moral, wie in der Arzneykunst, mit allen Compendiumslehren und allgemeinen Räthen, die der genaue Beobachter auf den besondern Fall nicht anpassend findet. Weg mit allen untrüglichen Recepten von Zerstreuung gegen Hypochondrie. Wer einem aus Kränklichkeit, Freyheitsliebe, Geschmack und Neigung einsamen, alle Unruhe, allen Zwang, allen Zeitverlust in seinem Hause verabscheuenden Menschen, als ein specifisches Mittel gegen Hypochondrie rathen würde, daß Er Assembleen gebe in seinem Hause; daß Er junge, hüpfende, und federleichte Dämchen einlade, die bey ihm wohnen auf Wochen und Monate; daß Er für dieselben Gastereyen anstelle, jeden Abend bis an den andern Morgen: der heilet ihn vielleicht von der Hypochondrie durch den Zorn den solche Menschenkennerey erreget, oder durch das Lachen das sie verdient. Nichts ist wahr, in allen Dingen wo Verstand blos auf Sehen und Erfahren beruhet, als was anpaßt und trifft. Von sehr vielen hypochondrischen und melankolischen Menschen, kann man mit Wahrheit sagen: laßt sie alleine, so sind sie zerstreut.

. . . . . .

Wortregister

zu den in diesem Bande enthaltenen Autoren.

Lichtwer.

ankörnen 35.
Bav 24.
Bestreiter 24.
Blackfisch 29.
Donnerstrahl 25.
durchbildern 16.
ersenfzen 35.
fliegen lernen 35.
Güldeschmaus 22.
Haferschwaden 39.
heisch gesungen, sich 24.
hinte 39.
Katzenzahl 22.
Mäusezimmel 22.
rungen 24.
sichtig 26.
vergeben 30.
Vorlauf 41.

Pfeffel.

Arcan 60.
Borstdorf 73.
brävsten 70.
Curialien 68.
fron 72.
Granadier 66.
Grummet 70.
Huronen 65.
Lojoliten 73.
Opernschach 70.
placitieren 74.
Regalien 68.
Samogitien 68.
Tobolskiten 65.
unversiegt (Nachttopf) 73.
Ziegenbohnen 60.

Kästner.

aufzustutzen 111.
Frohn 100.
gefodert 99.
gelodert 99.
henken 107. 110.
Janhagel 104.
Lohn, das 108.
seyn 103.
solt 103.
ungebähnt 110.
Wetterglas 111.
wieß 104.

Göckingk.

Abgemartert 193.
Abgott 146.
Affentanz 145.
Aster 169.
Balsam 160.
Bancozettel 147.
Basta! 178.
Bauren 181. 204.
bedauren 153. 181.
Bekänntniß 140.
Bilderscheere 194.
Blendlaterne 182.
Blesse 180.
Bude 143.
deutsch 199.
dingen 155.
dreust. 172.
Einsiedeley 143.
Eisenhammer 185.
Empfindsamkeit, süßlallende 199.
Empfindung 198.
entschlagen 182.
Firlefanz 145.
fleng 173.
Flitterstaat 144.
fröhnen 116.
Gallenfieber 144.
Gaukelspiel 141.
Gespinste 166.
giftbestrichen 155.
Gold regnen 138.
heil 198.
Herzensröhren 185.
Hespen 190.
Höschen 181.
Hussa! 154.
Kamp 170.
knisternd 158.
krauen, sich 158.
Läufer 145.
Langerweile 147.
Lendenlahm 180.
Livery 154.
Martha 193.
Meise 158.
Meßingblech 144.
müsseet 182.
Näpfchen 152.
Newmarket 199.
Niete 141.
Phrynen 147.
Pilgrim 144.
Pistolen 146.
Plunderkammer 199.
Pracht, dem 153.
Quelle, welchem 141.

Reiß 196.
Rifle 151.
Röhren, des Ohrs 198.
Röhren Mark 166.
Ruder 148.
schadenhungrig 161.
schier 148. 150.
schlafkörnervoll 177.
Schmerl 153.
Schooßhund 145.
Schwur, dem 165.
Silberbarren 198.
Spatze 188.
spielen 206.
Spleen 162.
Syren 172. 175.
spüren 187.
Statüen 163.
Steckenpferd 140. 144. 159.
Stockpferd 157.
Stricke 200.
Tand 192.
Taschenspiel 146.
Threnodien, Abend- 7. 156.
Trankgeld 174.
traumt 187
trauren 201.
trillen 162.
Truthahn 181.
umliegen 188.
ungegessen 165.
ungetrunken 165.
Vogelirei 145.
Wanst 155. 162.
Weide 156.
Wetterfahne 158.
Wörterkram 178.
Wohlschmack 149.
Zähen 204.
Zähre 165.
Zitter 161.
Zofe 145. 163. 164.
Zuckerbrod 164.

Mendelssohn.

Abänderungen 275.
abwiegen 321.
Acht 268.
Aechzen 300.
anhängig 317.
Anlandung 307.
anwandeln, dir 308.
Begreifliche, das 306.
beschwängert 274.
Beständheit 313. 325.
beut 325.
Bewandniß 291. 299.
bewenden lassen 273.
bindig 295. 321.
Bindigkeit 304.
Bitterkeit 256.
darbeut 309.
dauren 291. 296.
dornigten 300.
Eingeweide 261.
Einleuchtung 290.
entschlafen 271.
entsehen 310.
entstehen 262.
Erdstäublein 305.
Erhaltungskräfte 261.
erwarten 310.
erwarten, meiner 326.
Erweislichkeit 289.
fabelhaft 260.
feurig 256.
fortdauren 291.
Fühlung 313.
Gedenthares 307.
Gerechtsame 321.
Geschicke 275.
gewirkt 260.
Gift, der 255. 263. 327. 328.
Gifttrunk 263.
Gnüge 244.
Grundwesen 305.
Gutfinden 309.
Hausweiber 327.
Himmel, die 317.
Inbegriff 301. 301.
irren lassen, sich 269.
Lebenskräfte 274.
Lust 256.
Mannhaftigkeit 269.
mehrentheils 306.
merklich 277.
Mißhelligkeit 283.
Mittelstraße 295.
Mündel 261.
Musik 258.
Naturtriebe 313.
nunmehro 302. 309.
Oberherr 261.
pflanzigt 280.
Rathschluß 311.
rechtigen 324.
Rechtens 322.
rechtsüchtig 296.
Reizung 290.
rennen 262.
Rhede 307.
rückweise 277.
Sandhaufen 300.
Schlieser 257.
schnurstracks 273. 305. 508.
Schutzrede 262.
Scorpionsliche 290.
Sinnen 268.
Sonnenstäublein 305.
Syhären 305.
stätt 313
Tausendkünstler 295.
Trank 263.
trauen 289.
Trieb 299.
tröpfeln 329.
umwankend 292.
Unähnlichkeit 295.
Ungrund 284.
Unterherr 315.
Urstoff 301.
verdrüßlich 288.
Verhältniß, die 300
verscheiden 262.
Vormund 261.
Vorschmack 288.
vorwenden 296.
weichmüthig 256.
Wertmeister 260.
Wettläufer 249.
wider ihren Dank handeln 283.
Widerwärtigkeit 288.
wiederfähret 293.
Wollust 256.
Zähren 256.
Zuckungen 329.
Zusammenhängen 301.
Zweifelsüchtige 296.

Zimmermann.

Abderitheit 466.
abhärten 472.
Abhaltung 386.
abseite 359. 425.
Abtilgung 394.
Abwickeln 404.
achtsam 429.
Aderlässe 435.
advokatisiren 385.
Aktenkasten 372.
allemal 429.
Allmacht 477.
Alltagsgesichter 431.
Alltagskopf 378.
Alltagsköpfe und Köpfchen 411.
Alltagssitte 371.
angeekelt 365.
angeipnen 388.
anhalten 475.
anmerken 390.
anschwärzen 383.
anstämmend 432.
ansinken 385.
artlich 480.
auflodern 361.
aufraffen 422.
Augenbraunen runzeln 482.
Ausarbeitung 419.
ausathmen 369.

Ausflucht 357.
Ausfluß 489.
ausgepreßt 402.
ausgetröpfelt 402.
ausgewichen 439.
ausschlagen 476.
ausstehen 381.
Auswechslung 363.
bäurische Unmanier 460.
Bauernkittel 391.
beklommen 369.
beliebig 426.
Belustigungen 365.
Bemäntelung 432.
Besinnlichkeit 464.
Besorglichkeit 481.
Besorgnisse 433.
Bettelbuben 379.
bettelhaft 399.
Bettelmönch 391.
Beugung 436.
Biedersinn 474.
bisgen 405.
Blähung 434.
Blendwerk 427.
blumichten 391.
Bocksprünge 458.
Brach 447.
Bret 376.
brummen 380.
brummig 385.
Bude 400.
buntscheckigt 458.
Burgstall 394.
Celle 357. 359.
Dämchen 379.
Denkfreyheit 457.
Dienerey 369.
Disteln und Dornen 428.
Dreck 455.
Dümmlinge 400.
durchgesichtet 445.
einhaken 384. 367.
Einkehr 427.
eiskalt 431.
Empfindeley 409.
Empfindlichkeit 433.
Empfindsames 171.
Empfindsamkeit 430. 484.
empfiglich 398.
entmannen 410.
entschlevert 445.
erbärmlich 367.
erdreisten 478.
erdrossen 460.
erdrosselt 500.
Erhöhung 425.
erinnern 488. 498.
erinnern, ihm 479.
erinnern, mir 435. 463.
erkühnen 381.
ersäufen 431.
erschlaffen 388.
erschlaffend 461.
Esel 162.
Faden plur. 368.
fahnenähnlich 447.
Fallstricke 426. 439. 441.
faltenschlagend 479.
faseln 390. 395. 462.
fasernakt 458.
Federkrieg 473.
Federlesen 445.
Feuertopf 471.
Fibern 433.
fliegsam 390.
Flistern 438.
Flohbisse 426.
foppen 407.
Fopperey 461.
fröhnen 410.
frömmelnd 398.
Fußstapfen 430.
gackeln 383.
gallsüchtig 475.
Gang 457.
Gassendreck 478.
Gastereyen 501.
Gebürge 357.
Geburt 419.
gedeyen 372.
Geferthinn 435.
gehaschet 466.
geil 395.
geitzen 475.
Gekröse 443.
Gemengsel 489.
Gemurmel 450.
gerädert 464.
gerupft 471.
Geschmacksführer 378.
geschmeidig 399. 425.
Geschmeidigkeit 461.
Geschmeiß 455.
geschmissen 363.
Gesichtsverziehung 429.
Gesunse 383.
gestiefelt 445.
Gewaltshaufen 435.
Gezische 383.
gleisnerisch 393.
glückleer 404.
Glückaustheiler 404.
Goldschlünde 392.
Grämeley 500.
grämeln 484.
Greuel 362.
grillenhaft 489.
hämisch 460.
Hagelschlag 500.
Handwerksmäßig 372.
Handthierung 391.
Harke 391.
Harnisch 466.
Hartsinn 474.
hartsinnig 359. 363.
Hausen 378.
Hechel 456.
Hecheln 407.
Hecke 358.
Heerstrasse 377.
herausgurgeln 378.
Herbstdieb 385.
Hermetisch 361.
Herumflattern 438.
herunterschlucken 478.
Herzensfreund 380.
himmelähnlich 370.
Himmelsfreude 427.
hinwelken 388
Hirngespinste 396.
hochwerth 370.
hohnlächeln 368.
hohnnecken 388.
Holzäpfel 362.
hucken 390.
hüpfen 411.
Hummeln 391.
ins Maul hören 407.
in Stiefel und Sporen 369.
inwendig 360. 393.
Inwendiges 370.
jammern 383.
jappen 369. 446.
Katheberschwänke 400.
kauen 474.
Kautz 485.
keck 453. 481.
keichend 390.
Kerl 482.
kerzenhell 402.
Kinderhaube 479.
kitzlich 475.
kleben 367.
kleinsinnig 481.
Klösterliches 399.
Klugheitsregel 482.
Knall 466.
knattern 447.
körnicht 458.
Kopflähme 482.
Kraftknaben 397.
Krebsgang 478.
Kriechen 404.
Kutte 391.
laben 367. 151.
Labung 498.
lässig 463.
Landdame 364. 471.
Lappen 379.
lauern 360.
leben und weben 405.
leise 489.
lendenlahm 471. 477.
leutselig 379.
lichtscheu 480.
liebeln 492.
linkisch 422.
Lobgekreische 378.
lumpicht 407.
lungern 392.
Lustseuche 458.
Männerchen 365. 383
Magisterkappe 479.
manglen 389.

Marsch 390.
Mattherzigkeit 369.
Melderey 412.
Menschenflucht 437.
Menschenführer 366.
Menschengewühl 372.
menschenscheu 363. 427.
Meuchelmörderey 366.
Mietlinge 373.
milde 484
Ministerkenntnisse 404.
miskennte 416.
Mißgeburt 488.
Mönchsmanier 309.
Mühlenstein 372.
Musterungstage 461.
Nachtkappe 460.
Nachhall 422.
Nadelstiche 434. 479.
nagend 369.
Narrenspossen 368.
Neckereyen 432.
Neidhammel 407.
Nerv 461. 477.
Nervengebäu 433.
Nest 365.
Niedergeschlagenheit 363.
Nothdurft 362.
nothzüchtigen 395.
Organen 368.
persifliren 378.
Pfaffheit 391.
Pflichtswahn 372. 434.
pißen 404.
Polster 371.
Poltergeister 385.
Possenreisserey 342.
Pranger 377.
Prickeln 434.
prunkvoll 376.
Puppe 363.
Quartier 359.
Querfinger 382.
rädern 378.
rappeln 390.
Rechtlichkeit 488.
Richtscheid 378.
romantisch 467. 470. 472. 489.
rümpfen 379. 433.
runzeln 482.
satt 371.
Sattheit 371.
sauer 480.
sauersehend 406.
Schafsköpfe 370.
Schandnamen 409.
Schandschriften 379.
schauern 370. 384.
schauerigt 435.
schauericht 387.
Scheelsucht 378.
Schickerey 412.
schiefangigt 473. 480.
schief Maul machen 400.
schimpflich 381.
Schlafrock 400.
schlank 425.
Schlankheit 403
schlicht 465.
Schmähsucht 368. 376.
Schnack 367. 434. 453.
schnacken 367. 447.
Schnacksucht 454.
schnellthätig 476.
Schnickschnack 367.
schnüren 479.
Schöpsgesicht 417.
schrinnt 457.
Schulfuchshofnung 407.
schußfrei 472.
Schußgebet 360.
Schwärmerey 483. 489.
schwarzgallicht 360.
schwatzen 447.
schwatzselig 366.
Schwerigkeit 366.
Schwindelgeister 441.
schwindlicht 425.
Selbstgenuß 371.
Selbstheit 397.
Siberier 368.
Splitterrichter 478.
spücken 390.
Steifigkeit 423.
Steifsinn 488.
Steinhagel 479.
sticheln 407.
Stiftungsbrief 394.
stille 464.
Stubenehrgeitz 407.
Stümper 363.
Styl 459.
subaltern 378.
Tag 478.
todtgebohren 380.
Treibjagd 370.
Treibjagen 438.
Triebkraft 371.
Triebwerk 372.
Tritt 458. 459. 483.
Ueberbleibsel, der 373. 420.
Ueberspannung 489.
Uhrwerk 397.
Unadel 482.
Unbelebtheit 415.
Unflat 452.
ungesalzen 368.
Untöpfe 422. 452.
Unlauterkeit 461.
Unmanier, bäurische 460.
Unrath 378.
Unregsamkeit 432.
Unterwürfigkeit 430.
Unzucht 368. 462. 463.
Urbanität 460.
vegetiren 429.
verdauen 460.
verheelen 364.
vermaledeien 385.
Vernunftmann 431.
verruffen 471.
verschliffen 452.
verschryen 422.
verstehen 358.
Verstoptes 411.
Vertragsamkeit 405.
verwundbar 426.
viertheilen 378.
Visitenhunger 370. 410.
Visitenschnak 363.
Volksgewitter 379.
vollblütig 460.
Wäsche 394.
wässericht 378.
waden 421.
wahrheitreich 419.
wahrheitvoll 469.
waldichten 360. 391.
Wasser 466.
weggefoltert 436.
wegzaubern 419.
weichlich 429.
weitschweifig 469.
Weltgewirre 410.
Weltknechte 424.
Weltling 359. 369. 410. 427. 463.
Weltmann 403.
Weltsatt 415.
Weltumgang 363. 369. 403.
widerhaarig 384. 385.
Widerwillen 372.
wiederkauen 384.
Windfahne 478.
Winkelgeschmack 473.
Winkelpolitik 473.
Wirkungskreis 476.
Witzeleyen 480.
Witzlinge 378.
Witzwuth 379.
wochenblattmässig 481.
Wohlnehmen 367.
wolkenfrey 430.
wühlen 436.
wunderlich 467. 468.
wurmen 458.
Wust 416.
zadigt 472.
Zaunpfahl 364.
Zeddel 463.
zeittödtend 483.
Zeitverderb 370.
zerbersten 367.
zerplatzen 426.
Zerstreuungssucht 410.
ziehen 378.
Zickzack 473.
zimpe Damen 388.
Zornschale 396.
Zoten 368.
Zudringlichkeit 376.
Zwangsumgang 372.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Fabeldichter.

M. G. Lichtwer.

Seite

Einleitung (mit dem Porträt und Fakſimile Lichtwers) . 3

Lichtwers Aeſopiſche Fabeln.

1. Die beraubte Fabel . . 13
2. Phyllis und der Vogel . 14
3. Der Fuchs 15
4. Die Laſter und die Strafe 17
5. Der Löwe und Wolf . . 17
6. Der Mohr und der Weiße 18
7. Phöbus und ſein Sohn . 19
8. Der Rieſe und der Zwerg 20
9. Die Katzen u. d. Hausherr 22
10. Der Adler und Molkendieb 23
11. Der Hänfling 24
12. Der Hühnerhund . . . 26
13. Die zween Jupiter . . 27
14. Vogel Platea, u. d. Reiger 27
15. Der Eſel und die Dohle. 28
16. Die Fiſche 29
17. Des Vulkanus drey Ehen. 29
18. Die Zauberinn 31
19. Die ſeltſamen Menſchen . 33
20. Der Fuchs und Adler . 34
21. Der Affe und die Uhr . 36
22. Der Aepfelbaum und Nelkenſtock 36
23. Die Rehe. 37
24. Das Pferd und der Eſel 38
25. Die Flinte und der Haſe 39
26. Die Mäuſe 39
27. Charon und Mercur . . 40
28. Die blinde Kuh . . . 41
29. Die Weſpe und der Knabe 42
30. Die Schnecke und die Grille 43

G. K. Pfeffel.

Einleitung (mit dem Porträt und Fakſimile Pfeffels) . . 47

G. K. Pfeffels Fabeln.

1. An den Leſer 59
2. Der kranke Löwe . . . 59
3. Der Fakir 60
4. Der Wolf und der Löwe 61
5. Der Affe am Hofe. . . 61
6. Der Floh 63
7. Der Adler und der Papagey 63
8. Der Ochs und der Eſel . 64
9. Der Retter 65
10. Recept wider den Krieg . 65
11. Das Johanneswürmchen . 66
12. Schmetterling und Biene 67
13. Der Affe und der Löwe 67
14. Der Adler und der Weyh 68
15. Die Bärin 68
16. Das Pferd u. d. Maulthier 69
17. Der Pfau 69
18. Die Tobakspfeife . . . 70
19. Der Fund 72
20. Die Exegeten 73
21. Der Eſel 74
22. Die Krücken 75
23. Das Elixir 76
24. Der Schatz 77
25. Reichsgeſchichte der Thiere 79
26. Die Schwalbe u. d. Storch 80

Satiriker.

A. G. Käſtner.

Seite

Einleitung (mit dem Porträt und Faſſimile Käſtners) . 85

Sinngedichte aus Käſtners vermiſchten Schriften.

1. Auf Keplern 97
2. An Hrn. Chriſtlob Mylius 97
3. An die untergehende Sonne 97
4. Vortheile der Weisheit . 98
5. Die veränderlichen Triebe der menſchlichen Alter . 98
6. Auf die Begräbniſſe des Pompejiſchen Geſchlechts . 98
7. Das Todtenopfer, an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis 98
8. Von dem Verfaſſer des Buches: des livres difficiles à trouver . . . 99
9. Das ſeltene Buch . . . 99
10. *Ποδας ὠκυς Ἀχιλλευς* . 100
11. Das deutſche Kriegsweſen 100
12. Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn 100
13. Auf eines Reiſenden Urtheil vom — Weine 101
14. Eben deſſelben Klage über — — — Wein . . . 101
15. Auf Brühiers Buch von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes . . 101
16. Nachahmung aus dem Horaz 101
17. Räzel 102
18. Auf den Palmbaum, der 1749 im Garten der Kön. Preuſ. Ak. der Wiſſ. reife Früchte trug 102
19. Auf den Hrn. Hauptmann St**. 102
20. Auf einen Bär . . . 103
21. An Herr Prof. Gellert . 103
22. Eine Stunde 104
23. Charaktere 104
24. Freye Ueberſetzung einer Stelle aus dem Eloge de M. de la Mettrie Mem. de l'Ac. R. des Sc. de Pr. 1750. p. 5 . 105
25. Charakter des Hrn. de la Mettrie 105
26. Die letzten Worte des Hrn. von la Mettrie . . . 105
27. Von einem ſchöpferiſchen Dichter 105
28. An einen Freymäurer . 105
29. An den Setzer der hamburgiſchen freyen Urtheile 106
30. An einen Rechtsgelehrten 106
31. Von einem Philoſophen . 106
32. Gewiſſensberuhigung . . 106
33. Zuſatz zu der Frau Doctorinn *** Inauguraldiſputation 107
34. Auf einen guten Freund 107
35. Auf eben denſelben . . 107
36. Das Glücke der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande 107
37. Die Dichter 108
38. Urſachen, warum die Dichter vom Podogra frey ſind 108
39. Die Algebra der Stutzer 109
40. Als ein Buchhändler eines Materialiſten Tochter heyrathete 109
41. An Herrn Liſcov . . . 109
42. Ueber Herr Profeſſor Gellerts Programma zum Antritte ſeiner Profeſſion . 109
43. An den Verfaſſer der allemanniſchen Brüder . . 110
44. Die Schmetterling . . 110
45. Grabſchrift eines Engelländers 110
46. Das Wetterglas . . . 110
47. Das gelehrte Kind . . 111
48. Deutsche Verse mit lateiniſchen Buchſtaben 111

	Seite
49. Auch Hexameter . .	111
50. Eine Gesundheit . . .	111
51. Eine andere, an den Verfasser der satyrischen Schriften	112
52. Noch eine Gesundheit an Herrn Prof. Gellert . .	112
53. Auf einen Sprachenkenner	112
54. Auf einen Schrank . .	113
55. Ueber eine schlechte Satire auf einen schlechten Dichter	113
56. Auf den Ryßwicker Frieden	113
57. Nach dem Englischen . .	113
58. Eines Sachsen Wunsch auf Carl den XII.	113
59. Fragment oder Anfang einer Poematologie . .	114

E. L. G. Göckingk.

Einleitung (mit dem Porträt und Faksimile Göckingks) .	117

Episteln.

1. An Goldhagen . . .	137
2. An Exter in Zweibrücken	150
3. An Tertullia	163
4. An Herrn **	168
5. An seinen Bedienten . .	180

Aus den Liedern zweier Liebenden.

1. Bei Uebersendung des Schlüssels zur Gartenthür	185
2. Nach dem ersten nächtlichen Besuche	186
3. Der Frühlingsmorgen .	188
4. Als sie Amarant auf der Reise vermuthete . . .	190
5. Alles, nur nicht die Ruhe	191
6. Einladung auf das Land	192
7. Bei Zurücksendung der Lettres de Babet . .	193
8. Bey Uebersendung einer Locke	194
9. Nach der Vorstellung von Romeo und Julie . .	195
10. An Amarant	196
11. An Nantchen	197
12. Antwort.	198
13. An sein Reitpferd . .	199
14. An Nantchen, als er erfuhr, daß sie ihre Hand an einen Andern überlassen wolle	200
15. An Nantchen	202
16. An Nantchen	205
17. Als er erfuhr, daß er an seinem bisherigen Wohnorte bleiben werde . .	207

Popularphilosophen.

Moses Mendelssohn.

Einleitung (mit dem Porträt u. Faksimile Mendelssohns) .	213
Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele . .	253
Erstes Gespräch.	255
Zweytes Gespräch	288
Drittes Gespräch	308

J. G. Zimmermann.

Einleitung (mit dem Porträt u. Faksimile Zimmermanns) .	333
Ueber die Einsamkeit . . .	355
Erstes Capitel . . .	357
Zweites Capitel . . .	362
Drittes Capitel.	371
Fünftes Capitel	396
Neuntes Capitel	408
Aus dem zehnten Capitel .	445
Aus dem eilften Capitel. .	481

Wortregister 502

LG.C
M6665f

23273

Author Minor, Jacob (ed.)

Title Fabeldichter, Satiriker und Popular-philosophen des 18.Jahrhunderts.

NAME OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU